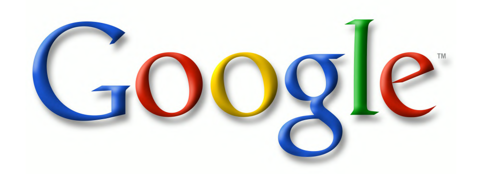
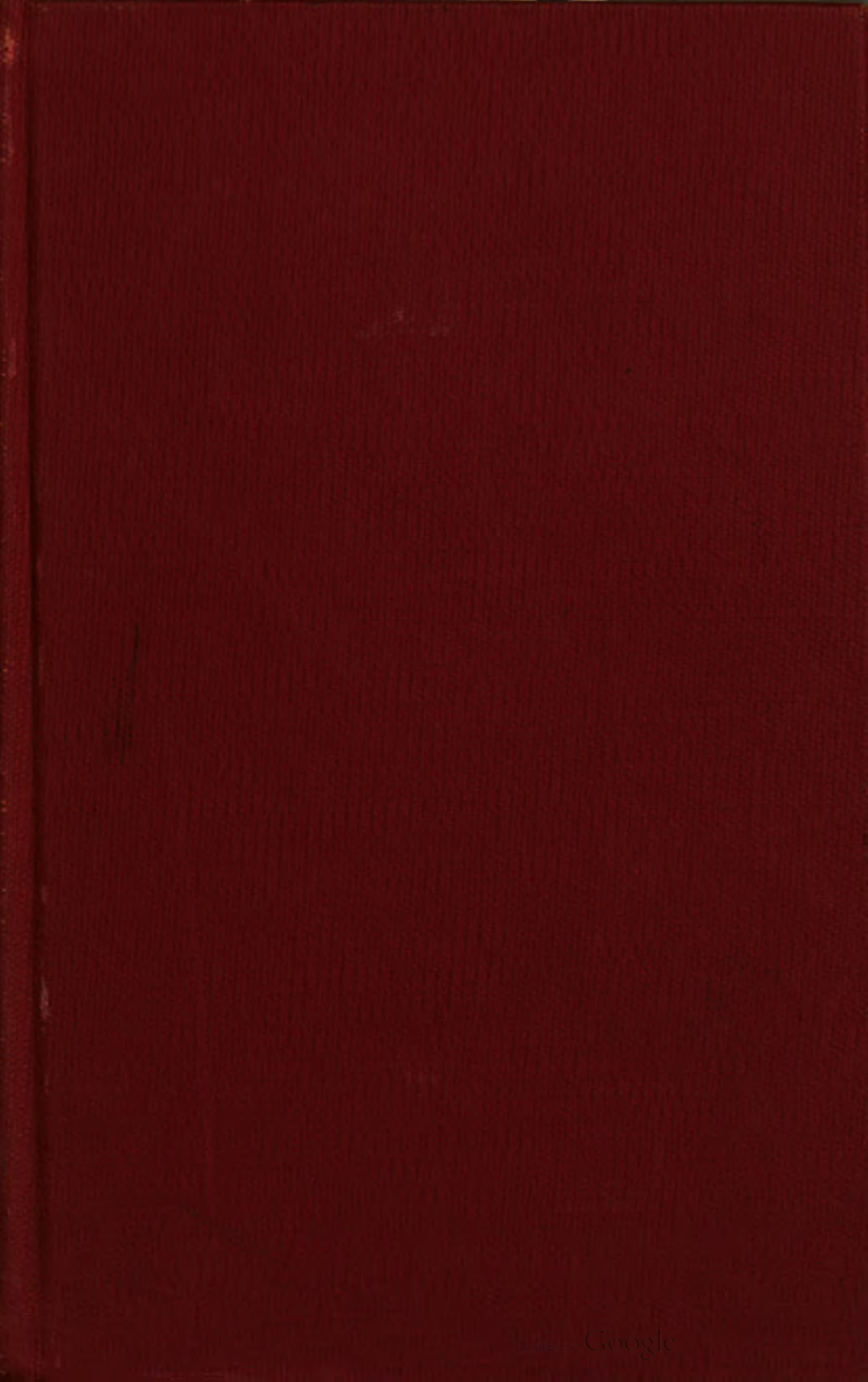
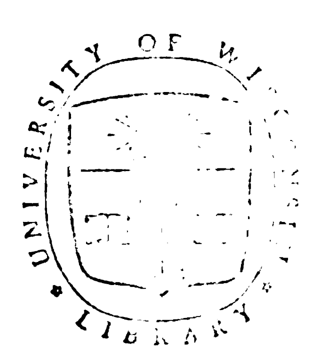






ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1896.





INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXII, 1 december 1895

ZUR VOLKSKUNDE UND MYTHOLOGIE.

Aufsätze über märchen und volkslieder von Reinhold Köhler. aus seinem handschriftlichen nachlass herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt. Berlin, Weidmann, 1894. 152 ss. 8°. — 3 m.

Badische volkskunde. von Elard Hugo Meyer. [Sonderabdruck aus Alemannia jahrg. xxii.] Bonn, PHanstein, 1894. 23 ss. — 0,50 m.

Mit einem warm empfundenen, die bedeutung Köhlers ohne übertreibung ins licht stellenden nachruf aus der feder Erich Schmidts eröffnet sich die zuerst genannte schrift; den schönen schlussworten: 'mit ehrfurcht blicken wir diesem allkundigen, bescheidenen, reinen manne nach' fügen wir den ausdruck der überzeugung bei, den vollen tag der anerkennung werde noch die zukunft bringen. ist es überhaupt möglich, zu den ursprüngen menschlicher dichtung vorzudringen, so kann es nur auf den von Köhler gebahnten wegen geschehen. ohne sich dem einfluss der Benfeyschen theorie zu entziehen, hat er sich doch so viel unabhängigkeit des urteils gewahrt, dass er auch den hinterasiatischsten zeugnissen keine höhere beweiskraft zugestand, als ihnen nach lage des einzelfalles gebührte (vgl. zb. Jahrb. für rom. und engl. litt. 7, 13). die sechs vorträge über volkskundliche themen, die hier aus seinem nachlasse veröffentlicht werden und zu denen Bolte dankenswerte ergänzungen aus neuerer litteratur hinzugefügt hat, waren mit ausnahme des ersten bisher noch nicht gedruckt. ihre überschriften lauten: 'Über die europäischen volksmärchen', 'Eingemauerte menschen', 'Sanct Petrus, der himmelspförtner', 'Die ballade von der sprechenden harfe', 'Von glück und unglück', 'Das hemd des glücklichen'. unsre aufgabe kann nicht sein, an einzelnen beispielen zu zeigen, welchen wert die gelehrten nachweise und glücklichen combinationen gewinnen, wenn sie in einen weiteren geschichtlichen zusammenhang gerückt werden. haben sie doch, wie sie sich geben, reiz genug, die teilnahme des lesers zu fesseln, und erschliefsen so tiefe perspectiven, dass auch fernerstehnden eine ahnung aufgehn muss von der wissenschaftlichen bedeutsamkeit dieser untersuchungen, die noch immer, nicht blofs vom grofsen haufen, über die achsel angesehen werden. den beschluss macht ein sehr willkommnes 'Verzeichnis der schriften', eine liste all der weit zerstreuten arbeiten und beiträge, durch die der immer hilfbe-

reite gelehrte die wissenschaft gefördert hat. aus den teilweise schwer erreichbaren arbeiten eine sorgsame auswahl für einen oder mehrere bände 'Kleiner schriften' zu treffen, ist im plane, wie ESchmidt in der Berliner Zeitschrift für volkskunde 2, 425 mitteilt. möge es bald gelingen, ihn zur ausführung zu bringen, und möge die aufnahme, die das vorliegende kleinere ehrengedächtnis findet, zur errichtung des gröfseren und würdigeren denkmals mut und unternehmungslust wecken, damit der mann, der, ein Schmeller der volkskunde, alles wuste, aber zeitlebens das πλέον ἥμισυ παντός hochhielt, doch noch mit einem ganzen seiner lebensarbeit sich darstelle.

Nicht auf eine abgeschlossene tätigkeit, sondern auf ein verheifsungsvolles würken in der gegenwart und zukunft lenkt unsern blick das zweite schriftchen, ein aufruf zur mitarbeit an einer geplanten badischen volkskunde. es 'haben sich zunächst drei germanisten in Freiburg zusammengetan, von denen der eine, dr Pfaff, das auf die äufseren culturverhältnisse und die volkslitteratur bezügliche, prof. Kluge alles mundartliche und der verfasser dieser skizze die sage und sitte des volks bearbeiten wird'. dass EHMeyer sich vorzugsweise über das ihm zugewiesene gebiet auslässt, rührt nicht blofs von persönlicher vorliebe und sachkunde her, sondern hat seinen grund darin, dass gerade diese dinge geeignet sind, die teilnahme weiterer kreise wachzurufen. die bei dieser gelegenheit vorgetragenen ansichten sind aus des verf.s Germanischer mythologie bekannt. es wird viel wert auf 'deutung' gelegt, ganz besonders aber auf construction der urzelle, aus welcher alles dämonen- und götterwesen hervorgegangen sei, und das berührt sich mit der heute beliebten auffassung, wonach die hauptsache götter und religion sind, mythus und mythologie in den hintergrund treten. mir haftet an dieser übermenschlichen welt zu viel leichenduft und grabeshauch, den der zu hilfe gerufene sturmwind nicht zu verwehen im stande ist. wer unbeirrt durch ältere hypothesen (Goldziher Der mythos bei den Hebräern s. 162; Schultze Ebräische mythologie s. 147) den biblischen bericht erwägt, wie Jacob am bache Jabok die nacht hindurch mit einem manne rang und ihn erst, als die morgenröte kam, auf seine dringende bitte losliefs, der wird finden, dass neben dieser uralten theophanie zu Pniel, wo der patriarch 'Gott von angesicht gesehen', M.s darlegungen über den alptraum sich allzu dürftig ausnehmen. als beispiel einer 'deutung' sei angeführt, was über den getreuen Eckhart gesagt ist; er soll eine personification des vor dem ungewitter herziehenden säuselns sein. nun mag es seinen reiz haben, die in der sage feststehnde figur, über deren poetisch-technischen ursprung auf Sphinx II 414 verwiesen werden darf, jeweils, wann das 'wilde heer' vorüberzuziehen scheint, widererkennen zu wollen, und von dieser vorstellungsweise ward vor jahren in einer novelle

'Der geraubte spielmann' gebrauch gemacht; aber wo es sich um ihre genesis handelt, steht zu befürchten, der herr werde so wenig im stillen, sanften sausen als im sturmwind zu finden sein. für geschichtliche betrachtung verteilt sich, was einem einzigen schöpfungsacte der phantasie zuzuschreiben freilich bequem genug wäre, auf lange zeiträume allmählicher fort- und umbildung, und da muss denn eine 'badische volksphantasie', von der gelegentlich die rede ist, angesichts der lebensdauer und wandelbarkeit eines zufallsgebildes wie Baden als ein wunderlicher factor erscheinen. wie sehr verbrämung und durchsetzung mit privater theorie einem sammelwerk schaden bringen könne, hat sich an der fleifsig gearbeiteten 'Deutschen volkssage' von Henne-am-Rhyn gezeigt. dass, worüber s. 4 geklagt wird, das deutsche mittelalter keinen realistischen roman hervorgebracht hat, ist ja schade; aber ein wort der freude über den schatz unsrer heldendichtung wäre vielleicht besser gerechtfertigt gewesen als das übertriebene entzücken, womit der Reuentaler und Wernher der gartenære verherlicht werden. je mehr wir überzeugt sind, dass die geplante arbeit in den besten händen ist, desto angelegentlicher sprechen wir den wunsch aus, es möchte von allerlei meinungen, die noch geraume zeit sub judice sein dürften, abgesehen und das augenmerk auf eine innere ausstattung von bleibendem werte gerichtet werden. wenn die in aussicht gestellten anmerkungen, statt der bisher üblichen aufs geratewohl zusammengetragenen varianten, beiträge zu einer sagengeographie brächten, würden sie das dankenswerteste darbieten, was bei solchem anlass zur förderung unsrer wissenschaft geschehen könnte.

Stuttgart, 17 febr. 1895. LUDWIG LAISTNER.

Gebruik der naamvallen, tijden en wijzen in den 'Hêliand'. door J. VAN DE VEN, S. J. bekroond door de k. Vlaamsche academie voor taal-en letterkunde. Gent, ASiffer, 1893. VI u. 236 ss. — 3 frcs.

Eine syntaktische arbeit kann mancherlei vorzüge haben: vollständigkeit des materials, übersichtliche gruppierung, erkenntnis der regeln des sprachgebrauchs. die vorliegende schrift besitzt keinen dieser vorzüge. auf die mitteilung des gesamten materials, das ja übrigens von andern schon gesammelt ist, verzichtet sie, und der verf. hat alles getan, um seinen stoff so verwirrt und schlecht als nur möglich vorzuführen. confusion und unwissenheit verleihen dem buch seine signatur.

Über die citiermethode gibt s. 14 aufschluss. vdV. folgt der ausgabe von Heyne aufser in den teilen, die vom dat. und acc. handeln. hier habe er die beispiele den werken von Pratje entnommen, welcher der ausgabe von Sievers gefolgt sei. mit andern worten, überall, wo vdV. von Pratje abhängig ist — nicht nur in den abschnitten über dat. und acc. — erscheinen die

beispiele in der schreibung des Cott. mit der verszählung von Sievers, dort wo er selbst gesammelt hat — und mitunter bringt er auch für den gebrauch des dat. selbst gefundene, gewöhnlich sehr unpassende beispiele — in Heynes geregelter, auf der schreibung des Mon. beruhender orthographie mit circumflexen und Heynes verszählung. dieses verfahren ist charakteristisch für vdV., der nirgends seinen stoff beherscht und, wo er sich an vorgänger anschliefst, über unverständige abhängigkeit niemals hinauskommt.

So behält er druckfehler Pratjes gewissenhaft bei; zb. *magwinni* s. 45 wie bei Pratje Dativ s. 7. ebendas. steht bei Pratje *quam ok uurdigiscapu them odagen man orlaghuila* (v. 3354 f): *quam* ist druckfehler für *quamun*. vdV. übersetzt aber s. 45 ganz flott: 'door de wordschap (also *uurdigiscapu* als instr. gefasst) kwam ook de laatste stond tot den rijken man'. das ist um so hübscher, als eine seite früher[1] dasselbe beispiel in Heynescher orthographie mit dem richtigen *quâmun* erscheint und übersetzt wird: 'de beschikker kwam ook tot den rijken man (het wordschap, of wat ging worden)'.

Pratjes behandlung des dativs und instrumentals ist gewis nicht einwandfrei; es wäre aber für vdV. sehr gut gewesen, wenn er sich ganz streng an seine quelle gehalten hätte. wo er abweicht, ist es vom übel. Pratjes disposition hat er nicht verstanden. er teilt den abschnitt über den dativ in 5 unterabteilungen. von diesen ist 1 = Pratjes A I; 2 cap. 1 = A II; 2 cap. 2 = A III; 3 dem titel nach = B, die einzelnen capitel entsprechen aber nur den unterabteilungen von Pr.s B I; 4 = B II; 5 = C. diese abweichungen sind durchaus nicht bedeutungslos. A III behandelt den dativ bei denjenigen verben, deren tätigkeit den unter I und II aufgeführten entgegengesetzt ist. der abschnitt kann daher unmöglich mit A II zu einer einheit zusammengefasst werden. durch die überschrift von vdV.s 3 'Datief in verband met den ganschen zin' entsteht der schein, als ob die unter 4 behandelten dative nicht 'in freierer verbindung mit der ganzen aussage des satzes' stünden. — unter B II 1 behandelt Pr. die verbindung des dat. mit prädicativen adjectiven. er unterscheidet a) adjectiva, welche gewohnheitsmäfsig und b) adjectiva, welche nur nach erfordernis mit einem dativ verbunden werden. bei vdV. s. 66 ff wird daraus 1 (= Pr.s a) De datief met praedikatieve adjectieven; 2 (= Pr.s b) Adjectieven welke zelve eenen datief beheerschen! — mitunter kürzt vdV. ganz unverständig. vgl. s. 64: 'De in den datief staande persoon is in zoo ver doel der handeling als hij, in wiens voordeel de handeling geschiedt, met een ander substantief in possessive of in andere betrekking staat'.

[1] es gehört zu den gewohnheiten vdV.s, die zu einem gröfseren abschnitte gehörigen beispiele erst dispositionslos in Heynescher orthographie, dann nach Pratjes unterabteilungen geordnet vorzuführen.

das ist natürlich ein completer unsinn; um zu erfahren, was gemeint ist, muss man Pr. s. 24 nachschlagen usw.[1]

Überall zeigt vdV. die gröste confusion. das princip seiner einteilung der casuslehre sind die acht casus der sanskritgrammatik, ja er sagt geradezu (s. 15) 'in het oudsaksisch komen acht naamvallen voor'. er behandelt also unter 'instrumental' oder 'ablativ' alle casus, insofern sie die functionen des alten instr. oder abl. haben, also unter 'ablativ' den ablativischen genitiv in fällen wie v. 1442 *libes bilosian* (s. 130). aber schon s. 27, bei der darstellung des genitivs, finden wir dasselbe beispiel in einer unterabteilung, die vom genitiv der trennung handelt. — in einem abschnitt 'Over het gebruik der naamvallen in het algemeen' trifft man zwischen zwei regeln über die congruenz des prädicativen adjectivs mit dem subject die bemerkung, dass auf den bestimmten artikel mitunter das starke adj. folge (s. 17), s. 56 unter den beispielen für dat. bei verben des verhehlens, verweigerns usw. v. 5700 (H.) *suohtun im lioht ôðer,* wo *im* reflexiver dativ ist, der erst s. 76 besprochen wird. — der auf s. 74 unten beginnende § 2 entspricht Pr.s § 27 und soll nach der überschrift den dativ in verbindung mit einem präpositionalausdruck als prädicat behandeln. es sind fälle gemeint wie *ik scal im te frumu uuerthan.* da treffen wir plötzlich eine gruppe von fünf und bald darauf eine gruppe von vier beispielen, bei denen wir uns vergeblich nach einem prädicativen präpositionalausdruck umsehen, zb. 487 *lioht allun elitheodun.* das letzte beispiel der ersten gruppe 5967 (H.) *ist ink jâmer hugi*, das hier mit der falschen übersetzung 'ons beiden is het gemoed bedroefd' auftritt, war s. 72 an passender stelle, ohne circumflex auf *jâmer*, mit Sievers verszählung (5965) und mit richtiger übersetzung ('de zin is u beiden treurig') vorgeführt worden. — s. 136 list man '5699 *bênon bebrâkon* (locatief) — aan de beenen braken'. man weifs nicht, wie ein d a t i v in l o c a t i v i s c h e r bedeutung unter der rubrik 'De instrumentaal als ablatief' aufgeführt werden kann. den schlüssel zu einigem verständnis liefert vielleicht Pratjes bemerkung (Dat. s. 67), dass Rückert den dativ in diesem beispiel für local hielt.

Wir haben schon öfters gesehen, dass derselbe Heliandvers an verschiedenen stellen verschieden aufgefasst und übersetzt ist. ein hübsches beispiel dafür ist die behandlung von v. 263. s. 54 steht *ni forhti thu thînun ferhe* unter den belegen für dat. nach

[1] bei der behandlung des instrumentals unterscheidet Pr. s. 49 ua. d) waffen im eigentlichen und uneigentlichen sinne, e) sonstige sachen, die zur ausführung der handlung benutzt werden. vdV. folgt genau der Pr.schen einteilung, lässt aber bei e) 'sonstige' weg, wodurch 'zaken' in gegensatz zu 'wapens' gebracht wird. s. 144 lesen wir bei vdV. 'in een handschrift wordt de locatief van het doel met *at* uitgedrukt'. das geheimnisvolle schweigen über den namen der hs. erklärt sich, wenn man Pr. s. 71 f nachschlägt: '*at* kommt öfter nur in éiner hs. vor, während die andere *an* hat'.

-verben, die eine geistesbewegung nach einem ziel ausdrücken; s. 131 erscheint der vers als beispiel für den dativ in der bedeutung des ablativs 'van vrees' — vdV. hat nämlich nicht erfasst, dass der ablativ bei verben des fürchtens dasjenige bezeichnet, wovor man sich fürchtet. s. 140 endlich ist der vers ein beispiel für locativischen dativ. an den beiden ersten stellen wird übersetzt: 'vrees niet voor uw leven', an der letzten: 'vrees niet in uw leven'. ähnliches findet man noch oft.

Die tempus- und moduslehre gibt der casuslehre nichts nach. vdV. kennt resp. citiert Streitbergs abhandlung über perfective und imperfective actionsart im germ., Beitr. 15, 70 ff. welchen nutzen er aus ihr gezogen hat, lehre die definition (s. 152 a. 1): 'De perfective actionsart is de vorm de uitdrukt, dat eene werking voltooid of te voltooien is' und die tatsache, dass er part. *uuordan* 5594 gegenüber *giuuordan* 374 als imperfective form auffasst. bei der behandlung der tempora geht er weder von der form noch von der bedeutung aus, sondern legt ein schema zu grunde, das der schulgrammatik anderer sprachen entnommen ist. so unterscheidet er s. 164 ff acht tempora des indicativs: präsens, parfait indéfini, imperfectum, plusquamperfectum, futurum, futurum exactum und endlich zwei conditionale : voorwaardelijke tegenwordige und voorwaardelijke verleden tijd. die meisten belege, die er für diese beiden 'tempora' gibt, zeigen natürlich das, was wir andern bisher opt. oder conj. prät. genannt haben, und s. 172 werden auch ganz ähnliche beispiele für den gebrauch des optativs angeführt.

Nirgends eine zusammenfassende darstellung des modusgebrauchs im nebensatz; was an einzelnen stellen darüber gesagt wird, ist vielfach schief oder geradezu falsch. s. 201 wird behauptet, dass, während got. in sätzen, die von einem positiven comparativ abhängig sind, der ind., in sätzen, die von einem negativen comparativ abhängig sind, der opt. stehe, as. in beiden fällen der opt. vorkomme. allerdings scheint vdV. auch seine eigenen ansichten über got. formenlehre zu haben[1], denn s. 208, wo gesagt wird, dass in temporalsätzen, die den as. mit *êr than* eingeleiteten entsprechen, got. der ind. stehe, führt er als beweis an Mt. 6, 8, wo es heifst *faurþizei jus bidjaiþ ina,* und s. 189 hat er offenbar *usfulljanda* Luc. 1, 20 für einen opt. gehalten. dass nebensätze als beispiele für den gebrauch der modi im hauptsatze erscheinen und umgekehrt, dass eine bemerkung über den

[1] auch wol über altsächsische. s. 171 wird gesagt, der opt. habe in hauptsätzen ua. auch die function analog dem griech. opt. mit ἄν eine bescheidene behauptung auszudrücken. als beispiel wird v. 5640 (H.) angeführt: '*ik standu under theson fiondon hier.* s. 210 ist der erste beleg für indicativ in temporalsätzen der gleichzeitigkeit 4335 (H.) *sô hwan sô gi . . gisehan*; umgekehrt stehn s. 215 eine menge bedingungssätze mit indicativischem verb als beispiele dafür, dass in conditionalen sätzen, die blofs eine möglichkeit bezeichnen, der opt. präs. sich finde.

übergang von indirecter in directe rede in dem abschnitt über die relativsätze gebracht wird, dass dasselbe beispiel (v. 5654 S.) in verschiedener orthographie einmal den gebrauch des präsens als wahres präsens, einmal seine verwendung als futur illustrieren muss uam., nimmt uns nicht mehr wunder.

Durch das ganze buch ziehen sich falsche, oft lächerlich falsche auffassungen des Heliandtextes. man vgl. s. 21 '2790 *The gio thegnes ni ward* — die nooit onder eenen man stond'. der gen. soll von *werđan* abhängig sein. v. 2790 f (H.) lautet aber: *the gio thegnes ni warđ wis an iro weroldi.* — s. 28 '3016 *that he aftihe brôdes barnun* — berooven van brood en kinderen'. — *eldibarn* wird s. 63 und s. 123 mit 'tijdkinderen' übersetzt; *allun elithiodun* s. 74 mit 'allen tijdvolken', während es s. 75 richtig 'voor al de vreemde volken' heifst. — s. 72, '2490 *trewa sind so guod*[1] *gumono gehuilicon* — weest getrouw, goed voor allen menschen'. — die *r*-casus der st. adjectivdeclination fasst vdV. öfter als comparative: s. 121 '5946 (H.) *torohterô têknô,* met een duidelijker teeken'; s. 122 '1816 (soll heifsen 816) *fragôda sie wisarô wordô* — zij vraagde met wijzere woorden'[2]; s. 184 '1824 *hwand it an fastoro ni was erđu getimbrôd* — want het en is (niet) op vastere aarde getimmerd'. — s. 131 '3446 (soll heifsen 3456 H.) *forlâtid gramôno* — verlaat het kwaad'. *gramono* soll genitiv der trennung sein. die stelle lautet: *gramono forlatit uuretharo uuillion.* — s. 226 '3473 *fâhit im te beteron* — hij (vangt aan) begint (hem) zich te beteren'. *beteron* ist alles ernstes für einen inf. genommen. der vers lautet vollständig: *fahit im te beteron than uuordon endi uuercon.* — s. 227 '4291 *hwan is eft thîn wan*[3] *kuman te adômienne* — wanneer is weder dijn won (lust) komen om te oordeelen'! dieselbe übersetzung s. 229. — *uuerthend* 4312 C wird s. 233 als part. präs. gefasst.

Solchen irrtümern gegenüber, deren zahl sich stark mehren liefse, erscheint es beinahe geringfügig, wenn vdV. infinitive wie *bedan* (statt *biddian*) und *hlahan* ansetzt (vgl. s. 58 und 123), oder wenn er *frâgon* und *fergon, hladan* und *hleotan* für identisch hält (s. 23, resp. 25). das buch strotzt obendrein von druckfehlern.

Mit gutem gewissen kann ich das urteil fällen, dass vdV.s 'gekrönte preisschrift' von der wissenschaft als nicht geschrieben zu betrachten ist.

Baden N.-Oe., sept. 1894. M. H. Jellinek.

[1] im Heliand heifst es *guoda*; vdV. hat hier, wie sonst noch einigemale, den text nicht nachgeschlagen, sondern für Pratjes abkürzung 'g.' einfach die unflectierte form gesetzt.

[2] wie man sieht, ist hier aufserdem *sie*, der acc. pl. masc., für den nom. sg. fem. angesehen worden.

[3] *wan* hier ohne circumflex, der bei Heyne steht.

Zur kenntnis des oberfränkischen im 13. 14 u. 15 jh., mit berücksichtigung der ältesten oberfränkischen sprachdenkmäler von OSCAR BÖHME. Leipz. diss. Leipzig, GFock i. comm., 1893. 83 ss. 8°. — 2 m.
Die mundartlichen elemente in den elsässischen urkunden des Strafsburger urkundenbuchs von dr ERWIN HAENDCKE. [Alsatische studien. heft 5.] Strafsburg, KJTrübner, 1894. 48 ss. 8°. — 1,50 m.

Mit vergnügen entledige ich mich des auftrags, Böhmes tüchtige doctordissertation zu besprechen. sie stellt sich die aufgabe, das oberfränkische nach aufsen schärfer von den nachbarmundarten abzugrenzen und besonders nach innen genauer zu gliedern. als kennzeichnend wird vor allem die geschichte des germ. *d*, aufserdem das anl. und einzelne inl. *p*, die nichtverschiebung des *t* in den bekannten formwörtern und wenige andere consonantische verhältnisse behandelt. indem diese tatsachen über ein ausgedehntes sprachgebiet mit reger litterarischer tätigkeit, sowie vom beginn der denkmäler bis ins 15 jh. hinein im zusammenhang verfolgt werden, bekommen wir ein stück würklichen sprachlebens zu sehen. wir werden nicht mit dem statistischen material, einigen lautregeln nebst den begleitenden ausgleichserscheinungen abgefunden, sondern es werden uns auch die mannichfachen bezüge aufgedeckt, die von landschaft zu landschaft bestehn, in der sprache des geschäftlichen verkehrs und höherer culturzwecke hin und her weben und schliefslich wol auch die eigentliche volksmundart beeinflussen.

Der gang der untersuchung und die wesentlichsten ergebnisse sind in kurzem folgende:

Die von Müllenhoff aufgestellte unterscheidung zwischen südfränkisch und rheinfränkisch [1] ist beizubehalten. der hauptunterschied zwischen Isidor und Otfrid, bei jenem inl. *d* — mit einigem schwanken, welches sich aber fast auf einzelne bestimmte wörter, besonders *fater*, *muoter*, *muot* und *got* beschränkt — bei diesem *t*, wird durch ältere und jüngere urkunden vollkommen bestätigt. auch Otfrids anl. *dr* für germ. *tr* findet sich in den südfränk. urkunden wider. abweichend von ihm haben sie inl. *nt* zu *nd* erweicht und zeigen im anlaut neben *d* selten *t*. die rheinfr. urkunden stimmen mit Isidor, nur haben sie, in folge

[1] ich lege sonst keinen besonderen wert auf die wahl von namen, sie erfüllen meistens doch nicht den zweck zu definieren, sondern sind nichts weiter als marken. aber 'rheinfränkisch' scheint mir denn doch besonders unglücklich gewählt. am Rhein, auf dem rechten ufer bei Koblenz geboren und aufgewachsen, seit langen jahren in Bonn ansässig, muss ich mich jedesmal erst überzeugen, dass ich mittelfränkisch, im gegensatz zu rheinfränkisch spreche. auch nach aufsen versteht man unter den 'Rheinländern' doch die leute etwa von Düsseldorf bis Mainz, noch ganz besonders die von Düsseldorf bis Koblenz; und deren mundart, die Heinzerling auch rheinfränkisch genannt hatte, soll nun gerade nicht rheinfränkisch sein. etwas besser schon, aber auch noch irreführend, wäre 'oberrheinfränkisch' statt 'rheinfränkisch'. am besten sind solche namen wie 'ripuarisch', bei denen man sich am wenigsten denkt.

nachweislich jüngerer änderung in der sprache, für sein *rd* vielmehr *rt* und im schw. prät. seinem *-da* gegenüber *-te*, im südlichen teil auch *lt* für *ld*. auch wenn wir die urkunden zweier einander so nahe liegender orte, wie einerseits Speyer, anderseits Worms ausführlicher betrachten, finden wir den unterschied bestätigt, obwol sich dabei zeigt, dass die anl. und inl. *d* etwa von 1350 ab schritt für schritt (durch schriftsprachlichen einfluss? vgl. s. 37) durch *t* verdrängt werden. die *d/t*-frage wird nun auch über das weitere südfr. gebiet verfolgt, welches in ein westliches und ein östliches zerfällt. in jenem hält sich anl. *d* bis ins 15 jh., in diesem herscht *t* bereits im 14. dabei wird die grenze zwischen südfr. und rheinfr. näher bestimmt. zum südfr. stimmen Otfrids lautgebung, die Pfälzer beichte, vier stücke aus der Vorauer hs., nämlich Summa theologiae, das Lob Salomons, die Jünglinge im feuerofen und Judith, sowie auch der Weifsenburger katechismus, wie gegen Braune und Pietsch zu betonen ist. wenn eben dies denkmal gegen die südfr. regel im anlaut *truhtin*, *tot* und *truncali* schreibt, so zeigen sich ähnliche ausnahmen, zum teil in denselben wörtern, auch bei O. und anderswo. allerdings weicht die orthographie der namen in den Weifsenburger urkunden vielfach ab (s. 35). das gibt B. anlass zu dem wichtigen hinweis, 'dass die deutschen namen in lat. urkunden nicht immer und in jeder beziehung den dialect der gegend widergeben'. dieser gesichtspunct, füge ich hinzu, ist sehr wol zu beachten. auch hier geht die formgebung von bestimmten stellen aus, die allerdings je nach zeit und gegend mannichfach wechseln können. ebenso wie mit den namen, verhält es sich mit andern latinisierten deutschen termini, zb. den juristischen: in mehr oder weniger fest geprägter form wandern sie durch die litteratur, und es lassen sich aus ihrer lautgestalt sicher noch rückschlüsse auf ältere mittelpuncte des staatlichen lebens gewinnen. nach dem excurs erfahren wir, dass die heutige ma. im anlaut und inlaut gleichmäfsig einen zwischen lenis und fortis stehnden mittellaut besitzt. darnach hat sich die aussprache geändert. übrigens stimmt der alte stand des südfr. so ziemlich mit dem elsässischen und schwäbischen überein.

Das südfr. verschiebt im gegensatz zum rheinfr. anl. *p* zu *ph*, mit welcher schreibung die affricata, nicht die aspirata gemeint ist. nur Speier spricht im gegensatz zur schreibung seiner urkunden *p*, und derselbe gegensatz zwischen schriftsprache und mundart wird später auch im rheinfr. aufgewiesen. in Weifsenburg hingegen spricht man *pf*. da O. *p* hat, so ist seine heimat weiter nördlich, zwischen Weifsenburg und Speier zu suchen (s. 40). die darnach noch besprochenen unterschiede zwischen südfr. und rheinfr. (s. 41) werden etwas kurz abgemacht; B.s ansicht über den l a u t des rheinfr. *b* für *f* wird nicht klar. natürlich sind die wesentlichen unterschiede zwischen den beiden

gebieten auch Braune nicht unbekannt. ich meine jedoch, dass wir gut daran tun, im anschluss an B.s darlegungen mit ihm die beiden mundarten entschiedener auseinander zu halten.

Der folgende hauptabschnitt über das rheinfränkische berührt die einteilung der nördlichen fränk. mundarten und bestimmt die grenzen zwischen rheinfr. und südfr. genauer. Fulda wird, ähnlich wie von Wrede, Zs. 36, 135 ff, vom ostfr. getrennt und dem rheinfr. zugeteilt. die Fuldaer beichte und Tatian mögen in Fulda entstanden sein, aber in Fuldaer sprache geschrieben sind sie nicht (43 ff). anl. und inl. *d* sind im rheinfr. unverschoben. in keiner der beiden stellungen ist ein mittellaut wahrscheinlich. das schwanken zwischen *d* und *t* erklärt sich teilweise durch südfr. oder ostfr. einfluss an den grenzen, grofsenteils durch vordringenden schriftsprachlichen einfluss. spontane verschiebung ist wahrscheinlich bei *rt* (warum nicht auch bei *lt*? vgl. s. 67 mit 61 ff) und beim prät. auf *-te*. anders liegt die sache, wenn einige wörter, zum teil dieselben, die auch schon bei Isidor auffielen und die wir sogar im mittelfr. in der auffallenden gestalt widerfinden, meistens inl. *t* aufweisen. auf grund der tatsache, dass auch in neueren mundarten ein unterschied bei den wörtern mit altem *d* hervortritt, indem dasselbe zum teil in *r* übergeht, zum teil nicht (zb. *laare* 'laden', aber *fadder*), will B. die auffallende erscheinung als mundartlich begründet ansehen (s. 54 ff). ich kann mich vorläufig von der richtigkeit nicht ganz überzeugen. mir scheint die frage erwägenswert, ob nicht auch einzelne wörter, selbst wenn sie von haus aus nicht fremd sind, von gewissen sprachschichten in der form anderer mundarten entlehnt werden und sich schliefslich in der fremden gestalt sogar in der volkssprache festsetzen. B. selbst weist darauf hin (s. 74), dass oberdeutsche elemente bis nach Nordthüringen und Obersachsen dringen; dafür kann man auch wörter mit *t* statt *d* anführen. im südfr. fanden wir im anlaut einzelne regelwidrige *tr*, darunter das wort *truhtin*, welches auch anderer orten durch seine lautgestalt auffällt. es ist wol sicher ein wanderwort der schriftsprache gewesen. Anz. XIII 220 f habe ich über die eigentümliche form des wortes *gut* im nd. gesprochen, die sich kaum anders, als aus entlehnung erklären lässt. ich möchte in dieser frage freilich nicht so weit gehn, wie neuerdings Bremer im vorwort seiner Phonetik, habe mich jedoch schon einige mal darüber ausgesprochen, dass ich sie bei jeder dialectuntersuchung möglichst berücksichtigt sehen möchte; vgl. Anz. XIII 213 f. XVII 99. ob in unserm besondern falle der mögliche einfluss eines mafsgebenden dialekts etwa noch mit andern factoren zusammentrifft, um jene formen zu begünstigen, wie auch sonst bei sprachlichen bildungen oft mehrere factoren beteiligt sind, ist eine andre frage. auch bei den präteriten auf *-te* wüste ich mir eine spontane verschiebung vorläufig nicht zurecht zu legen. hingegen kann das *-te* der verba

mit tonlosem wurzelauslaut, vielleicht auch der verba auf *r* (nach der verschiebung von *rd*) und der einfluss des zugehörigen participiums in betracht kommen. doch halte ich daneben auch die entlehnung der präteritalendung *-te* als solcher aus einer andern mundart für möglich. B. hat aber wol auch die mancherlei verschiedenen schreibungen, die für inl. *d* auftreten, nicht scharf genug ins gebet genommen, besonders *th*. am wahrscheinlichsten bleibt es immerhin, dass durch diese schreibung, die wol mit dem *th* der nhd. orthographie in einem zusammenhang steht, ein besonderer laut angezeigt werden soll, und dies könnte doch nur einer sein, der zwischen stimmhafter media und stimmloser oder aber aspirierter fortis liegt. indessen einer überzeugenden lösung werden sich diese fragen nur durch noch umfassendere untersuchungen, die auch den heutigen stand in sämtlichen beteiligten mundarten befragen, entgegen führen lassen. indem B. s. 66 ff seine ergebnisse zusammenfasst, weist er auch wider einigen denkmälern die genauere heimat an: den Strafsburger eiden Metz, dem Ludwigslied, der Lorscher beichte und Isidor den süden von Rheinfranken. beim Isidor wird auch die auffallende übereinstimmung mit alemannischen eigentümlichkeiten geltend gemacht, 'es ist anzunehmen, dass ursprünglich auch das südfr. diese eigentümlichkeiten mit dem alem. und dem südrheinfr. teilte. im 9 jh. sind sie im südfr., wie im rheinfr. dem fränk. sprachgebrauch schon gewichen'. vgl. dagegen Kauffmann Germ. 37, 250.

Anl. *p* ist überall unverschoben. aber *ph*, die affricata, verschafft sich in der schriftsprache, entgegen der volkssprache, immer weitere geltung. 'die sucht oberdeutsch zu schreiben erklärt sich aus dem übergewicht, das in jener zeit Oberdeutschland in litterarischer hinsicht hatte, und daraus, dass je länger je mehr weithin das bedürfnis gefühlt wurde, eine einheitliche, von den mundarten möglichst unabhängige schreibweise zu schaffen, um den schriftlichen verkehr, der nun immer gröfseren umfang annahm und vornehmlich in deutscher sprache stattfand, zu erleichtern'. unter diesem gesichtspunct ist auch das vordringen von *daz* für *dat* anzusehen, es entspringt nicht dem zufälligen einfluss der Mainzer oder Trierer kanzlei, sondern einem weiter verbreiteten bedürfnis, *dat* durch das oberdeutsche *daz* zu ersetzen (s. 78). B. gibt bei dieser gelegenheit auch einige allgemeinere beweise für den einfluss der schriftsprache. ich füge hinzu, dass auch in den von Höniger herausgegebenen Kölner schreinsurkunden des 12 jhs. die sprache der wenigen deutschen stellen oder einzelnen wörter nicht rein kölnisch, sondern von verschiedenen seiten beeinflusst ist. sehr wichtig ist ferner die beobachtung, dass das *rf* für *rp* (zb. in *helfen*, *dorp*) zu Köln sich sogar in der volkssprache festgesetzt hat: s. Blumschein in den Rhein. geschichtsblättern 1, 137 ff. zum schluss des abschnittes hebt B. einzelne unterschiede zwischen süd- und nordrheinfr.

hervor. der 3 unterteil des ganzen gebietes, das ostfränkische, erfährt keine besondere behandlung.

Es sind gerade keine neuen gedanken, die uns in der schrift geboten werden, und ich stimme auch nicht allen ansichten B.s zu. aber es verdient lobend hervorgehoben zu werden, dass er gelernt hat, worauf es ankommt, und nicht blofs, um es allenfalls mechanisch anwenden, sondern um mit würklichem verständnis auch unbefangen über das gelernte hinausgelangen zu können. auch versteht er mit geschick eine grofse und spröde stoffmasse zu meistern und die vielfach verschlungenen fäden auseinanderzulegen. dem gegenüber wird man einigen wenigen böcken des grammatikers nachsehen und dem verf. gerne wider begegnen als mitforscher für die geschichte unserer mundarten und schriftsprache, für die noch manche ähnliche untersuchung von nöten ist. —

Eine der eben besprochenen aufgabe sehr ähnliche stellt sich auch Händcke, indem er darlegen will, in wie weit und von welcher zeit ab sich in den Strafsburger urkunden das mundartliche element neben einem über der mundart stehnden gemeinmhd. typus der schriftsprache geltend macht. er bestimmt zunächst die zu benutzenden urkunden, wobei wir vernehmen, dass ein beachtenswerter unterschied zwischen den politischen und den privaturkunden zu beobachten ist, indem jene sich mehr mühe geben, den gemeinsprachlichen habitus zu wahren als diese. dann behandelt H. die einzelnen laute und die flexionsformen. ungeschickt ist die einteilung bei den nicht hochbetonten vocalen. erst kommen die mittelsilben, dann die präfixe, dann eine rubrik 'vocale der schwachtonigen silben' (zb. *ubir*, *zwischin*, die vorsilben von *dehein* und *einander*, dabei auch das *u* von *einhullecliche* und *missehulle*, ferner zb. das suffix *-nisse* und die wurzelsilbe von *dehein*); dann 'vocale der endsilben' (adverbia auf *-an*), schliefslich 'vocale der flexionssilben'. dieser mangel an klarheit verwundert uns weiter nicht, wenn wir sehen, wie H. auch sonst nicht das bedürfnis verrät, sich die dinge, die er bespricht, bis auf die einzelheiten deutlich vorzustellen, sondern sich mit einer ungefähren anschauung aus der ferne begnügt; man vgl. zb. die zusammenfassenden bemerkungen über die vocale der schwachtonigen silben s. 24 f. dazu tritt noch eine ungeschickte darstellung, bei der man oft nicht recht oder auch gar nicht versteht, was der verf. eigentlich meint; so am schluss von § 31 und in der anm. 2 von § 50. manchmal mag ungenügende correctur schuld sein, wie denn § 48 der druck ganz in unordnung geraten ist. s. 28 ist das wort *missehelli* achtmal als beispiel angeführt, aber nur einmal richtig, siebenmal, wie auch schon einmal auf s. 12, als *misschelli* gedruckt. das ist doch etwas arg! abgesehen davon, dass der dichter Colin s. 22 zu einem Philipp Cohn wird, sind mir sonst wortfehler nicht aufgefallen. schlimmer

noch ist die unzulängliche grammatische vorbildung H.s. gleich auf der ersten seite begegnen dafür verschiedene beweise. es ist deutlich genug, dass *schadigen* kein **skaþig* voraussetzt, also von 'widerstand gegen den umlaut' nicht die rede sein kann; *weschen* für *waschen* und *geweltiklich* kann man doch nicht zusammenstellen, und was die präterita *joch* und *sproch* betrifft, so haben sie natürlich den vocal des plurals, wären also an einer ganz andern stelle zu behandeln. beim umlauts-*e* ist *öbene* für *ebene* aufgeführt, *zwd* soll ein beispiel für *d* statt *ó* sein, § 15 wird die nebenform von *heilig* mit kurzem vocal verkannt und ebenda *enander* als beispiel für *e* statt *ei* in wurzelsilben angeführt, trotzdem es § 30 unter den vocalen der schwachtonigen silben behandelt wird.

Wenn bei einer arbeit so geringen umfangs so viel unklarheit und flüchtigkeit anzumerken fällt, wird man ihr nicht das vertrauen entgegenbringen, dass sie ihre aufgabe in allseitig befriedigender weise löse. da indessen der eigentlichen aufgabe durch die mängel im einzelnen kein allzu grofser eintrag geschieht, kann die schrift immerhin als ein dankenswerter beitrag zur frage nach dem kampf des vorbildlich-historischen, des mundartlichen und des gemeinsprachlichen momentes in der schriftsprache angesehen werden. über die mhd. schriftsprache äufsert H. sich s. 27, 30 und in den schlussbemerkungen; mit recht in dem sinne, 'dass an der existenz einer solchen gar nicht gezweifelt werden kann'. den endungen *-an* in adverbien, *-i* bei femininis und einigen andern mit vollem vocal gegenüber entscheidet er sich dahin, dass die formen aus einem älteren sprachtypus schriftsprachlich beibehalten seien, aber in der lebendigen mundart keinen rückhalt mehr gehabt hätten.

Bonn, januar 1895. FRANCK.

Geschichte der englischen litteratur von BERNHARD TEN BRINK. zweiter band. bis zur reformation. herausgegeben von Alois Brandl. Strafsburg, KJTrübner, 1893. xv und 658 ss. 8°. — 13 m.

Die angabe des titelblattes, auf welchem Brandl als herausgeber des ganzen zweiten bandes erscheint, ist nicht ganz richtig, war aber wol nicht anders zu fassen. blofs die zweite hälfte, vom 23 bogen (s. 353) an, ist nach dem tode des verfassers von seinem nachfolger auf dem Strafsburger lehrstuhle nach dem so gut wie druckfertig vorliegenden manuscript herausgegeben worden. nur eine kurze lücke (s. 565 z. 2 bis s. 566 z. 10) ist, wie Brandl in dem von pietätvoller gesinnung zeugenden vorworte bemerkt, von ihm ergänzt. aufserdem aber rührt das inhaltsverzeichnis und namentlich das vortreffliche, eingehende namen- und sachregister (s. 630—658) von ihm her. da dieses sich nicht nur auf den zweiten, sondern auch auf den ersten, schon 1877 erschienenen und von mir im folgenden jahre in diesem Anz. besprochenen

band erstreckt, in dem ein index empfindlich vermisst wurde, so hat Brandl sich damit um das ganze werk ein nicht zu unterschätzendes verdienst erworben.

Die schon 1889 erschienene, von ten Brink selbst herausgegebene erste hälfte des 2 bandes ist bisher in diesem Anz. unbesprochen geblieben, offenbar aus dem grunde, weil der im 5 buch, zwar nicht, wie Brandl in seinem vorwort sagt, 'mitten im satz', aber doch mitten in der betrachtung über die prosalegende von den h. drei königen abbrechende erste halbband ein baldiges erscheinen des zweiten voraussetzen, die erfüllung dieser hoffnung aber von semester zu semester vergebens auf sich warten liefs, bis der so beklagenswert frühzeitige tod des verfassers, der sich in seinem idealen streben nach möglichster vollkommenheit seines werkes so schwer genug zu tun vermochte, ihm die vollendung desselben und die herausgabe des in allzu grofser bedenklichkeit der wissenschaft bis dahin vorenthaltenen teiles überhaupt unmöglich machte. inzwischen ist nun aber jener erste halbband, der nicht nur die an sich wichtigsten erscheinungen der mittelenglischen litteratur, die würksamkeit eines Wiclif und Chaucer nebst ihrer umgebung, besprach, sondern auch durch die Chaucer schon früher von tB. gewidmeten epochemachenden specialuntersuchungen ein ganz besonderes interesse erregte, so allgemein bekannt geworden, dass es untunlich sein würde, auf seinen inhalt hier eingehend zurückzukommen.

Schon in seinem 1 bande hat tB. es meisterhaft verstanden, die litterarischen erscheinungen im lichte der weltgeschichte vorzuführen. bei keinem repräsentanten des englischen geisteslebens war dies notwendiger als bei Wiclif, dessen auftreten und würksamkeit den wesentlichsten inhalt des 1 cap. des 2 bandes bildet. wie er infolge seiner nationalen gesinnung ein gegner des papsttums wurde, wie er aber erst durch das schisma zur vollen klarheit hinsichtlich seiner stellung und aufgabe jenem gegenüber durchdrang, wie er sich in logischer consequenz des denkens seine eigene ansicht bildete über die abendmahlslehre, wie er anfangs populär war bei allen classen, wie aber der adel sich von ihm abwante, als die bauern die reformatorischen bestrebungen zum deckmantel der gesellschaftlichen revolution benutzten, wie er dann in der zurückgezogenheit zu Lutterworth die bibelübersetzung vollendete, deren stilistische eigentümlichkeiten im vergleich mit denjenigen seiner mitarbeiter trefflich charakterisiert werden, ebenso wie die seiner predigten und tractate, — alles das ist in so trefflicher weise geschildert, dass auch der historiker es mit interesse und nutzen lesen wird. die gestalt Wiclifs wächst zu plastischer deutlichkeit vor den augen des lesers empor, und dass der katholik tB. diesem ersten englischen reformator nach jeder seite seiner tätigkeit hin gerecht geworden ist, bedarf nach dem gesagten nicht erst besonderer versicherung.

Im weiteren verlaufe der arbeit steht dann natürlich zunächst Chaucer im mittelpunct des interesses. unzweifelhaft bildet dieser abschnitt des werkes, von cap. 5 bis zu ende des 4 buches, seinen interessantesten und wichtigsten bestandteil, der nicht nur für die einsicht in Chaucers entwickelungsgang und dichterisches schaffen, sondern auch für das verständnis der allgemeinen culturverhältnisse der zeit in England, Frankreich und Italien, die ja nacheinander und später, während der zeit seiner dichterischen reife, vereint auf ihn ihren einfluss ausübten, von gröster bedeutung ist.

Dass tB. hier seinen lieblingsdichter selber in treffender charakteristik der dichterischen und menschlichen persönlichkeit, und zwar ohne übertreibung seiner vorzüge wie auch ohne schönfärberei seiner schwächen, in gleich ansprechender zeichnung aber auch die hauptpersonen seiner umgebung, den einflussreichen gönner Chaucers, John von Gaunt, in seiner cynischen, skeptischen, pessimistischen denkart, den haltlosen, leichtsinnigen, gewalttätigen Richard II, die edle, liebenswürdige gemahlin Richards, Anna von Böhmen, den ernsten, moralisierenden, manchmal pedantischen Gower und andere ebenso lebendig dem leser vorführt, braucht kaum noch hervorgehoben zu werden.

Auch der plan der darstellung dieses zeitraums bleibt selbstverständlich der nämliche wie früher: überall trachtet der verf., die ereignisse in ihrer historischen entwicklung darzustellen. daher bespricht er zb. nicht etwa zunächst das leben und die dichtungen Chaucers im zusammenhange und dann die Gowers oder umgekehrt, — er sucht vielmehr nachzuweisen, wie die beiden dichter gegenseitig auf einander einwürkten und auch von andern litterarischen und historischen ereignissen in ihrem dichten und denken beeinflusst wurden. so treten uns denn Chaucers gedichte aus der 1 und 2 epoche seiner dichterischen tätigkeit, dh. vor und unmittelbar nach seiner ersten italienischen reise — Gowers Speculum meditantis und Vox clamantis — Chaucers Legende von guten frauen und einzelne seiner komischen, später den Canterbury-geschichten eingefügte erzählungen, wie die selbstbekenntnisse der frau aus Bath und die erzählung von Januar und Mai — Gowers Confessio amantis — Chaucers Canterbury-geschichten — Langlands Richard der unberatene — Gowers Chronica tripertita als ebenso viele hauptstufen organischer litterarhistorischer entwicklung dieser bedeutenden männer entgegen. dies verfahren bei der darstellung der litteraturgeschichte eines volkes ist gewis das richtige, vorausgesetzt, dass hinlänglich sichere grundlagen nachgewiesen werden können, auf denen sich solch ein bau mit beruhigung aufrichten lässt. diese nachweise ist uns aber tB. — gewis gegen seine absicht — in vielen fällen schuldig geblieben, weil ihm, dem kräftigen, anscheinend für ein langes leben bestimmten manne ein herbes geschick den

lebensfaden vorzeitig durchschnitten hat. dass der verdienstvolle verf. die nach dem erscheinen des 1 bandes seiner 'Geschichte der englischen litteratur' von verschiedenen seiten an ihn gerichtete mahnung, trotz der populären form seines werkes die für den durchweg wissenschaftlichen inhalt desselben, zumal für manche neu von ihm aufgestellte hypothesen, erforderlichen wissenschaftlichen belege nicht zurückzuhalten, zum wenigsten bei dem 2 bande zu beherzigen gedachte, das geht hervor aus dem anhang, den Brandl mitgeteilt hat und von dem er in der vorrede bemerkt: 'in dem bereits 1889 gedruckten teil des 2 bandes ist bisweilen auf einen anhang verwiesen, zu dem es in der tat gelang, eine handvoll blätter zusammenzufinden, nicht alle, die uns tB. versprochen hat, dafür aber einige unerwartete'. leider gewis bei weitem nicht alle! an recht vielen stellen, so zb. s. 78. 79. 89. 90. 133. 138. 149. 153. 174. 175. 179. 198 usw., ist in dem 1 teil des bandes auf den anhang verwiesen worden, ohne dass sich in den anmerkungen, die Brandl aus ten Brinks nachlass mitteilen konnte, der entsprechende nachweis vorfindet. dies beklagt man um so mehr, wenn man aus dem wertvollen inhalt einiger der anmerkungen tB.s, wie zb. aus der begründung der selbständigen entstehung des Präambulum der Frau von Bath (zu s. 130 z. 15) oder aus der bemerkung zu s. 155 z. 18 über willkürliche umstellung der reihenfolge der Canterbury-geschichten, einen schluss ziehen darf auf die gröfse des verlustes, den wir in den verloren gegangenen oder wol richtiger ungeschrieben gebliebenen anmerkungen erlitten haben. nur éins fällt auf an der fassung des mitgeteilten, nämlich, dass tB. dort, wo er, sei es polemisierend, sei es zustimmend, auf die forschungen anderer bezug nimmt, dies öfters in unbestimmter weise tut, ohne den titel der arbeit zu citieren oder den namen des verf. zu nennen, so ua. in den anmm. zu s. 184 z. 13, s. 190 z. 3 und zu anm. 2. ungern vermisst man auch zu der besprechung des Parlaments der vögel einen hinweis auf die untersuchungen John Kochs über dies gedicht, deren ergebnisse doch von tB. im gegensatz zu seiner früheren, in den Chaucerstudien entwickelten ansicht angenommen worden sind. eine solche art stillschweigender verwertung oder unbestimmter citierung früherer forschungen ist ungerecht gegen ihre verfasser und wenig rücksichtsvoll gegen die leser des buchs, die dasselbe zu wissenschaftlichen zwecken benutzen wollen. doch da tB. in späteren anmerkungen öfters genauer citiert, wenn auch nur in seltenen fällen so genau, wie es sich gehört, dh. mit vollständiger angabe des titels, autornamens, verlegers und verlagsortes, der auflage, jahreszahl und des formates des buchs bei selbständigen werken, so dürfen wir wol annehmen, dass auch die uns erhaltenen anmerkungen tB.s die letzte redaction von seiner hand nicht erhalten haben. aus eben diesem grunde und wegen des fehlens der

meisten belege zu den veränderten ansichten tB.s über die entstehungszeit einzelner dichtungen, wie zb. der seitdem ja namentlich durch die untersuchungen Lindners und Kaluzas beleuchteten übersetzung des Romans von der rose, die er früher zu beginn der dichterischen tätigkeit Chaucers ansetzte, jetzt aber nach der italienischen reise, müssen wir uns ein näheres eingehen auf diese und ähnliche fragen hier versagen. tB.s art des arbeitens, die ihn leider text und wissenschaftliche erläuterung oder begründung nicht gleichmäfsig und gleichzeitig ausführen, ihn auch wol streng historische arbeitsmethode nicht hinlänglich beachten liefs, hat sich eben durch seinen frühzeitigen tod als besonders verhängnisvoll erwiesen. so aufserordentlich wertvoll tB.s werk und speciell der Chaucer und seine zeitgenossen behandelnde teil für alle zeit bleiben wird, so schwer wird es der gewissenhaften forschung werden, auf der von ihm geschaffenen, aber auf ihre unbedingte zuverlässigkeit hin nur mühsam oder öfters garnicht zu prüfenden grundlage weiter zu bauen.

Da die anlage des buchs auch in den folgenden abschnitten im wesentlichen die gleiche bleibt, so gilt bei aller anerkennung der gelehrsamkeit, gewissenhaftigkeit und gründlichkeit tB.s diese mahnung zur vorsicht auch für die weiteren teile des werkes. indes, da es sich hier um abschnitte der englischen litteratur handelt, die weniger als die vorhergehnden das specielle forschungsgebiet des verfassers bildeten, für die er also begreiflicherweise eher und weniger ungern in die lage kam, auf die vorarbeiten anderer sich stützen zu müssen, so verliert das werk im weiteren verlaufe etwas mehr den — wenn ich mich so ausdrücken darf — vorwiegend subjectiven charakter. so nimmt tB. für seine ausführungen über Occleve auf die untersuchungen von John Koch, für seine angaben über Lydgate auf die arbeiten von Köppel, für die York plays auf die mitteilungen der miss Toulmin Smith eingehend bezug. dass dabei die eigenartigen vorzüge der darstellungsweise tB.s die nämlichen bleiben wie bisher, ist selbstverständlich. vortrefflich ist namentlich seine charakteristik Lydgates in seinem verhältnis zu Chaucer, während die von tB. in seiner anmerkung über die kleineren dichtungen Lydgates gemachten bemerkungen in einer schon vor der veröffentlichung des 2 halbbandes geschriebenen, demnächst in den 'Wiener beiträgen zur englischen philologie' erscheinenden abhandlung weitere beleuchtung finden werden. auch die mysterienspiele, sowol die grofsen collectivmysterien wie auch die kleineren gruppen und vereinzelten stücke, sind nicht minder treffend als die anfänge des zwischenspiels, der pantomime, der moralitäten charakterisiert worden. mit einer eingehnden, von ausgedehnter belesenheit und eindringendem verständnis zeugenden, gelegentlich zu poetischem schwunge (wie manche partien des buches) sich erhebenden schilderung der humanistischen bewegung und

ihres einflusses auf England, wo ihr in den neu gegründeten und aufblühenden hallen und collegien der universitäten Oxford und Cambridge eine heimstätte gewährt wurde, schloss der erste, von tB. selbst 1889 dem druck übergebene halbband im wesentlichen ab. doch wird er wol auch noch das 9, 10 und 11 cap., also den schluss des 5, von ihm 'Lancaster und York' betitelten buches, der mit dem vorhergehnden teile im innigsten zusammenhange steht, ohne unterbrechung ausgearbeitet haben. vermutlich hat er nur aus opportunitätsgründen mit bogen 22, mitten in einer zusammenhängenden betrachtung, den 1 halbband abgeschlossen, anstatt mit bogen 26, der die anfänge der schottischen litteratur bespricht und mit einer charakteristik der dichterischen tätigkeit Barbours den ganzen abschnitt (buch v) zu ende bringt.

Zwischen dem 5 und 6 buche aber enthält die darstellung offenbar eine gröfsere lücke. denn es ist trotz der fortlaufenden paginierung des tB.schen manuscripts, wovon Brandl berichtet, schlechterdings nicht möglich, dass der verf. so bedeutende und wichtige erscheinungen der schottischen litteratur, wie Wyntowns reimchronik, Blind Harrys Wallace und könig Jakob I, Kingis Quair, diese von dem ersten schottischen schüler eines Chaucer herrührende, für dessen einfluss auf Schottland so bedeutsame dichtung, von kleineren denkmälern ganz zu geschweigen, absichtlich übergangen haben sollte. da tB. aber, nach Brandls gewis richtiger bemerkung, 'wie ein dramatiker nicht von der ersten scene ab, sondern nach freier eingebung bald an diesem, bald an jenem cap. zu arbeiten pflegte, so ist es begreiflich, dass er mit Dunbar, dem glänzendsten geist der älteren schottischen litteratur, der ihn, ebenso wie den schreiber dieser zeilen, am meisten interessierte, seine darstellung der 'Renaissance bis zu Surreys tode', wie er das 6 buch betitelte, eröffnete, diese interessante epoche zunächst im zusammenhange darstellte und sich die behandlung der vorläufer Dunbars[1] für später aufzusparen gedachte, ein plan, dessen ausführung ihm der tod leider unmöglich machte.

Mit der charakteristik, die tB. von Dunbar gibt, kann man sich im ganzen einverstanden erklären, obwol er natürlich auf den wenigen blättern, die er dem grofsen schottischen dichter widmet, schwerlich allen seiten seines wesens gerecht werden konnte. so hätte seine eigenartige stellung gegenüber dem hof und dem volke, sowie auch sein freisinniger aber doch innerhalb der dogmatischen grenzen der katholischen lehre sich haltender kirchlicher standpunct wol mehr ins rechte licht gerückt werden

[1] hätte nicht der hier vielleicht allzu pietätvolle herausgeber gut getan, diesen abschnitt in form einer kenntlich gemachten einschaltung hinzuzufügen? in dem folgenden bande wird sich dazu schwer eine gelegenheit finden, obwol allerdings gelegentlich Lyndesays und anderer noch wider auf die schottische litteratur zurückzukommen sein wird.

können. auch ist es kaum berechtigt, Dunbar einen vorzugsweise lyrischen und satirischen dichter zu nennen, es sei denn, dass tB. den ausdruck lyrisch im weiteren sinne gebraucht, im gegensatz zu episch. die eigentliche lyrik im engeren sinne fand vielmehr in Dunbar keinen hervorragenden vertreter. er war in erster linie satiriker und humorist, der freilich zugleich auch auf dem gebiete der allegorisch-höfischen, der didaktischen, moralisierenden und religiösen dichtung hervorragende leistungen aufzuweisen hat. es war dem verf. der 'Englischen litteraturgeschichte' durch frühere, in ihren wesentlichen ergebnissen von der kritik ohne widerspruch anerkannte forschungen bequem gemacht worden, gerade diesen abschnitt mit hervorhebung aller wesentlichen gesichtspuncte in knapper, dem rahmen seines werkes leicht anzupassender darstellung einzufügen. tB. war aber eine durchaus selbständige und daher auch selbstbewuste natur. zu geben aus dem reichen schatz seines wissens und seiner forschungen war ihm erfreulicher, als von andern einen wenn auch noch so bescheidenen beitrag anzunehmen. am liebsten verliefs er sich auf seine eigenen kräfte, wollte wo möglich alles selber machen oder wenigstens nachprüfen und mochte sich nicht mit dem gedanken vertraut machen, dass für die grofse aufgabe, die er sich mit seiner 'Geschichte der englischen litteratur' gestellt hatte, die kräfte eines einzigen mannes, wenn seine darstellung überall auf eigener forschung beruhen soll, unmöglich ausreichen. daher denn auch das langsame fortschreiten seiner arbeit und der vorhin schon hervorgehobene subjective charakter derselben, der freilich überall von einer bedeutenden capacität zeugt. das zeigt sich in allen weiteren abschnitten des werkes, namentlich aber erklärlicherweise da, wo die nach Chaucer für längere zeit im niedergang begriffene und an die genialen leistungen der gleichzeitigen schottischen dichtkunst nicht entfernt heranreichende englische litteratur wider einen kräftigeren aufschwung nimmt. so gehört die schilderung der dichterischen individualität des satirikers Skelton, bei dem tB. in manchen puncten wider den noch immer würksamen einfluss Chaucers hervorhebt, zu den glänzendsten partien des buchs. vortrefflich sind dann auch die weiteren ausführungen über Skelton als dramatiker, über die sonstigen gleichzeitigen moralitäten und über die zwischenspiele John Heywoods, von dem mit recht bemerkt wird, dass er zwar 'nicht das englische lustspiel, wol aber wesentliche elemente desselben geschaffen' habe, bei dem tB. aber auch noch, wenn er auf die bereits 1888 erschienene schrift von WSwoboda über diesen dichter hätte bezug nehmen wollen, die dort ebenso mit recht hervorgehobene befreiung des dramas von der althergebrachten moralischen tendenz und die bei ihm zum ersten male sich vollziehende trennung der komischen muse von der tragischen hätte betonen müssen. das aufblühen des

humanismus unter Heinrich VIII veranlasst tB. zu einer ebenso lehrreichen als interessanten betrachtung der werke Thomas Mores, vor allem seiner merkwürdigen schrift 'Utopia', von der schwerlich in irgend einem andern werke eine so zutreffende besprechung zu finden sein dürfte. die reformbestrebungen des Erasmus, das auftreten Luthers und die einwürkung seiner lehre auf England leitet hinüber zu Tyndales bibelübersetzung und sonstigen bedeutsamen erscheinungen auf dem gebiet der aufblühenden prosa.

Eine glänzende schilderung der neuen hofpoesie bringt mit dem 6 cap. den stattlichen band zum abschluss. die wenig umfangreichen, aber für die weitere entwicklung der englischen litteratur hochbedeutsamen dichtungen Wyatts und Surreys, dieser beiden berühmten 'courtly makers', von denen schon der alte metriker Puttenham bemerkt, dass sie, da sie Italien bereist, dort den lieblichen, gemessenen wollaut der italienischen poesie kennen gelernt und als jünger der schulen eines Dante, Ariost und Petrarca die heimische englische poesie aufserordentlich verfeinert hätten, mit recht die reformatoren des englischen metrums und stils genannt werden könnten, diese dichtungen finden hier eine so eingehnde, durch treffliche analysen und übersetzungsproben lebendig durchgeführte betrachtung, wie sie ihrem grofsen und nachhaltigen einfluss auf die folgezeit angemessen ist.

So hat tB. es vortrefflich verstanden, obwol er nie versäumt, auch die dunkleren und entlegneren gebiete der litteratur nach allen seiten hin aufzuklären, doch ihre höhepuncte stets besonders hell und würksam zu beleuchten. mit recht sagt Brandl von ihm zum schlusse seines vorwortes: 'reiche garben trug er in den armen, als ihn, kaum einundfünfzig jahre alt, der tod abrief. wol mag von ihm gesagt werden, was er mit dem letzten satze dieses bandes ahnungsvoll von Surrey schrieb, der ebenfalls im kräftigsten mannesalter plötzlich endete: grofses hätte er noch leisten können; was er einmal geleistet, bleibt der folgezeit unverloren'.

Gleichwol kann man sich bei der bedeutendsten leistung tB.s, bei dieser seiner leider nur bruchstück gebliebenen 'Geschichte der englischen litteratur', des gefühls eines widerspruchs zwischen inhalt und form nicht erwehren. die form ist ausgesprochenermafsen und in feinster, geistvollster durchführung für einen grofsen kreis allgemein gebildeter leser bestimmt. für diese aber fängt noch immer das interesse an der englischen litteratur erst mit der Shakspereschen epoche, die vorläufer Shaksperes mit inbegriffen, an. und wenn man der vorliebe des anglisten für die reichhaltigen, aber doch verschiedenwertigen fundgruben alt- und mittelenglischer zeit auf einen moment sich entäufsern will, so kann und wird man doch den vorzug, den das grofse gebildete publicum den neuenglischen dichtern und schriftstellern gibt, in anbetracht ihrer entschieden gröfseren, unseren anschauungen

zugleich näher stehnden und leichter verständlichen bedeutung begreiflich finden.

Ein Shakspere ist jedem gebildeten leser in seinen hauptwerken bekannt. von seinen vorläufern und zeitgenossen hat er sich eine mehr oder weniger klare vorstellung angeeignet. die historische und litterarhistorische bedeutung eines Milton weifs er zu würdigen. Dryden, die dramatiker der restauration, Pope, Swift, Defoe sind ihm vertraute erscheinungen. fast so nahe wie die vaterländischen dichter stehn ihm die grofsen essayisten und romanschriftsteller des 18 und die genialen dichter des 19 jahrhunderts, ein Walter Scott, Thomas Moore, Shelley, lord Byron, und so erfüllt ihn auch ihre minder hervorragende umgebung mit interesse.

Was ist ihm dagegen aber ein Lydgate oder Lyndesay, ein Dunbar oder Douglas, ein Gower oder Langland oder selbst ein Chaucer? bestenfalls kennt er den letzteren als sogenannten 'vater der englischen litteratur' und als den verfasser der Canterburygeschichten, ohne mehr von ihm gelesen zu haben, als eine vereinzelte, meistens modernisierte probe der letzteren oder allenfalls die pikantesten stücke daraus in der Hertzbergschen übersetzung. was kümmern ihn erscheinungen wie Richard Rolle von Hampole, Robert de Brunne, Robert von Gloucester, Layamon oder Orm? was verlangt es ihn, über die schriften eines Wulfstan, Älfric oder Älfred, über die geistlichen dichtungen eines Cynewulf oder Cädmon oder selbst über inhalt und entstehung des Beowulf-epos eingehend belehrt zu werden?

Gewis ist dieser mangel an interesse für die älteren perioden der englischen litteratur, die doch einen wesentlichen bestandteil des germanischen geisteslebens umfassen, sehr bedauerlich. aber die tatsache dieser gleichgiltigkeit lässt sich nicht abstreiten. wenn es sich nicht so verhielte, so würde der 1 band von tB.s werk, welches doch in der darstellung direct für das gebildete grofse publicum berechnet war, in den achtzehn jahren, die seit seinem erscheinen verflossen sind, unzweifelhaft eine 2 auflage erlebt haben. selbst die im edelsten sinne populäre darstellung der älteren englischen litteratur durch einen tB. hat aber ein lebhafteres interesse der gebildeten kreise nicht zu erwecken vermocht.

Also die ganze anlage des werkes war, so ungern der gelehrte auch nur eine seite davon missen möchte, doch dem zweck nicht entsprechend. der vorwiegend gelehrte kreise interessierende inhalt hätte auch eine gelehrte form, dh. eingehnde mitteilung des gelehrten apparates, erheischt. die für den grofsen kreis allgemein gebildeter leser bestimmte fassung aber hätte eine ganz erhebliche zusammenziehung der beiden bände, etwa auf ein viertel ihres gegenwärtigen umfanges, bedingt. dann hätte sich die behandlung der folgenden perioden in drei wei-

teren bänden anschliefsen können. ein solches verhältnis würde der bedeutung des zu behandelnden stoffes in der wertschätzung des grofsen gebildeten publicums etwa entsprochen haben. wie die zwei ersten bände jetzt vorliegen, werden für die folgenden epochen noch wenigstens vier bände vom umfang des letzten erforderlich sein, wenn das richtige verhältnis gewahrt bleiben soll.

Doch wie dem auch sei, auf jeden fall gewährt es eine erfreuliche aussicht, die fortsetzung des grofsen werkes, welches der deutschen wissenschaft zur ehre gereicht, nach dem tode seines urhebers in die hände eines jüngeren, schaffensfreudigen gelehrten gelegt zu sehen, der es hoffentlich in absehbarer zeit zu ende führen wird. ihm ist, da der schwierigste teil der arbeit getan ist, zwar der umfangreichere, aber doch der bequemere und zugleich der dankbarere und erfreulichere teil der grofsen aufgabe zugefallen. es wird ihm keine grofse mühe machen, die mängel, die dem tB.schen werk anhaften, zu vermeiden. möge es ihm aber vor allem gelingen, die grofsen und glänzenden vorzüge desselben, die feinheit und gründlichkeit der untersuchung, die scharfe und lichtvolle, aus weiter umschau hervorgegangene charakteristik der personen, denkmäler und zeiträume, die schönheit und reinheit der darstellung sich anzueignen. dann wird das vollendete werk dereinst dastehn auf dem schon der gleichen bezeichnung würdigen, künstlerisch schönen und stattlich emporragenden tB.schen unterbau als ein monumentum aere perennius.

Wien, im märz 1895. J. Schipper.

Poésie liturgique traditionelle de l'église catholique en occident ou recueil d'hymnes et de proses usitées au moyen âge et distribuées suivant l'ordre du Bréviaire et du Missel par Ulysse Chevalier. Tournai, Desclée, Lefebvre et cie., 1894. 8⁰. LXVIII u. 288 ss. — 5 m.

Noch ist Chevaliers Repertorium hymnologicum nicht beim letzten buchstaben angelangt, und schon überrascht uns dieser unermüdliche forscher mit einer neuen gabe. die vorliegende zusammenstellung von 339 hymnologischen stücken aus verschiedenen zeiten von verschiedenen verfassern soll uns zeigen, welche geistlichen poesien im laufe des mittelalters bei der feier des gottesdienstes am allgemeinsten im gebrauch gewesen sind. dass die aufgenommenen stücke die weiteste verbreitung genossen, verdanken sie selbstverständlich nicht alle ihrer poetischen vortrefflichkeit, sondern zt. dem umstand, dass sich in ihnen die in der kirche herschenden gedanken und anschauungen am treuesten widerspiegeln. schon im mittelalter waren die gesangbücher, wie heute noch bei den nichtkatholiken, der mode unterworfen: was zu einer zeit als höchste leistung galt, geriet in späteren jahrhunderten in misachtung und vergessenheit. die

reimlosen, meist geistvollen gebilde der notkerschen muse musten allmählich den reimereien späterer zeiten den platz räumen, die durch ihre verskünsteleien das ohr gefangen nehmen, aber das gemüt kalt lassen; denn nicht überall vermögen sich die edlen lieder Adams von SVictor einzubürgern.

Von bedeutendem wert ist die einleitung, deren wesentlichen inhalt Ch. schon vorher in der broschüre 'L'hymnologie dans l'office divin' bekannt gemacht hat. er berührt sich hierbei mit der schrift des abbé Batiffol 'Histoire du bréviaire romain', weicht aber in manchen puncten von ihm ab. da *hymnus* in der ältern zeit auch psalmen bezeichnete, so ist nicht mit vollständiger sicherheit zu erweisen, wann die hymnen aufnahme in die liturgie fanden. jedesfalls hat die rasche verbreitung der beliebten lieder des Ambrosius viel dazu beigetragen, die kirche zu veranlassen, diese zuerst in klöstern eingeführte neuerung der gottesdienstlichen feier zu verallgemeinern. schon in der 1 hälfte des 6 jhs. war die einführung der ambrosianischen hymnen in die gottesdienstordnung einzelner gallischer klöster vollendete tatsache geworden. aber die weitere ausdehnung dieses gebrauchs wurde nicht überall so freudig begrüfst und gefördert wie auf dem concil von 567, sondern oft gehindert und sogar verboten. am besten sind wir über den usus der Benedictinerklöster unterrichtet, und von ihnen aus ist wol die verwendung von hymnen beim gottesdienst zuerst allgemeiner geworden; ihre officia fanden bald überall eingang, seit das concil von Aachen (817) vorschrieb, dass die mönche sich an die gottesdienstordnung der Benedictiner halten sollten. allerdings hat uns Benedict in seiner ordensregel die ambrosianischen hymnen, deren gebrauch er vorschreibt, nicht namentlich aufgezählt, aber einige hss. nehmen doch bezug darauf, dass er ein regelrechtes hymnar ausarbeitete. Julian im Dictionary of hymnology p. 49[a] citiert eine hs. v. j. 1064 mit 'ambrosian hymns for the different hours, according to the constitutions of our father Benedict'. wenige reste eines alten hymnars in der Rheinauer hs. 34 s. IX tragen den titel: *Incipiunt hymni sancti Ambrosii, quos sanctus Benedictus in diuersas horas canendos ordinavit* (vgl. Mitt. d. antiq. ges. in Zürich XXIII 3 p. XVIII). im anfang zeigen diese fragmente übereinstimmung mit den bekannten Murbacher hymnen. als sichere tatsache dürfen wir für den anfang des 9 jhs. annehmen, dass zu jener zeit ein teil des hymnars (commune de tempore) feststand und für alle zeiten festblieb. aber wann und durch wen diese feststellung eintrat, entzieht sich bis jetzt unsrer kenntnis.

Über die liturgien in den klöstern können wir eine bessere vorstellung gewinnen als über die gleichen verhältnisse bei den weltgeistlichen. einige hymnare, deren entstehung man um das j. 1000 setzt, geben uns aufschluss über den kreis der damals gebräuchlichen hymnen. da das hymnar wie die übrigen teile

des gottesdienstes immer mehr wuchs und an bedeutung gewann, so wurde bald eine abgekürzte liturgie (brevier) für einfachere verhältnisse nötig, die durch den papst Nicolaus III um 1279 eingeführt wurde. leider sind noch viele aufzeichnungen über die gottesdienstordnungen in den bibliotheken vergraben, von einigen (Directorium chori) ist nur ihr vorhandensein bekannt. eine rationelle durchforschung der hss. wird die dunkelheit, die auf dem gebiet der hymnologie noch herscht, in manchen puncten erleuchten können. von fast ebenso grofser wichtigkeit wie die von Chevalier p. XXX—XXXV mitgeteilten notizen aus den Institutiones der alten kirche in Marseille ist zb. das Breviarium chori Turicensis v. j. 1269, das nach einer etwas spätern bemerkung den Konradus von Mure, den ersten präcentor des grofsmünsters, zum verfasser hat.

Immer mehr griff auf dem gebiet der hymnen die mannigfaltigkeit um sich, besonders da manche orden für sich eine besondere gottesdienstordnung einrichteten. daneben hatte fast jede kirche eine liturgie, die mit dem allgemeinen ordo mehr oder weniger übereinstimmte, aber auch den localen überlieferungen und anforderungen rechnung trug, also den besondern teil nach bedürfnis umgestaltete. so kam es, dass gegen das ende des mittelalters eine grofse uneinigkeit in der hymnologie herschte, welcher die liturgisten damals nicht abzuhelfen im stande waren, bis die beschäftigung mit dem classischen altertum auch auf diesem gebiete eine gewaltige umwälzung vorbereitete. im 2 teil der vorrede sucht Ch. die alten hymnen gegenüber den vorwürfen der puristen der renaissancezeit zu rechtfertigen, indem er von den verschiedenen, meist verfehlten versuchen spricht, ein ganz neues hymnar herzustellen. in den andeutungen über die kritischen grundlagen seiner sammlung tritt Ch. mit vollem recht ein für eine verständige zurückhaltung gegenüber voreiligen änderungsversuchen im text.

Aus praktischen gründen ('l'église, dans sa souveraine autorité, aurait tranché entre le texte primitif restitué et l'usage plus ou moins constant du moyen âge') stattet Ch. seine texte mit zahlreichen varianten aus. mit grofser mühe hat er aus mancherlei quellen abweichende lesarten gesammelt und sich bemüht sie zu sichten; leider sind wir nicht im stande, deren wert auf grund diplomatischer angaben zu beurteilen, da Ch. ihre herkunft nicht genauer angibt. ich habe das gefühl, dass besonders bei den sequenzen in der auswahl der varianten nicht streng genug verfahren worden sei. aus späten und schlechten handschriften und drucken werden viele unbrauchbare lesarten beigebracht, sogar blofse verbesserungsversuche (zb. nr 195) oder druckfehler (nr 55) scheinen aufnahme gefunden zu haben. durch die vielen varianten hat sich Ch. seine arbeit unnötig erschwert. die texte der notkerschen sequenzen sind in älterer zeit fast

ohne abweichende laa. überliefert; erst als später das verständnis dieser dichtungen zt. abhanden gekommen war, schlichen sich verderbnisse und änderungen ein. ohne weiteres musten daher in einer ausgabe, die in erster linie praktische ziele verfolgt, alle varianten ausgeschlossen werden, die als willkürliche auslassungen oder zusätze im widerspruch mit der melodie stehn. während wir nun von diesem standpuncte aus die meisten varianten zu den sequenzen Notkers für unnütz erklären müssen, so können wir der textgestaltung hier grofses lob erteilen, wenn wir sie vergleichen mit der durch druckfehler und auslassungen entstellten ausgabe dieser sequenzen bei Kehrein. äufserst selten findet man eine stelle, wo Ch. sich geirrt und statt des richtigen wortlauts eine zweifelhafte lesart in den text gesetzt hat; höchstens hätte man eine übersichtlichere gruppierung der versikel gewünscht.

In nr 53 muss die übereinstimmende la. der alten hss. *inter nebula* für das ganz unverbürgte *interit nebula* in den text gesetzt werden. — 92 verlangt melodie und gegenstrophe das durch SGaller hss. gebotene *comprenditur* statt *comprehenditur*. am schluss ist *tonanti* besser beglaubigt als *trinitati*; die nachahmungen dieser melodie 'Frigdola' legen für beide laa. zeugnis ab; für *tonanti* Dreves Analecta hymn. x 347. vii 83. 84, für *trinitati* ix 373. vii 59. — nr 103 das hs.liche *praepeti* entspricht dem sinne besser als *perpeti*. am schlusse bieten 5 von mir verglichene hss. *In finem*. — 151 die ältern hss. haben *ipsi* für *Christo*, ebenso *respuerant* — *baiolarant*. — 181 unbegreiflich ist Ch.s vorschlag, nach Mones vorgang *Miraculis* als glosse auszustofsen. schon Bartsch Sequenzen s. 39 hat ähnliche widerholungen von kürzeren notenreihen als nichts ungewöhnliches nachgewiesen und darum Daniels tilgung von *virtutibus* nicht gebilligt. auch zwei andere sequenzen nach der gleichen melodie, aber mit verschiedenem namen, 'Dominus in Syna' (Kehrein nr 119) und 'Virguncula clara' (Kehrein nr 343) zeigen an der gleichen stelle eine erweiterung der melodie. — 219 die strophe 'Sanctissima corpore' findet sich in den ältern hss. nicht, auch die zahlreichen nachahmungen sprechen nicht für ihre echtheit (Kehrein 26. 544; Dreves ix 332. x 363). — in 242 verdienten die varr. *Doctiloquos* — *sua voce* — *iugum* — *principes* als besser beglaubigte laa. aufnahme in den text. auffällig ist auch die verschiedene anordnung der nach gleicher melodie gedichteten nrr 195. 242. — 278 findet sich das von Ch. gewünschte *plebes* in der Rheinauer hs. 132 s. xi, in welcher der text oft ungenau ist. — 294 ist nach den ältern hss. im anfang anders abzuteilen; vgl. Schubiger Sängerschule exempla 28; auch bei andern sequenzen entspricht die abteilung nicht immer der melodie oder den hss.

Bei den hymnen ist die textgestaltung noch schwieriger als

bei den sequenzen, eine entscheidung ohne genaue diplomatische angaben meist ganz unmöglich. darum würden wir diese uncontrolierbaren angaben gern missen.

In den autorenangaben ist Ch. im allgemeinen conservativ; er folgt der tradition, wenn nicht schwerwiegende gründe durch die moderne kritik ins feld geführt werden; eine sehr wertvolle vorarbeit für diese angaben waren die zusammenstellungen in dem 1 band seiner Bibliothèque liturgique, wo die meisten hymnologischen werke verzeichnet sind. über einzelne dichter, wie zb. über Ambrosius oder Adam v. SVictor, ist die neueste litteratur nicht vollständig verwertet. eine anzahl von sequenzen, die Ch. in seiner eben citierten Histoire dem Notker nicht zuzuschreiben wagte, hat er hier zt. ohne grund zu dessen eigentum gemacht: nr 120 'Benedicta semper sancta sit trinitas' ist in SGaller hss. nie dem Notker zugeschrieben, auch nicht bei Brander; in der Einsidler hs. 121 ist sie nr 51, hat aber keinen melodiennamen. ebensowenig ist von Notker nr 303 'Ad celebres rex caelice', bei der Mearns in Julians Dictionary p. 815[a] die möglichkeit notkerschen ursprungs zugibt; doch findet man sie in den ältern SGaller sammlungen nicht, und Brander bezeichnet sie als 'sequentia antiqua nostratum', wagt also nicht einmal vermutungsweise Notker als verf. hinzustellen. bei beiden sequenzen ist im vergleich zu den echten sequenzen Notkers die unsicherheit des textes auffällig. auch die echtheit von 113 'Alma chorus domini' ist schlecht beglaubigt. nach Wilmanns vorgange (Zs. 15, 283) hatte Ch. früher nr 53 'Eia recolamus', 140 'Clare sanctorum', 151 'Agone triumphali', 181 'Deus in tua virtute' verworfen, hat aber seitdem seine ansicht geändert. die frage, welche sequenzen Notker gedichtet habe, ist durch Mearns arbeit in Julians Dictionary s. 812—816 noch nicht endgiltig beantwortet, sondern bedarf erneuter prüfung. wir werden zwar auch mit hilfe der SGaller hss., der von Joachim Brander gehüteten tradition und der von ihm geübten kritik bei Notker nicht viel mehr erreichen, als Gautier für Adam von SVictor (3 ausg. 1894 p. xiii) erreicht hat, für die einzelnen fälle eine gröſsere oder geringere wahrscheinlichkeit.

Über Godeschalk hat Ch. die stelle bei Gerbert De cantu ii 27 übersehen, die über seine sequenzen auskunft gibt. schon Schubiger Sängerschule s. 89 und Bartsch Sequenzen s. 106 bezweifelten die angabe Daniels, die wol auf Wimpfeling zurückgeht, dass 'Psallite regi' (nr 290), 'Exultent filiae' (nr 162), 'Dixit dominus' (nr 216) Godeschalk zum verf. haben. nr 216 wird von Brander in der SGaller hs. 546 s. xvi dem Hermannus zugeschrieben, zu nr 162 und 290 hat er nur die bemerkung 'nostrorum'. Brander kennt Godeschalk gar nicht, und so macht er zu dessen berühmtester, oft nachgeahmter sequenz (etwa 20 mal, vgl. Rom. forschungen 4, 517) 'Laus tibi Christe, qui es creator'

(Ch. nr 254) nur die bemerkung: 'pulchra sequentia cuiusdam antiqui patris sancti Galli coenobii, forte b. Notkeri'. — die bezeichnung von nr 51 als 'prose notkérienne' ist nicht recht verständlich; denn niemand, so viel ich weifs, schreibt das 'Grates nunc omnes' dem Notker zu, und die sequenzensammlungen, in deren anfang es steht (zb. Einsidl. 113. 114 s. XII; Rhenov. 132 saec. XI) tragen nicht mehr den titel 'liber hymnorum Notkeri'. diese sequenz verdient die bezeichnung 'notkérienne' (vgl. Gautier Adam de SVictor 3 ausg. s. 293) nicht eher als viele andre sequenzen bei Ch., die in keiner notkerschen sammlung sich finden, auch nicht auf notkersche melodien gehn und doch wol syllabatim der melodie angepasst sind. hier liegt m. e. ein hauptunterschied zwischen ältern und jüngern (gereimten) sequenzen. die notkerschen sequenzen und ihre nachahmungen entsprechen syllabatim der melodie, die gereimten sequenzen sind zwar wie die notkerschen meist nach doppelversikeln durchcomponiert, haben aber wie die eigentlichen hymnenmelodien zahlreiche melismen auf einer silbe, verfallen also in eine schwierigkeit des gesanges zurück, welcher die ältern sequenzen abhelfen sollten.

Über die ausstattung des buches mit religiösen bildern und initialen wollen wir mit dem herausgeber nicht streiten, da er damit bestimmte erbauliche ziele verfolgt. unsere vollste zufriedenheit verdient aber die aufserordentliche sorgfalt, mit welcher der druck überwacht worden ist; sie bildet einen woltuenden gegensatz zu der sorglosen drucklegung vieler bände von Dreves Analecten.

Lenzburg, 21 dec. 1894. J. Werner.

Die vagantenstrophe der mittellateinischen dichtung und das verhältnis derselben zu mittelhochdeutschen strophenformen. ein beitrag zur Carmina-Burana-frage. von dr J. Schreiber. Strafsburg i. E., FSchlesier, 1894. IV u. 204 ss. 8°. — 5 m.

Auf dem vielumstrittenen gebiete der lateinischen vagantenlieder und ihrer beziehungen zum heimischen minnesang ist die vorliegende schrift ein wertvoller beitrag. sie stellt fest, dass der vagantensang ein glied in einer kette selbständiger entwicklung ist. zwar bewegt sich die untersuchung vorwiegend auf dem boden der poetischen technik, zieht aber gelegentlich auch den sprachgebrauch und den inhalt zu rate, um eine zeitliche fixierung der behandelten gedichte zu ermöglichen und damit eine feste grundlage für die beantwortung der frage nach der priorität der lateinischen oder der deutschen strophen der Carmina-Burana zu gewinnen. Sch. geht aus von den ansichten Martins (Zs. 20, 46—69), die er aber unter eingehnder verwertung der bahnbrechenden arbeit WMeyers Der ludus de Antichristo und bemerkungen über die lateinischen rhythmen des 12 jhs. (WSB.

1882, s. 1—192) aufs sorgfältigste begründet und erweitert. dass die rhythmischen formen der mlat. poesie das product einer jahrhundertelangen vorbereitungszeit sind und neue strophenformen seit dem ende des 11 jhs. in üppigster fülle emporzuschiefsen beginnen, hat WMeyer unwiderleglich dargetan; nun aber sehen wir ebenfalls deutlich, dass auch die strophenformen der CB genau denselben gesetzen folgen, also in ununterbrochener verbindung mit der lateinischen rhythmendichtung stehn.

Die gröste verbreitung hat hier als strophenbildendes element die trochäisch gebaute 13silbige sogenannte vagantenzeile gefunden, die bereits Abaelard in einigen hymnen angewendet hat (daher als ihre heimat wol das französische sprachgebiet anzusehen ist) und die von der ersten zeit ihres auftretens die grundform der strophisch gegliederten erzählenden und reflectierenden dichtung in der lateinischen rhythmik war. sie hat von anfang an feststehende cäsur nach der 7 silbe und klingenden endreim; später wird die cäsur zur pause erhoben und die halbzeilen erhalten überschlagende reimbildung. in dieser form wird sie in der zweiten hälfte des 12 jhs. für die beginnende lateinische lyrik in den mannigfaltigsten strophenformen verwendet, wie die gedichte Walthers von Chatillon, des Archipoeta, Walther Mapes und die vielen in den verschiedensten hss. überlieferten namenlosen vagantenlieder zeigen.

Die widerlegung von Burdachs herleitung der vagantenzeile aus der Otfridzeile ist entschieden zutreffend (s. 7 f). von besonderer wichtigkeit sind s. 12—23 die statistischen nachweise über bestimmte regeln für die einzelnen elemente des versinnern der vagantenzeile, wobei sich zb. für die verwendung des tactwechsels innerhalb der ersten vershälfte sowie für die behandlung der cäsuren und des zeilenschlusses interessante historische daten ergeben. zweisilbige senkungen werden im 12 jh. streng gemieden. aus den beobachtungen über den auftact und hiatus ergibt sich ferner, dass beide bei lateinischen rhythmendichtern romanischer herkunft vermieden oder wenigstens als anstöfsig angesehen, von dichtern deutscher nationalität dagegen angewendet werden. während hierbei sich schon wesentliche abweichungen von der mhd. verstechnik herausstellen, sind sie in der behandlung des reims noch gröfser und lassen noch klarer die unabhängige entwicklung der lateinischen und der deutschen lyrik erkennen.

In 3 weitern capp. werden alsdann ausführlich besprochen: 1 der bau der einfachsten und ältesten form der vagantenstrophe, der 4zeiligen, soweit sie in den CB zur anwendung gekommen ist; 2 modificationen der vagantenstrophe; 3 die unpaarige vagantenstrophe. diejenigen gedichte der CB, die ihrem strophenbau nach zu einer dieser drei kategorien gehören, werden nebst den deutschen strophen, die diesen gedichten beigesellt sind,

kritisch und metrisch genau untersucht. infolgedessen ist nur ein teil der CB behandelt, während Sch. sich die bearbeitung der andern strophenformen vorbehält. von besonderem interesse für den germanisten sind natürlich die lieder mit deutschen anhangsstrophen, die sich übrigens mit einer einzigen ausnahme in demjenigen teile der hs. befinden, der durch jüngere schriftzüge sich von dem übrigen abheben soll, dh. von s. 56 ab bis zum schlusse. die einzige ausnahme ist 94a (fol. 54b), ein gedicht, dass im strophischen bau und im inhalt so gänzlich von XCIV abweicht, dass überhaupt ein vergleich ausgeschlossen ist. es musten nun sämtliche lat. gedichte der CB in einer bestimmten strophenform herangezogen werden, woraus denn zunächst in cap. 2 für die einfache vierzeilige vagantenstrophe mit evidenz hervorgeht, dass ihr bau in den zehn hierher gehörigen lat. gedichten der CB, denen keine deutsche strophe zugefügt ist und die verschiedenen teilen der hs. angehören, in jeder hinsicht dem entspricht, was die zeitlich bestimmbaren gedichte Walthers von Chatillon, des Archipoeta und Walther Mapes zur technischen regel ausgebildet haben. dagegen treten in andern gedichten einzelheiten der technik zu tage, die im verein mit andern momenten einer scheidung der autoren nach deutscher und französischer nationalität das wort reden. es bestätigt sich also, dass die CB eine sammelhs. darstellen, die poetische producte verschiedener dichter enthält. drei gedichte nun mit deutscher anhangsstrophe zieht Sch. hierher: 109 (109a), 132 (132a), 105 (105a). bedenklich ist die zugehörigkeit des ersten gedichtes zu dieser gruppe. Sch. nimmt an, dass das gedicht aus dem gedächtnisse aufgezeichnet und ursprünglich in der vierzeiligen vagantenstrophe gedichtet gewesen sei, da auch die 'Altercatio Ganymedis et Helenae', mit der es im ausdruck so genau übereinstimmt, dass ganze verse widerkehren, jene form hat. beweis soll die systemlose verteilung der rein erhaltenen vagantenzeilen und die unregelmäfsige verteilung der vermeintlichen lücken sein. der erste beweisgrund ist aber erst hineinconstruiert, denn in str. 4 haben wir wie in den andern vier strophen die reine vagantenzeile nur an dritter stelle, während 4, 1 erst dadurch die vagantenzeile entsteht, dass Sch. aus z. 2 *spatio* noch einmal widerholt. was aber den zweiten punct betrifft, so hängt die ausfüllung solcher lücken in rhythmischer beziehung doch von dem vorhandenen wortmaterial ab, vor allem von den schlussworten der einzelnen zeilen; der wunsch, sie auszufüllen und dadurch das reine schema der vagantenzeile herzustellen, ist aber noch kein beweis für ihr vorhandensein. die wörtlichen anlehnungen an die Altercatio Ganymedis et Helenae können dabei bestehn, ebenso die daraus gezogene folgerung, dass das gedicht wie jenes in Nordfrankreich entstanden sein mag, die im inhalt ihre bestätigung findet. auch dass die deutsche strophe, in der sich fremder einfluss und deutsche auffassung

verquicken, ohne zweifel eine formelle nachbildung der vorangehnden lat. strophe ist, wird dadurch nicht in frage gestellt; das gedicht gehört nur nicht in das cap., dem es zugeteilt ist. — eingehend und überzeugend ist 132a als formelle nachbildung der strophenform von 132 erwiesen, einem gedichte, das nach allen kriterien von einem französischen fahrenden der besten zeit, dh. im anfange des letzten drittels des 12 jhs. gedichtet ist, während die deutsche strophe frühestens um die wende des 12 und 13 jhs. entstanden sein kann. — die kritische besprechung schliefslich von 105 und 105a ergibt, dass das lat. gedicht augenscheinlich von einem deutschen fahrenden herrührt, der zwar mit den ideen und dem ausdruck der lat. lyrik vertraut war, dem es aber nicht gelang, ein logisch einheitliches lied zu schaffen, da str. 2 und 3 keinen innern zusammenhang haben. trotzdem zeigt es inhaltlich und metrisch keine abhängigkeit von der deutschen strophe. ansprechend ist die vermutung, dass beide gedichte gleichzeitig von demselben fahrenden gedichtet sein mögen zu einer zeit, da das vagantentum schon im verfall begriffen war (anfang des 13 jhs.) und die herumziehenden cleriker sich mit ihrem gesange auch an die laien wenden musten, wo mancher von ihnen gezwungen gewesen sein wird, seinem lateinischen vortrage einen deutschen anzuschliefsen.

Cap. 3 bespricht modificationen der vagantenstrophe und zwar zunächst die auflösung der vierzeiligen vagantenstrophe in die achtzeilige kurzzeilenstrophe, in der die cäsuren der alten langzeilen vollständigen klingenden reim erhielten. diese strophe erfuhr dann weitere wandlungen durch verlängerung oder verkürzung, so dass also strophen von mehr oder weniger als acht kurzzeilen entstanden; die zahl schwankt zwischen 4 und 16. der reim wird zwar meistens überschlagend gebraucht, aber doch recht mannigfaltig verwendet. unter den gedichten nun in der 8zeiligen kurzzeilenstrophe haben 3 eine deutsche anhangsstrophe: 99. 101. 102. nach technik, inhalt und ausdrucksweise zeigt sich in 99 eine intime beziehung zur lat. rhythmendichtung der französischen vaganten des 12 jhs., während die deutsche strophe 99a formell zwar eine genaue nachbildung der lat. strophe — wahrscheinlich ahmt z. 5 sogar den sog. tactwechsel der lat. rhythmik nach: *mîn hérzĕ müoȥ nâch ir strében* — aber im ausdruck so schwerfällig ist, dass man mühe hat den gedanken zu entziffern. ich glaube, der anfang muss als eine frage der verzweiflung aufgefasst werden: war es mir würklich bestimmt noch den tag zu erleben, da mein herz von diesen sehnsuchtsqualen gefoltert wird? auch bei 101 und 102 liegt das verhältnis sicher so, dass die lat. gedichte die originale sind, was vorzugsweise aus dem inhalte hervorgeht; die poetische technik ist in 102 die der nordfranzösischen vagantenlyrik, weist dagegen in 101 mancherlei abweichungen auf, so dass Sch. dieses gedicht für das product

eines deutschen vaganten ansieht. die deutschen strophen 101a und 102a schliefsen sich in der form möglichst eng an die lateinischen an, haben aber in der mehrzahl den auftact, sodass hieraus sich ein wichtiges kriterium für die priorität der lat. strophen ergibt; denn der lateinische dichter hätte, wenn er nachahmer gewesen wäre, darin einen anlass gesehen, iambischen rhythmus durchgehends zu wählen, während der deutsche dichter nur die hebungen zählte und den auftact frei verwenden konnte. 101a und 102a rühren möglicherweise von demselben deutschen dichter her, wie schon RMMeyer Zs. 29, 221 meinte.

Denselben gang nimmt auch die weitere beweisführung. 103 und 116 sind zwei gedichte mit deutschen anhangsstrophen, in denen trotz verschiedenen abweichungen doch die vagantenzeile als grundschema zu erkennen sein soll. bei dem ersten gedichte erscheint es fraglich; denn wenn der auftact so häufig angewendet wird und in der weise, dass zb. str. 1 und 4 in der abwechslung der zeilen mit und ohne auftact genau übereinstimmen, so hört der vergleich mit der vagantenstrophe doch wol auf. es ist allerdings möglich, dass, wie RMMeyer schon vermutete, der dichter ein vagant deutscher nationalität war, der seine studien in Frankreich gemacht haben mochte. dass 103a nachahmung von 103 ist, bleibt sicher bestehn (in z. 4 ist *wunderlich* für *wunneclich* doch wol nur verschrieben). eine sehr kunstvoll gebaute strophe zeigt 116; auf s. 146ff wird nachgewiesen, dass das gedicht der besten zeit der vagantendichtung angehört, einer zeit, da man in der selbständigen deutschen lyrik eine auch nur annähernd kunstvolle strophe nicht nachzuweisen im stande ist. die deutsche strophe 116a muss darum eine nachahmung von 116 sein, nicht umgekehrt. — 142 zeigt die verkürzte vagantenstrophe, bestehend aus 4 kurzzeilen nebst zweizeiligem refrain. da in der angefügten deutschen doppelstrophe (z. 6 und 7 sind als refrain anzusehen) auftact durchgeführt ist, so gilt derselbe grund wie bei 101a und 102a. aufserdem zeigt das deutsche gedicht eine ausgesprochene neigung zur personification und abstraction, wie sie dem minnesang ursprünglich fremd, aber dem vagantensang eigentümlich war. vgl. meine abhandlung über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagantenliedern und im deutschen minnesang Zs. f. d. phil. 23, 1ff.

Lieder in unpaariger vagantenstrophe mit deutschen anhangstrophen sind 134. 125. 108. 137. von den ersten beiden wird nachgewiesen, dass die strophenform aus einer frühen zeit des 12 jhs. stamme, vielleicht aus dem zweiten drittel, wenn auch inhaltlich das erste der zeit des sinkenden vagantentums zugewiesen werden müsse, während das zweite nach inhalt und ausdruck der dichtweise Walthers von Chatillon nahe stehe. die beiden deutschen strophen 134a und 125a sind inhaltlich selbständig, formell den entsprechenden lat. strophen nachgebildet.

schliefslich werden die strophenformen von 108. 137 und 119 als modificationen der vagantenstrophe erwiesen (s. 197 f), im gegensatz zu Burdach (Reinmar s. 158), der die strophe von 119 für eine nachbildung der Moroltstrophe hielt. die strophenform von 119 ist vielmehr der eigene ton eines lateinischen rhythmendichters des 12 jhs. es kommt noch hinzu, dass RMMeyer eine beziehung dieses gedichtes zu einer französischen pastourelle nachgewiesen hat. desgleichen steht aber auch 137 inhaltlich ganz auf dem boden der franz. vagantenlyrik, desgleichen 108, das freilich das schwächste ist. die beweisführung für die priorität von 108 gegenüber 108a ist jedoch nicht überzeugend, zumal die angaben über die reimlose zeile von 108 unrichtig sind. nur die 6 str. (Schmeller 5) zeigt reimbindung der 4 zeile mit 1 und 2, was wie zufall aussieht gegenüber der reimlosigkeit jener zeile in str. 1—5. dann aber ist die übereinstimmung mit 108a vollständig, und da 108a sicher zu den frühesten spuren des deutschen minnesangs gehört, so ist die wahrscheinlichkeit, dass ihr die priorität zukommt, doch sehr grofs. dass 108 eine weitgehnde übereinstimmung im ausdruck mit andern vagantenliedern zeigt, würde dann nur auf rechnung der geringeren eigenen kraft des dichters (oder der dichter) zu setzen sein. ein deutscher vagant soll nach Sch. s. 200 der dichter gewesen sein; dann kann er um so mehr nach der sicher in weitesten kreisen bekannten deutschen strophe sein kümmerliches frühlingslied gesungen haben [1].

Das resultat ist nach der vorliegenden untersuchung dahin zusammenzufassen, dass sowol die lateinische lyrik als der minnesang ihre eigene entwicklung gehabt, aber gegenseitige beeinflussung erfahren haben. für die deutschen strophen, die in der hs. der CB überliefert sind, ist in den meisten fällen abhängigkeit von den vorausgehnden lat. liedern erweislich. daraus freilich eine principielle folgerung für den ursprung des minnesangs überhaupt zu ziehen, ist unmöglich.

Bei sämtlichen besprochenen CB hat Sch. auf grund der poetischen technik und ausdrucksweise versucht, die nationalität des jedesmaligen dichters festzustellen, worin ihm RMMeyer bereits vorangegangen war. wenngleich hier manches noch schwankend bleiben wird, so ist diese untersuchung doch aufserordentlich fruchtbringend und von Sch. mit besonnenheit geführt. auch für Walther von Chatillon und den Archipoeta fällt einiges ab, ja führt zu der vermutung, dass die von Mone edierten gedichte von StOmer als jugendgedichte Walthers angesehen werden könnten.

[1] zum ausdruck der deutschen strophe MFr. 3, 7 möchte ich noch auf folgende stellen hinweisen: Herbort Troj. krieg 11225 *Wer alle dise werlt an mich gewālt*; UvEschenbach Wilhelm von Wenden (Toischer) 1726 ff *ê ich sie lie verlorn sīn, wære des keisers rīche mīn, des verzige ich mich und woltez geben vür sie und wolte in armuot leben.*

Sch. neigt übrigens der ansicht Giesebrechts zu, dass Walther und der Archipoeta möglicherweise ein und dieselbe person sind, wenngleich er mit sich selbst noch nicht einig geworden zu sein scheint. textkritik ist in weitem umfange geübt und meistens mit glück; bisweilen sind die verbesserungsvorschläge jedoch fraglich, zb. versteh ich nicht, warum 103, 1, 7 *sęvus* statt *sęvum* gesetzt werden soll (s. 136), da *sęvum* doch neutrum ist und zu *spirans* gezogen werden muss, wie man auf den ersten blick sieht.

Die einschlägige litteratur ist ziemlich vollständig zu rate gezogen. für die bilder und bildlichen ausdrücke, die den Marienhymnen entlehnt sind, wäre zu benutzen gewesen Salzer Die sinnbilder und beiworte Mariens, ein mit erstaunlichem fleiſse und in übersichtlicher anordnung geschriebenes buch. — für die beziehungen der CB zu antiken sagen war auſser KBartsch Albrecht von Halberstadt noch heranzuziehen AHeinrich Quatenus carminum Buranorum auctores veterum Romanorum poetas imitati sint (Progr. aus Cilli in Steiermark 1882). — zu LXXVII (s. 127 ff) war die abschlieſsende schöne monographie von KWeinhold Glücksrad und lebensrad zu erwähnen; s. 116 und öfter ist Patzig genannt ohne die hierher gehörige abhandlung; es ist der aufsatz Zs. 36, 187 ff gemeint. — dass gleich auf der ersten seite der titel des buches von KBurdach Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide mit zwei schreibfehlern citiert wird, muste vermieden werden. — s. 14 scheint in dem citat 4 Dreves Opera Abaelardi der auf s. 12 anm. 1 citierte Hymnarius paraclitensis gemeint zu sein. überhaupt vermisst man in den citaten bisweilen die nötige consequenz. druckfehler sind leider nicht selten, aber nur solche, die von jedem leser leicht verbessert werden können.

Königsberg i. Pr., febr. 1895. K. MAROLD.

Altschwedisches lesebuch mit anmerkungen und glossar von ADOLF NOREEN. Halle, MNiemeyer, 1894. VIII u. 180 ss. 8°. — 4,80 m.

Das zunächst für akademische zwecke bestimmte buch enthält 35 proben altschwedischer sprache aus den jj. 1281—1525, die sowol die haupttypen der wichtigeren litteraturgattungen als auch der verschiedenen dialekte und sprachperioden in chronologischer anordnung vorführen. die einzelnen texte sind (zt. von schülern und freunden N.s) nach maſsgabe des normalen schreibgebrauchs der jeweiligen schreiber stillschweigend orthographisch normalisiert, um den anfänger nicht durch rein graphische schwankungen zu verwirren. dagegen sind alle für die entstehungszeit und den dialekt charakteristischen eigentümlichkeiten der überlieferung beibehalten und nur offenbare fehler berichtigt, wobei jedesmal die lesart der hs. in fuſsnoten verzeichnet ist. zwei stücke jedoch, die in originalaufzeichnungen

erhalten waren, nr 24: 'Aus der neuen oder Karls-chronik' und nr 34: 'Aus dem arzneibuche Petrus Magnis' sind getreu nach den hss. widergegeben worden.

Auf die texte (s. 1—112) folgen s. 113—116 'Litterarische nachweise', s. 117—120 'Anmerkungen zu schwierigeren stellen' und s. 121—180 ein glossar. was die texte betrifft, so wird man sich mit der auswahl einverstanden erklären können. folgendes ist mir bei der lectüre aufgestofsen: s. 12 z. 17 und 19 brauchte *huru* nicht ergänzt zu werden, da *manger* allein schon 'wie viel' bedeuten kann; vgl. die belege bei Söderwall. — 24, 18 *fult viþær hættæ* versteh ich nicht. — 45, 5 l. *snarleka* st. *skaleka*, das in der lat. übersetzung durch *cito* widergegeben wird (vgl. glossar). — 50, 29 l. *auitande.* — 51, 5 l. *pinande.* — 57, 25 str. komma nach *hoffdhinge.* — 64, 19 l. *lifua heel ok sæl.* die beiden adjectiva stehn prädicativ im acc. pl. neutr. (letzteres wegen der beziehung auf vater und mutter). — 80, 451 l. *thor* st. *thorff.* — ib. 497 l. *scalena* 'wagschale' st. *siælena.* — 88, 32 f war die ursprüngliche folge der verse beizubehalten und *medh* vor *gul* zu ergänzen. das komma nach *hiordhe* ist dann natürlich zu streichen. — 91, 7 ist das *riken* der hs. (abhängig von *aa*) ganz richtig, indem Schweden und Dänemark gemeint sind. — 92, 12 str. das ergänzte *huro* (vgl. oben zu 12, 17). — 98, 18 was soll *in medio* nach *Salve regina* sein? es gehört gewis nicht damit zusammen, sondern zur vorschrift. — 99, 22 ist *facilla* wol = *fatilla* st. *fatella*, demin. von *fatum* 'verderben'.

In den anmerkungen und dem glossar finden sich leider manche fehler im deutschen ausdruck, die den ausländer verraten. so in den anmerkungen: s. 118 zu 19, 9 : 'alles was zurück steht' st. 'bleibt'; ib. zu 23, 16 str. 'es'; ib. zu 25, 32 lis 'in gedanken' st. 'in der gedanken gang'; 119 zu 40, 19 l. 'statt keiner deiner'; ib. zu 44, 16 'ihr' st. 'Sie', das als übersetzung des mittelalterlichen *i* geradezu komisch würkt; ib. zu 60, 26 'wozu mir' st. 'mich'; ib. zu 63, 21 *ij stadh* bedeutet doch wol 'auf der stelle'.

Das glossar ist recht sorgfältig gearbeitet, nur wenige worte oder bedeutungen sind ausgelassen. s. 121 z. 12 l. 'buchstabenfolge' st. '-reihe'; s. 122b sub *alder* 2 : 'bauern'; ib. sub *allerman* l. 'ältester' st. 'altermann'; s. 124b erg. *atus* s. *eigha*; s. 125a scheint mir *beskedhlikhet* 69, 25 die neuschwed. bedeutung 'gutmütigkeit' zu haben; s. 125b sub *bloþ* l. 'blutsverwantschaft'; sub *bruþmessa* l. 'trauung'; s. 127 str. *byrliker*, das als *til-byrliker* unter *T* zu setzen war; s. 129 wäre *dydrum* mit verweis auf *dottir* aufzunehmen; ib. sub *døpilse* l. 'taufe'; sub *fara*: 'schicksal bekommen' ist nicht zu verstehn; sub *fasta* 1 l. 'fasten'; sub *fiskleker* l. 'fischfang zur laichzeit'; sub *flæsk* l. 'schweinefleisch'; sub *forsia* 'aufsicht'; sub *fulnaþer* 'vollständigkeit'; s. 134 oben ist *følgas at* durch 'einander folgen' schlecht übersetzt

(l. 'begleiten'!); sub *fæghna* l. 'bewillkommnen'; sub *forenne* 'ehedem'; sub *garþer* 'einfriedigung'; sub *gislar* l. 'geiseln'; sub *giva* am schlusse: *g-s vidher* bedeutet 'übel zu mute werden'; sub *grindastolpe* l. 'heckenpfahl'; sub *gæslingatorva* l. 'aufgestellt', 'vorm', 'schützen'; sub *hamna* l. 'bezirk' st. 'rote'; s. 139 erg. *hellir* = *æller*; sub *hæfia* l. 'hinauswerfen' st. '-schmeifsen'; sub *hælder* s. 141 z. 2 v. u. l. 'es sei (denn) dass'; sub *illa* l. 'jämmerlich'; sub *kras* l. 'leckerbissen'; *kunna* bedeutet s. 54 und 38, 1 'lehren'; *kuska* (29, 12) bedeutet nicht 'pochen' — N. hat wol an schwed. *med lock och pock* gedacht! — sondern 'nötigen, zwingen'; sub *køpa* l. 'geschäfte'; *laghsagha* bedeutet 33, 23 ff und 35, 1 'district eines lagmanns'; sub *liþstolpe* l. 'heckenpfahl'; sub *markisker* erg. 'aus (der) mark'; sub *miþalþriþiungr* l. 'das' st. 'der'; *møgheliker* kann 9, 23 nicht 'möglich' oder 'inständig', sondern nur 'passend, gehörig' bedeuten; sub *næmpd* l. 'comité'; s. 156a z. 3 l. 'veranlasst'; sub *Olafsmæssa* l. 'StOlafstag'; sub *oprinna* l. 'aufschiefsen'; sub *padda* l. 'frosch, kröte'; *redha* 2 bedeutet 108, 33 'bereit halten, stellen'; sub *roppa* l. 'schwanz'; *rykte* bedeutet 106, 6 'ruhm'; sub *sakløs* l. 'gerichtliche belangung'; *samwit* bedeutet 76, 15 und 31 nicht 'gewissen' sondern 'verstand'; sub *sillames* l. 'voll häring'; sub *siunattinger* l. 'zu-sammen'; *skaleka* 'cito' ist wol in *sna(r)leka* zu bessern (s. oben zu 45, 5); sub *skruva* 1 l. 'düten'; sub *skænkia* l. 'schenken'; sub *spræengia* l. 'zu schanden reiten' st. 'überreiten'; sub *standa*: die bedeutung 'berechtigt sein' passt nicht zu 23, 22; s. 166 fehlt *stiælpa* 'stürzen' (108, 19); die *stol* ist keine 'halsbinde'!; *stæmma* bedeutet 79, 38 'stauen'; sub *sæxtan* f. l. 'sechzehn', 'sechzehnte'; sub *sølghia* 'schnalle'; sub *twæbreþer* l. 'doppelter'; sub *tænda*: 'aufzünden' ist kein deutsch; sub *þorva*: die verweisung auf 80, 19 mit der ad hoc gemachten bedeutung 'wagen' ist zu streichen (vgl. oben zu dieser stelle); sub *ugislaþer* l. 'geisel'; sub *undir* l. 'in seiner gewalt'; sub *varþa* 1 letzte zeile l. 'betroffen'; *vighia* von einer leiche bedeutet 'einsegnen'; sub *vingæf* l. 'verlobung'; sub *væpna* l. 'bewaffnen'; sub *æptir* l. 'eingesegnet zu werden'.

Für eine 2 aufl. möchte ich den verf. bitten, seitenüberschriften einzuführen, die zeilen von 5 zu 5 statt blofs 10 zu 10 zu zählen (was das auffinden einer stelle sehr erschwert), die erklärenden anmerkungen zu schwierigen stellen zu vermehren und endlich im glossar bei allen wörtern, die sich nicht durch die deutsche bedeutung schon genügend erklären, kurze etymologische verweisungen (aufs got., aisl. usw.) zu setzen, wie Braune dies in seinem ahd. lesebuche getan hat. dadurch wird dem anfänger — bes. dem deutschen — das studium sehr erleichtert werden.

Dem wunsche, mit dem der verdiente verf. seine vorrede schliefst: 'Und so möge denn dies kleine buch das den meisten deutschen fachgenossen bis jetzt fast ganz fremde, aber doch für

die germanistik so wichtige altschwedisch der vielseitigen deutschen forschung wenigstens etwas näher bringen!' kann ich mich nur von herzen anschliefsen. wir sind ihm für das praktische hilfsmittel zu grofsem danke verpflichtet, und ich speciell möchte den verf. bitten, in dieser anzeige den beweis meines interesses zu erblicken. — die im vorwort angekündigte altschwed. grammatik wird man gewis auch in Deutschland mit spannung erwarten.

Göteborg, 6 januar 1895. F. Holthausen.

Bjarnar saga Hitdœlakappa herausgegeben von R. C. Boer. Halle, MNiemeyer, 1893. xliv u. 112 ss. 8°. — 4 m.

Die Bjarnar saga Hitdœlakappa nimmt unter den Islendingasögur einen wenn auch nicht hervorragenden, so doch immerhin beachtenswerten platz ein durch ihre klare sprache, die interessanten eingestreuten visur, die wichtige belege für die gattung der nidvisur bieten, durch die nicht unbedeutende kunst der darstellung und das stoffliche interesse, und sie darf den classischen producten dieser litteraturgattung immerhin nahe gestellt werden. leider ist der zustand der überlieferung kein glänzender, denn abgesehen von zwei alten membranfragmenten sind wir auf junge papierhandschriften angewiesen. gerade dieser umstand wäre geeignet gewesen, das interesse von editoren wach zu rufen, und man darf sich billig wundern, dass der wunsch nach einem würdigen kritischen gewande des ästhetisch so interessanten textes so lange keine erfüllung gefunden hat und die saga geraume zeit bei seite liegen blieb; die erste ausgabe (von HFridriksson) i. j. 1847 blieb auch lange die einzige, obwol sie unsern bedürfnissen schon wegen der abwesenheit eines kritischen apparats lange nicht mehr genügen konnte. wir dürfen daher Boer aufrichtigen dank dafür wissen, dass er sich der arbeit unterzogen hat, eine neue kritische ausgabe dieses denkmals zu liefern.

Die ausführliche einleitung s. vii—xliii gibt in sechs abschnitten (i Die handschriftliche überlieferung; ii Das verhältnis der BSH zu andern quellen, chronologie, historischer wert; iii Die geographischen verhältnisse; iv Quellen der saga; v Composition, verfasser, zeit der abfassung; vi Litteratur, die ausgabe) umsichtige auskunft über alle puncte, die man in prolegomenis behandelt zu finden erwarten darf.

Die handschriften werden in zwei hauptgruppen zerlegt, denen sich eine mischgruppe anschliefst; zu grunde gelegt ist cod. AM 551 d α 4° (A), dessen lücken aus AM 71 fol. (O) ergänzt werden; AM 488 4°, auf dem die ausgabe von Fridriksson basiert, wird als mischhandschrift, im wesentlichen aber als abschrift von A erwiesen. die kritik des handschriftenverhältnisses und der aus ihr geflossene stammbaum (s. xiv) sind überzeugend. zu wünschen wäre nur etwas weniger sparsamkeit in der an-

führung von beweisstellen; bei der wichtigkeit, die A und R (Rasks sml. nr 28 d) als vertreter der hauptgruppe haben, hätte es sich empfohlen, den vorzug von A nicht bloſs mit der kurzen bemerkung zu begründen: 'im ganzen erscheint A als die bessere handschrift mit weniger fehlern als R; das beweist nicht nur die vergleichung beider hss. unter einander, sondern auch mit andern weiter abstehenden hss.', sondern durch einige beispiele, zum mindesten citatweise, zu belegen, während jetzt jeder benutzer selbst den variantenapparat nach markanten beweisstellen durchsuchen muss. auch an andern stellen der handschriftenkritik möchte man reichlichere belege wünschen. das verhältnis von R zur Bœjarbok ist richtig aufgefasst, und in der mit guten gründen gestützten annahme, dass die bearbeitung des 1 cap. in R das machwerk eines schreibers des 18 jhs. sei, wird man B. gewis beipflichten; treffend ist namentlich seine bemerkung über die phrase (4 zu zeile 8—10) *Þótt þeira smágreina, sem þeira* [sc. *Bjarnar ok Þórdar*] *á milli fóru, medan B. var ungr, sé hér eigi svá getit, þá váru þær margar*, durch die der um eine ausfüllende erfindung verlegene schreiber dem angeblichen alten autor eine unlust der mitteilung zuschreibt, die derselbe nimmermehr gehabt haben könnte: 'in einer würklichen Bjarnarsaga wären eben diese streitigkeiten am rechten platz' (s. xi), was durch die einschlägigen bemerkungen B.s über den charakter der gegnerschaft B.s und Þ.s noch schärfer hervortritt. weniger gewicht möchte ich dem danismus *orrostu* . . . . *í hverri Þórólfr fell* beimessen; denn an sich schliefsen danismen nicht den beweis für junge entstehung der ganzen stelle in sich, sondern fallen vielfach nur einem modernisierenden abschreiber zur last, vgl. die bemerkungen Kölbings in seinen Beiträgen zur vergl. geschichte der romant. poesie und prosa des mittelalters s. 183, und so kann auch dieser danismus höchstens nachträglich ins gewicht fallen. — ist nun aber die textform von R im 1 cap. tatsächlich ein product des 18 jhs., so wäre es angezeigt gewesen, sie (in den lesarten s. 3) nicht des systems halber in die archaisierende gewandung des textes aus dem 13 jh. zu kleiden, sondern in der schreibung von R zu belassen; *ǫ*, das schon mindestens seit dem 14 jh. die phonetische geltung von *ö* hat, ist in einem neuisländischen texte nicht am platze; soll es aao. als bloſs graphisches zeichen für *ö* gelten, so würde es im buche zwei phonetische werte vereinigen, denn im texte bedeutet es auch phonetisch *ǫ*; die doppelheit *konungi* neben *kongs* (kürze druckfehler oder absicht?) aao. ist wol nur einem schwanken in dem auflösungsprincip der abbreviatur, nicht der handschrift zuzuschreiben?

Bei der besprechung des historischen wertes der saga s. xx äufsert sich B. über die wichtigste frage m. e. zu kurz. er sagt nämlich: 'gegen die glaubwürdigkeit unserer saga ist eingewant

worden, dass eines ihrer hauptmotive in verwanten sagas widerkehrt, nämlich die erzählung, wie ein wahrer oder falscher freund die verlobte des andern während dessen abwesenheit heiratet, was später des letzteren oder auch beider tod herbeiführt. so die geschichte von Bolli und Kjartan in der Laxdœlasaga, von Gunnlaug und Hrafn in der Gunnlaugssaga. — weiter ab stehn andere sögur, die ein motiv der eifersucht enthalten wie zb. die Hallfredarsaga, Kormakssaga. die vergleichung der Gunnlaugssaga ist auch aus dem grunde treffend, weil die heldin Helga die tochter des Þorstein Egilsson war, bei dem nur wenige jahre später Björn H. aufwuchs; eine gegenseitige beeinflussung beider sagas wäre daher nicht unwahrscheinlich. doch ist zu bemerken, dass, wenn auch eine situation wie die gegebene die veranlassung zu romanartigen ausmalungen werden konnte, was auch mehrfach der fall gewesen ist — man lese zb. den anfang der Gunnlaugssaga — das einfache motiv, das zu grunde liegt, dennoch nicht ersonnen zu sein braucht. nichts verbietet die annahme, dass dreimal ein held von einem bekannten um eine frau betrogen [*ergänze* worden] sei; im einzelnen weichen die drei erzählungen stark von einander ab. auf grund der ähnlichkeit mit andern sögur lässt sich m. e. gegen die glaubwürdigkeit unserer saga nichts einwenden' (s. xx—xxi). man vergleiche die äufserung Heinzels (Beschreibung der isländischen saga, WSB. phil. hist. cl. 97, 142): 'besonders Bjarnarsaga und Gunnlaugssaga stehn sich so nahe, dass man mit gröster wahrscheinlichkeit die existenz eines litterarischen typus des liebesromans annehmen kann .... allerdings ist auch das schicksal des menschen eines landes, eines standes, einer zeit typisch, aber eine übereinstimmung wie Bjarnarsaga und Gunnlaugssaga widerstreitet der erfahrung'. hält man beide äufserungen zusammen, so ergibt sich unter gleicher berufung auf die möglichkeitserwägungen ein so diametraler gegensatz des wahrscheinlichkeitsschlusses, dass daraus die unmöglichkeit hervorgeht, dieses problem mit einer so allgemeinen bemerkung zu beantworten, wie es B. getan hat. nicht als ob man an dieser stelle eine lösung oder behandlung des litterarhistorischen problems, wie weit in den Islendingasögur würkliche ereignisse nach litterarischen erzählungstypen umgemodelt und eventuell suppliert worden sind, erwarten oder fordern dürfte; doch wäre hier wol angezeigt gewesen, dass sich B. mit den zahlreichen parallelen, die Heinzel aao. s. 141 f beigebracht hat, näher auseinandergesetzt hätte; denn diese parallelen zeigen, dass nicht blofs das 'einfache motiv', sondern gerade dessen ausführung 'im einzelnen' in mehreren sögur auffallende ähnlichkeit hat; zum mindesten wäre auf Heinzels arbeit hinzuweisen gewesen. die frage in ihrem ganzen umfange wird einmal gegenstand einer eigenen untersuchung bilden müssen, die den andeutungen Heinzels folgend das ganze material in ihren bereich zieht, wobei, wie ich

allerdings glaube, das endresultat zu gunsten von Heinzels scharfsinniger hypothese ausfallen dürfte. zu den innern gründen tritt noch eine beachtenswerte litterarhistorische analogie, auf die mich prof. Siegmund Fraenkel (Breslau) aufmerksam macht. die arabische litteratur hat eine reihe von erzählungen aufzuweisen, die sowol in der form — prosaerzählung mit eingestreuten versen, die den personen der erzählung in den mund gelegt sind — wie im inhaltlichen typus — romanhafte erzählungen von historischen persönlichkeiten, darunter auch, abermals eine analogie, lebens- und liebesgeschichten von dichtern — und in ihrer entstehungs- und überlieferungsart schlagende ähnlichkeiten mit dem litterarischen typus der Islendingasögur haben. nach den untersuchungen Fraenkels ist auch hier das vorhandensein litterarischer romantypen, nach denen die historischen tatsachen umgemodelt oder ergänzt worden sind, eine unabweisbare annahme. ohne dieser parallele mehr beweiskraft beizumessen als ihr innewohnt, scheint sie mir doch so viel gewicht für die bestätigung eines aus inneren gründen gewonnenen resultates zu haben, als eben die vergleichende litteraturgeschichte durch aufweisung ähnlicher oder gleicher entwicklung epischer technik aus ähnlichen oder gleichen cultur- und litterarhistorischen voraussetzungen gewähren kann, indem sie die wahrscheinlichkeit der schlüsse auf dem einen gebiete durch die analogen resultate auf dem andern erhöht, und die eingehende behandlung der verwanten frage, die von Fraenkel in aussicht steht, wird daher zweifellos nicht blofs in ihrem kreise, sondern auch für unser gebiet mancherlei das problem im ganzen erhellende aufschlüsse enthalten. wie immer man sich nun zu der ganzen frage stellen mag, so scheint mir doch B. die gründe, die der historischen glaubwürdigkeit der saga in bezug auf ihren liebesroman entgegenstehn, zu gering anzuschlagen; das fällt besonders im hinblick auf das resultat auf, das B. aus dem verhalten der saga in ihren historischen angaben zu den controlierbaren tatsachen zieht (s. XXII), — wenn anders die oben citierten worte B.s nicht blofs eine abweisung der typentheorie bzw. der kriterien im allgemeinen sind, wobei B. das würkliche verhältnis von dichtung und wahrheit in der liebesgeschichte Björns in suspenso lassen will.

Die abfassungszeit (niederschrift) der saga verlegt B. in den anfang des 13, vielleicht noch das ende des 12 jhs.; die gründe zu dieser frühen ansetzung, die mit PEMüllers datierung stimmt, sind allerdings nicht zwingend. text und varianten, soweit bei diesen nicht diplomatische mitteilung von wichtigkeit war, gibt B. in normalisierter form (und zwar die strophen in älterer orthographie als die prosa), ein verfahren, das jeder, der nicht in diplomatischen abdrücken die einzig richtige form der herausgabe von litteraturdenkmälern erblickt, bei dem stande der überlieferung nur billigen kann. die membranfragmente AM 162 F fol.

sind hinter dem texte in diplomatischem abdrucke mitgeteilt. über das verfahren bei der (cursiv bezeichneten) auflösung der abbreviaturen gibt B. s. XLII auskunft. ob man die abbreviatur *ſto* mit *skulu* ausschreiben soll, kann doch zweifelhaft sein, sie ist gewis, wie B. sagt, ein petrefact und kann in der sprache des schreibers nur *skulu* gelautet haben, doch kann diese erwägung bei der widergabe der hs., wie sie eben vorliegt, keinen ausschlag geben, und das auf der zeile geschriebene *o* kann nicht ohne weiteres dem abbreviaturzeichen über der zeile (zb. in *voru*) gleichgesetzt werden. noch zweifelhafter ist die berechtigung, das *hauf*ᵗ der hs. als *haufud* widerzugeben; das würkliche vorkommen der form mit *t* ist ja nichts unerhörtes. über die zuverlässigkeit des textes und apparates kann natürlich nur ein vergleich mit den hss., den anzustellen ich nicht in der lage bin, entscheiden; doch würde derselbe bei der sichtlichen sorgfalt der ausgabe m. e. gewis nur bestätigend ausfallen. der erklärung der strophen ist ein eigener anhang gewidmet, in welchem viel zur förderung des verständnisses beigesteuert ist; zu einem eingehn auf einzelheiten fühle ich mich nicht berufen.

Der holländische gelehrte, dem die nordische philologie schon manche schöne gabe verdankt, hat mit dieser umsichtig und fleifsig gearbeiteten ausgabe ein dankenswertes werk getan, das hoffentlich nicht lange das jüngste denkmal seines herausgebertalentes bleiben wird.

Breslau, august 1894. O. JIRICZEK.

Otte brudstykker af den ældste saga om Olav den hellige, udgivne for det Norske historiske kildeskriftfond ved GUSTAV STORM, med facsimiler. Christiania, Grøndal & søn, 1893. 26 u. 16 ss. 4°. — 2,40 kr.

Die Olafssaga hins helga liegt uns in zwei sehr verschiedenen recensionen vor, von welchen die kürzere vorliebe für das übernatürliche und legendarische zeigt, während die längere eine historisch-chronologische darstellung anstrebt. wir bezeichnen diese beiden fassungen nach Munchs vorgang als die 'legendarische' und die 'historische' saga. jene liegt in der ausgabe von Keyser und Unger, Christiania 1849, vor, diese ist von Munch und Unger, Christiania 1853, ediert. die legendarische saga ist ein norwegisches denkmal. das zeigen die sich auf Norwegen beziehenden ausdrücke *hérlenzkr* c. 77 und *hér í landinu* c. 78, und auch die hs., in welcher sie uns vorliegt, ist norwegisch, s. ausg. 1849, s. v ff. die historische saga ist, wie Munch ausg. 1853 s. XXI ff gezeigt hat, ein auszug aus Snorris Olafssaga, mit der sie in der hauptmasse fast wörtlich übereinstimmt. auch der prologus Snorris findet sich im eingange der historischen saga. aufserdem wissen wir noch von einer bearbeitung der Olafssaga durch Styrmi hinn frodi. die Flateyjarbok beruft sich nämlich auf dieselbe und entlehnt ihr einzelne abschnitte.

Die bruchstücke, welche hier Storm in einer ausgabe und in ganz vorzüglichen facsimilen vorlegt, stimmen im wesentlichen mit teilen der legendarischen saga überein, aber sie bieten einen ungleich besseren text und repräsentieren uns deshalb die 'älteste saga'. 1—6 waren schon früher bekannt; sie sind veröffentlicht als anhang in der ausg. 1849 und von GStorm selbst in Snorre Sturlasons historieskrivning. sie stammen aus einer isl. hs. in 4°, die St. jetzt 1230—1240 ansetzt. aber das schwanken in der vocalbezeichnung weist sicher auf ein älteres original aus dem 12 jh. völlig neu sind bl. 7 und 8 aus AM 325 4°, auf welche St. durch eine bemerkung Kaalunds im katalog der arnamagnæanischen hss. aufmerksam geworden ist. diese hs. ist gleichfalls isl., aber jünger (14 jh.); da jedoch alle älteren formen, welche sie zeigt, sich auch in der älteren hs. finden, so nimmt St. an, dass 7 und 8 aus derselben hs. abgeschrieben sind, welcher 1—6 angehörten, so dass also alle 8 bruchstücke ein und dieselbe recension der saga repräsentieren.

St. unternimmt es nun, mit hilfe dieser bruchstücke den umfang der 'ältesten saga' zu bestimmen. diese untersuchung ist mit grofsem scharfsinn und mit seltener sicherheit geführt, so dass dem ref. nichts zu tun übrig bleibt, als ihren inhalt kurz anzugeben.

Bl. 2 entspricht dem cap. 58 der legendarischen saga und erzählt von Thormod Kolbrunarskald. das cap. ist aus der Fostbrædrasaga ausgeschrieben. folglich werden auch alle übrigen teile der Fostbrædrasaga, die sich in der legendarischen saga finden, schon in der 'ältesten saga' vorhanden gewesen sein.

Bl. 6 zeigt, dass die capp. 72—74 der legendarischen saga, wo der zug des königs über die berge nach Lom in Gudbrandsdalen erzählt wird, der 'ältesten saga' fehlten. diese capp. stammen aus einer norw. geistlichen erzählung, scheinen ursprünglich lat. abgefasst zu sein und stimmen mit der Historia Norvegiae überein. derselben quelle weist St. auch andere kleine abschnitte zu, welche mittelbar auf Adam von Bremen zurückgehn. alle diese abschnitte fehlten also der 'ältesten saga'.

Das 7 bruchstück zeigt, dass in der 'ältesten saga' unmittelbar nach der beisetzung der leiche des hl. Olaf die wunder folgten, dass sie also nichts dem cap. 101 der legendarischen saga (zustand des landes unter Svein und Alfifa) entsprechendes hatte. dieses stück ist dem Agrip entlehnt, und daraus folgt mit wahrscheinlichkeit, dass der 'ältesten saga' überhaupt alle entlehnungen aus dem Agrip, welche die legendarische saga enthält, fehlten. das 7 bruchstück ist besonders deshalb wichtig, weil es eine reihe von wundern in einer bisher unbekannten gestalt enthält. die darstellung ist hier ganz unabhängig von der legendarischen saga und von deren hauptquelle, der norw. legende (in der Homiliubok), die wider auf die lat. legende zurückgeht.

daraus folgt, dass die 'älteste saga' überhaupt unabhängig von der legende war. es fehlten ihr also alle jene bestandteile der legendarischen saga, welche die legende, das Agrip und die ältere norweg. sagensammlung, die St. mit der Hist. Norvegiae identificiert, voraussetzen.

St. untersucht weiter das verhältnis der 'ältesten saga' zu den gröfseren sagasammlungen des 13 und 14 jhs. die 'älteste saga' war die hauptquelle der Fagrskinna, wie der umstand zeigt, dass der zug über die berge nach Lom in der Fagrskinna fehlt wie in dem 6 bruchstück, und St. findet mit recht eine bestätigung für seine früheren ausführungen, dass die 'älteste saga' vom Agrip usw. noch unbeeinflusst war, darin, dass diese abschnitte auch in der Fagrskinna fehlen. auch Snorri muss neben seiner hauptquelle, der legende, und neben dem Geisli des Einar Skulason die 'älteste saga' benutzt haben. denn in seiner darstellung der wunder, welche auch im bruchstück 7 vorliegen, finden sich züge, die nur in diesem widerkehren, aber sowol in der legende als auch im Geisli fehlen.

Weiter sucht St. die beziehung der 'ältesten saga' zu AM 61, zur Bergsbok, Thomasskinna und Flateyjarbok festzustellen. die genannten hss. geben im wesentlichen die historische saga wider, aber sie erweitern dieselbe durch zusätze, die aus einer recension der legendarischen saga stammen müssen. AM 61 nimmt eine sonderstellung ein, indem hier eine reihe von zusätzen fehlen, die sich in den übrigen finden, und indem die gemeinsamen zusätze in einer verschiedenen reihenfolge gebracht werden. nun fehlt in AM 61 die schilderung von Olafs äufserer erscheinung, während sie die übrigen hss. in übereinstimmung mit cap. 30 der legendarischen saga haben. diese schilderung stammt aus dem Agrip, das die 'älteste saga' noch nicht benutzt hat, und so ist der schluss kaum abzuweisen, dass AM 61 aus der 'ältesten saga' entlehnt, während die übrigen aus der überarbeiteten recension schöpfen. da weiter die Flateyjarbok Styrmi hinn froði citiert, so wird eben Styrmi der verfasser der überarbeiteten recension und die legendarische saga eine norw. bearbeitung von Styrmis werk sein.

Die 'älteste saga' ist ein isl. product; das macht zunächst schon der umstand wahrscheinlich, dass die hs., der die bruchstücke angehören, isl. ist, und ferner auch die benutzung isl. quellen, wie der Fostbrædrasaga. auch die abfassungszeit der 'ältesten saga' lässt sich sehr genau festsetzen. schon ausg. 1849 s. IV wurde auf cap. 119 der legendarischen saga hingewiesen, wo die ankunft des cardinals Nicolaus in Norwegen (1152) erwähnt wird, und dieselbe notiz bringt auch das 7 blatt. weiter wird im 7 bruchstück Sigurd hinn ungi, also der sohn des Harald gilli, erwähnt (*hinn ungi* wird er im gegensatz zu Sigurd Jorsalafari genannt), und die verwanten dieses Sigurd werden als

grausam geschildert. das konnte sich niemand erlauben, so lange Sigurd lebte oder seine partei am ruder war. Sigurd starb 1155, und 1180 kam mit Sverri seine partei wider zur herschaft. also zwischen 1155—1180 muss die 'älteste saga' entstanden sein.

Wien, januar 1895. F. Detter.

Untersuchungen zur mittelhochdeutschen spielmannspoesie. 1 Zum Orendel. 2 Zum Salman-Morolf. von Hermann Tardel. Rostocker diss. Schwerin i. M., 1894. 72 ss. 8°. — 1,20 m.

Auf die resultate der ersten der beiden abhandlungen hier des näheren einzugehn möge man mir erlassen aus dem grunde, weil ich selbst eine umfangreichere untersuchung über die verbreitung und variation des Apolloniusromanes in mittelalter und neuzeit in nicht allzu ferner zeit zu veröffentlichen gedenke. vorläufig will ich nur bemerken, dass ich allerdings der ansicht bin, dass Svend Grundtvig mit seinem hinweise auf die verwantschaft des Orendelstoffes mit gewissen teilen des Apolloniusromans (Danmarks gamle folkviser II 465) einen glücklichen griff getan, dass dann EHMeyer (Zs. 37, 321 ff) durch heranziehung anderer fassungen (vor allem des Jourdain de Blaivies) den richtigen weg gewiesen hat. T. hat das material Meyers in keiner weise erweitert und ist sonach auch kaum über ihn hinausgekommen. in dem einen puncte stimme ich allerdings mit T. (s. 4) überein, dass 'die historischen parallelen, die Meyer in anknüpfung an frühere untersuchungen mit persönlichkeiten der kreuzzüge gezogen hat, mit reserve aufzunehmen sind'.

Im einzelnen bemerke ich: s. 5. den namen *Bride* findet T. bei Neidh. 42, 12 und HMS I 25; Heinzel WSB. 126, s. 15 verweist auf Helbling 1, 1296 und den nachweis in urkunden Beitr. 16, 86, sowie auf die fortbestehnde geltung des namens im Elsass (s. auch Stöber Sagen des Elsasses I^2 51). als namen der heiligen finde ich ihn bei Hermann vFritzlar (Myst. I 76), KvDankrotsheim ed. Pickel s. 49, Reinolt vMontelban ed. Pfaff 9488. ob die h. Brigida Thaumaturga mit unserer Bride etwas zu tun hat, ist zweifelhaft; ich notiere die folgenden übereinstimmungen[1]: abweisung von freiern (s. Berger Orendel s. LXXXVII); um diesen zu entgehen, nimmt sie den schleier, den ihr der h. Mac-Caile (auch *Machille* genannt) umgibt, was sich in der beschützung gegen den zudringlichen freier Minolt durch den herzog *Achille* spiegeln könnte; sie wird von dem seefahrer SBrandan aufgesucht und ein anderer SBrandan bringt ihr einen kelch, in dem das blut Christi erscheint; auf ihr gebet hin wird ein ins meer geworfener schmuck im bauche eines fisches aufgefunden; sie

[1] s. Acta Sanctorum 1 febr., 25 apr.; Zs. 33, 132; Three middle-irish homilies on the lives of saints Patrick, Brigit and Columba ed. by Whitley Stokes. Calcutta 1877; Windisch Irische texte s. 24—49.

schenkt einem fremden bettler das schwert ihres vaters, wie Bride dem armselig gekleideten Orendel das des ihrigen. beide sind aus königlichem geschlecht, auch der name des vaters (Dubthach — David) könnte ursprünglich gleich gewesen sein; ein herzog schenkt ihr ungebändigte pferde, die in ihrer gewalt sofort zahm werden (vgl. Or. 3067 ff); sie befreit einen gefangenen, indem sie ihm (noch lebend) auf wunderbare weise im kerker erscheint (vgl. Or. 2421 ff); endlich führt sie den ständigen beinamen *mathair Isu*, di. mutter Jesu, und Bride steht immerhin mit einem *Îse* in beziehung, der züge trägt, die auf Christus gedeutet werden können (Heinzel aao. 23). — s. 6. zu *clûse* s. noch jTit. 2124 *von der kuniginne klûse*, wo aber vielleicht direct die bedeutung 'schatzkammer' anzunehmen ist. — zum motiv der spannenweiten entfernung zwischen den augen s. Heinzel aao. 24; Über die ostgoth. heldensage WSB. 119, 83 anm. — s. 14. so wie der ritterschlag Ises eine gewisse schwierigkeit für die datierung Bergers bietet, wie schon Vogt gesehen hat, so auch die schilderung der zimiere und der covertiure nach HSchröder Zur waffen- und schiffskunde des deutschen ma. bis um d. j. 1200 (Kiel und Leipzig 1890) s. 15 und 38. — s. 15 meint T., dass 'Brîde ihn (Orendel) für einfältig hält'. das beruht auf falscher auffassung des ausdruckes *ein einfeltig ritter* Or. 1109. dies kann hier kaum etwas anderes sein als eine freiere ausdrucksweise für 'auf einfältige art gekleidet'; *einveldige kleider* sind aber einfarbige im gegensatz zu bunten, so in dem md. Apollonius ed. CSchröder s. 59, wo es *uestes lugubres* übersetzt. vgl. ib. *wir wollen uns einveldiklich kleiden in swarcze kleidere* u. ib. s. 53 *in swartcze demüetige einveldige kleidere*; im canton Luzern heifst *eifältigs tuech* so viel als schlecht gewobenes (Schweiz. idiot. 1818). — s. 20 'sie (Bride) hebt ihn (Orendel) selbst in den sattel': das ist misverständnis von *selber huob si im den stegreif* (Or. 2107). — mit einer *stange* wie Bride kämpfende frauen des französischen epos wüste ich freilich nicht nachzuweisen; doch sind die knüttel, die sie daselbst führen, wol nichts viel anderes, auch ist die stange nicht nur 'deutsche riesenwaffe', vgl. *Rainouard au tinel.* bei Ulrich vdTürlin hilft Arabel ihrem geliebten im kampf gegen die überzahl der heiden, indem sie mit einem ruder auf sie einschlägt (CXLI 14); die stelle, die T. citiert, ist vielmehr aus Ulrich vTürheim. im Wiener Beuves, den Heinzel aao. citiert, sind (nach einem mir vorliegenden auszug des hrn. dr Bernhard Dimand in Wien) Sambaut, Beuves und Josiane im kampfe gegen 100 heiden; einen heiden, der im begriff ist, den Sambaut zu erschlagen, fasst Josiane bei den haaren und schlägt ihn mit einem stocke zu boden, Beuves lacht dazu, sie töten viele heiden, Josiane mit dem stocke allein wol zehn; doch ziehen sich die drei endlich dennoch zurück, weil Beuves fürchtet, sie könnten ihm sein ross erschlagen. im Or. 2099 ff muss man sich die

situation so denken, dass der heide vor der gegen ihn ansprengenden Bride flieht, und dass der dichter das nur zu sagen vergessen hat, dabei hat er den schild auf den rücken geworfen, wie das die fliehenden tun (Nib. 2244, vgl. Alph. 432. 446); nur so lässt es sich verstehn, dass sie ihm mit einem schlag auf den rücken den schild zerbricht. T.s paraphrase 'nachdem sie ihm den schild in drei stücke gespalten hat' steht mit dem text in deutlichem widerspruche. — s. 22. zum motiv des trennenden schwertes s. auch Zs. d. vereins f. volkskunde 2, 299. — s. 23 für das nur von dem dazu bestimmten helden zu bändigende pferd ist wol das classische beispiel Alexanders Bucephalus; vgl. auch Reinolts ross Bayard (Reinolt vMontelban 787 ff; Heymonskinder ed. Pfaff s. 22 ff). — ein held von einem andern bei seinem herrn verleumdet, streckt diesen gegner mit einem faustschlage zu boden — ebenso Rüdiger in den Nibelungen. — s. 24. ein riese vor einer stadt fordert ritter zum zweikampf, trägt die ihm entgegentretenden unter dem arm fort, wird endlich vom hauptbelden besiegt — ebenso Ferracutus bei Turpin cap. XVII. — s. 25 über den kampf mit Meutwin s. Anz. XVII 124 anm. — s. 27 bei Heinrich vNeustadt wird Absolon im seekampf gegen Apollonius auf diese weise gefangen: *zuo leste ein hakhen ward gehaft in Absolon mit starcker chraft. er ward auz dem scheff geczogen in disen chiel, daz ist nicht gelogen. Absolon wart gevangen*; vgl. auch Ludwigs Kreuzfahrt 5666 *hellenbarten an stilen langen, beslagen, daz selbe ir stangen vorne scharf, dannoch darin en vir enden vir nagele sin, gespiz alsam crapen, die heiden tzur erden rizzen.* — s. 28. *der Syren* hat seinen männlichen artikel wol nur dem irrtum eines vielleicht md. schreibers zu danken. die gestalt scheint mir hier der christlichen mythologie anzugehören, es ist der böse feind, der durch sinnliche lust den menschen (s. Lauchert Geschichte des physiologus 179. 214), in diesem falle die durch den rock symbolisierte menschheit Christi (s. Beissel Gesch. der Trierer kirchen II 163; vgl. auch Der Römer tat ed. Keller cap. 14. 47. 105. Gottes zukunft ed. Strobl 1471 f. 2024 f. Zs. 6, 297 ff. Germ. 4, 160 ff. Tholuck Blütensammlung aus der morgenl. mystik, Berlin 1825, p. 57 ff) zu gewinnen sucht. über symbolische elemente in spielmannsdichtungen s. Wilmanns Anz. VII 280. — s. 30 *der abrahamische garte* wird hier endlich richtig gedeutet und die localität in afr. gedichten nachgewiesen. es ist der *hortus Abrahae* (Österr. vierteljahrschr. f. kath. theol. 5, 248) *Abrahâmes bungarde* (Karlmeinet 260, 7) bei Jericho; bei der bestimmung der lage von *Abrahâmes garten* (Apollonius ed. Strobl 20764 ff), *er lît drî mîle von der stat, diu dâ heizet Jerusalêm und zwô mîle von Betlehêm*, liegt vielleicht verwechselung mit dem kloster SAbraham bei Betlehem vor. hingegen hat *Abrahames garten* in dem hirtensegen bei Goedeke MA. 249 nichts damit zu tun; es bedeutet daselbst den himmel ebenso wie in dem Germania 31, 294 ff abgedruckten lobgesang auf Maria v. 285. —

Dienstbarkeit des helden bei einem fischer hatte wol schon der Apolloniusroman (vgl. die dänische ballade), finden einer kostbarkeit im magen eines fisches[1] die oben skizzierte Brigittelegende an die hand gegeben, es ist also nicht notwendig, mit T. (s. 28; s. auch s. 32; Heinzel aao. s. 20; Zs. 35, 178 anm. 6) die combination dieser züge aus der Salomosage herzuleiten. noch minder angebracht aber scheint es mir, wenn die befreiung aus Minolts gewalt, und am allermindesten, wenn der entschluss zur werbung um Bride mit diesem sagencomplex in verbindung gebracht wird. von jener sagt T. s. 60: 'somit sind aus dem schema der widergewinnung folgende motive in fast alle nachahmungen übergegangen: der hinterhalt des heeres, der gang des helden auf die burg, erkennung durch den ring und herbeiholung des heeres durch den hornruf'. aber gerade die beiden letzten charakteristischen züge fehlen im Or., das heer wird vielmehr durch einen von einer taube überbrachten heimlichen brief (s. Wackernagel Littgesch.[2] § 78, 41; Nicolaus vBasel ed. Schmidt s. 338) herbeigerufen; die beiden ersten züge sind aber so in der natur der dinge begründet, dass sie gar nichts beweisen können. dabei passiert ein unangenehmes versehen in der inhaltsangabe: 'Ise (schlägt) dem greisen Achill einfach das haupt ab', was auf misverständnis beruht von 3722 *meister Ise daz swert ûf gehuob, dem portner er daz houbt ab sluog;* denn obwol Achill sonst die rolle des pförtners spielt, muss man hier doch voraussetzen, dass während seiner abwesenheit ein anderer sein amt übernommen hat. eher möchte ich beeinflussung durch den Rother annehmen wegen der übereinstimmung im hinterhalt des heeres, des vorbedeutenden traumes und der verstellten einwilligung (s. 58); doch ist auch das unsicher. was nun aber gar den zug betrifft, dass ein prinz, bevor er sich verheiratet, sich mit seinen mannen berät, wo er wol eine seiner würdige braut fände, so ist das so selbstverständlich und wird sich so sicher in jeder litteratur widerfinden, dass es mir nur leid tut um die viele mühe, die sich T. mit der zusammenstellung der parallelen gegeben hat.

Wir sind damit bereits auf das 2 cap. übergegangen. mit der zuteilung der gedichte von Rother, Oswald, Otnit, Gudrun an den Salomosagenkreis scheint mir T. glücklicher, nur dass ich bei der Gudrun keine unmittelbare, sondern eine durch den Rother vermittelte beeinflussung annehmen möchte, weil alles irgend bedeutsame gerade mit diesem gedichte geteilt wird. im einzelnen habe ich zu diesem cap. folgendes zu bemerken: s. 39. dass Ougel 'anfänglich über die frage in verlegenheit gerät', beruht auf verkennen der construction Or. 205 ff *nu enweiz ich . . . wan.* — warum wird die heldin des deutschen Nibelungenliedes immer *Brynhild* geschrieben? — s. 46. Morolf giefst der

[1] über dieses weit verbreitete motiv s. Bolte Die schöne Magelone s. XVII, anm. 1.

königin geschmolzenes gold, nicht blei, durch die hand. — s. 47. die geschichte von den wundertätigen kieselsteinen ist doch kein fallenlassen des krämermotivs. — s. 48. dass der name Basilistium nicht auf das appellativ βασιλεύς, sondern auf den des byzantinischen kaisers Basilius II zurückzuführen ist, scheint mir Ludwig Singer Zur Rothersage (progr. d. akad. gymn. in Wien 1889) s. 23 sehr wahrscheinlich gemacht zu haben. — s. 49. von den drei genannten motiven bei der erwerbung der Hilde halte ich alle drei für gleich ursprünglich oder unursprünglich. von der sage gegeben waren nur die gestalten der drei freiwerber (s. Detter und Heinzel Beitr. 18, 552 ff), ohne dass von ihnen mehr als allerhand kämpfe mit dem vater der braut berichtet worden wären. in der jüngern entwickelung werden sie nun dabei jeder seinem charakter gemäfs verwendet und dazu mit grofsem geschick für Wate das motiv vom geächteten recken, für Frute das krämermotiv aus dem Rother herübergenommen (wie auch vielleicht der hinterhalt des heeres, erkennung am ringe, lachen und scheinbare einwilligung Gudruns, endlich das hornsignal), für Horant ein neues dazu erfunden, wenn man nicht gerade diesem, das doch einen gewissen mythischen zug in sich trägt, das höchste alter zuschreiben will. — s. 50. 'und verbergen das heer in einem tannenwald'; das ist nicht gesagt, da *tan* im allgemeinen 'wald' bedeutet. — s. 54. die erste der aus Wolfdietrich besprochenen scenen scheint mir mit der in frage stehnden sagenform nichts zu tun zu haben; viel mehr ähnlichkeit zeigt etwa die art, wie Jourdain de Blaivies von Fromont sein erbe fordert. die zweite scheint mir allerdings durch den Rother beeinflusst. —

Ich möchte mit diesen ausstellungen durchaus nicht den eindruck erwecken, als ob ich von der vorliegenden diss. etwa gering dächte. sie flöfst vielmehr durch die geschickte beherschung eines umfangreichen materials speciell aus altfranzösischer litteratur entschieden achtung ein und berechtigt zu schönen hoffnungen für die zukunft, wenn gereifteres urteil den autor zwischen bedeutendem und unbedeutsamem, zwischen zufälligem und wesentlichem besser unterscheiden gelehrt haben wird.

Bern, 25 januar 1895. S. Singer.

Über Hartmann von Aue. drei bücher untersuchungen. von ANTON E. SCHÖNBACH. Graz, Leuschner und Lubensky, 1894. VIII u. 503 ss. — 12 m.

Schönbach nennt seine arbeit selbst den versuch eines sachcommentars zu Hartmanns werken. er unternimmt es, den dichter in seiner ganzen geistigen eigenart zu schildern, wobei er im I buch s. 1—176 religion und sittlichkeit, im II bis 339 bildung, im III bis 480 kunst und charakter darstellt. dazu dient ihm aufser der sorgfältigsten untersuchung aller eigenen äufserungen

des dichters und dem vergleich mit seinen quellen besonders die heranziehung der kirchlichen litteratur jener zeit, deren kenntnis Sch. in erstaunlichem mafse, gewis mehr als irgend ein fachgenosse besitzt. das ganze durchdringt der warme hauch einer gemütvollen auffassung, wodurch auch der leser erfasst und fortgerissen wird. es gibt wol kaum eine frage der litterarhistorischen behandlung Hartmanns, welche hier nicht berührt und gründlich erörtert wird. für den gang der untersuchung ist abgesehen von der einteilung der bücher auch durch mancherlei verweise gesorgt: vielleicht wäre doch manchem leser auch eine inhaltsübersicht erwünscht gewesen. ein ausführliches verzeichnis der behandelten stellen ist allerdings am schlusse beigefügt.

Auf den reichen inhalt im einzelnen hinzuweisen kann ich nicht unternehmen; nur eine reihe von puncten kann ich herausgreifen, natürlich besonders solche, an denen ich Sch. nicht einfach zuzustimmen vermag.

Gewis mit vollem recht wendet sich Sch. gegen die behandlung der nationallitteraturen des ma.s, welche die gleichzeitige lateinische aufser acht lässt. hier findet er zum guten teil den hintergrund, auf welchem sich die denkweise, zt. auch die ausdrucksweise unserer dichter abhebt. dies ist bei Hartmann um so mehr der fall, als bei ihm der durchgang durch eine lateinische schule, vermutlich eine klosterschule, mit sicherheit anzunehmen ist. allerdings bemerkt Sch. selbst, dass von den stellen der mittelalterlichen kirchenschriftsteller, die er anführt, keine direct unserem dichter vorgelegen zu haben braucht. ganz besonders zeigt sich diese quelle für Hartmanns anschauungen in seinen legenden, namentlich im Gregorius ergibig. nicht als ob er völlig und einfach die kirchliche lehre verträte: Sch. führt s. 102 aus, dass Gregorius bufse für unwissentlich und unwillentlich begangene sünde nicht sowol durch die kirche geboten als dem volkstümlichen gefühl entsprungen sei. auch dass die religiösen sitten in Deutschland damals noch von den französischen sich vielfach unterschieden, hebt er hervor. daher lässt zb. Hartmann im Gregorius den zug weg, dass dem ausgesetzten kinde salz beigegeben wird, um es als noch ungetauft zu bezeichnen (s. 62). insbesondere aber erklärt sich hieraus, dass Hartmann in der bearbeitung der Chrestienschen romane die anrufungen der muttergottes und der heiligen, sowie die beziehungen auf den papst ausscheidet (s. 29. 30. 43), während er anderseits den namen Gottes häufiger nennt als Chrestien und zwar an stellen, wo Schönbach wenigstens anstofs daran nimmt (s. 423). so Iwein 2557, wo der ritter sich von Gott geehrt fühlt, als ihm die rache an Keii gestattet wird. Gott ist eben dem Deutschen soviel wie das unabänderliche schicksal, und die häufige anrufung Gottes in den Nibelungen hat man den helden mit unrecht als frömmelei ausgelegt; dem Romanen ist Gott eher der fürbitte zugänglich und in seinen entschlüssen

bestimmbar. wenn nun Sch. unserm dichter aus solchen äufserungen einen vorwurf macht, so kann ich dem nicht beistimmen, so wenig wie mir s. 401 das urteil über Scherers entscheidung solcher fragen zutreffend erscheint.

Zuweilen nimmt Sch. wol auch die kirchliche norm zu sehr und gegen die absichten des dichters selbst als mafsgebend an. s. 300 wird die bemerkung im Greg. 1549, dass, wer zwölf jahre im kloster zugebracht habe, auf immer geistlich bleiben müsse, mit deutschen rechtsbestimmungen verglichen. um rechtsfragen handelt es sich aber hier nicht, sondern um die frage, ob ein knabe sich noch später die zum ritterlichen wesen notwendigen fähigkeiten erwerben könne. ebenso findet Sch. 317 mit unrecht einen widerspruch in der darstellung Hartmanns, wonach Gregorius von ritterlichen dingen nähere kenntnis hatte, obschon er nie aus der clausur gekommen war. Hartmann muss sich die erziehung des knaben doch viel liberaler gedacht haben, da dieser bei ihm sich mit seinen altersgenossen am strande herum balgt.

Unrichtig scheint auch s. 141 die auffassung von A. Heinr. 315 ff *Die andern heten den sin daz si ze rehter mâze in wol gemiden kunden* : 'den armen Heinrich vermieden seine verwanten und freunde vollständig'. von diesen ist hier nicht die rede, sondern von der familie des meiers. ferner wird s. 143 *porta dei nullum qui tumet arcta capit* übersetzt 'Gottes pforte hält keinen hochmütigen gefangen' : aber *capit* ist einfach 'nimmt in sich auf'; kein von hochmut geschwollener kann in Gottes pforte eingehn.

Vortrefflich wird das I büchlein als ein rechtsstreit erläutert, wobei der dichter seine vermutlich erst kurz zuvor erworbenen juristischen kenntnisse anzubringen sich befleifsige. im einzelnen wäre die erklärung von *beteman* v. 263 als fürbitter im schlechten sinne, als sprecher des fluchs, noch weiter zu stützen. auch das *media vita* als mordgebet zu singen, war untersagt (Wackernagel Litt.-gesch. § 76, 20). — v. 811 *wische den mies vonn ougen* wird s. 246 erklärt 'tilge die bosheit aus dir wie unkraut und moos im garten oder auf dem wege'. vielmehr: 'streiche die haare aus dem gesicht', damit du besser siehst dh. richtiger urteilst; vgl. Iw. 439 *ouch wâren im diu ôren . . vermieset* 'mit moosartigem haare bedeckt'. — s. 227 wird v. 951 *der wolf an dem spelle* mit nicht zutreffender widergabe von Haupts anmerkung auf den Reinhart Fuchs bezogen. es handelt sich nur um eine fabel, welche JGrimm seinem buche über Reinhart Fuchs beigegeben hat und nicht einmal um diese selbst, welche vermutlich jünger ist als Hartmanns dichtung, sondern um deren grundlage, die volkstradition.

Das II büchlein wird, hoffentlich allseitig überzeugend, als ein werk Hartmanns nachgewiesen.

Für das bahrrecht im Iwein kommt Sch. zu demselben resultat, wie ref. in dieser Zs. 32, 380 ff.

In dem liede MFr. 210, 15 ist Wackernagels lesart *hacxen* gewis kein druckfehler, wie s. 160 vermutet wird, sondern so viel als hexe, was ja bei Lexer als *häcze, hekze* nachgewiesen ist.

Die lateinischen citate hat der setzer nicht ohne fehler gedruckt: s. 125 z. 10 v. u. ist wol anstatt *poenas pravos* zu lesen, auch z. 5 v. u. *fota* ist schwerlich richtig. 156, 1 *haec* l. *hae*; 199 z. 7 v. u. *factum* l. *factam*; 202, 12 v. u. *majus* l. *magis*; 216, 2 *aquae* l. *aquai*; 218, 3 *exavant* l. *excavant*; 406, 5 v. u. *quam* l. *quem*.

Ob die von Sch. s. 455 angenommene reihenfolge der werke Hartmanns, wonach der Iwein vor dem Gregorius gedichtet wäre, allgemeine anerkennung finden wird, steht dahin.

Doch das sind alles kleinigkeiten. im ganzen wird unsere kenntnis Hartmanns durch Sch.s buch in ausgezeichneter weise gefördert. es ist geradezu ein muster für derartige untersuchungen, dem vielfache nachahmung zu wünschen wäre.

Strafsburg, dec. 1894. E. Martin.

Willehalm, ein rittergedicht aus der zweiten hälfte des 13 jahrhunderts von meister Ulrich von dem Türlin. herausgegeben von S. Singer. [Bibliothek der mhd. litteratur in Böhmen bd. IV. Prag, verein für geschichte d. Deutschen in Böhmen, 1893.] LXXXIX u. 410 ss. gr. 8°. — 9 m.

Ein seichter mensch, der dunkelheit für tiefsinn nimmt, die sprache vergewaltigt, während er sie zu beherschen wähnt, und unfehlbar in plattheit verfällt, wenn er originell sein will : das ist der eindruck, den Ulrichs dichterische persönlichkeit dem leser hinterlässt. wenige seiner genossen haben Wolframs werke so genau studiert, wie er — aber auch wenige standen Wolfram durch ihre ursprüngliche begabung so fern. so durchzieht das ganze gedicht ein wechsel zweier stilgattungen : die erzählenden partien sind meist in leichtem, behaglichem tone gehalten; wo aber die betrachtung auf religiösen dingen oder gar auf der minne verweilt, da wird die darstellung abstrus und verworren. Hartmanns muster hätte dem dichter getaugt, Wolfram konnte ihn nur beirren und verführen.

Bereitete so schon der stil des gedichtes dem hsg. grofse schwierigkeiten, so wurden sie noch gesteigert durch die verworrenen verhältnisse der überlieferung. sie liegen nach S.s untersuchungen folgendermafsen. wir besitzen sozusagen zwei auflagen des Willehalm : die zweite ist eine von Ulrich selbst herrührende umarbeitung der ersten. nur diese umarbeitung ist in ihrer reinen gestalt handschriftlich überliefert : durch A, den cod. Palat. germ. 395, sowie durch fünf unbedeutende fragmente, σ γ μ ϱ ζ und eine kürzende (C) sowie eine prosaische (E) überarbeitung. die erste aufl. dagegen kann nur erschlossen werden: sie liegt vor in zwei von einander stark abweichenden bearbei-

tungen, deren eine gruppe (B) durch die hss. und fragmente l z π β — hn δ κ η; m w o p e sowie durch die in Heinrichs von München chronik aufgenommene bearbeitung (D) vertreten ist, während die andere nur in éiner hs. (g) und einem kurzen fragmente (τ) überliefert ist.

Was demnach sowol in A als auch in BD und in g(τ) überliefert ist, das muss aus der 1 aufl. des Wh. stammen. aber selbst wo alle hss. übereinstimmen, ergibt sich nach S.s darlegungen nicht immer ein lesbarer text: er sieht sich in mehr als 100 fällen genötigt, zur conjectur zu greifen und kommt infolgedessen zu dem schlusse, dass dem dichter bei der abfassung der 2 ausg. ein corrumpiertes exemplar der 1 vorgelegen habe und dass dessen fehler von ihm unbesehen in die neue bearbeitung herübergenommen worden seien. auf dieselbe redaction (O), der jenes fehlerhafte exemplar angehörte, giengen nun auch die verschiedenen bearbeitungen B D g zurück, woraus sich jene grofse zahl gemeinsamer verderbnisse erkläre.

Was zunächst den letzten punct betrifft, so kann S. der vorwurf nicht erspart werden, dass er mit der annahme eines fehlers in O viel zu rasch bei der hand war, zt. weil er nicht alle möglichkeiten der interpretation erschöpfte, zt. aber auch, weil er durch seine besserungen einen präciseren oder treffenderen ausdruck anzubringen suchte, wo das überlieferte Ulrich wol zuzutrauen war. S. besitzt ein glückliches talent zur conjecturalkritik, seine vorschläge sind zwar mitunter gesucht, aber fast immer so geistreich, dass man fast bedauern möchte, dass sie so oft unnötig sind. aber diese übergriffe erklären sich aus jenem talente, und es ist zu erwarten, dass sich S.s nächste ausgaben von ihnen freier halten werden.

So ist, abgesehen von den fällen, wo S. seine conjecturen nachträglich selbst schon zurückgezogen hat, nach meiner meinung an folgenden stellen die hsl. la. an die stelle der von S. vorgenommenen änderungen wider einzusetzen: I 3*. 4*. *Vater! sun! tuo helfe schîn, Jêsû, dâ bî ich dich erkenne: Christ durch helfe ich dich nenne* B g (A enthält diese verse überhaupt nicht). S. nimmt an, dass ein gemeinsamer fehler vorliege, indem die namen *Jêsû* und *Christ* zu vertauschen seien. nun ist ja richtig, dass die beziehung von *helfe* auf *Jêsû* der allgemein bekannten etymologie dieses namens (*Jesus etenim interpretatur salus* Schönbach Pred. I 63, 3) sehr gut entspricht; überdies sagt Ulrich von Eschenbach in seiner nachahmung dieser stelle (S.s vorrede p. LVIII) *Nâch helfe Jhesus dû genennet bist, Nâch dîner dêmuot heist dû Crist.* aber der geforderte sinn lässt sich auch durch eine änderung der interpunction gewinnen; man schreibe: . . . *schîn : Jêsû (dâ bî ich dich erkenne, Christ!) durch helfe ich dich nenne.* — VIII 3 ff *Moht man der fröuden widerstrît, Alse ich ê seit, diu an frowen lît, Chranz oder tanz gelîchen* usw. S. ändert in *fröud en widerstrît.* das überlieferte genügt jedoch

vollkommen : 'könnte man den wettstreit der freuden, die an den frauen liegen, dem kranze vergleichen'. der sing. *lit* neben dem plur. des abstractums *frǒude* kann nicht befremden, s. Lachmann z. Nib. 2269, 3; z. Iw. 8112; Haupt z. Er. 4799 f; Jänicke z. Wolfd. B 104, 2. auch im gedichte selbst findet sich ein analogon: LXXXIX 26 f *Tuot sîn vliesen vil herzen mat, Daz muoter brust noch besliuzet*; s. u. zu LXX 19 ff. — XXI 1 ff *Heimerich sîn sün besande — Des wære durft, daz man die nande (Menegen edel Franzois, Yspan unde Borgunois, Provenzâl, Britûn und Pikarde), Die wâren ouch von arde, — und tet . . . kunt.* bei dieser interpunction kann *die* in v. 2 ganz wol bleiben : S. list *dâ*. — XXI 21 ff *Doch nâch ritterlichem heile Mit dienst was ich der minn veile, Und alsô minne diu mir gap Ze ritters orden urhap.* Heinrich von Naribon gibt seinen söhnen (uzw. zunächst Wilhelm. vgl. v. 14) lebensregeln. 'und auf diese weise liebe auch du diejenige (dh. die *minne*), die mir gegeben hat' usw. das steht ganz in übereinstimmung mit XXII 8 *sus sol iuwer dienst nâch minne jagen.* die spielerei *minne minnen* das. 24. — XXIX 10 ff *Dehein tjostûr moht er getuon, Doch zogt ein schœne ors im mit. Daz was dô edeler kinde sit, daz si durch prîs mit ôrsen varnt.* S. *ie* st. *dô*; vgl. aber zb. XL 1 ff *Die kristen sich werten: des was zît. Der heiden kraft sô wîten lît, Daz dehein storje sih niht hal,* wo derselbe wechsel von prät. und präs. herscht. — XXXII 20 ff *der keiser . . . Dem er half ze Runcival Gein Marsilî, dâ sich niht hal Mit tât sîn êrstiu ritterschaft Ûf die künge, die dâ heten kraft, Marsilî und Paligân. Von den heiden wart ez guot getân: Dem markîs schade doch widerfuor.* S. *helden* st. *heiden*. aber die einführung der *helde* würkt ganz verblüffend : man sollte doch nur den sing. erwarten. bei obiger interpunction ist die hsl. la. zu halten : 'Wilhelm zeigte seine ritterlichkeit im kampfe gegen M. und P. aber die heiden waren tapfer : W. kam doch nicht ohne schaden davon'. — XLVIII 28 ff *Der künik von Tebêanal, Des kraft dannoch in were schein, Von Talymon der muotes rein, Des starkiu wer was noch niht ein.* S. *Und* st. *Von* : aber CCXXXII 10 ist (*der*) *von Talimon* von den meisten hss. geboten und von S. auch in den text gesetzt. — XLIX 1 *Ein fei den künek het ûz gesant — Samargôn hiez daz lant, — Des herze truoc menlîche wer.* S. *hêrre* st. *herze* und mit abweichender interpunction. — LIV 2 *Nû jeit trûrlîchez var Berhtram, der noch suochende reit.* S. *trûrlîche.* ich fasse die überlieferung so : 'nun jagte B. traurig über die landungsstätte hin', somit *z* = *daz* und *var* als accusativ der bewegung. dazu stimmen sowol die folgenden verse (*dâ sich het verjeit Der markîs ûf des meres staden*) als auch v. 20 f (*B.*) *kêrt nâch den vienden nider, Dâ die kiel gestanden wâren.* — LVII 20 S. *winde* st. *vinde*, gewis mit recht, aber kein beweis, dass ein fehler in O vorlag, denn A bietet das richtige, nur BCD einerseits, g anderseits das falsche : diese übereinstimmung zweier

gruppen kann somit auch zufällig sein. — LXII 1 f *Nu hœrt von der minneholde, Der süez ich hôhe prüeven solde.* S. *holden,* ebenso LXXIX 14; LXXXVII 12; CCV 18. schon die häufigkeit der fälle hätte S. vorsichtiger machen sollen; zudem belegt das Mhd. wb. s. v. *holde* das starke subst. aus Pfeiffers Mariengrüfsen XX 225 f. — LXIII 17 f *der rîche künic von Kanar Und vil geblüemter heiden schar.* S. will (nachtrag) *helde,* da nach XXXVIII 7 ff der von Kanar auf der seite des künig Loys steht. kann aber das verhältnis nicht ähnlich sein, wie im Wigalois, wo Zaradach und Panschafar 235, 24 ff als heiden bezeichnet werden und gleichwol 257, 10 ff auf seite Wigalois stehn? — LXX 19 ff ... *diu süeze (künigin), Der minnbernde grüeze Den künig treip ze jâmers zil.* S. *grüezen.* über den sing. des verbums vgl. oben zu VIII 3 ff; auch *ir liebe und minne grüeze* LXXVII 25 spricht für die hsl. la. — LXXV 25 ff *Wart frowen lip ie baz gebildet, Sô wizzet, daz mir wildet Mîn sin, des ich mich versihe, Ob ich niht dem mœre gihe.* so lesen die unverwanten hss. A g, und S. hätte nicht versuchen sollen, aus dem von ihnen und von der gruppe B gebotenen eine mischla. herzustellen. ich fasse die stelle so: 'wenn es je eine schönere frau gegeben hat, so wisst, davon bin ich überzeugt, dass ich verrückt bin, wenn ich der schilderung nicht die vollkommenheit zuerkennen würde'. der genitiv 'vollkommenheit' oder dgl. ist neben *jehen* zu ergänzen, wie 'sieg' usw. in den Mhd. wb. I 513^{b}. 516^{a} angeführten beispielen. — LXXVIII 16 ff *In dirre krône lag rîcheit vil, Die diu kuniginne truoc Von Tussangulê, der ich nie gewuoc.* da wenige abschnitte vorher von der königin die rede war (LXXIII 6 ff), so setzt S. *iu ê* ein. aber seine theorie basiert darauf, dass Ulrich bei der bearbeitung schreibfehler der 1 aufl. unbesehen herüber genommen habe. nun steht in der bearbeitung statt obiger verse: *Doch nam man hie an der krônen war, Die diu küniginne truoc Von T., des ich nie gewuoc.* hier steht *nie* durchaus correct: 'eine kostbarkeit, von der ich niemals früher erzählt habe'. und ebenso ist oben *der* nicht auf die königin, sondern auf *rîcheit* zu beziehen. — XCI 23 ff *Der minne lieb vil blik in zuht, Daz hie ûz beiden ougen ruht Vil liebe die unminne sniten.* S. mit anderer interpunction *Dâ hie,* was im mhd. kaum vorkommen dürfte. auch kommt man mit dem, was die hss. bieten, vollkommen aus: 'die freude entriss ihnen viele blicke, so dass hier aus beider augen' usw. vgl. die in vielen puncten übereinstimmenden verse XLII 9 f. — CIX 29 ff *Diu rede mich dunket ungehôrt, Von swem ich die anders hôrt, Ob mich der sus gelouben stôrt.* S. *geloubens tôrt.* dem widerspricht schon die parallele CL 27 *diu rede hie ungelouben stôrt,* vgl. auch die paraphrase *geloubens uns nieman irret* CLI 5. 'wenn mich einer auf solche weise in meinem glauben (gen. des schw. masc.) zu beirren versuchte'. — CXII 8 ff *Swâ unser sin sich vergaz, Sin wort ųns des manten, Daz wir daz wol erkanten.* S. *mante,* gewis unnötig. — CXV 18 ff *Arabel der*

rede niht gewuoc Hin unz an den vierden tac. Gelich si in ir herze wac Diu rede, die si het vernomen. S. *Sigelich* st. *Gelich si.* ich erkläre das überlieferte: 'aber auf gleiche weise (dh. trotzdem drei tage verstrichen waren, mit unverminderter stärke) kümmerte sie die rede in ihrem herzen'; vgl. LXXXIV 24f. — CXIX 15ff *Man riht die tische. si wâren vrô. Arabel sprach zuo dem markis mit drô: Ich hân darumbe nâch iu gesant. Daz ich ein richez pfant, Herre, her markis, alse ir sit, Niht wil sehen ze aller zit, Daz sult ihr niht für übel hân. Doch wil ich iu ê gewinnen an Ein spil, des ich gelachen müge ...* bei dieser auffassung, die sich strenge an die überlieferung hält, ist *darumbe* v. 17 zurückzubeziehen auf das richten der tische, und *ê* der vorletzten zeile bedeutet: 'bevor ich euch wider in den kerker zurück sende'. S. setzt *Diht* st. *Niht*, was an sich sehr kühn ist, und lässt damit auch das *ê* ganz unerklärt. zu meiner deutung stimmt auch, was Wilhelm später selbst erzählt (CCXXXIII 26ff): *Ouch kunde ir wislîcher sin Underwîlent mich hazzen Und gein mir mit helfe lazzen, Daz ich der nôtdurft enbar*; vgl. auch CCXXXIV 26ff *Alse ich vor jach, ir wisheit Fuogte, dô Tŷbalt danne kam, Daz man herûz mich ofte nam. In dem sinne tet si vor in daz, Daz man behuot mich deste baz. Gein mir si güet doch niht vergaz.* — CXXX 2ff *Der küneginnen rôten munt Vaste er an den sînen truht, Daz von ir mundes rœte ruht Ein fiur ...* S. *trouht* : *rouht*, gewis unnötig, vgl. überdies XCI 24. — CXXXV 1ff *Niht vil mêr rede hie ergie. Si sprach: 'nû hœre, ich lâze dich hie: Die slüzzel füere ich mit mir. Heiz daz gesinde mit huote dir — Mînes hêrren êr ez ist — gewegen* ('helfen') *Und alsô mit flîze pflegen, Daz iu der degen iht engê, Wan daz tœt minem herzen wê'.* so A σ g; ich begreife nicht, warum S. das als einen auf O zurückzuführenden fehler ansieht und sich bemüht, aus B D und dem obigen eine mischla. herzustellen. — CXXXVII 12 *nimmer übergenôzen lîd er von tschumpfentûre.* kann ganz wol bleiben, S. setzt den plur. ein. — CXLVIII 24f *Minnesüeze kan niht minne holn: Ir angest was noch ûf der vart.* S. *In angestwis.* aber sobald man sich mit dem bei Ulrich häufigen nebeneinander von präs. und prät. befreundet hat, bietet die la. der hss. keinen anstofs: 'ihre gefahrvolle lage war eben noch nicht beendet'. — CXLVIII 30ff *Lihte hie alsam geschiht, Daz man von lieben liebe giht.* nun folgt in A γ g *Der wârheit ich doch niht sage*, während B D *Nâch wân ich, wârheit niht ensage* bietet. dies hat S. in den text gesetzt, jenes habe in O gestanden. aber mir fehlt die erklärung dafür, wie B zu seiner la. gekommen sei. stand im archetypus: *Noch dan ich wârheit niht ensage* ('dennoch', gegensatz zu *lihte*), so lassen sich daraus beide laa. herleiten. die *wârheit* erfährt der leser erst CCCIII 18ff. — CLI 28ff *Welt ir, herre, gelouben mir, Si sint alle unheil geselt, Die uns hie besten welt? Si wizzen, daz ir sint ein helt.* so A γ g; S. hält das

für einen aus Q stammenden fehler und meint, B habe durch conjectur das richtige getroffen, indem es *ob ir* vor *welt* (v. 30) einschiebt und *Sit wizzen si* st. *si wizzen(t)* schreibt. ich halte das obige für möglich. stünde *welt ir? welt?* unmittelbar nacheinander, so wäre es durchaus nicht auffällig, dass beim zweiten *welt* das pron. fehlt. aber auch so wird man es hinnehmen dürfen. — CLIII 18 ff *Wir suln an daz gebirge gên.* ***Ich kiuse hie wol getriben wege. Der marner des kieles pflege.*** *Dâ hœren wir wol alle ir maht; Die heiden fuoren ie mit braht: Swie ir sî, daz ist ir site. Doch sul wir sîn in senfter bite. Lât daz gesinde allez komen!* S. setzt die gesperrt gedruckten verse nach *bite* ein; mir erscheint die stelle, falls man das gesperrte parenthetisch fasst, ganz erträglich. — CLIV 6 ff *An dem gebirge er ein kastel vant, Daz was vor vienden wol behuot, Daz gebirge veste unde guot. Diu insel hiez Montanar.* S. setzt vor *Daz* ein *Durch* ein. aber es unterliegt keinem bedenken, den vers 8 von *was* abhängen zu lassen. — CLVII 29 ff *Und hetet ir, frowe, vier rîche krône, Die gezügen kûme gein dem lône, Daz iu diu dienten schône.* so A g; S. hält das für einen aus O stammenden fehler, den B durch umstellung der beiden letzten verse glücklich gebessert habe. wenn man aber, was ja sehr wol angeht, *Daz* conditional fasst, so kann die von A g gebotene stellung der verse unangetastet bleiben. — CLVIII 15 ff *Si sprach: sîn* **güet** *hât hôhen prîs Begangen an dem markîs, Dô er sich im sô hât erboten.* S. *got*, wol weil das dabeistehnde *sîn* nach der hsl. la. auf den burggrafen zu beziehen ist, von dem bereits zwanzig zeilen früher zum letzten mal die rede war. aber solche rückbeziehung des pron. über eine längere strecke hin ist auch sonst im mhd. öfter notwendig; vgl. Exod. Kossm. 446, wo *s(i)* nur auf die Ägypter bezogen werden kann, oder Georg 1225 (*Ihesus*) — 1258 (*sinem*); s. Zs. f. östr. gymn. 1894, s. 137. auch hier diesen bezug anzunehmen, wird man um so weniger bedenken tragen, als das, was folgt, gleichfalls nur mit rücksicht auf jene vorhergehnde stelle gesagt ist, wo der burggraf genannt war: seine frau hatte gesagt, ihr mann habe sie versichert, dass der besitz von vier reichen den tapferen Wilhelm nicht aufwiegen könne, und hier nun erwidert Arabel-Kyburg, eben wegen W.s grofser tapferkeit habe sie ihn erwählt und der verzicht auf ihre zwei reiche könne sie nicht reuen. zudem wird CLVI 25 derselbe ausdruck *erbieten* ähnlich gebraucht. — CLXV 25 ff ***Der markîs sprach ze dem tschahtelûr:*** *'Wirt disiu tât alse sûr?' 'Daz wær übel, her markîs. Doch sul wir trahten welhen wîs Wir uns dirre kraft entsagen.'* S., dem die möglichkeit, die verse 27 ff als inquitlose gegenrede aufzufassen (wie das auch sonst bei Ulrich vorkommt), entgangen ist, ändert gegen alle hss.: *Ze dem markîs sprach der tschahtelûr.* hier wird, wie so oft, die antwort zudem durch *her markîs* als solche markiert. 'dass sich der markis nach dem

stande der dinge erkundigt, ist ganz in ordnung, wie denn auch der andere ihm im folgenden die chancen entwickelt (CLXVI 10 ff); vgl. auch CLXVIII 21. — CLXVI 28 f *Âne danc teilt man im ein spil, Daz er ez ze T r o y s niht dorfte holn.* S. *Troy*; aber kann Ulrich selbst, der den Parzival so genau kannte, nicht durch die *sper von T r o y s* (Parz. 271, 10. 288, 16) beirrt worden sein? — CLXXXIV 27 ff *Ein gebirge heizet Tangelesant, Sumelichen heiden unbekant. An der Môr lant ez stôzet. D e s g e b i r g e s w u r m s i c h g e n ô z e t, Dâ vil kiel vor alter rôzet, Ein wurm heizet salamander.* S. lässt den vor- und zweitletzten vers ihre stellungen tauschen und interpungiert anders. aber wenn man den durch *dâ* eingeleiteten satz auf *gebirges* bezieht, was auch nach der sage vom magnet- b e r g e (S. p. XXXVIII) das nächstliegende ist, so liegt kein grund vor, die überlieferung zu verlassen. — CXCI 13 f *In ganzen frôuden sî nû sâzen, Der heiden siu n i h t vergâzen.* S. *nâch*. ich fasse *heide* nicht als 'paganus', sondern als 'pratum'. wie der vers zu verstehn ist, wird ja gleich im folgenden näher ausgeführt: *Maneg flôrêt sî darzuo treip, Daz der markts etlich naht beleip Lîhte in den bluomen ûf dem lande.* — CXCI 17 hss. *foreht* (*foreth*), S. *flôrêt* : gewis mit recht, aber ein fehler in O braucht deshalb nicht angenommen zu werden, da nur A μ einerseits, B anderseits die stelle überliefern und sich der irrtum leicht in beiden gruppen selbständig einschleichen konnte, wie gerade CLXXXIX 13, worauf S. selbst verweist, zeigt : hier hat A *floreth*, B *foreht*. — CC 2 und CCI 8 setzt S. gegen die übereinstimmende la. *frouwe* ein *herre* ein; aber da der brief, in dem die worte vorkommen, an Heimerich u n d Irmetschart gerichtet sein kann (vgl. CXCIX 18; CC 16. 29; CCI 1), so wird man den wechsel der anrede wol hinnehmen dürfen. — CCIII 8 ff *Si zwirunt bezzer danne guot! Si frôuwet ob aller frôuden zil — Hiemit ich sî niht swachen wil — Sîn minneclicher tugende gelâz, Sîn zuht, sîn triuwe.* S. ersetzt mit änderung der interpunction das erste *S i* durch *S î n*, was mir an sich wenig einleuchten will. auch scheint mir das obige ganz verständlich. Irmetschart meint, Kyburg werde durch Wilhelm über alle beschreibung erfreut, ohne dass sie sie damit herabsetzen wolle, also etwa 'honny soit, qui mal y pense'. — CCV 2 ff *Des boten gâbe wolt ich niht veilen : Daz Irmetschart und Heimrich im beidiu gâben, des wæn ich, Zwei schœniu ors u n d hundert march.* S. mit sehr gekünstelter interpunction *umb* st. *und*. lässt man jedoch den mit *Daz* eingeleiteten satz von dem folgenden *wæn ich* abhängen, so bietet das überlieferte keine schwierigkeit. gegen S.s conjectur spricht schon die folgende zeile (v. 6) entschieden. — CCX 10 ff die königin hat Wilhelms rettung erfahren und ist darüber aufs höchste erfreut. sie verleiht ihrer freude durch ein herzliches lob auf Wilhelm ausdruck, das sie beschliefst : '*Wol dir, reiner, süezer Krist!*' nun fährt der dichter fort : *Und doch in wîplichen siten Mit weinenne wart*

dâ undersniten Ein lachen, daz dâ fröuden brâhte. dieses *Und doch* hat S. so befremdlich geschienen, dass er diesen vers nach dem nächsten in den text einsetzte. nimmt man jedoch an, dass es sich auf den inhalt der vorhergehnden rede im allgemeinen beziehe, so erhält man einen ganz befriedigenden sinn: 'dessenungeachtet (trotz ihrer freude) war nach frauenart ihr lachen mit weinen untermischt'. etwas ähnliches, das rückbeziehen eines in einer rede vorkommenden *darumbe* auf worte des dichters hatten wir cxix 15ff gegen S. zu verteidigen. — ccxi 1 *Sîn muot was mînes muotes willen* (: *gestillen*). S. *wille.* 'sein sinn richtete sich nach dem willen (gen.) des meinigen'. — ccxi 33 *Gel, grüen, rôt, blâ und alse ein gras.* S. streicht *grüen.* abgesehen davon, dass die hss. verschiedenes überliefern, sodass *grüen* auch zufällig eingesetzt sein konnte, ist es sehr wol möglich, dass Ulrich selbst die gedankenlosigkeit begieng, wie etwa Wirnt im Wigalois 34, 34f sagt: *Bringt mir mîn pfärit her, Harnasch, ors unde sper.* — ccxii 10 *Und Tschanpanŷ li kont.* S. *Und von Tsch.* doch wol unnötig! — ccxix 19 *Tschermes.* S. *Tscherines.* aber ccxi 27 (worauf S. selbst verweist) bieten A μ h l D gleichfalls das fehlerhafte *Tschermes,* und so gut in diesem falle zufall anzunehmen ist, kann es auch hier geschehen, sodass damit keine gemeinsame vorlage, die den fehler bot, erwiesen ist. — ccxxvii 30f *Ir (der steine) tiure sich niht enveilt, Swer minne liep gelîch in teilt.* S. mit abweichender, sehr gezwungener interpunction *Der st. Swer.* der sinn des überlieferten ist: 'ihre kostbarkeit (= die steine) würde sich nicht erkaufen lassen, wenn einer die freude der liebe *in gelîche* (als ihr äquivalent) zur wahl stellte'. einen ähnlichen gedanken spricht Ulrich ccvii 27 von einem kostbaren felle aus: *des kost ze minnelône wiget.* — ccxxix 8f *Ze rehte man (ez? S.) wol bieten sol . . . den burgoys.* *ez* kann fehlen, zu Wolfd. D iv 40, 1. — ccxliii 22f *Nû huob sich manger hande spil Alhie, bûhurt und daz stechen.* S. *dâ* st. *daz.* aber von der sattsam bekannten freiheit, den artikel nur zum zweiten zweier coordinierten nomina zu setzen, macht Ulrich auch sonst gebrauch; übrigens auch wenn *dâ* richtig wäre, brauchte die fehlerhafte la. nicht in O gestanden zu haben. — ccxlv 2f *Ir lieb iuch nû stiuren sol, Âventiur iuch in allen wîs.* S. streicht das komma sowie *iuch.* ich nehme *Âventiur* als verbum; die seltenheit des wortes erklärt auch das schwankende verhalten der hss. — ccxlv 28f *Und ob er von dem keiser gert Den touf an ir, daz enwirret niht.* S. setzt *Urlobes* für *Und ob er* und *dâ* für *daz.* das überlieferte bedeutet ganz sinngemäfs: 'und wenn er nur von dem kaiser die an ihr zu vollziehende taufe fordert, so hemmt nichts *daz* (= *den touf*): denn der papst fühlt sich geehrt, sobald usw.' dass der kaiser würklich auf die taufe ingerenz hat, zeigt ccxlix 4ff, bes. 13ff. — ccxlvii 23ff *Ir rôter munt wart niht gespart, Alse dem markîs diu eine wart. (Die liute muoste er*

fürhten hie). *A l s diu burggrævin mit ir gie Ald der vier frowen ein, Sô was im minneder munt gemein.* S. *Ald* st. *Als.* wie ich die stelle versteh, ist im nhd. vor dem *Als* ein 'aber' zu ergänzen. — CCL 17 *tuon* A B D, *ruon* C. ist würklich letzteres das richtige, so kann ebensogut A zufällig in einem fehler mit B D übereinstimmen, als das mit A verwante C einen fehler aus zufall richtig gebessert haben. für die ansetzung eines fehlers in O ist also die stelle nicht beweisend. — CCLIV 27 f *Darzuo von richen frowen kleide Minneclicher schowe weide.* S. hätte den gen. *kleide*, der vom. gen. *schowe* abhängt, welcher widerum zu *weide* gehört, nicht in *kleiden* ändern sollen : solche häufung von genitiven ist ganz in Wolframs weise. — CCLXXII 26 ff *Swes herze von sünden wildet, Ob der ime* (Gott) *biutet buoze, In vaterlichem gruoze Er den i n s ü n d e n grüezet.* S. *den unsünden.* ein adj. *unsünde* ist nicht belegt, auch ist das überlieferte ganz in ordnung : 'den in sünden lebenden'. — CCLXXIV 30 *Kandanûr* S. nach m o p e, die anderen hss. *Kandur.* aber das kann zufall sein, vgl. XLIX 16 la. — CCLXXXII 4 f. *Zwô küneginne giengen neben ir hie, Diu burkgrævin und vrô Irmentschart.* S. *Die zwô.* das fehlen des artikels ist nicht anders zu erklären, als oben zu CCXLIII 22 f geschehen ist; vgl. CLV 11 *Emeral unde ouch die frowen*; CLXIX 8 *Frowen und diu kuniginne.* — CCLXXXIII 29 (*ich*) *zurnde gegen in alse e i n huon.* S. *eim.* das überlieferte wird doch wol, wie Jellinek mit hinweis auf Braune As. bibeldichtg. zu v. 288 meint, bedeuten: 'zürnen wie ein hahn', vgl. über *huon* = 'hahn' noch DWb. IV 2, 1875. — CCLXXXV 6 ff *Nâch minne man hie g e l œ z e sach* : *Von wibes blicke ze mannes güete Maneg antlütze in fröuden blüete*; *Vil herzen daz grüezen heilet.* S. *geleste.* aber bei obiger interpunction scheint mir alles klar und einfach; zudem gehört *gelœze* unter Ulrichs lieblingswörter, vgl. zb. LXVII 22. LXXXI 18. — CCXCII 12 f *Sô muoz diu vorder hôhgezît Ein v r e u d e werden gar.* S. ganz unnötig *vereinde.* ist ein subst. *vereinde* im mhd. überhaupt belegt? — CCXCVI 1 ff *Kyburg reit nû niht ein, Zwischen den künigin zwein Si reit. d e r k ü n i g, i r f r ö u d e b o t Und manig frouwe, der munt rot Schein, hie bi dem keiser riten.* S. *der künigin fröuderot.* ich verstehe *ir fröude bot* als 'der bote ihrer freude' (= Willehalm), sodass also neben Kyburg die kaiserin und die königin, neben dem kaiser dagegen der könig und Wilhelm ritten. — CCCVIII 5 ff *Alse man die phellor getruog Biz a n daz alter genuog, Sô wart ein fiur bereite . . .* warum S. *an* durch *in* ersetzt und eine andre interpunction einführt, versteh ich nicht.

In mehreren fällen nimmt S. an, dass zwei unverwante gruppen durch zufall auf den nämlichen fehler gekommen seien, während es mir vielmehr scheint, als könnte die von ihnen gebotene la. belassen werden. hierher rechne ich die folgenden stellen : XXXV 24 f *Wan er wol west, daz herzesêr Von im d e m*

land vor widerfuor. so B und der text. st. *dem l.* bietet C *den cristen,* während in A g jeder dativ fehlt. dass letzteres das ursprüngliche, scheint mir schon durch den umstand nahegelegt, dass B und C verschiedene substantiva bieten; auch wäre kein grund einzusehen, warum zwei schreiber unabhängig von einander das dativobject entfernt hätten. — LVII 1 ff *Nû bràht man diu örs in die habe, Da die heiden wârn geworfen abe, Und lat si mit pfelle . . . si* fehlt A g, und das ist wol das ursprüngliche, weil seltnere, vgl. zu Rhein. Paul. 107. — aus demselben grunde möchte auch LXXII 28 *was* mit A g zu streichen sein, zu Patric. 83. — LXXV 5 l. *durch vliesen* A g. — CXIV 16 *Wie alt, wis und junge* A g, S. setzt mit B D *ritter* hinzu; aber die entsprechungen mit den figuren des schachspiels sind überhaupt nicht sehr genau durchgeführt, und dann sind ja die ritter unter obiger aufzählung schon inbegriffen. — CXXXVIII 6 *sich rucke* A σ g scheint mir ansprechender als *für sich r.* — CXXXVIII 20 ist *gespilt* sicher richtig, vgl. CXXXIX 18 und Parz. 244, 1 f. 444, 22. — CLIX 11 ff *Sîn lieb mich unlieb hât genœtt, Mîn lieb durch liebe hât ertœtt, Des mich liebt in ganzer lieb* dh. 'Wilhelms liebe, der mich in ganzer liebe liebt, hat mich zur lieblosigkeit (gegen Tybalt) gezwungen, hat meine (frühere) liebe durch (Wilhelms) liebe ertötet'. dass der letzte vers nachhinkt, hat seine parallele CLIII 18 ff (s. o.) und sonst, sodass ich S.s annahme nicht zu teilen vermag, es liege eine zufällige übereinstimmung in einem fehler auf seite von A g vor, während B, das doch sichtlich nur in nivellierender weise abweicht, das richtige erhalten habe. — CLXVIII 18 war *ez* nicht einzusetzen, zumal S. selbst auf eine parallele im gedichte hinweist. — CLXX 16 f *Der beider zuht niht verbirt, Diu juncfröwel sitzent* (A g) *in neben bî.* S. *sitzen* mit B; vgl. aber CCCXX 20 ff und Paul Mhd. gr. § 334, 1.

Ebenso möchte ich an einigen der stellen, die S. in seinem letzten absatze p. III anführt, die verworfenen laa. in den text setzen, so XVII 3. XXIX 7. LI 14 (vgl. LXVIII 17; auch XXXV 25 ?). LXV 20. LXXXVII 12. LXXXVII 15 ff *Ez ist sper ûf mir vertân, Daz ich ez wol dâfür hân, Daz nie burg wart sô veste . . . Daz si ez möht gelîden : Gein hundert spern ein blîden Und dar würfe, si zefüere* dh. 'für je 100 speere eine wurfmaschine und dorthin (auf die stadt) würfe angesetzt, gienge sie zu grunde'. S. stellt eine mischlesart her. — ferner XC 12. XCV 5. XCVI 5. CIII 4. CCXXXII 4.

Endlich habe ich noch eine reihe von vorschlägen zu machen, die teils die berichtigung störender druckfehler [1], teils änderungen

[1] sonst ist mir an druckfehlern noch aufgefallen: XV 30 l. *ir*; XVII 23 *sîniu*; XIX 14 *sô*; XX 16 *herzen.* 30 *dâ*; XXII 21 *sô*; XXXIII 9 *wîle*; XXXIV 14 *wîsheit*; XLII 6 *sîn*; XLVII 16 komma st. punct; XLVIII 31 *niht*; LI 14 komma nach *tuon*; LIII 3 *alsô*; LIV 20 *kêrt*; LV 2 *niht*; LXXXI 4 *fianze*; XC 1 *bekant*; XCI 21 *beliben*; XCV 2 *lât*; CXVIII 27 *sô*; CXXII 6 *sô*; CXXIV 26 punct nach *welt*; CXXXIX 14 *dîner*; CXL 11 *pfliht*; CXLIV 10 *dâ*; CLXV 26 *wirt* (?);

der interpunction bezwecken. VII 24 ff *Ich wil daz niht sô hôhe grüeze, (Nimmer engê ich gesteines haz) Hôher wibe gruoz tuo herzen baz : Ân aller hande freude ze jehen, Tar ich danne gesteines sehen.* verdächtig ist abgesehen von andern schwierigkeiten *Ân . . . ze.* ich interpungiere die drei ersten verse wie S., lasse jedoch *An* (nicht *Ân*!) *a. h. fr.* von *baz tuon* abhängen, fasse *ze jehen Tar ich* als parenthetischen zwischensatz : *danne* usw. gehört zu *baz.* — XIX 6 *Waz moht ich hôher wirde mezzen* ***Dem*** *sippe, diu niht sô bünde mich, Mit vaterlicher triwe sich In alle sippe mit orten sliuzet?* so die hs. A, die allein die stelle überliefert; S. mit etwas abweichender interpunction *Der* st. *Dem.* ich verstehe die verse so: 'was sollte ich demjenigen hohe würde zuerkennen, dem die verwantschaft — die mich nicht auf gleiche weise beträfe — mit väterlicher treue sich erstreckte auf alle verwanten bis ans ende gehend' (*orten* inf.). — XIX 11 ff *Sold ich die triu ze fluste kêren? Daz tœt ich nâch* ***wîsem*** *lêren, Als diu welt nû ist gestalt.* S. *unwîsem* und punct nach *lêren.* 'das müste ich nach der unterweisung, die nach den gegenwärtigen verhältnissen verständig genannt werden muss, allerdings tun'. — XX 9 ff ***Tugent*** *siht tugent bî milte gern. Kintliche jugent, artlichen lern*: *Swâ tugent sich ardet niht mit lêhen, Dâ sol man tugent mit milt niht flêhen.* so S. mit der hs. eine kleine änderung macht die stelle klar : *Jugent* st. *Tugent* und kolon nach *gern.* der fehler des schreibers erklärt sich leicht, da viele *tugent* vorangehn und folgen. — XX 18 ff *Ein jâherre lîhte wânes* (S. *wœn es*) *giht, Den durft ze lônes helfe treit.* (S. komma.) *Ob des 'jâ' unmilt ze lône jeit?* (S. punct.) 'ein jasager sagt freilich leichten herzens etwas hoffnungerweckendes demjenigen, den seine armut auf hilfe hinweist. ob aber auch sein 'ja' seine kargheit zu einer gabe veranlasst?' — XX 26 *Sipplicher triuwen sin* (S. *sins*) *enkurt* : *sin* kann als ein von einem vorausgehnden genitiv abhängiger genitiv auch flexionslos bleiben, s. zu Tund. 66. — XXII 22 ff *Iwer sæld ist ungeveiget,* (S. punct) *Ob ir gên wiben iuch versinnet Und ir minn alsô minnet, Daz minn ir minn niht krenchen siht. Minn hât diu minn,* (S. kolon) *der sin niht giht Minn süez noch minn tât* dh. 'die minne derjenigen findet erwiderung, deren sinn von ihrer süfse nicht spricht (die mit ihren erfolgen nicht prahlen)'; vgl. XXIII 16 *halt ir wibe liebe tougen* und ebenso XXV 12. — XXV 18 *iu* st. *in* druckfehler. — XXXVII 14 *des* st. *der* druckfehler? — LIX 1 ff *Swie der markis het leides vil, Doch maz er smel und lenge zil An Arabele, die er gerne sach. Sîn herz vancnüsse jach.* S. setzt nach *zil* punct, nach *sach* komma. meine interpunction wegen der ähnlichen stellen LXXVI 13 ff. CCLXXXIII 4 f.

CLXVII 2 *niht*; CLXIX 26 *burggrævinne*; CLXXXVIII 20 *grüene*; CXCIII 6 *daz*; CCXI 2 *sîn*; CCXXII 7 *mîner*; CCXXVII 20 *waz*; CCXLVI 26. CCLVI 4 komma zu str.; CCLXVIII 20 *dâ*; CCLXXX 7 *sorgenwân*; CCLXXXI 2 *wâren*; CCXCIII 28 *hiestiure*; CCCII 11 *zwô*; CCCXVI 26 *wîs*; CCCXXI 16 *dô*.

— LXXII 6 f nach *Terramêr* komma, nach *enpfuort* punct. — LXXIV 17 ff *So starker süez wil ich wesen ân. Wie geschach Ysenhart von Belykân ... Ze Preziljân in dem fureht?* S. nach *ân* keinerlei interpunction, nach *fureht* punct. — LXXIX 7 ff *Ein rich gebende die krône slôz — Doch schein der nak enneben blôz — Ob kleiner ôrn sinewel.* S. komma nach *slôz* und keine parenthese. — LXXX 2 f ... *Dâ von dem markis fröude quam Vor, ê daz man urloup nam.* S. komma vor st. nach *Vor.* — LXXXII 9 komma nach *bitten.* — LXXXII 23 komma nach *lit.* — CXV 3 ff *Nu nam diu künigin zehant, Der triuwe si ir ie* (so S.; *ir ze* Ag, *vil* B) *stæte vant, ... vier meralîn.* aber S.s conjectur erklärt den fehler nicht: l. *ie ze = ieze.* — CXXXVI 12 komma nach *kranch.* — CXLIV 16 ff *Ouch enwirret niht, ob ir mant, Die bi uns noch hie lebende sin* (*Chome ez darzuo*), *daz helfe schin An den helden iht si versoumet.* S. punct nach *sin* und ohne parenthese. — CCLVI 4 komma zu tilgen. — CCLXIII 28 punct nach *mit.* — CCCXV 26 kann *bôt* bleiben, v. 27 nach *wip* komma st. punct: 'sie machte ihr ein anerbieten, das viele frauen hörten'. — CCCXVI 19 komma verdruckt.

Sehen wir nun zu, was sich aus dem vorstehnden an allgemeinen bemerkungen ergibt. von den ungefähr 100 fällen, in denen S. einen fehler in O ansetzen zu müssen glaubte, habe ich zwei drittel als richtig überliefert erwiesen. und gerade die stellen, wo S. weitgehnde veränderungen, wie umstellungen ganzer verse udgl., vornahm, sind vollzählig darunter. damit ist nun der einzige grund weggeräumt, der dagegen sprach, dass Ulrich zu seiner bearbeitung sich eines textes bediente, der zahlreiche fehler enthielt und dass er diese fehler übersehen habe: es ist ja diese annahme von vornherein wahrscheinlicher, als dass der dichter ein ganz fehlerloses exemplar benutzt oder alle fehler desselben bemerkt habe: nur durfte die zahl nicht so grofs und die verderbnisse nicht so auffällig sein, wie S. das angenommen hat. die 35 fälle aber, die nach meiner überprüfung verbleiben, wird man dem archetypus ohne kühnheit zuschreiben dürfen, obwol ich nicht verhehlen will, dass sich auch diese zahl noch beträchtlich vermindern liefse, wenn man ganz geringfügige und dabei naheliegende verderbnisse in abzug bringt und in fällen, wo nur die gruppen A B (nicht g) erhalten sind, die möglichkeit zufälliger übereinstimmung in betracht zieht.

So wie S. hier das verhältnis richtig erkannt hat, so ist ihm auch bei der stellung, die er g anweist, unbedingt beizustimmen. demnach geht, wie schon früher bemerkt, diese hs. unabhängig von der gruppe BD auf eine hs. der 1 aufl. von Ulrichs werk zurück und ist somit von höchstem werte für die herstellung des textes. bei dieser sachlage darf natürlich kein einziger fall vorkommen, in dem A und g in einem evidenten und dabei über den verdacht des zufalls erhabenen fehler übereinstimmen: und

würklich findet dergleichen niemals statt, denn die beiden von S. in der einleitung übersehenen fälle XXVIII 25 und CLVI 31 werden auf einem fehler in O beruhen. umgekehrt ergibt sich aus jener stellung von g, dass eine la., die durch A und g repräsentiert ist, gröfsere gewähr für sich hat, als eine abweichende, von BD gebotene. S. selbst hat im nachtrag schon einer anzahl solcher laa. zu ihrem rechte verholfen : er hätte darin getrost noch weiter gehn können. ich erwähne hier folgende stellen : XII 8 *er* fehlt Ag; vgl. ob. zu LVII 1. — XLIII 26 falls die angabe, dass der vers *manik kristen hie in angest lit* von A u n d g geboten werde, nicht auf einem druckfehler beruht (sie widerspricht nämlich der bemerkung der vorhergehnden zeile '25. 26 fehlen g'), so war unbedingt dieser vers st. des von BD überlieferten (*gråve Pirre von Ammanit*) einzusetzen, denn die übereinstimmung von A und g gienge hier über den zufall weit hinaus. — LIII 16 *nû* zu streichen. — CVII 2 f *Ir sit sô hôh wol, daz ich Iu ère dur wird enbieten sol. ère* fehlt Ag und war demnach zu streichen, vgl. ob. zu CCXXIX 8. — CXXV 1 ff *Ze Tuntanar man niht fröude hât* (*Frowe des wurde guot rât Driu hundert mil oder mê*) *Und lit ouch verre von dem sê.* so A g. S. entscheidet sich ohne not für die la. von B : *Der verre wirdet guot rât.* das obige bedeutet : 'der zu Tuntanar euch erwartenden freudlosigkeit ist etwa 300 meilen weiter leicht abgeholfen' (vgl. CXXIV 30 *Lât ez ein teil verrer sin*). — CXXXV 15 l. doch wol *herzen* mit A g, vgl. LXII 5. — CXXXVI 31 *gê* A σ g kann bleiben. — CLIX 16 *geklagt* A g ist hinreichend motiviert durch die vorhergehnde erinnerung an Tybalts unglück. — CLXXXII 27 *sô* ist gegenüber *nû* Ag vulgarisierend.

Anderseits bleibt bei dieser sachlage freilich noch immer mancher zweifel bestehn : wenn A einerseits, B und g anderseits lesarten bieten, von denen jede an sich annehmbar ist, so lässt sich nicht entscheiden, ob die la. von A eine beabsichtigte änderung des dichters bringt, oder ob nicht etwa erst der schreiber von A oder seine vorlage eigenmächtig abwich, in welchem falle dann B g das ursprüngliche bewahrt hätte. in manchen fällen hätte hier vielleicht eine eingehndere, systematische vergleichung sämtlicher in betracht kommender stellen sichere entscheidung bringen können : S. berücksichtigt p. XI f nur die stärksten abweichungen.

Solche ausstellungen können jedoch das verdienst S.s nicht vermindern, durch seinen scharfsinn sowie durch die glückliche entdeckung des akrostichons die tatsache, dass neben der ersten auch noch eine zweite ausg. von des dichters eigener hand veranstaltet wurde, gefunden und bewiesen zu haben.

Ein teil der einleitung ist der bestimmung des umfangs der ursprünglichen dichtung gewidmet, auch werden die tendenzen klar gelegt, welche die verschiedenen bearbeiter leiteten (XI f. LXX—LXXXVI). sehr hübsch und überzeugend ist der nachweis, dass der nur in A überlieferte schluss des gedichtes, von Bartsch

'Vivianz ritterschlag' genannt und Ulrich abgesprochen, von unserm dichter würklich herrührt, wofür schon Suchier eingetreten war, und noch hübscher, wenn S. einleuchtend zeigt, dass die hs. A auf das brouillon des dichters zurückgehe. Ulrich hatte offenbar die absicht, auch diesen schluss in abschnitten von 31 zeilen zu erzählen, überliefs aber die durchführung der dreireime einer spätern feile und liefs deshalb, meist zu beginn und am ende der strophen, einige zeilen unausgefüllt. so erhält man durch die hs. A, die diese lücken getreulich überliefert, einen höchst interessanten einblick in die art, wie Ulrich zu werke gieng (LX—LXIX). dass ihm der zwang des dreireims lästig wurde, begreift sich leicht. auch Wirnt scheint es nicht besser gegangen zu sein : wenigstens werden seine abschnitte gegen den schluss hin zusehends länger.

S. XIV—XVIII enthalten eine übersicht der reimkunst, s. XVIII—XXXI bringen fleifsige zusammenstellungen über die entlehnungen aus Wolframs werken; dabei schliefst sich S. der meinung Suchiers an, dass Ulrich keiner französischen quelle gefolgt sei, sondern lediglich nach Wolframs andeutungen und nach eigner erfindung die handlung seiner dichtung zusammengesetzt habe. — s. XXXII—XLVI werden anklänge an Wirnts Wigalois, Hartmanns werke, Heinrichs krone, des Pleiers Tandareis, eine strophe bruder Wernhers und die herzog Ernst-sage sowie an ein Rolandslied aufgezeigt. was S. für bekanntschaft mit Ulrichs Lanzelet und je einer strophe des Winsbeken und des Marner vorbringt, scheint mir nicht ganz beweisend. den beschluss dieser zusammenstellungen macht eine liste von sonstigen anklängen, die nur zeigen will, wie sehr Ulrichs sprache von der tradition beeinflusst ist. — s. XLVII—LXVI endlich folgt ein eingehnder nachweis, wie sehr sich der dichter im verlaufe seiner erzählung selbst widerholt. — auch an nachwürkung hat es seinem werke nicht gefehlt, wie einzelne stellen in Ulrichs Alexander und Meifsners liedern, kaum aber in Konrads Trojanerkriege zeigen (LVII—LIX). — die heimat des dichters ist wol SVeit in Kärnthen, oder wenigstens Innerösterreich im allgemeinen (XIII), die abfassungszeit der 2 aufl. fällt nach Scherers nachweis in die jahre 1261—1269 (LXX).

Den schluss des buches bildet ein die seltneren worte umfassendes register, sowie eine alphabetische liste der im gedichte vorkommenden namen [1].

Sehr fühlbar macht sich bei einem gedichte von der dunkelheit des vorliegenden der mangel jedweder anmerkung, der freilich im plane der sammlung begründet ist. aber auch so gebührt dem herausgeber und nicht minder dem wackern verein für geschichte der Deutschen in Böhmen der dank aller fachgenossen.

Wien, 14 februar 1895. CARL KRAUS.

[1] zu *Kanar* füge hinzu : XXXVIII 7, zu *Todjerne* : CXLVIII 26, zu *Tussangulê* LXXVIII 18.

Dat nye schip van Narragonien. die jüngere niederdeutsche bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff (Rostock 1519). herausgegeben von Carl Schröder. Schwerin, Bärensprung, 1892. vi ss., clxxviii bll., 135 ss. 8°. — 7,50 m.

Goedeke bemerkt Grundr. i 386 zum Narrenschyp, dass der druck längst eine genauere untersuchung verdient hätte. die anregung ist nicht unbeachtet geblieben, und es sind im letzten jahrzehnt manche einzelheiten über das denkmal bekannt geworden. diese lassen es nicht mehr angängig erscheinen, es ebenso wie die zahlreichen übrigen über- und umarbeitungen des werkes Brants anzusehen. man hat das NS zu einer reihe der wichtigsten hervorbringungen der mnd. litteratur in beziehung gesetzt; Reinke de vos, Des dodes danz, Henselinsboek und das Ditmarschengedicht zählen zu seinen verwanten. mit dem eintritt in diesen kreis ist die an dunkeln puncten — ich erinnere nur an einen, die verfasserfrage — so reiche geschichte dieser dichtungen die seine geworden. in der veränderten stellung, die der dichtung zugewiesen ist, liegt die notwendigkeit begründet, den text allgemein zugänglich zu machen.

CSchröder bietet uns den text in einem glänzenden gewande dar. befremdlich ist, dass er die 22 jahre jüngere Rostocker bearbeitung dem Lübecker original vorgezogen hat. man weifs zwar, dass JGrimm in einer besprechung des 1 bandes der von AHoefer herausgegebenen Denkmäler niederdeutscher sprache und litteratur (GGA 1850, 767) den vollständigen abdruck der 'ungemein seltenen Sebastian Brands hochdeutsches original überbietenden Narragonia, Rostock 1519' empfohlen hat und dass einer der folgenden bände der Hoeferschen sammlung, dessen druck später unterblieb, Dat nye schip van Narragonien enthalten sollte; man weifs aber auch, dass weder JGrimm noch Hoefer eine ahnung von der existenz eines erheblich älteren druckes hatten und dass Zarncke als erster auf den kostbaren schatz des British museum hinwies. wenn Schröder dessenungeachtet bei Grimms und Hoefers absichten beharrt, so dürfen wir mit berechtigter spannung sein vorwort auf eine rechtfertigung dieses immerhin auffallenden standpunctes hin durchmustern. es bereitet eine gewisse enttеuschung, dass wir nichts darin finden, was einer begründung ähnlich sähe. ich kann mich wenigstens durch des herausgebers andeutung, dass eine von aufsen kommende veranlassung ihn zur veranstaltung seiner ausgabe bewogen habe, nicht für befriedigt erklären. da er s. 5 die resultate meiner untersuchung über das verhältnis des NS zum Reinke und einigen andern bereits genannten dichtungen als richtig anerkennt, so wird er auch zugeben müssen, dass das Lübecker original unser interesse am NS vollständig absorbiert und dass die Rostocker bearbeitung eine selbständige bedeutung nicht mehr beanspruchen kann. sein text kann somit auch nichts zur erhellung des dunkels

beitragen, das die würksamkeit des Lübecker anonymus noch immer umgibt. wer auf grund des Schröderschen textes etwa den versuch machen wollte, die tätigkeit des anonymus als übersetzer zu charakterisieren, würde zu ganz unhaltbaren ergebnissen gelangen. den nutzen, den ein text gewährt, der die lösung einer im hinblick auf die entstehungsgeschichte des Reinke so ungemein dankbaren aufgabe nicht im geringsten zu fördern vermag, bin ich aber aufser stande einzusehen. selbst von einer schätzung des verdienstes seines autors um das NS muss der hsg. abstehn. ich will nicht unerwähnt lassen, dass S. mehrmals auf meine ausgabe des denkmals hinweist, deren drucklegung ich zu meinem bedauern noch nicht habe zum abschluss bringen können. die in aussicht stehnde publication hätte ihn indes, meine ich, niemals hindern dürfen, wurde er durch seine studien auf eine eingehndere beschäftigung mit dem NS hingeführt, den Lübecker druck zur unterlage zu nehmen.

S.s text ist ein von druckfehlern befreiter, mit einer modernen interpunction und mit einer verszählung versehener seiten- und zeilengetreuer abdruck der Rostocker ausgabe.

In dem wenige seiten umfassenden vorwort werden Zarnckes ansichten über die Rostocker bearbeitung vorgetragen, natürlich unter berücksichtigung der modificationen, die dieselben seitdem erfahren haben. beachtung verdient die vom hsg. geäufserte vermutung, dass der drucker Ludwig Dietz die seinen zwecken entsprechende umgestaltung des werkes selbst vorgenommen habe. am ausgang des vorwortes zeigen sich die ersten spuren der verwirrung, die die unglückliche vorliebe S.s für den Rostocker druck hervorzurufen vermag[1]. während zunächst noch der jüngere bearbeiter und der Lübecker anonymus auseinandergehalten werden, hört schliefslich jede scheidung auf. S. bemerkt: 'in den anmerkungen habe ich versucht, zu jedem cap. vorweg das verhältnis des bearbeiters zu seiner vorlage klarzustellen. bei der art, wie der bearbeiter verfuhr, der bald wörtlich übertrug, bald nur den sinn der vorlage — und oft genug unrichtig — widergab, hier wegliefs und dort zusetzte, häufig die verse der vorlage bunt durcheinander schüttelte und einmal sogar in ein anderes, ziemlich weit abstehendes capitel übergriff, war das keine

[1] auch aufserhalb des S.schen buches treten bereits die folgen der ungerechtfertigten identificierung des Rostocker bearbeiters mit dem Lübecker anonymus hervor. eine in Schwerin 1892 erschienene programmabhandlung von HStekker führt den titel: Der versbau im 'niederdeutschen Narrenschiff'; der verf., der die correcturbogen des S.schen textes benutzt hat, teilt uns s. 4 mit, dass das gedicht in einem von Ludwig Dietz hergestellten Rostocker drucke v. j. 1519 erhalten sei. in folge dieser datierung trägt er sich mit bedenken, ob das werk noch der mnd. litteratur zuzurechnen sei. s. 41 spricht er von der einwürkung der hd. vorlage auf 'unsern dichter'. man sieht, dass für Stekker der Rostocker bearbeiter der dichter ist; das nd. original existiert für ihn nicht mehr.

leichte arbeit, und ich werde manches übersehen, manches nicht richtig getroffen haben. an denjenigen stellen, wo der wortlaut des Nürnberger nachdrucks mit dem der Strafsburger überarbeitung zusammenstimmt, dürfte es unmöglich sein zu sagen, welchem texte der bearbeiter gerade folgte. in solchen fällen ist angenommen worden, dass es der Nürnberger nachdruck war'. diese ausführungen stellen mit dem teil der anmerkungen, auf den sie hinweisen, das luftigste gebäude dar, das man sich denken kann. wer 'der bearbeiter' ist, den S. im sinne hat, lässt sich nur aus der anlage der anmerkungen erschliefsen. es ist der urheber des Rostocker drucks, denn seine arbeit wird ohne das leiseste bedenken mit den hd. vorlagen des Lübecker anonymus verglichen. hat S. gar nicht die möglichkeit in erwägung gezogen, dass der jüngere bearbeiter auf die idee verfallen konnte, gelegentlich seine nd. hauptvorlage zur seite zu legen und selbst zu einem hd. texte der dichtung Brants zu greifen? solche selbständige anwandlungen hat der Rostocker bearbeiter tatsächlich gehabt; die verse der 2 vorrede (bei S. 205—206)

Nemant ghelöue dat van yuwer eyn
Ick vor keynen narren hebben gheseen

zb. gehn direct auf v. 219 f der Strafsburger überarbeitung von 1494:

Das weifs ich das nyeman gtar iehen
Das ich vor hab kein narren gsehen

zurück. dass die verhältnisse einfacher lägen, durfte S. von vornherein nicht annehmen, und deshalb muste er jedes eingehn auf die quellenfrage in seiner ausgabe unterlassen. versehen zu erörtern, die die abschnitte betreffen, in denen der Rostocker druck mit dem Lübecker übereinstimmt, besonders die stellen nachzuweisen, wo die hd. vorlage ungenau widergegeben ist — in der 2 vorr. zähle ich vier solcher fälle — halte ich bei dieser sachlage nicht für angebracht. dagegen kann ich nicht umhin, einige worte über die einrichtung der von S. unter aufwendung grofser mühe, wie ich gern anerkennen will, angefertigten quellenuntersuchung zu sagen. ich müste ihre anlage für verfehlt erklären, auch wenn der herausgeber im Lübecker druck die einzig annehmbare basis seiner feststellungen besäfse. um beurteilen zu können, wie der urheber des NS gearbeitet hat, wird man zunächst seine vorhandenen vorlagen viel schärfer ansehen müssen, als das S. getan; man wird vor allem die lesarten der einzelnen hd. drucke heranziehen müssen. befriedigen kann freilich die anschauung, die man so, von der tätigkeit des nd. autors gewinnt, auch noch nicht; man wird sich schliefslich selbst um die partien der vorlagen bekümmern müssen, die der nd. bearbeiter unberücksichtigt gelassen hat.

Konnte ich mich mit den bisher besprochenen abschnitten des S.schen buchs nicht einverstanden erklären, so schätze

ich den zweiten teil der anmerkungen aufserordentlich hoch. durch die darin niedergelegten exegetischen bemerkungen hat sich S. ein unbestreitbares verdienst um die förderung des verständnisses des denkmals erworben. sie haben mich zu widerholter erwägung einzelner stellen angeregt, und ich verdanke ihnen in zahlreichen fällen reichste belehrung. auf eine auseinandersetzung hinsichtlich solcher stellen, die eine von der des herausgebers verschiedene auffassung zulassen, verzichte ich für jetzt.

Potsdam. HERMAN BRANDES.

Euphorion. zeitschrift für litteraturgeschichte herausgegeben von AUGUST SAUER. erster band, erstes heft. Bamberg, CCBuchner, 1894. — preis des jahrgangs 16 m.

Mit dem schönen wort ihres jugendfroh classisch-romantischen heros eponymus geschmückt geht die neue Zeitschrift für litteraturgeschichte in die welt, die bestimmt ist, Schnorrs Archiv und Seufferts Vierteljahrschrift zu ersetzen: 'immer höher muss ich steigen, immer weiter muss ich schaun'. ein jeder, der an der entwicklung der deutschen litteraturgeschichte tätig und geniefsend anteil nimmt, wird ihr wünschen, dass ein gütiges geschick sie bei so schönem streben vor dem ikarischen loos bewahren möge. an verheifsender symbolik mangelt es dem vorliegenden ersten hefte nicht. 'den blick stets auf das grofse ganze und den zusammenhang des ganzen' zu richten bei aller liebevollen andacht zum kleinen verspricht der herausgeber im prospect; nicht will er im engen häuschen der eigenen wissenschaft regungslos sitzen bleiben und von der weiten welt blofs die gegenüberliegenden dächer sehen, sondern auch aufserhalb der eigenen thür will er umschau halten. 'wir wollen die litteratur im zusammenhange mit der gesamten nationalen entwicklung betrachten, wollen alle fäden verfolgen, welche zur politischen und culturgeschichte, zur geschichte der theologie und philosophie, zur geschichte der musik und der bildenden künste hinüberleiten'. die geschichte des theaters und des journalismus soll hineingezogen, nicht blofs die poesie, auch die prosa soll berücksichtigt werden. stoff- und sagengeschichte, philologische und ästhetische, sprachliche, stilistische, metrische untersuchungen sollen aufnahme finden. auch methodischen fragen wird ein platz versprochen. so ist ein weiter horizont gespannt.

Mit polemik gegen die mikrologie im betriebe der litteraturwissenschaft setzt die zeitschrift ein. ein aus WScherers nachlass veröffentlichter artikel 'Wissenschaftliche pflichten' eröffnet sie, der sehr scharf protest erhebt gegen die gleiche bewertung aller philologischen aufgaben. kräftig zieht gleich darauf JMinor gegen ein kurzsichtiges specialistentum zu felde, während AESchönbach den herausgeber davor warnt, seine zeitschrift in classicistischer

vornehmheit erstarren zu lassen. es ist begreiflich, dass sich das bemühen um ein wissenschaftliches programm dergestalt auf den ersten blättern des Euphorion fortsetzt. freilich, solche allgemeinen auseinandersetzungen fördern weit weniger als man gemeiniglich annimmt, da im leben wie in der wissenschaft das vorbild ungleich stärker würkt als die doctrin. man mag Minors gewis geistvolle vorschläge zu einer planmäfsigen sammlung der auf dem grofsen felde der litteraturgeschichte in fruchtloser zersplitterung würksamen kräfte mit interesse lesen : register zu den sämtlichen werken der dichter! chronologische verzeichnisse der werke! verzeichnisse von briefen von und an! regesten zu den briefwechseln und memoirenwerken! sammlungen der urteile von zeitgenossen über dichter und dichtungen! stofflexica! verzeichnis der metrischen formen, wie des wortschatzes! usw. schliefslich wird man sich seufzend sagen müssen, dass wir es doch wol mit frommen wünschen zu tun haben.

Jedes heft des 'Euphorion' soll in vier abteilungen zerfallen: 1) aufsätze allgemeineren charakters, 2) forschungen, 3) referate und recensionen, 4) bibliographie. es wird von dem guten tacte des hsg., zu dem man volles vertrauen haben darf, abhängen, wie weit sich diese vierteilung als zweckmäfsig erweist. wenigstens für die abtrennung des ersten viertels bleibt ein zweifel zurück. forschung verlangen wir auch von den aufsätzen allgemeinen charakters, und OHarnack tut ganz recht, in einem in die 1 abteilung aufgenommenen offenen brief den wunsch zu äufsern, die einzelnen abteilungen möchten nicht allzu verschieden ausfallen. ich würde vor allen dingen bedauern, wenn die methodischen erörterungen im 1 teil einen allzu breiten raum einnähmen. für den dilettanten, dem offenbar die mit fractur gedruckte zeitschrift in ihrem ersten teil goldene brücken bauen will, pflegt — darüber teusche man sich nur ja nicht — nichts langweiliger zu sein als discussionen über methode; für den arbeitenden aber erhellen sich noch immer die methoden am besten im zusammenhang mit wissenschaftlichen leistungen. die aufklärung darf auch hier die persönliche erfahrung nicht durchaus anticipieren wollen.

Innerhalb dieser 1 abteilung hat ferner RMMeyer einen wertvollen beitrag zur kenntnis Goethes geliefert, der tatsächlich auch weitere kreise interessieren wird, in dem aufsatze 'Goethe als naturforscher'. gegenüber den früheren arbeiten, die, meist von naturwissenschaftlichen fachleuten herrührend, sich wesentlich die frage stellten : was hat Goethe für die naturwissenschaft positives geleistet? knüpft M. die verwantschaft von Goethes naturwissenschaftlichen arbeiten mit seiner sonstigen tätigkeit enger und sucht grofse linien zu ziehen. er unterscheidet vier charakteristische begriffe, die nacheinander in Goethes naturforschung auftreten: formtrieb; stetigkeit; fortschreitende entwicklung; periodische metamorphose. dass Goethe den begriff des jedem (organischen)

wesen innewohnenden, nicht blofs wie bei Blumenbach conservierenden, sondern schaffenden formtriebes früh besessen, lehre 1776 der ausdruck *innere Form* (von einem drama zuerst gebraucht), schon 1775 *inn're Schöpfungskraft*[1]. in Weimar komme der begriff der stetigkeit hinzu (1779 : *hier ist nichts Willkürliches, alles langsam bewegendes ewiges Gesetz*); erst in Italien der der entwicklung[2]. die terminologie scheint mir wenig glücklich. den begriff der stetigkeit: den findet man etwa in der Leibnizischen philosophie, von der Goethe auch in Frankfurt schon genug wuste, um ihn zu kennen, wie man eben begriffe kennt; aber wenn Meyer meint, die lebendige überzeugung von einer in allem werdenden waltenden strengen gesetzmäfsigkeit sei erst in Weimar so mächtig geworden, um sein ganzes, auch wissenschaftliches denken zu beeinflussen, so wird das richtig sein. die idee der periodischen metamorphose (polarität) wird nach M. mit bewustsein in der zeit des zusammenwürkens mit Schiller ergriffen. M. zeigt scharfsinnig den zusammenhang mit Goethes anschauungen über kunst. ich glaube, es wäre möglich gewesen, den wurzeln Goethescher naturanschauungen noch etwas tiefer nachzugraben. Goethes naturforschung ist in gewissem sinne erlebt wie seine dichtung und darf nicht von aufsen betrachtet, sondern muss psychologisch und biographisch begriffen werden. seine naturwissenschaftlichen einsichten erhellen sich mit der erhellung seiner gesamten weltanschauung, sodass er anfangs die natur ganz nach der analogie des menschen betrachtet, während sich dann das verhältnis auch wider umdreht. was spät als wissenschaftlicher terminus auftritt, ist als anschauung bei ihm früh vorhanden. den begriff des 'urphänomens' hat er eigentlich von anfang an gehabt, wenn auch erst spät ausgeprägt. denn er bemüht sich nicht um dies oder jenes einzelne problemchen. die farbenlehre scheint bei oberflächlicher betrachtung etwas abseits zu stehn: aber sonst geht durch seine gesamte naturbetrachtung das einheitliche bestreben, dem nahe zu kommen, was ich einmal der kürze halber mit Herbert Spencer 'the unknowable' nennen will. für Goethe ist es kein absolut unerkennbares. freilich die letzte

[1] neuerdings hat M. darauf hingewiesen — was mir wenig einleuchtet —, ob G. diesen ausdruck nicht vielleicht von dem englischen naturphilosophen Browne (1605—1682) übernommen habe (sitzung der Berl. ges. f. d. litt. 20 märz 1895, nach einem bericht der Voss. ztg.).

[2] MKoch Zs. f. vgl. lg. nf. 8, 126 ff verlegt jetzt den für Goethes einsicht in die verwantschaft aller lebewesen so charakteristischen monolog Fausts in der scene 'Wald und höhle' noch nach Weimar. ich gesteh, nicht überzeugt zu sein. dass unmittelbar vor der italienischen 'Iphigenie' fünffüfsige iamben entstanden seien — die Leipziger versuche waren doch längst vergessen — ist sehr unwahrscheinlich, wenn man die bekannte briefstelle an Herder über die langen iamben ohne abschnitt beim Sophokles und das sonderbare wälzen und rollen des periods erwägt. schwerlich hätte Goethe nach dem monolog noch schreiben können: *Ich bin in grofse Noth gerathen, die ich dir sogleich anzeigen und klagen mufs.*

lösung ist keine verstandesmäfsige. man sollte nicht vergessen, dass die polemik gegen Haller wahrscheinlich zunächst eine polemik gegen den erzrationalisten Nicolai ist. M. bringt (s. 35f) die bezeichnendsten stellen mit zwischenbemerkungen, die ich zum teil für schief halte. ich kann mich nicht einverstanden erklären mit folgenden sätzen : 'Goethe hält mit entschiedenheit die sinnlich wahrnehmbaren erscheinungen für das letzte'; 'er widerstrebt ihrer weiteren begrifflichen analyse' (doch liegt darin etwas richtiges); 'er bleibt bei dem einfachsten sinnlich wahrnehmbaren phänomen stehn'. das ist doch wol schwerlich der sinn von Goethes versen gegen Haller, die mit den worten schliefsen : *Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?* ohne die schwächen Goethescher experimentalphysik verkennen zu wollen, die M. richtig hervorhebt, und trotz Scherer, der in seinen vorlesungen Goethes 'Allerdings' und 'Ultimatum' scharf zu kritisieren pflegte, und trotz RvHelmholtz finde ich, dass die grofsartigkeit Goethescher naturforschung viel zu wenig gewürdigt wird. wer uns Goethe als naturforscher schildern will, muss mit der flammenden liebe des jünglings zu den grofsen menschen, der flammenden liebe zu Gott-natur beginnen und abschliefsen mit den worten des greises : *Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis* — *im Alter werden wir Mystiker,* hat Goethe gelegentlich geäufsert —, und er muss zeigen, wie auf dem wege zwischen diesen beiden endpuncten die ernste wissenschaftliche arbeit liegt. —

Die abhandlungen des 2 teils führen uns in chronologischer folge vom 16 bis ins 19 jh., vom alten Faustbuch bis zu EMörike. pietätvoll ist auch hier einem hochverdienten verstorbenen der erste platz eingeräumt. eine abhandlung RKöhlers weist durch eine reiche fülle von parallelen den unsinnlichen vergleich 'schnell wie der gedanke' als volkstümlich bei den verschiedensten nationen nach. das 16 und 17 jh. sind sonst schwach vertreten : für TStimmers 'Comedia' weist Bolte zwar nicht die quelle, aber verwante behandlungen desselben stoffes bei Folz, BWaldis, HSachs nach; die kenntnis von Opitzens bisher in völliges dunkel gehülltem vorläufer Ernst Schwabe vdHeyde bereichert Rubensohn durch den glücklichen hinweis auf eine hsliche notiz, wonach Schwabe 1626 zu Danzig gespiefst wäre. reichere förderung findet das 18 jh. AKösters aufsatz 'Lessing und Gottsched' wird das hauptinteresse auf sich ziehen. ein hübscher fund ist hübsch verwertet. die erste hälfte der Lessingschen übersetzung von Voltaires 'Abhandlung von den verschönerungen der stadt Paris' ('Des herrn von Voltaire kleinere historische schriften' nr xv) findet sich, wie K. entdeckte, auch in Gottscheds 'Neuestem aus der anmutigen gelehrsamkeit' april 1751 s. 290—298 abgedruckt mit Gottschedschen verbesserungen und anmerkungen; die fortsetzung des artikels im maiheft rührt dagegen von einem andern übersetzer her. K. vermutet gewis mit recht, dass es dazwischen

zu einer brieflichen aussprache zwischen Lessing und Gottsched gekommen ist, und dass die beiden scharfen kritiken Lessings über Gottscheds gedichte und das 'Neueste' vom 26 und 27 märz 1751 (Lachm.-M. IV 218f. 301f) damit in zusammenhang stehn. Leitzmann hat, als seitenstück zu ESchmidts privatdruck eines briefes von Blumenbach an Heyne über seinen besuch in Weimar april 1783, einen bericht von Therese Heyne beigesteuert, der eine hübsche schilderung des damaligen Weimar und eine auf lebhafte beobachtung gestützte charakteristik Goethes und Wielands enthält. Erich Schmidt gibt nachträge zu seiner Xenien-ausgabe. Niejahr widmet Goethes Helena einen fleifsigen und vielfach fördernden aufsatz, ohne den eigenartigen schönheiten der dichtung voll gerecht zu werden. so schreiten wir fort ins 19 jh. Schillers Jungfrau von Orleans gilt ein etwas breit geratener aufsatz von HBaumgart, der für dies am meisten verkannte Schillersche drama, von dem aus man am tiefsten in Schillers gefühlsleben eindringen wird, wacker eine lanze bricht. er gibt das vielleicht für viele klärende schlagwort aus, der ideelle gehalt des dramas sei die 'tragik des idealismus'. schade, dass er sich die gelegenheit zu einer tiefgreifenden, die entstehung des dramas philologisch behandelnden arbeit, die mir seit jahren gerade für die 'Jungfrau von Orleans' als eine höchst verlockende aufgabe vorschwebt, hat entgehn lassen. Roethe hat ja kürzlich am Tell gezeigt, wie viel für die bekanntesten Schillerschen dramen in dieser hinsicht noch zu leisten ist.

Einen ungedruckten aufsatz Brentanos im Schelmufski-ton druckt RSteig ab. dann klafft eine starke lücke in der litteraturgeschichte, diesmal ganz bezeichnender weise. RKraufs stellt schliefslich briefliche äufserungen Eduard Mörikes gegenüber seinem freunde WHartlaub von 1847 bis 1870 zusammen, die zeigen, dass der feinsinnige und aristokratische dichter den grofsen ereignissen, die sich im vaterland abspielten, wenigstens nicht teilnahmlos gegenüberstand. mit vergnügen wird man lesen, wie er im märz 1867 gesteht, dass sich schon seit dem vorigen herbst sein fähnlein 'stark nach Preufsingen zu' gedreht habe, dass er über Bismarck anders denke als zuvor und sich einstweilen freue, 'dass doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammenkommen soll'. und die deutschen siege von 1870 bewegen ihn ungewöhnlich. —

Für diese 2 abteilung wird es nicht schwer sein, tüchtige mitarbeiter zu finden. hoffentlich gelingt das auch für die abteilung 'Recensionen und referate', bei der der herausgeber selbst aufopfernd beteiligt ist. es wird ja freilich gegenwärtig etwas viel recensiert und referiert. dass der hsg. in der 'Bibliographie' über die neuesten erscheinungen nicht blofs durch titel-, sondern auch durch kurze inhaltsangaben die fachgenossen rasch orientiert, wird manchem lieb sein, wenn auch diese ganze bibliographische

übersicht seit dem bestehn der Jahresberichte kaum mehr als bedürfnis gelten kann. von dem tätigen eifer S.s legt auch sie das beste zeugnis ab. möge also die neue zeitschrift viel dankbare freunde finden!

Göttingen, 6 april 1895. VICTOR MICHELS.

Die deutsche grammatik des Johannes Clajus. nach dem ältesten druck von 1578 mit den varianten der übrigen ausgaben herausgegeben von FRIEDRICH WEIDLING. [Ältere deutsche grammatiken in neudrucken herausgegeben von JOHN MEIER. II.] Strafsburg, KJTrübner, 1894. 8°. LXXVI und 179 ss. — 6 m.

Mit der abnehmenden vernachlässigung der wissenschaftlichen nhd. grammatik hält gleichen schritt die zunehmende berücksichtigung der älteren deutschen grammatiken. unter ihnen nimmt die grammatik des Joh. Clajus, die sich von 1578 an durch das ganze 17 jh. bis in den anfang des 18 jhs. zu behaupten gewust hat, den ersten platz ein. ihre verbreitung war freilich keine so grofse, wie man allgemein glaubt: sie beschränkte sich eigentlich auf Mitteldeutschland, wenngleich die grammatik vereinzelt auch in Oberdeutschland gebraucht wurde; Niederdeutschland blieb ihr, sicher bis zum schlusse des ersten drittels des 17 jhs., ganz verschlossen. denn dort herschte, nach ausweis der erhaltenen schulbücher, bis zu dem genannten zeitpuncte in den niedern und in den höhern schulen das niederdeutsche. das beweisen für das letzte viertel des 16 jhs. die schulbücher aus der druckerei des Jochim Löw zu Hamburg, ua. 'De Catechismus gedelet in sös stücke', mit dem deutschen alphabet, den besonders aufgeführten *lutbockstauen* und *stummen bockstauen* auf dem titelblatte, 'Catechismus D. Mar. Luth. Düdesch vnd Latinisch, daruth de kinder lichtliken in dem lesende vnderwiset mögen werden', 'Formulae puerilium colloquiorum pro primis Tyronibus recognitae per Sebald. Heiden', 'Elementa partium orationis in usum puerorum, qui iam discere incipiunt, conscripta ab Hermanno Bonno'; ferner die Rostock 1583 erschienenen 'Donatus s. grammatica minor' und 'Grammatica latina perspicua breuitate omnia complectens, quae ad maiora contendentibus hac in parte sunt necessaria'; für das erste drittel des 17 jhs. die bearbeitungen der zuletzt angeführten grammatik für die schule in Greifswald aus den jj. 1624 und 1647. die bearbeitung v. j. 1624 zieht noch überall das niederdeutsche heran, das nur wenig vom hochdeutschen beeinflusst ist. so wird zb. der satz *Orthographia est, quae docet recte scribere* erklärt durch '*de vns lehret ein jeder Wort mit synen gebörliken Bockstauen schryuen, also dat wy nenen vthlaten, tho veel nehmen, vorwesseln edder vorsehten*'. die bearbeitung v. j. 1647 hat überall hochdeutsche erklärungen, die aber häufig noch stark niederdeutsch gefärbt sind. sie hat zb.

im declinirende und conjugirende, *ein He*, *ein Se*, 'sorbillo' *ich schlubbere* ua.

Die geschichte der grammatik des Clajus lässt sich viel genauer darlegen, als W. es getan hat. schon in der bibliographie III—VI hat er manches, was dafür von bedeutung ist, völlig übersehen. er begnügt sich mit der blofsen angabe, dass die ausgaben A—F auf dem titelblatte einen holzschnitt haben, und gibt nur noch an, dass E denselben holzschnitt hat wie C. gerade die holzschnitte geben erwünschte weitere auskunft. der holzschnitt von A, Simson, der mit der linken eine säule ergreift, trägt unten das monogramm *HG*, über dem sich eine hausmarke erhebt. das monogramm lehrt uns, dass auch A, von dem bisher nur der drucker, Joh. Rhamba, bekannt war, im verlage von Henning Gros erschienen ist. es sind also die ersten 6 ausgaben in demselben verlage erschienen. die grammatik ging dann in den besitz der erben von Henning Gros jun. über, die sie noch dreimal auflegten, 1625, 1651 und 1677. die ausgaben BCE nennen den verleger, aber nur E den drucker, Valentin am Ende; vielleicht sind alle drei aus derselben officin hervorgegangen; alle drei haben denselben holzschnitt, Simson, der mit einem säulenstück unter jedem arm davonschreitet. so erklärt sich das auffallende zusammengehn von C und E, wovon W. allerdings gar nichts bemerkt hat. D und F stammen aus verschiedenen officinen, D ist von Jac. Gubisius, F von Just. Janson Dan. gedruckt worden, aber beide mit den typen von Gros; dem entspricht es, dass beide denselben holzschnitt haben: den durch wasser schreitenden Christophorus mit dem Jesuskinde auf der linken schulter. in den vier ecken des holzschnittes sind die symbolischen tiere der vier evangelisten und in der mitte oben ist das monogramm von Henning Gros angebracht. so erklärt sich auch die nahe beziehung des textes von F zu dem von D.

Die titel der einzelnen ausgaben hätten sorgfältiger angegeben werden müssen[1]. hätte W. die schriftgattungen der titel berücksichtigt, so hätte er schon aus dem typographischen der titelblätter von F und G F als vorlage von G erkannt. mit unrecht behauptet W., B enthalte wie die folgenden ausgaben C—E die präfatio in unverändertem abdruck der ed. princ., und führt in folge dessen keine lesarten für die präfatio an. Clajus hatte

[1] die drucke A—D haben nur *I*, nicht *J*. bei BCFGJ sind die angaben über die zeilenschlüsse nicht vollständig. auf dem letzten blatte von B steht *LIPSIAE* nicht *LIPSIÆ*, ebenso auf dem titelblatt von E *LINGVAE* nicht *LINGVÆ*, auf dem von J *LINGUÆ* nicht *LINGVÆ*, auf dem von D steht richtig *Iohannis* nicht *Johannes*. bei GHJ sind die auf dem titelblatte stehnden zahlen mit falschen buchstaben bezeichnet, es muste stehn CIↃ IↃC XXV usw. nicht MDCXXV usw. bei J und K waren die namen der drucker ganz mit capitalbuchstaben zu setzen. auf dem titelblatte von L steht nicht *Norimbergae & Pragae*, sondern *Norimberga & Praga*, durchaus übereinstimmend mit der unkenntnis des lateinischen, die im texte dieser ausgabe sich überall kundgibt.

sie in B an mehreren stellen berichtigt und verbessert, zb. schrieb er in B s. 3 *ex idolatricis superstitionibus* für *ex idolatrias superstitionibus*, s. 4 *&* *adminiculo* für das übellautende *atque adminiculo*; ebenda veränderte er das anmafsende *si quid desideretur* in das bescheidenere *si quid desideratur*; s. 9 unterschreibt er sich *Hertzbergensis*, wie er auch auf dem titel statt *Hirtzbergensis* von A *Hertzber*. hatte drucken lassen.

Prüfen wir nun den neudruck selbst. die gesichtspuncte für die feststellung des textes liefsen sich leicht gewinnen. das verhältnis der ausgaben ABC zu einander macht keine schwierigkeiten. man erkennt sofort, dass Clajus für die zweite ausgabe die erste einer gründlichen durchsicht unterzogen hat, bei der er eine unzahl von schreib- und druckfehlern berichtigt, auch manches, was durch seine oder seiner setzer schuld in A ausgelassen worden, sorgfältig nachgetragen hat. der druck von B muss nach wenig sorgfältiger correctur der druckbogen erfolgt sein, so dass sich in B manche unwesentliche, leicht erkennbare druckfehler finden. für die dritte ausgabe hat Clajus an manchen stellen die zweite berichtigt, auch manches vorher begonnene consequenter durchgeführt. den druck von C hat er nicht mehr erlebt. C zeigt manche, aber unwesentliche druckfehler. am sichersten war es also, B der neuen ausgabe zu grunde zu legen, nach verbesserung der leichten buchstabenfehler dieses drucks. die laa. von A und von C waren im apparate anzugeben. gesondert davon musten die laa. der ausgaben, die nach dem tode des Clajus erschienen, stehn, damit man die willkürlichen änderungen derselben und den fortschritt der sprachentwicklung überschauen konnte.

W. nimmt eine derartige scheidung nicht vor. er legt dem neudruck die erste ausgabe zu grunde, hauptsächlich weil sie weniger druckfehler habe. er versteigt sich dabei zu der behauptung s. XLIII, A habe höchstens 13 druckfehler, von denen einige zweifelhaft seien, so dass sie im texte belassen, während sonst die lesart von B in den text aufgenommen und die von A in die varianten verwiesen wurde. nimmt man dazu die nachträge W.s s. LXXVI, so erhält man die vorstellung, er sei mit peinlicher genauigkeit verfahren. in würklichkeit ist das leider nicht geschehen. sehr oft setzt W. die la. von B oder einer spätern ausgabe in den text, ohne die geringste andeutung, dass er von A abgewichen[1] ist. unzähligemal setzt er s. 110—113

[1] so schreibt er zb. nach B s. 7 *delectatus* (*dilectatus* A), 38, 10 *finali* (*finale* A), 131, 11 *per vel propter* (*vel per propter* A); nach C 45, 18 *Sprünge* (*sprünge* AB), 106, 29 *mm* (*nn* AB); nach F s. 66, 25 *die jenigen* (*den jenigen* A—E), 130, 7 *zerreifsen* (*zerrissen* A—E); nach J s. 153, 24 *Lipsiensis* (*Lipsensis* A—H), das er auch s. 6 gegen alle drucke, die die vorrede haben, in den text aufgenommen hat. ebenfalls gegen alle drucke schreibt er 161, 29 *non habet datiuo similem* (*non datiuo habet similem* A—L).

nach C statt der virgel den punct. für die zahlreichen sinnentstellenden, würklich störenden druckfehler von A, die er vergessen hat den 13 druckfehlern zuzuzählen, führt er nur zum teil die berichtigungen von B an, die er sämtlich in den text hätte setzen müssen[1]: s. 61, 21 *priuatiuum* (*primitiuum* A); 130, 3 *ἄνευ* (*ἄντο* A); 165, 2 *demunt* (*deterunt* A); 167, 24 *rursus* (*versus* A); 173, 26 *imitationis* (*mutationis* A). viel häufiger hat W. weder den druckfehler in A noch die verbesserung in B gesehen und daher weder den fehler berichtigt noch die lesart von B verzeichnet[2].

Es ergibt sich hieraus schon, wie flüchtig die bearbeitung W.s ist. dieser eindruck des neudrucks verstärkt sich auf schritt und tritt, wo man ihn auch nachprüft. nicht einmal die seitenschlüsse sind richtig angegeben, so ist zb. im ersten bogen des neudrucks, der ungefähr 23 seiten von A widergibt, nicht weniger als 11 mal der seitenschluss falsch bezeichnet. überaus grofs ist die zahl der druckfehler des neudrucks. W. behält principiell den gravis zur bezeichnung der pars indeclinabilis bei: in würklichkeit fehlt er beinahe ebenso oft, wie er gesetzt ist; den würklichen accent der lateinischen worte, den acut, übersieht er überall. in der widergabe der interpunction der vorlage ist W. ebenfalls wenig sorgfältig, auch in der wahl der schriftart weicht er ohne grund von seiner vorlage ab; so schreibt er zb. s. 3 *Ascher* st. Aſcher, 125, 20 *mordio*, als ob es lateinisch wäre, st. mordio usw. buchstabentreue darf man bei W. nicht erwarten: für *I* der vorlage setzt er bis in den letzten teil des abdruckes, wol bis er von anderer seite darauf aufmerksam gemacht worden, stets *J*, für *quanquam*, *plerunque*, *dipodian* stets *quamquam*, *plerumque*, *dipodiam*. so findet sich bei ihm, abweichend von seiner vorlage, die er durch druckfehler überboten, ferner: 4 *cite* (*cito*), 29, 27 *Marmelstein* (*Marmolstein*), wodurch die bemerkung XXII hinfällig wird, 65, 36 *vnsern* (*vnsere*), 70, 14 *Se de* (*Sed de*), 74, 23 *Inuenerem* (*Inueneram*), 122, 13 *widerrumb* (*widerumb*), 124, 5 *vntereinander* (*vnternander*), 135, 2 *miliaribus* (*milliaribus*),

[1] mehrfach schreibt er dabei die besserung, die in B zuerst sich findet, C oder spätern drucken zu.

[2] die lesart von A, die W. unangetastet gelassen hat, steht im folgenden in klammern: s. 20, 4 *Casus vterque habet* (*habent*) *quinque*; 30, 10 *annotabimus* (*annotauimus*); 62, 12 *quae et apud Latinos admittunt Vocatiuum* (*Vocatiui*); 66, 17 *Pronomen compositum .. utraque parte declinatur* (*declinantur*); 68, 4 *Ningit* (*Mugit*); 69, 19 *Persentisco* (*Praesentisco*); 69, 25 *dissyllabis* (*disyllabis*); 73, 33 *&c. amato* (*& amato*); 75, 4 *legar* (*legerer*); 76, 8 *dissyllaba* (*disyllaba*); 89, 5 *Praesenti & imperfecto* (*Praesens & Imperfecto*); 97, 1 *perpeti* (*propati*); 97, 30 *excoriare* (*excoricare*); 109, 5 *cereuisiae fece* (*fere*) *feruentis*; 115, 23 *dissyllabaec* (*dysyllabae*); 120, 25 *aussen | haussen | draussen | extra.* (*aussen | extra. haussen | draussen*); 120, 27 *jrgend vsquam* (*vsque*); 123, 11 *si liceat mihi* (*s. licet m.*); 139, 12 *In numeralibus* (*Innumerabilibus*); 141, 25 *conforme* (*deforme*); 176, 2 *dissyllabac* (*disyllaba*); 177, 22 *fewers* (*fewrs*).

142, 21 *an* (*am*), 165, 24 *geliebet* (*geliebt*), 173, 21 *sentiendium* (*sentiendum*) usw. von den falsch gesetzten anfangsbuchstaben sehe ich ganz ab, denn es sind noch viel ärgerlichere versehen W.s anzuführen. s. 8 setzt er statt der gewöhnlichen ligatur für ἐξ an ganz unmöglicher stelle ein δ' und übersieht dann noch, dass der setzer des neudrucks darauf ἀνδρώπων folgen lässt. mehrfach fehlen in dem neudruck einzelne worte, gelegentlich auch ganze zeilen. so fehlt 34, 26 *Stupa*. *Werk* war für Clajus nicht blofs 'opus', sondern auch 'werg', er fügte deshalb 'Stupa' hinzu. W. lässt es ohne weiteres fort. 58, 24 ff fehlt in A, durch ein doppeltes *significant* veranlasst, alles auf das erste *significant* folgende samt dem zweiten *significant*. es folgt in A noch ein hinweis auf das vorhergehnde *vt praecedentia*, der in keiner alten ausgabe fehlt: nur im neudr. findet er sich nicht. 170 fehlt nach zeile 8 das trochäische silbenmafs. 177, 8 hat W. *αἰὼν aeuum*, während A—L *αἰὼν* & *aeuum* haben. 162, 1 ff lauten im neudruck völlig sinnlos: *Inueniuntur autem hae praepositiones* & *aliae cum datiuo, Ergo* & *nomina his praepositionibus addita ablatiui non datiui casus esse necesse est*. die folgerung widerspricht der voraussetzung. ganz anders bei Clajus: in allen ausgaben folgt auf *cum: ablatiuo pronominis reciproci, non cum*.

Bisher beschäftigte uns der text des neudruckes, nur nebenbei wurde der apparat gestreift. wenden wir uns jetzt zu ihm. am wichtigsten ist es zu sehen, ob darin den originalausgaben B und C ihr recht geworden ist. beschränken wir uns der kürze halber auf éine erscheinung, auf die grofsen anfangsbuchstaben. sie stehn oft schon in B, während W. sie erst in C oder E auftreten lässt[1]. an andern stellen übersieht W., dass sie in B und auch in D stehn, und führt sie nur aus CE usw. an[2]. sehr oft ist das vorkommen derselben in D ganz übersehen[3]. mehrmals lässt W. die grofsen anfangsbuchstaben erst in F oder in G oder gar in L auftauchen, während sie sich schon in BCDE gezeigt hatten[4].

Auch die übrigen angaben des W.schen apparats sind meist unzuverlässig, ungenau und unvollständig. es möge genügen,

[1] 119, 17. 136, 7. 139, 19. 140, 9. 141, 2. 142, 16. 142, 17. 142, 20. 142, 24. 142, 26. 142, 26. 142, 27. 147, 4. 149, 2. 152, 20. 162, 9. 162, 11. 162, 22. 162, 27. 170, 8. 178, 13. 178, 19.

[2] 135, 16. 135, 17. 138, 12. 138, 14. 143, 16. 143, 18. 147, 5. 148, 15. 149, 16. 151, 6. 151, 8. 151, 11. 151, 26. 151, 27. (152, 1.) 152, 7. 152, 23. 153, 16. 153, 18. 153, 19. 153, 19. 154, 11. 157, 2. 159, 6. 160, 24. 161, 19. 162, 21. 162, 27. 163, 7. 163, 8. 163, 23. 165, 17. 165, 18. 171, 7. 177, 20. 178, 3.

[3] 19, 31. 20, 1. 21, 9. 21, 12. 21, 13. 26, 4. 28, 23. 28, 23. 46, 30. 47, 20. 47, 41. 52, 20. 52, 21. 52, 22. 53, 6. 53, 7. 53, 30. 54, 4. 58, 25. 58, 25. 59, 5. 59, 27. 147, 21. 148, 1. 148, 15. 150, 14. 152, 9. 152, 10. 153, 25. 158, 3. 158, 5. 162, 21. 163, 3. 163, 5. 163, 15. 163, 15. 169, 15. 170, 8. 170, 9. 170, 15. 170, 15. 173, 3. 178, 7.

[4] 59, 14—15. 122, 25. 125, 27. 131, 30. 155, 12. 178, 3.

das für die zusätze, die der text tatsächlich nur in B erhalten hat, nachzuweisen.

35, 22 soll nach W. in F—L sich der zusatz finden: *in el desinunt,* wobei vorhergehndes *ut* in *&* verändert ward. es überrascht, dass noch in F ein zusatz gemacht worden sein soll, und mancher wird das von W. hinzugefügte 'unsinn!' für berechtigt gehalten haben. die lesart von F findet sich aber schon in CDE, ja der zusatz steht schon in B, wo allerdings das richtige *ut* vorhergeht; er rührt also von Clajus selbst her. alles ist in ordnung, wenn man an der richtigen stelle interpungiert. es ist zu lesen: *Masculina sunt plura quam vt enumerari debeant hoc loco, in el desinunt.* — zu 40, 4 findet sich nach W. in C—L der zusatz *ut in Latina*; er steht aber schon in B. — der zusatz zu 58, 22 *vel er* (vorhergehndes *r* ist jedesfalls ein druckfehler für *e*), der erst C—L eigen sein soll, steht auch schon in B. — schlimmer liegt die sache 61, 2. dort ist deutschem *wer, was,* griechischem *τίς τί* hebräisches מִי und מָה gegenübergestellt. es heifst in A: *apud Ebraeos interrogatiuum de persona & quod interrogat de re.* es fehlt offenbar etwas, wahrscheinlich die eben von mir angeführten hebräischen lettern. nach W. hat B: *Ebraeos mi me interrogatiuum* usw., was noch unbefriedigender ist. erst C—L sollen *Ebraeos mi interrogatiuum de persona et meh quod* haben. in würklichkeit steht das schon in B.

Die letzte stelle erinnert an die willkür, mit der W. die hebräischen citate des Clajus behandelt. er äufsert sich darüber s. 2: 'die wenigen hebräischen lettern, die bei Cl. sich finden, habe ich transscribiert, resp. aus der transscription der folgenden ausg. übertragen'. Clajus hatte schon in A 12, 3. 4. 14, 27 sich transscriptionen gestattet und transscribierte dann auch in B die hebräischen lettern 14, 8. 22, 6. 132, 1. 133, 4. 177, 9. 177, 10, das hebräische der vorrede liefs er unverändert. auch die späteren ausgaben, die die vorrede haben, verfuhren so. W. transscribiert alles, ohne anzugeben, wo er es tut. nur 133, 4 bemerkt er: '*Afer*] so CE—L; A hebräisch.' was haben denn B und D? wir haben hier wider ein beispiel echt W.scher flüchtigkeit. in BCE steht *Afær,* in D—L *Afer.* s. 132, 1. 177, 9. 177, 10 nimmt er nicht, wie er verpflichtet war, die transscriptionen des Clajus *Bealochim, Schaah, riach,* sondern schreibt selbständig *b'lohim, šach, rich.* das lässt sich ebenso wunderlich an, als wenn er s. 7 *censendam esse existimo* oder s. 173, 20 *Tetrastrophon est* schreibt, während die alten drucke nur *censendam existimo, Tetrastrophon* haben, was völlig ausreicht.

Der mir zu gebote stehnde raum verbietet weitere nachweisungen, sie dürften auch kaum nötig sein. ich führe daher nur noch zur ergänzung der angaben W.s über das vorkommen der ausgaben der Clajusschen grammatik an, dass die drucke

ADGHL auch in der fürstlich Stolbergschen bibliothek zu Wernigerode sind und zwar A in zwei exemplaren, A auch in der Milichiana zu Görlitz, E auch in der Rudolfina zu Liegnitz, FK auch in der kgl. bibliothek zu Kopenhagen, L auch in der universitätsbibliothek zu Greifswald. erwähnen will ich endlich, um andern nachforschungen zu ersparen, dass die grammatik in keiner alten ausgabe vorhanden ist in den stadtbibliotheken zu Bremen, Köln, Lübeck, Stralsund, in den schulbibliotheken zu Brieg und Stettin, in der ständ. landesbibliothek zu Kassel.

Greifswald, 3 februar 1895. AL. REIFFERSCHEID.

Zacharias Werner. mystik und romantik in den 'Söhnen des thals' von dr FELIX POPPENBERG. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie. germanische abteilung nr 2.] Berlin, CVogt, 1893. 8o. 79 ss. — 1,80 m.

Ein teil der vorliegenden abhandlung, die ersten drei bogen, ist bereits im sommer des vorjahres als Berliner inauguraldissertation veröffentlicht worden; weitere beiträge zur erkenntnis Zacharias Werners hat Poppenberg in VLG. 5, 312 und in Neumann-Hofers Magazin für litteratur 1893 nr 28 s. 444—448 geliefert, dort nachrichten über zwei verschollene gedichte, hier einen essai über die erotische mystik Werners. schon eine rasche durchsicht der letztgenannten studie konnte dartun, dass P. nicht nach bekannter, jetzt allmählich sich stark abnutzender schablone bei seiner damals angekündigten erörterung der mystik und romantik in den 'Söhnen des thals' auf entstehungsgeschichte und quellennachweis, darlegung der inneren und der äufseren form sich beschränken werde. er ist von den psychologischen, mit vorliebe ins pathologische sich vertiefenden bemühungen der neueren und neusten schriftsteller und belletristen nicht unberührt geblieben; mit erfolg hat er, wie jene, Krafft-Elbings 'Psychopathia sexualis' gelesen und aus ihr gelernt, seelische absonderlichkeiten nicht mehr oder minder ironischen blickes zu betrachten, sondern sie unter höhere gesichtspuncte mit verwanten seelenerscheinungen zusammenzufassen. P. will sichtlich diese erkenntnis der litteraturgeschichte dienstbar machen und versenkt sich in seinen Wernerstudien mit eindringender, fast möchte ich sagen: einseitiger vorliebe in das von andern nur beiläufig gestreifte problem, das uns in Werners aus religiöser mystik und sinnlicher perversität gemischtem naturell sich stellt. dem jüngeren Frankreich, aus dem P. sich die besten anregungen holt, arbeitet er sichtlich zu danke; denn die erwähnte zeitschriftstudie über Werners erotische mystik erschien alsbald in französischer übersetzung in einem organe der Pariser modernsten. kein wunder; hatte doch P. zur genüge dargelegt, dass Werners erotische mystik sich aufs innigste mit den tendenzen der fran-

zösischen symbolisten berühre. die litteraturgeschichte fühlt sich natürlich nicht gleicher weise im innersten getroffen, aber sie kann mit dank anerkennen, dass P. neue gesichtspuncte zu eröffnen sucht. dennoch formuliert er seine absichten zu einseitig, wenn es in der einleitung heifst: 'von dem gesichtspuncte, dass die dramatische bearbeitung gewisser stoffe nicht Werners endzweck, dass sie ihm stets nur mittel zu einer verkündigung seiner mystischen systeme war, dass man in Werners dramen manifestationen romantischer ideen, widergespiegelt in einer seltsamen persönlichkeit, und so zugleich ein stück geistes- aber auch krankheitsgeschichte der romantik zu sehen hat, ist der merkwürdige dramatiker bisher nicht betrachtet worden. die äufsere physiognomie seiner werke hat man geschildert, von ihrem inhalte aber sich kopfschüttelnd abgewant'. das ist zu viel gesagt! soll der letzte satz bedeuten, Werners ideen seien bisher nicht historisch, insbesondere in ihren beziehungen zur romantik, gewürdigt worden, so wäre eine einschränkung am platze. ich wüste wol darstellungen zu nennen, die jenen forderungen auch gerecht zu werden trachten.

In raschem überblick erörtert P. zunächst die verhältnisse, aus denen das katholisierende kunstevangelium der romantik erwuchs. die aufklärungsapostel des scheidenden jahrhunderts werden charakterisiert; neben Nicolai kommen Spalding, Teller, Bahrdt zu worte; Hamann, Herder, Lavater, die Göttinger, Jung-Stilling treten als vorläufer und vorbereiter romantischer lebensanschauung den aufklärern gegenüber. die romantisch-religiösen kunstideen selbst kommen in einer blütenlese zum ausdruck, die P. in den verschiedenen gruppen der im 'Athenäum' veröffentlichten fragmente vornimmt. zuletzt geht er auf Schleiermachers 'Reden über die religion' ein. der abschnitt schliefst mit einem bemerkenswerten hinweis auf frau von Staël; in ihrem buche 'De l'Allemagne' findet P. die 'émotions religieuses' der romantik verständnisvoll reflectiert.

Der hintergrund ist gezeichnet, von dem Werners gestalt sich abheben soll. P. will zunächst aus seinem jugendleben die züge heraussuchen, in denen die später klar ausgeprägte verbindung von religiosität und sinnlichkeit sich vordeutet. er erkennt, dass nur letztere im jugendleben stärker hervortritt. förderlicher ist die charakteristik der männer, die auf den jungen Werner einfluss gewannen: der romantiker Mnioch, mitarbeiter des Schlegel-Tieckschen Musenalmanachs und glied des jüngeren Berliner romantikerkreises, lenkte den empfänglichen jüngling zum maurertum. romantische ideen und romantische formeln werden ihm geläufig. neben ihm kommt Rousseau zu starker würkung, wie P. schon durch den hinweis auf die 'Confessions' des Genfers erhärtet. endlich erscheint der seltsame Christian Mayr. das system, das sich Werner im banne dieser geister

ausbildete, wird in einfachen linien umrissen; P. zeigt, wie Werner zu dem resultate kam, dass 'kunst, liebe, tod jedes in seiner art mittler, beinahe synonyma seien, die uns ins universum, aus dem wir genommen, für das wir da sind, wider mit mütterlichen händen versenken' (s. 21). auf Werners mit diesen worten umschriebener lebensanschauung, auf seinem 'idealisierten katholicismus' baut P. die idee der 'Söhne des thals' auf. er erhärtet, dass Werner als erster unter den romantikern die bühne zur kanzel, das drama zum lehrgedicht macht. den stoff entnimmt der von Mnioch dem maurertum nahe gebrachte dichter der geschichte des tempelordens, in dem eine falsche, längst abgetane hypothese den urquell der freimaurerei zu entdecken dachte. P. streift diese hypothese nur flüchtig; gern erführe man mehr über sie und über ihre vertreter. überhaupt hätte an dieser stelle über die beziehungen von maurertum und deutscher litteratur mehr gesagt werden können. ein hinweis auf Erich Schmidts Lessing II 583 (s. 23 n. 3) reicht doch nicht aus. was die freimaurerei für die deutsche litteratur der zweiten hälfte des 18 und für das beginnende 19 jh. bedeute, wäre wol einer untersuchung wert; und ich denke, dass eine solche untersuchung erspriefsliche ergebnisse haben könnte. schon Goedeke bemerkte (II 1108), die freimaurerliederbücher verdienten eine eingehnde untersuchung. leider ist bisher nichts geschehen. P. lässt sich auch Minors interessanten hinweis (Die schicksalstragödie in ihren hauptvertretern s. 13.) auf Friedrich Schlegels freimaurergespräch von 1804 entgehn, das als supplement zu Lessings Ernst und Falk in seinen tendenzen genau mit Werners absichten sich deckte; dagegen verwertet er wol den von Minor herangezogenen Malteserplan Schillers. die frage nach den historischen quellen der 'Söhne des thals' wird etwas zu rasch abgetan. mag Werner auch nur die realien aus den von ihm selbst genannten, von P. citierten büchern von Münter, Moldenhauer, Dupuy geschöpft haben, sicherlich lässt P. da einer späteren untersuchung noch raum. vielleicht liefse sich auf dieser quellenuntersuchung auch die analyse des stückes aufbauen, die bei P. auf eine ausführliche inhaltsangabe beschränkt ist und Minors charakteristik nicht entbehrlich macht. ich hebe hervor, dass einmal Schillers 'Kampf mit dem drachen' als stoffliche und ideelle quelle herangezogen wird. wichtiger sind P.s mitteilungen über die bearbeitung von 1807. gnostische weisheit macht sich in dieser geltend, eine ideenreihe, auf die P. bei der besprechung des zweiten teils der 'Söhne des thals' näher eingeht. jetzt wird Werners ablehnung des 'freudeleeren pflichtbegriffs' mit verwanten, in ähnlichen wendungen sich ergehnden aussprüchen Adam Müllers zusammengehalten. freilich wäre da vor allem Schillers abhandlung 'Über anmut und würde' und die an sie anknüpfende litteratur der romantik zu nennen gewesen, insbesondere die jugendschriften Friedrich Schlegels.

dunkle vorstellungen der Wernerschen dichtung werden erklärt: der becher der stärke, schönheit und weisheit erscheint als typisches requisit der geheimen gesellschaft; auf gleicher vorstellung ruhen die drei könige in Goethes 'Märchen', wie P. andeutet. die charakteristische note der 'Kreuzesbrüder' erblickt aber P. in der engen verbindung von leben und tod, in der todessinnlichkeit des dichters.

Diese erotische mystik, dieses wollüstige schwelgen in blut und wunden, die sinnliche verklärung und ausdeutung des todes und der krankheit erweisen sich in dem weitaus wertvollsten capitel des büchleins als wesentlich romantische eigenheiten. P. zieht als vorbilder solchen empfindens Spee, Angelus Silesius und Balde heran. auf ihnen bauen Novalis, Tieck, FSchlegel auf; Kleists 'Penthesilea' reiht sich an, und Brentanos 'Godwi' steuert ähnliche züge bei. auch Adam Müller und WSchlegel erscheinen in gleichem zusammenhange. selbst Goethes pater ecstaticus im 2 teile des 'Faust' darf von P. mit recht einbezogen werden. diese auch früher beobachteten, aber bisher noch nicht im zusammenhange überblickten tatsachen rücken Werner und die romantik einander nahe und bringen beide in neues licht. sicherlich spürt auch P. die rechte quelle auf, wenn er auf die religiöse mystik der katholischen lyrik des 17 jhs. hindeutet, daneben aber — und besonders mit rücksicht auf Novalis — der an niedrigsten cynismus streifenden erotischen abendmahlssymbolik der Herrenhuter gedenkt. schade nur, dass er die brücke übersehen oder mindestens nicht erwähnt hat, die von der romantik zu Spee und zu seinen genossen führt. wir erfahren nicht, dass FSchlegel in seinem Poetischen taschenbuche für 1806 eine 'auswahl geistlicher volkslieder nach Friedrich Spee und einigen andern' gegeben hat; auch Brentanos vorliebe für Spee bleibt unerwähnt, obgleich wir ihm eine ausgabe der 'Trutznachtigall' (Berlin 1817) und die einzige erneuerung des 'Güldenen tugendbuches' (Coblenz 1829, 2 aufl. 1850) danken. dennoch bedeutet das cap. einen ergebnisreichen anhieb, den man dankbar hinnehmen muss. hoffentlich lässt sich P. nicht entgehn, die kleine vorstudie durch umfangreiche sammlungen zu erweitern und durch eindringende historische betrachtungen zu vertiefen.

Das schlusscapitel erläutert die form des dramas. auch P. gedenkt der musikalischen, in verschwimmenden umrissen sich ergehnden poesie Tiecks, um die lose dramatische führung der 'Söhne des thals' begreiflich zu machen. da hätte freilich Minors hinweis auf Tiecks 'Octavian' eindringlichere beachtung und verwertung verdient. dass trotz diesen romantischen vorbildern auch Schiller seinen einfluss geltend machte, scheint mir P. richtig herausgefühlt zu haben (s. 66); schon FSchlegel bringt Werner mit Schiller an einer von P. bei anderer gelegenheit citierten stelle in zusammenhang (s. 71; vgl. meine auswahl Schlegelscher

schriften DNL 143, 373 anm.). über die aufnahme des stückes hat P. bemerkenswerte notizen gesammelt; einer nachahmung, der von andern fälschlich Werner zugewiesenen 'Kreuzfahrer' von 1806 wird gedacht. die theatergeschichte des stückes fehlt nicht.

Zum schlusse möchte ich noch ein wort über den stil des büchleins sagen. P. ist sichtlich bestrebt, lebendig zu schreiben und steifen akademischen ton zu meiden. neuere aufsätze von ihm bezeugen mir, dass er erfolgreich in diesem streben ist, wenn er auch der gefahr, manieriert zu werden, noch nicht ganz überhoben ist. die dissertation dagegen wagt sich an allzu lange perioden, die zuweilen ins ungefüge ausarten. ich freue mich, auch da einen fortschritt feststellen zu können.

Wien, 29 april 1894. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Rigveda und Edda. eine vergleichende untersuchung der alten arischen und der germanischen oder nordischen mythen von FRED. SANDER. Stockholm, PANorstedt, 1893. 76 ss. gr. 8°. 2 kr. — 'die' Rigveda benutzt der verf. in 'Ludvigs' deutscher übersetzung, und zwar so, dass er auf die schilderung der norwegisch-isländischen götterfiguren, wie die Snorra-Edda sie bietet, entsprechende auszüge und stichwörter aus Ludwigs übersetzung folgen lässt. Snorra-Edda bildet die eine, Rigveda die andere prämisse: am schluss der capitel findet sich jedesmal die conclusio: also entspricht zb. Purusha dem Örgelmi oder Ymi; die Maruts den Einherjar; 'die beiden Haddinger Vidar und Vali' den 'Açvinern', aus keinem andern grund als weil S. behauptet, sie seien die unvergänglichen zeugungskräfte der natur. es herscht eine entschiedene übereinstimmung zwischen Dadhikrâs und Sleipni, und zwar glaubt S. 'jetzt mit gewisheit, dass die 8 füfse des rosses Sleipni darin ihren grund haben, dass Dadhikrâs, welcher die erzeugung der natur bezeichnet, von allen den 8 Adityas geritten ward' ... das buch ist in jeder hinsicht wertlos. der orientalistencongress in Stockholm anno 1889 hatte den verf. auf die idee gebracht, sich auch einmal die Rigvedahymnen anzusehen; er hat sich excerpte angelegt, die sein ganzes wissen enthalten; war überrascht, so viele ähnlichkeiten zwischen Rigveda und Edden zu finden, und hielt sich für berufen, die vielen einzelheiten, die er zur vergleichung ans licht gezogen hatte, gelehrten forschern zur eingehnden prüfung vorzulegen. S. hat, wie aus diesem ansinnen hervorgeht, keine ahnung vom heutigen stande der vergleichenden mythologie.

Jena. FR. KAUFFMANN.

Die götter der Germanen oder Vom Eddarausch der Skandinavier und ihrem katzenjammer (eine stimme vom Teutoburger walde) von GABSCHIERENBERG. Detmold, Schenk, 1894. LII und 224 ss. 8°. 4 m. — der name des [inzwischen verstorbenen] verf. und der titel seines

letzten protestes gegen die verblendung der zeitgenossen genügen reichlich zur beurteilung des buches. Sämund, der sammler und verf. der Eddalieder, hat, als er im Sachsenland studierte, die an die Externsteine sich knüpfenden einheimischen sagen nach Island gebracht. die Völuspa enthält denn auch nichts anderes als stoffe aus den kriegen, welche die Römer und später die Franken im Sachsenlande geführt haben. die heimat der nordischen göttersage ist folglich das schlachtfeld, wo Arminius und Wittekind gekämpft haben. 'Snorri-Edda' und 'Saxa-Edda' sind nur werke frommen betrugs. das vermeintliche taufbecken der grotte des Extersteins ist nichts anderes als der Urdarbrunnen. Loki ist Segestes, der hirsch Eikthyrni ist als der germanische, die ziege Heidrun als der Mithras-cultus zu verstehn: die grotte des Extersteines stellt ja ein mithräum dar, zu dem Varus ein von den Germanen hochgeachtetes heiligtum umgebaut hatte. man weifs, dass auch Goethe (39, 304 ff) aus anlass der Extersteine an den Mithrascultus erinnert worden ist, aber ich würde gefürchtet haben, indem ich Sch. darauf aufmerksam machte, noch gröfseres unheil anzurichten, als er im kampf gegen Bang und Bugge, gegen Kossinna und Mommsen und andere, die von einem hochbetagten greis, der sich mit nachdruck selbst als 'dilettant in des wortes verwegenster bedeutung' bezeichnete, wütende luftstreiche über sich ergehn lassen musten. bei all dem versenkte sich Sch. grübelnd in den glauben an sein martyrium, und in der tat, sein beispiel ist traurig genug und eine eindringliche warnung. alle die er verwirrt hat — und es sind philologen darunter — mögen sich ernstlich zu herzen nehmen, was Goethe über dilettantismus geschrieben hat.

Jena. FR. KAUFFMANN.

Germanische werbungssagen I. Hugdietrich. Jarl Appollonius. von K. WOLFSKEHL. Giefser diss. Darmstadt, ABergsträsser, 1893. 33 ss. gr. 8°. 1 m. — die beiden kleinen abhandlungen gelten als vorläufige proben eines gröfseren werkes, deren voller sinn erst im rahmen des ganzen zu tage treten werde. in der tat haben beide einen aphoristischen charakter, der ein endgiltiges urteil erschwert. in der ersten geht W. von der unsicher hingeworfenen vermutung Müllenhoffs aus, in der Hugdietrichsage stecke ein rest des alten mythus von dem im weiberkleid die Rinda betrügenden Oðin, und von eben desselben andrer geistvoller, aber kühner hypothese eines zusammenhangs der durch priester in weiberhaartracht verehrten Alcis mit dem namen der vandilischen (H)Asdinge und der sage der Hartungen. von vornherein sei anzunehmen, dass der **hazds* in dem um die Alcis gebildeten sagenkreis eine rolle gespielt habe. da nun in einer andern sage Vasolt, ein offenbarer sturmdämon, — dessen charakteristik ist die beste partie des aufsatzes — langes weiberhaar trage, so dürfe man bei Oðin als dem vorbilde Hugdietrichs ebenfalls eine derartige tracht voraussetzen, obgleich sie von diesem nirgendwo

überliefert sei. aus dieser sei dann die weibertracht des jungfrauenwerbers weiter entwickelt worden. ich meinerseits finde den mangel jeglichen zeugnisses für das weiberhaar des gottes und der Hartungen so bedenklich, dass mir W.s vermutung ganz hinfällig und auch die Müllenhoffs schon deswegen höchst gewagt erscheint. — in der 2 abhandlung sucht W. aus dem niederländischen lied vom 'Wereltschen wijf' und der in der Thidrekssaga erzählten geschichte von der werbung des Apollonius eine ältere sagenform zu gewinnen, deren mythologische deutung er übrigens selber nicht für sicher hält. man muss das weitere abwarten.

Freiburg i. Br. El. H. Meyer.

Die mittelalterlichen horen und die modernen stunden. ein beitrag zur culturgeschichte von Gustav Bilfinger. Stuttgart, SWKohlhammer, 1892. x und 279 ss. 8⁰. 5 m. — ein specieller und gründlicher kenner bietet uns in dieser abhandlung aufschluss über dinge, die, soweit sie in unser fach einschlagen, von unserer eigenen forschung kaum gestreift worden sind. es sind die grundlinien einer geschichte unserer stundenrechnung vom ausgange des altertums bis auf heute, die vorgelegt werden; ausgehend von einer früheren arbeit (Die antiken stundenangaben, Stuttgart 1888) bespricht der verf. zuerst die altrömischen horen, ihre übertragung auf altchristliche gebetszeiten (die durch glockensignale angezeigt wurden) und deren ausbildung auf sieben, um sich nachher der populären tageseinteilung im ausgange des mittelalters und ihrer mannigfachen verschiebung, endlich der einführung der modernen stunden zuzuwenden, in engem zusammenhange mit der geschichte der uhr, namentlich der schlaguhr, deren erfindung in das 14 jh. gesetzt wird. B. gebietet über eine fülle materials, das besonnen und in philologischer schulung gegeben und verwertet wird; mit besonderer liebe scheinen uns die capitel von der halben uhr (zählung der stunden von mitternacht und mittag an), der Nürnberger und der Basler uhr geschrieben. die eigentümlichkeit der Basler uhr bis 1798 war, dass sie, nach unrichtigem sprachgebrauche, 'eine stunde vorgieng', worüber sich mehrere locale sagen gebildet hatten; die unzweifelhaft richtige erklärung, die B. jetzt gibt, ist die, dass bei einführung der schlaguhr in Basel (14 jh.) der moment des mittags und der mitternacht mit éin uhr (erste stunde, hora prima) bezeichnet wurde, indem man von der ansicht ausgieng, dass mit diesem augenblicke die erste stunde der ganzen reihe ihren anfang nahm.

Wir können uns dem buche gegenüber nur lernend verhalten. es ist frisch und klar geschrieben, und in der darstellung auch für weitere gebildete kreise berechnet. einige breiten an verschiedenen orten stören freilich, doch nur leicht.

Göttingen, januar 1895. M. Heyne.

Unser kalender in seiner entwicklung von den ältesten anfängen bis heute. ein capitel der deutschen hausaltertümer, als entwurf dar-

gestellt von WILHELM UHL. Paderborn, FSchöningh, 1893. 4 bl., 165 ss. 8⁰. 1,40 m. — Uhl will nicht eine geschichte des kalenders geben, sondern für ein gröfseres publicum die ergebnisse der kalenderforschung lesbar zusammenstellen. man darf anerkennen, dass diese absicht in dem nett aussehenden büchelchen im ganzen erreicht ist, insofern darin auf grund der einsicht in viele handschriftliche und gedruckte kalender eine fülle allgemein interessierender einzelheiten zusammengebracht ist. nur machen sie, da sie nicht recht verarbeitet worden sind, einen etwas anekdotenhaften eindruck und vereinigen sich nicht zu einem klaren bilde von der entwicklung unseres kalenders. — bei der zerlegung des stoffes in 3 capp.: 1) bis zum auftreten der ersten drucke, 2) bis zu Gregors reform, 3) bis zum 100jährigen kalender, verfährt U. rein äufserlich chronologisch, ohne würkliche entwicklungsabschnitte zu treffen. denn weder hat die veränderte technische herstellung des kalenders einen einfluss auf sein wesen gehabt, noch hat die Gregorianische reform, so einschneidend für seinen astronomischen teil sie geworden ist, direct umgestaltend auf die einrichtung gewürkt. eine stoffliche einteilung würde den vorzug verdient haben, bei der die einzelnen kalenderbestandteile, die chronologische grundlage, das martyrologium, die astrologisch-medicinischen und praktischen zugaben für sich behandelt und deren anfänge und fortentwicklung verfolgt worden wären. dadurch wäre U. zum vorteil seines buches genötigt worden, wenn auch in knappster form, festzulegen, was unser kalender aus dem altrömischen und was er aus der christlichen jahrteilung übernommen hat und was aus heidnischer zeit dazu mitgebracht und beibehalten worden ist. in Pipers abhandlungen in den preufs. staats-kalendern, besonders dem von 1855, und in Weinholds rede über die deutsche jahrteilung, die U. nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hat, hätte er das wesentliche zusammengefunden. bei der besprechung der monatsbilder und ihrer erklärung hätte U. ARiegls abhandlung über die mittelalterliche kalenderillustration (Mitt. d. inst. f. ö. geschichtsforschung 10, 1—74) nicht übersehen dürfen. dass seine chronologischen kenntnisse bei der ausarbeitung des büchleins in einzelheiten noch nicht ganz fest waren, lässt sich aus sätzen schliefsen, wie s. 8 'bemerkenswert ist hier der umstand, dass frühlingsanfang bereits auf den 7 febr. gesetzt wird, während doch weihnachten noch als mittwinter gilt'. und s. 32 'den frühling lässt übrigens das Kopenhagener exemplar [des kalenders] bereits am 22 febr. beginnen, den sommer am 25 mai usf.' der 7 febr. ist der frühlingsanfang des julianischen kalenders, und auch bei dieser teilung ist weihnachten mittwinter, so gut wie nach dem alten deutschen halbjahr. dass die römischen quartalanfänge im ma. sich durch verlegung auf kirchliche feste etwas verschoben haben und so gemeinhin auf den 22 febr., 25 mai, 24 aug. und 23 nov.

fallen, das ist keine besonderheit des Kopenhagener kalenders, wie U. auch aus dem denkvers s. 78 hätte ersehen können. *huppfetes jar* s. 49 ist hupfjahr, schaltjahr. *Thiehrawnu*, das U. s. 136 gern für ein anagramm von Turanophilus halten möchte, wenn es nur stimmte, ist umkehrung von *Unwarheiht*. die wunderlichkeit der monatsnamen in Tuchers baumeisterbuch ist doch nicht so grofs: *martzo, czunio, luio, augusto* sind ganz deutlich italienischer herkunft und nicht verwunderlicher ist *matzo* = ital. *maggio*. an welche leser U. s. 58 gedacht hat, wo er sie warnt, die 12 hohen doctores nicht mit den 7 weisen meistern zu verwechseln, ist mir nicht klar; der zahl nach hätten die 9 musen oder die 10 jungfrauen näher gelegen. geringe zustimmung wird die alopex-etymologie des blauen montags aus palm-montag, polm-, plom-, plum-, plu-montag finden.

Marburg i. H., 29 märz 1895. KARL KOCHENDÖRFFER.

Etymologisk svensk ordbok. af FREDR. TAMM. andra häftet: bärling — fal. Stockholm, HGeber, 1893. s. 81—128. gr. 8⁰; tredje häftet: fal — fräken. das. 1895. s. 129—176. jedes heft 75 öre. — das von mir in diesem Anz. xx 399f über die erste lieferung gefällte günstige urteil gilt in vollem umfange auch für die beiden folgenden hefte, mit denen das vortreffliche werk jetzt ungefähr ein viertel seines umfanges erreicht haben dürfte. dass T.s buch nicht blofs für skandinavisten, sondern für alle germanisten und sprachforscher überhaupt von gröster bedeutung ist, ergibt sich schon nach kurzer lectüre. so beweist zb. schwed. *fena*, altschwed. *fina* die unmöglichkeit von Kluges herleitung von d. *finne* = lat. *pinna* 'flossfeder' aus **pesna*, **pisna*. — zu *frakt* 'fracht' noch eine vermutung: könnte darin nicht auch ein germ. **fr-ahtiz* oder **fr-ahtuz*, verbalsubst. zu aisl. *aka* = lat. *agere* stecken? vgl. dazu lat. *actus*! eine solche bildung würde leicht die wechselnden nl. formen *vracht*, *vrecht* usw. erklären; in dem daneben vorkommenden *vrucht* brauchte man dann auch nicht lat. *fructus*, sondern eine ablautsform (vgl. Beitr. 16, 235 ff) zu sehen. diese formen könnten sich dann mit ahd. *frêht* 'verdienst' und lat. *fructus* 'ertrag' gemischt haben.

Ich wünschte bald wider eine lieferung des hoffentlich nun etwas rascher vorwärtsschreitenden werkes anzeigen zu können!

Göteborg, februar 1895. F. HOLTHAUSEN.

Das deutsche sprachgebiet in Europa und die deutsche sprache sonst und jetzt. von H. NABERT. Stuttgart, Strecker & Moser, 1893. 133 ss. 8⁰. 2 m. — eine tendenzschrift im sinne des deutschen schul- und sprachvereins. fanatisch einerseits, fehlervoll anderseits. es ist zb. Caesars 'verfahren gegen unsere linksrheinischen brüder ein schandmal sondergleichen' eines 'römischen wüterichs oder bluthundes', der 'sich mit teuflischer kaltblütigkeit rühmt' usw. (s. 11 f). 'hauptwortsbiege' (s. 89), 'vorsilbend' (s. 90), 'umgeendet' (s. 96) uä. werden versuchsweise anstatt 'declination', 're-

duplicierend', 'decliniert' eingeführt. das ende des gotischen s. 93: 'die erzählung vom untergange der herlichkeit gotischer rede ist der anfang der zum grösten teile recht traurigen geschichte des in seiner entwicklung nie ungestörten, nie ungeschädigten deutschen wortes'. das ende des ahd. s. 101: seinen 'unharmonischen, verworrenen eindruck' 'am ende des 11 jhs.' 'hatte das latein der kirche, des staates, der klosterschulen und geschichtschreiber zu stande gebracht'. das ende des mhd. s. 113f: 'das schwerste, was über sie [die damalige sprache] ergieng, und wodurch sie fast ganz und gar das zu sein aufhörte, was sie gewesen war, ist die abermalige umwandelung dreier ihrer vocalischen klänge in den stammsilben', die nhd. diphthongierung; 'da sie nicht wie brechung und umlaut der vorhergehnden 5 jahrhunderte aus dem inneren leben der worte erwächst, so muss man sie als einen kampf der mundarten ansehen, in welchem die in der nähe der Slawen und Magyaren wohnenden Deutschen mit ihren breiten doppellauten *ei*, *au*, *eu* über das *i*, *u* und *iu* des mhd. endlich völlig siegen'. und so ist das heutige deutsch schliefslich nur noch ein 'verausländertes kauderwälsch' (s. 126). diese blütenlese liefse sich leicht verzehnfachen. von sonstigen einzelheiten sei nur noch beispielshalber notiert, dass s. 96 sich Tatian als college Otfrids und Notkers präsentiert. — brauchbar sind allenfalls die ss. 24—62 für den, der sie als text zu der bekannten grofsen wandkarte N.s mit der nötigen vorsicht zu verwenden weifs.

Marburg i. H., december 1894. FERD. WREDE.

Zur metrik der schweizerischen volks- und kinderreime von KARL EMIL REINLE. Basel, MWerner-Riehm, 1894. Basler diss. 83 ss. 8°. — metrisch erläutertes material aus der kinderdichtung haben wir lange zeit nur in kleineren proben besessen. jetzt sind wir durch das treffliche programm von Bückmann (Der vers von sieben hebungen, Lüneburg 1893) und durch die vorliegende schrift reichlicher versorgt. R. bringt die versfüllung der kinderlieder so eingehend und übersichtlich zur darstellung wie keiner seiner vorgänger. er bedient sich löblicher weise der notenschrift und führt jeden einzelnen füllungstypus exact und unzweideutig vor, zusamt genügenden belegen aus reichem, grofsenteils selbstgesammeltem spruchschatze. dieser erste teil (s. 11—30) ist eine erwünschte, höchst lehrreiche gabe; er wird dazu beitragen, den boden der germanischen versgeschichte zu festigen, und liefert auch der allgemeinern rhythmenlehre beachtenswerten stoff. die abgedruckten texte s. 59—80 sind auch inhaltlich von interesse.

Zu s. 26. 49 f bemerke ich: bei den tripeltactigen liedchen wäre eine scheidung nötig; da wo der tripeltact auflösung des achtels zulässt, ist er nicht 'nur eine erweiterung des geraden tactes' und kann mit dem walzerrhythmus nicht identificiert werden. ein vers wie *Eine Wittfràu, Eine Wittfràu schò mèh ds*

dcht Tág (= zwei $^6/_8$-tacte) ist von den gewöhnlichen, $^4/_4$-tactigen versen scharf geschieden; er hat einen ganz andern charakter. man wird sein tactmafs als ionisch — nicht als trochäisch — bezeichnen können. wogegen zb. der spruch nr 88 *gáng mer nid gáng dur mit Mätteli* den trochäischen, walzerhaften rhythmus, zugleich ein belebteres tempo hat und in der tat sehr leicht in den geraden tact übergeht. — zu s. 17. 25 : befremdlich ist die messung von nr 29 (*suri Oepfeli . . .*); darf man da nicht eine ältere, echtere scansion voraussetzen, die diese beiden zeilen gerade auf das doppelte mafs, auf vier kurzverse, ausspannte? dabei käme der reim erst zur geltung. ähnliche bedenken habe ich bei den zweihebigen zeilen s. 29.

Die reimqualität ist s. 30 ff etwas flüchtig behandelt. das interessanteste an dieser technik, das mafs der consonantischen abweichungen, möchte man an zahlreichen belegen im zusammenhang vorgeführt finden.

In dem zweiten teile der schrift (s. 36—58) lässt R. einige vielerörterte principienfragen revue passieren; was er selbst, negativ und positiv, zur sache äufsert, zeugt durchweg von klarem verstande und mehr als gewöhnlicher allgemeiner bildung. um von einzelheiten, die nicht ganz reiflich durchdacht sind, zu schweigen, scheint mir R. nur in dem einen wesentlichern puncte zu einseitig vorzugehn: als quelle des musischen rhythmus betont er zu ausschliefslich die massenbewegung, dh. also das praktische, äufsere zwangübende moment; und vor allem: die entscheidende tatsache in der genesis der verskunst, dass nämlich das rhythmische gefühl von seinen orchestischen entstehungsbedingungen sich loslöste und selbständig wurde, dass also für eine rein gesprochene dichtung dasjenige formgefühl mafsgebend sein konnte, das seine ratio in letzter linie nur im tanze findet, — dieses unentbehrliche glied in der entwicklung wird von R. nicht gewürdigt. darum stellt er den satz auf (s. 53): 'der zwang zu einer rhythmischen gliederung . . . liegt im chorus. fällt dieser zwang weg, so lockert sich auch der rhythmus', und er gründet auf diesen satz eine scharfe contrastierung von strengem und freiem rhythmus, wie sie nicht durchführbar ist. ein blick auf altertümlich metrische sprichwörter hätte gezeigt, dass diese niemals orchestische gattung dem gleichen formgefühl gehorcht wie die kinderreigen. die versgeschichte gibt klare belege für das allgemeine gesetz, dass psychologische functionen erhalten bleiben, nachdem ihre äufsern ursachen längst geschwunden sind. man kann damit vergleichen, dass manche baustile formen, deren ganze logik im holzbau liegt, in dem spätern steinbau sorgfältig weiterführen.

Berlin, 19 nov. 1894. ANDREAS HEUSLER.

Beobachtungen über die fauna der deutschen dichtung. von K. Komorzynski. Troppau, 1894. [separatabdruck aus d. Jahresbericht des k. und k. staatsgymnasiums.] 20 ss. gr. 8°. — ein paar

originelle gesichtspuncte (autochthonie, acclimatisation s. 2, domestication s. 6) werden teils in völlig widersinniger auffassung (parasitismus s. 5, mimicry s. 12), teils zutreffend, immer aber mit grenzenloser oberflächlichkeit durchgeführt. ein paar belege aus alten oder neuen dichtern werden wüst hingewühlt; eine entwickelung, eine statistik, eine klare übersicht wird nirgends versucht. unfertigere collectaneen habe ich noch kaum im druck gesehen.

Berlin, 20 october 1894. RICHARD M. MEYER.

The first germanic bible translated from the greek by the gothic bishop Wulfila in the fourth century and the other remains of the gothic language. edited, with an introduction, a syntax, and a glossary, by G. H. BALG, ph. d. Milwaukee Wis., 1891. XXII, 469 ss. 8°. — Balg, als verfasser eines Comparative glossary of the gothic language und übersetzer von Braunes Gotischer grammatik mir leider nur aus der bibliographie bekannt, hat die vorliegende ausgabe der gotischen sprachdenkmäler, 'the first of its kind in America', Braune und Bernhardt gewidmet. das facsimile aus Uppströms Codex Argenteus eröffnet das buch. die über sprachverwantschaft, namen und älteste geschichte der Goten, über Wulfilas leben, über die hss. orientierende und mit einer litteraturübersicht schliefsende einleitung steht in allem wesentlichen auf der höhe der forschung. der text schliefst sich eng an Bernhardt an (mit durchführung des *w* und der *hw*-ligatur Braunes); wenn B. dies damit motiviert, dass 'it is generally admitted that Bernhardts edition is the best', so wird ihm das hier zu lande ziemlich ebenso allgemein bestritten werden: die conservativeren grundsätze Heynes sichern seiner textgestaltung den höheren wert. von vereinzelten druckfehlern notiere ich hier solche, die schon in Bernhardts ausgabe stehn und deren besserung daher auch für jeden benutzer der letzteren von interesse ist: Mt. XI 7 und Luc. VII 18 lis *Iohannen*, Mc. IX 50 *sijaiþ*, XII 1 *gajukom*, XV 11 *fralailoti*, Luc. IX 58 *du imma*, XX 28 *uns*, Joh. XI 39 *fuls ist*, Röm. XI 23 *niba*, XIII 9 *nih faihugeigais*, I Cor. VII 5 *gahobainais*, II Cor. IX 5 *aiwlaugian*, Ephes. II 6 *miþurraisida*, Philipp. III 2 *waurstwjans*, I Tim. V 11 *juggos*, Skeir. II d *ahmein*, VI a *galaubjan Iohanne*, VI b *taujau þo*, *þo waurstwa*, VIII d *ainshun þize reike*. denjenigen teil des buches, welcher die meiste selbständigkeit aufweist, bildet die syntax, illustriert lediglich an beispielen, die dem texte selbst entnommen sind: der nächste deutsche bearbeiter einer gotischen syntax wird an ihr nicht vorübergehn dürfen. eigenartig ist nur, dass diese syntax der einzige teil der grammatik ist, der der ausgabe beigegeben wird; B. wäre einheitlicher verfahren, wenn er mit ihr seine bearbeitung von Braunes elementarbuch bereichert hätte. das glossar endlich, das bei Heyne ein mustergiltiges vorbild fand, zeugt von peinlicher akribie, wie mich zahlreiche stichproben lehrten.

Marburg i. H., december 1894. FERD. WREDE.

Beowulf herausgegeben von Alfred Holder. I abdruck der hs. im British museum, Cotton. Vitellius A xv. dritte berichtigte auflage. Freiburg i. B. und Leipzig, JCBMohr, 1895. [Germanischer bücherschatz herausgegeben von AHolder 3.] 70 ss. 8⁰. 1 m. — Holders abdruck der Beowulf-hs. hat sich als eine praktische hilfe erwiesen. für den gewöhnlichen bedarf ist er ein bequemer und guter ersatz für die von Zupitza für die E. E. T. S. besorgte facsimileausgabe, um so mehr, als die verklebten ränder der hs. in den photographischen facsimileplatten nicht recht ins licht getreten sind. die berichtigungen beschränken sich auf die ausmerzung der in heft 2 s. 105f verzeichneten druckfehler aus den stereotypplatten; nur s. 51 scheint neugedruckt, weil hier das photographische facsimile einiges mehr ins klare gebracht hat. Brandl.

Eine fast kurzweilige histori von der schönen Elisa, eines königs tochter aus Portugal und grave Albrechten von Werdenberg, wie der dieselbe aus ires vaters hof entführet und nach vil ausgestandenen abentheuern glücklich in seine heimat nach Sargans gebracht hat. lustig und anmutig zu lesen und dem schwäbischen volk zum nutzen und vergnügen aus alter geschrift gezogen, auch nunmehr zum ersten mal in druk ausgeben durch einen fahrenden schueler. gedrukt in diesem jahr. [Strafsburg, Heitz und Mündel.] 96 ss. 3 m. — diese nachahmung der alten volksbücher überrascht und erfreut gewis jeden liebhaber dieses litteraturzweigs. der stoff stammt aus der Zimmerischen chronik bd. III (Bibl. des litter. vereins XCIII) s. 103—115, ist aber — wie schon der obige titel zeigt — mit vorzüglicher feinheit und mit einer sachkenntnis ausgeführt, wie sie aufser dem herausgeber der chronik wenige nur besitzen dürften. die ausstattung entspricht dem inhalt.

Strafsburg, dec. 1894. E. Martin.

Das deutsche drama in den litterarischen bewegungen der gegenwart. vorlesungen, gehalten an der universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, LVoss, 1894. VIII und 216 ss. 8⁰. 4 m. — die vorlesungen, die hier L. unter einem nicht ganz glücklich gewählten titel vereint, haben viel aufsehen erregt, sowol um ihrer selbst willen, als auch wegen der betrachtungen und hoffnungen, die mancher recensent an sie geknüpft hat. in der tat, es ist neu, dass ein professor ausschliefslich über das deutsche drama der letzten jahre ein ganzes semester hindurch colleg list und dann seine vorlesungen sofort, fast ohne überarbeitung drucken lässt. diese neuheit des rein äufserlichen verfahrens hat aber dann besonders einige jüngere schriftsteller so ganz geblendet, dass ihnen L. selbst als eine nie dagewesene kathedererscheinung vorkam. es ist das zu entschuldigen. denn diese jüngeren sehen bei allem würklichkeitssinn, dessen sie sich rühmen, den deutschen professor doch noch fast durchgängig mit den augen eines Roderich Benedix. sie ahnen nicht, wie oft

heutigen tages gerade in akademischen vorlesungen das augenmerk auf die allerneuste litteratur gelenkt wird, und wie jeder, der den namen eines litterarhistorikers beansprucht, sie mit aufmerksamem auge verfolgt. es haben ferner viele dieser jubelnden recensenten, weil sie selbst gewohnt sind, jede neue anregung gleich für ein feuilleton oder dgl. druckfertig zu machen, kein rechtes gefühl dafür, dass die hochachtung vor dem gedruckten von jahrzehnt zu jahrzehnt abnimmt und dass besonders der akademische lehrer arm wäre, wenn er in vorlesungen und büchern und aufsätzen sich völlig ausgäbe, und nicht vielleicht sein bestes der privaten anregung aufbehielte, die tiefer würkt als das gedruckte wort. soviel an die recensenten; nun zu dem buche selbst!

Es steht viel gutes drin; und dennoch wird man beim lesen ungeduldig. daran ist die breitspurigkeit des vortrags schuld. ist es schon ein schwerer vorwurf, wenn man von jemand sagen muss 'er spricht wie ein buch', so ist der tadel, dass er schreibe wie ein redner, noch gewichtiger. es ist immer ein wagnis, das, was für den lauten vortrag geschaffen ist, unverändert in druck zu geben; die antipathie der gymnasiasten gegen Cicero ist ein gesundes gefühl. und so glaube ich, dass auch L. eines tages, wenn nicht schon heute, wünschen wird, den inhalt seiner vorlesungen, bereichert, vertieft und aller aufdringlichen lehrhaftigkeit entkleidet, noch einmal für leser, und nicht für hörer zu bearbeiten. vorläufig kann man seine publication als die gute skizze zu einem bessern buche betrachten.

Der inhalt deckt sich nicht ganz mit dem titel. nur wenige deutsche dramatiker unsrer tage sind ins auge gefasst worden, freilich die bedeutendsten; anderseits hat L. einige vorlesungen dem Norweger Henrik Ibsen gewidmet, ohne dass dessen einfluss auf das deutsche drama, worauf es doch ankam, im einzelnen klar würde. dass alle diejenigen, die noch in den althergebrachten stoffkreisen und in alter technik sich bewegen, fehlen, dass ferner alle zaghaften, alle compromissdichter zu gunsten der wenigen entschiedenen zurücktreten musten, das kann man billigen. immer aber blieb noch eine reihe von dramatikern übrig, die L. nicht hätte bei seite schieben dürfen: so ist zb. von den spät anerkannten Österreichern erst in den letzten anderthalb jahrzehnten die volle würkung ausgegangen; auch hätte wol eine vorlesung über die jüngsten reformversuche auf dem gebiet der komödie orientieren können.

Höchst erfreulich ist die unbefangenheit von L.s urteil. seine warnung vor dem Skandinavismus entbehrt nur des gegengewichts, der anerkennung der technischen vorzüge Ibsens, von denen ein echter künstler viel zu lernen vermag. Wildenbruch scheint mir überschätzt zu sein; hier mag wol persönliche sympathie und freundschaft mitgesprochen haben. Hauptmanns dramen hat L. liebevoll analysiert, nur sind die 'Weber' zu kurz gekommen. endlich wird man die entwicklung Sudermanns bis zur 'Heimat'

ganz wie L. beurteilen; leider ist nur die angeknüpfte günstige prophezeiung für des dichters weiterentwicklung inzwischen durch sein jüngstes drama widerlegt worden.

Eins aber gibt den vorlesungen L.s dauernden wert. seine studentenzeit fiel in die mitte der siebziger jahre. was damals die jugend von den folgen des deutsch-französischen krieges für die neubelebung unsrer litteratur erwartete, hat er mit durchlebt. und über der beredten schilderung dieser hoffnungen und leider auch entteuschungen liegt in seinen vorlesungen der ganze reiz persönlicher erinnerung.

Marburg, dec. 1894. ALBERT KÖSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZU ANZEIGER XVII 177: das von Kukula aus einer Klagenfurter hs. herausgegebene gebet findet sich vollständiger in der 1436 geschriebenen SGaller papierhs. 520 s. 204:

O vrsprung des lebenden brunnen, wie bistu ersigen!
Trost aller hertzen, wie bistu geschwigen!
Blům aller schöni, wie bistu verblichen!
O ewiges leben, wie bistu erstorben!
O menscheit bloss! O marter gross!
O wunden tieff! O blůtes crafft!
O todes bitterkeit! O götlichů süssikeit!
hilf vns zů der ewigen sälikeit! Amen.

J. WERNER.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

XIII.

59. *wie* (satz 30).

Zum übergang des interrogativen *w-* in *b-* s. u. *wo* Anz. XXI 156.

Das wort steht hier als erstes compositionsglied in *wieviel* und hat als solches in einigen gegenden gekürzten vocal, wie *vv-* und *ff*-schreibungen in *viel* dartun: so selten zwischen Weser und Teutoburgerwald, im ripuarischen nordwärts von Aachen-Köln, häufiger im rheinfränkischen, zumal im pfälzischen und hessischen des Schwalmgebietes, dgl. im ostpreufsischen und massenhaft im schlesischen, besonders von Breslau südwärts. andern ortes hat das interrogativum durch betontheit des *viel* reduction erfahren: so zeigt die gegend an der Unterelbe von Glückstadt-Lauenburg südlich bis zur Lüneburger heide einige mal nur noch *w*, häufiger hat sie das fragewort ganz unterdrückt. im übrigen wird für den vocalismus des wortes die alte länge zu gelten haben, sodass ich bei seiner folgenden beschreibung von quantitätsbezeichnungen absehe.

Noch folgende besonderheiten seien vorausgeschickt: im eben genannten bezirk der Lüneburger heide ein paar *woll*, *wull*, zwischen Bremen und Hamburg ein paar *wat*, *wot*; letztere auch

an vier orten des elsässischen Zornthales zwischen Zabern und Brumath (vgl. Zs. 37, 291 n. 2).

Scharf heben sich die hd. formen, die mhd. *wie* entsprechen, von dem nd. *wo* ab; aber letzteres ist nicht das locale *wo* (o. s. 156), von dem seine lautliche entwicklung vielfach abweicht (as. *hwâr*), sondern das alte as. *hwô* ags. *hû* 'wie'. die grenze zwischen *wie* und *wo* verläuft über (*wie*-orte *cursiv*) *Straelen*, *Geldern*, *Xanten*, Rhein und Ruhr aufwärts bis oberhalb *Werden*, *Langenberg*, *Barmen*, Schwelm, *Lüttringhausen*, Rade vorm wald, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*, *Gummersbach*, Neustadt, wie *ik/ich* bis *Sachsenberg*, *Fürstenberg*, Corbach, *Freienhagen*, Landau, *Wolfhagen*, Volkmarsen, Warburg, *Liebenau*, Trendelburg, *Hofgeismar*, *Grebenstein*, *Immenhausen*, Münden, wie *ik/ich* bis zum *Oberharz*, Elbingerode, *Hasselfelde*, Blankenburg, *Gernrode*, Ballenstedt, *Hoym*, Kroppenstedt, *Egeln*, Wanzleben, *Magdeburg*, ungefähr mit der Elbe bis Tangermünde, *Jerichow*, *Genthin*, *Plaue*, *Pritzerbe*, *Rathenow*, Rhinow, Friesack, *Nauen*, *Spandau*, Oranienburg, *Bernau*, Biesenthal, *Freienwalde*, Oderberg, ganz unsicher weiter gen o., von *Filehne* an mit *ik/ich* schliefsend. dazu kommt mit *wie* nur noch das preufsische dialektgebiet etwa östlich der curve Zarnowitzer see-Graudenz-Neumark. sonst erscheinen versprengte schrift-*wie* schon überall im *wo*-gebiet, zumal östlich der Elbe, wo auch die mitgeteilten grenzen sehr schwankend verlaufen.

In dem so abgeteilten nd. *wo*-gebiet scheinen altes *hwâr* und altes *hwô* heute zusammengefallen zu sein in dem mittleren teil, welcher gen w. etwa begrenzt wird durch die unterste Weser, die Hunte bis zum Dümmersee, den südlichsten teil der oldenburgischen landesgrenze, die Hase bis unterhalb Osnabrück und die ungefähre verbindungslinie Osnabrück-Versmold-Hamm-Paderborn-Stadtberge-Liebenau, gen o. etwa durch Misdroy-Netzemündung: hierfür genügt also ein verweis auf *wo* o. s. 156. der ostflügel unterscheidet in den schreibungen locales *wo*, *woa*, *woä* uä. und modales *wo*, *wu*, *wua*, also dort offenes, hier geschlossenes *o*. der westflügel lässt den gleichen unterschied erkennen: er hat südlich von Neuenhaus-Haselünne-Osnabrück vorwiegend *wu* mit einer reihe von modificationen. sein vocal hat im gebiet der obern Ruhr die westfäl. diphthongierung der alten *ū* geteilt und lautet *iu* südlich der Lippe, östlich von (*iu*-orte *cursiv*) Werne-*Camen*-*Unna*-*Menden*-Iserlohn-Neuenrade-Plettenberg-Attendorn-Olpe, westlich von Paderborn-*Wünnenberg*-Stadtberge-*Brilon*-Winterberg-Schmallenberg, *ôu* angrenzend um Iserlohn und an der obersten Lenne, *ou* an der Diemel um Stadtberge, Rhoden, Volkmarsen, sonst *u*, das besonders zwischen unterer Ruhr und Lippe mit *o* durchsetzt ist, und *o* längs der südgrenze bis Schwelm-Attendorn. der noch übrige teil des westflügels nördlich der Hase hat fast reines *o*, nur nordwärts von Langeoog-Varel überwiegend *u*. dazu kommt mit anlaut wie im friesischen

hau, *hou*, *hoe*, *hue* uä. zu beiden seiten des Dollart um Emden und westlich Leer-Papenburg, ähnlich *hu* oder nur *u*, *uw* am Niederrhein um Cranenburg und Emmerich.

Der vocalismus des md. und obd. *wie* vergleicht sich mit dem in *fliegen* Anz. XXI 286 ff, weist jedoch starke, teils in der einsilbigkeit teils in der unbetontheit unseres wortes begründete abweichungen auf. sein gebiet zerfällt im allgemeinen in die obd. *wia*- und die md. *wī*-hälfte. die grenze zwischen beiden folgt im Elsass etwa der Breusch, zieht rechtsrheinisch vorbei an (*wia*-orte *cursiv*) Kehl, *Offenburg*, Renchen, Achern, Gernsbach, weiter wie bei *fliegen* bis *Heilbronn*, dann aber über Weinsberg, Löwenstein, *Beilstein, Hall*, Waldenburg, *Ilshofen*, Langenburg, Schillingsfürst, *Feuchtwangen*, Herrieden, Ansbach, Heilsbronn; der hier östlich anstofsende bezirk der oberpfälzischen diphthongierung stimmt in ausdehnung und vocalnüance zu *müde* Anz. XIX 352. das obd. *wia*-gebiet ist also bedeutend kleiner als das analoge bei *fliegen* (und *müde* und *bruder*), jedoch in den abweichenden, hier schon monophthongischen gegenden tauchen überall noch die ehemaligen diphthongformen versprengt auf, die sich am Main zwischen Ochsenfurt, Dertingen, Karlstadt, Schweinfurt sogar zu einer ungefähr abgrenzbaren *wia*-enclave verdichten, und es ist zu bedauern, dass der Atlas neben diesem unbetonten *wie* nicht auch seine betonte form zur vergleichung enthält. sonst zeigen die hier bei *wie* abweichend schon monophthongierenden bezirke *wi* (natürlich dem schriftbild entsprechend zumeist *wie* geschrieben), das nördliche Elsass daneben *wü* und *we*, wol lediglich bezeichnungen der starken reduction des wortes[1]. innerhalb des abgegrenzten obd. diphthonggebietes hat das Elsass *wia*, durchsetzt mit *wïe*, *wiä*, aber auch schon vielen *we*, das rechte Rheinufer bis zum Schwarzwald *wïe*, alles übrige land *wia*, das in Baiern besonders rein erscheint, in Schwaben noch mit etlichen *wïe* wechselt und nasaliert wird; nur eine ausnahmeenklave ist besonders noch hervorzuheben, ein *we*-gebiet (westlich von Radolfzell *wö*), der reichsgrenze von Stühlingen bis Friedrichshafen nordwärts vorgelagert und mit der begrenzung (*we*-orte *cursiv*) Stühlingen, *Löffingen*, Neustadt, *Vöhrenbach*, *Villingen*, Rottweil, Schömberg, *Mühlheim*, *Friedingen*, Sigmaringen und weiter mit der württembergischen landesgrenze bis zum Bodensee; doch fehlen eingesprengte *wia*, *wie* auch hier nicht.

Im gröstenteils md. monophthonggebiet war der ausnahmebezirk mit *wia* am Main schon erwähnt; *wei*, *wöi* am Frankenwald wie bei *fliegen* und *müde* (Anz. XIX 352); die mundart der obern Fulda wider mit *be* analog *müde* (und *bruder*), nur gegen no. Eisenach nicht mehr einschliefsend; das immer widerkehrende wetterauische und oberhessische diphthonggebiet (*wäi*, in seiner

[1] oder aber *wü* < *wu* < *wo* und letzteres dem nd. entsprechend wie obige *wat* daselbst?

westlichen hälfte mehr *weĭ*) sei hier genauer umgrenzt (diphthongorte *cursiv*): Frankfurt, *Soden*, *Hofheim*, Hochheim, Wiesbaden, *Eppstein*, Schwalbach, *Idstein*, *Camberg*, *Diez*, Hadamar, *Westerburg* (hier am westflügel gieng die diphthongierung für *fliegen*, *müde*, *bruder* weiter bis Schwalbach, *Nastätten*, StGoar, Lahnstein, *Ems*, Montabaur, *Westerburg*, und bis hierher auch noch versprengte *weĭ*; weiterhin im wesentlichen für alle paradigmen einheitlich über) Hachenburg, *Driedorf*, *Haiger*, Siegen, Laasphe, Biedenkopf, *Marburg*, Wetter, Rauschenberg, *Kirchhain*, *Amöneburg*, *Schweinsberg*, Kirtorf, *Homberg a. d. O.*, *Schotten*, Herbstein, *Wenings*, Soden, Salmünster, *Wächtersbach*, *Orb* (schwankender grenzort), weiter etwa mit Kinzig und Main (für *wie*, sonst werden in der regel *Steinheim* und *Seligenstadt* noch mit eingeschlossen). von diesen enklaven abgesehen, ist *wie* die überall in den formularen vorherschende form: es fehlt also namentlich die einheitlichkeit der moselfränkischen und ripuarischen *eĭ*- und *e*-formen; sie sind zwar auch für *wie* wie für *fliegen* vorhanden, doch nur so, dass sie ort für ort in das allgemeine *wie*-gebiet eingezeichnet wurden, keine selbständigen bezirke abgrenzen liefsen. reducierte *we* verstreuen sich endlich über die niederhessischen und die gesamten ostdeutschen *wie*-lande. östlich von Magdeburg bis zur Oder in den sonst nd. gegenden noch restierende *wo*, *wu*, *wue*, daneben *wīe*, *wiā*, *wia*.

Das dän. stimmt zu *wo* o. s. 158. fries. auf Sylt *hu*(*r*), auf Amrum, Föhr und den Halligen *hū*, auf der küste *hō*(*r*), *hū*, im Saterland *wo*, *wu*.

60. *nein* (süddeutsch).

Das wort steht nicht in den 40 sätzen, sondern ist ihnen als einzelne vocabel, ebenso wie eine anzahl anderer wörter, auf den aus Süddeutschland stammenden fragebogen beigefügt (vgl. Anz. xx 95): die karte beschränkt sich daher auf Elsass-Lothringen, Baden, Württemberg, Hohenzollern, Baiern.

Das auslautende *-n* ist nur noch im äufsersten Lothringen, etwa westlich der Nied, bewahrt; in allen den andern gegenden erscheint es zwar noch oft genug als graphische ausnahme, ist lautlich jedoch entweder ganz geschwunden oder nur noch in der nasalierung des vocals zu erkennen; vgl. die ganz andre ausdehnung der gleichen erscheinung unter *mann* Anz. xix 201 und *wein* 279. angabe der nasalierung des stammvocals fehlt in den *-n*-losen gegenden so gut wie ganz nur im südlichen Elsass und südlichen Baden, ist im nördlichen Elsass selten, sonst allgemein, und wird in der folgenden skizze nicht weiter bezeichnet.

Die entwicklung des *ei* (vgl. *heifs* Anz. xx 97 ff, zuletzt *kleider* Anz. xxi 289 f) zeigt grofse besonderheiten. dahin gehört vor allem die weite ausdehnung des *nā*, das auch dem ganzen bair. *hoafs*-gebiete eigen ist. demgemäfs stimmt die südgrenze des *nā* von Alsenz i. d. Pfalz bis zur württembergisch-bairischen landes-

grenze im grofsen und ganzen zu *hāfs* (doch ändere Freudenberg, *Neckarsulm*, *Lauffen*, *Beilstein*, *Murrhardt*, *Dinkelsbühl*), folgt jedoch von hier ab gen s. der westgrenze des bair. *hoafs* bis westlich von Füssen. aber auch die nordgrenze, soweit sie hier in betracht kommt, greift viel weiter aus, und von dem grofsen hochfränkischen *hāfs*-gebiet am Mittelmain hat hier nur der nordzipfel um Bischofsheim, Mellrichstadt, Ostheim noch *nă*, *nē*; sonst gilt auch hier überall *nā*, woneben die *nă*, *nē* nur als vereinzelte ausnahmen, häufiger allein in dem Mainwinkel zwischen Karlstadt und Dertingen auftreten. bair. *noa* gilt nur für zwei streifen längs der südgrenze: zwischen Dinkelsbühl und Monheim bis zur höhe von Wassertrüdingen und zwischen Augsburg und Schongau ostwärts bis an die Ammer. der durch die *ā*-grenze herausgeschnittene zipfel im o. des Odenwaldes hat reguläres *nă*, *nē*.

Im w. zieht die ostgrenze des *nă* etwa von Markirch i. E. nach Kehl und dann rheinabwärts: westlich hiervon nur kleine *nā*-enclaven um Barr, ObEhnheim, Börsch, Rosheim, längs dem rechten Lauterufer, in Lothringen längs der romanischen scheide zwischen Saaralben und Bolchen um Falkenberg und SAvold. das übrige Elsass und das gegenüberliegende Rheinufer stimmen mit *nei* und *nai* zu *heifs*, dessen ostgrenze (aufser Lauffen, Oberrixingen) bis *Vöhrenbach* auch für *nein* gilt; hier aber biegt sie für letzteres gen so. ab, folgt ungefähr der badischen landesgrenze und trifft bei Überlingen den see: dieser badische südzipfel zu beiden seiten der obersten Donau hat gegenüber *hoafs* hier *neĭ*. westschwäb. *noa* reicht gen o. bis (*oa*-orte *cursiv*) Welzheim, Schorndorf, *Esslingen*, Grötzingen, *Waldenbuch* und weiterhin wie *hoafs* bis Pfullendorf, von welchem südwestlich die obige *neĭ*-grenze erreicht wird. der rest hat *noi*, *noe*, also auch der *haifs*-bezirk an der obern Wertach; als eigenheit kommt aber übergang des *noi* in *nui* hinzu, welches am Bodensee und längs der südöstlicheren reichsgrenze herscht gen n. etwa bis zur höhe von Sigmaringen-Waldsee-Kempten.

61. *gebrochen* (satz 4).

Die vorsilbe *ge-* fehlt ganz in weiten gebieten Niederdeutschlands und im oberdeutschen. nd. ist sie erhalten im preufsischen als *ge-* (ganz vereinzelt *je-*, so öfter im hochpreufsischen) etwa östlich der verbindungslinie Zarnowitzer see-Neuenburg a. d. W.-Lautenburg. das übrige nd. kennt sie nicht bis zu folgender südgrenze (südliche orte *cursiv*): *Anholt*, *Isselburg*, Bocholt, *Wesel*, *Dorsten*, Haltern, Recklinghausen, *Castrop*, Dortmund, *Witten*, Hagen, *Schwelm*, Altena, *Lüdenscheid*, Neuenrade, Plettenberg, Attendorn, *Olpe*, *Hilchenbach*, Schmallenberg, *Berleburg*, *Hallenberg*, Winterberg, *Medebach*, *Brilon*, Stadtberge, *Rhoden*, Warburg, *Liebenau*, Trendelburg, *Hofgeismar*, *Münden*, ungefähr mit der Weser abwärts bis Oldendorf, unsicher nordwärts an den Steinhuder see und ostwärts auf Celle, *Gifhorn*, Wittingen, *Öbisfelde*,

Calvörde, Gardelegen, *Burg*, mit der Elbe bis Tangermünde, *Jerichow, Rathenow, Rhinow, Friesack*, Fehrbellin, *Cremmen, Oranienburg, Liebenwalde*, Zehdenick, *Joachimsthal*, Angermünde, Schwedt, Fiddichow, unsicher auf *Driesen a. d. N.* und wie *ik/ich* schliefsend. das obd. hat kein präfix bis zu folgender nordgrenze (nördliche orte *cursiv*): *Maasmünster i. E.*, Mülhausen, *Sennheim*, Ensisheim, *ObSulz, Gebweiler*, Rufach, *Wintzenheim, Türckheim*, Colmar, Markolsheim, *Schlettstadt, Rheinau*, Lahr, Offenburg, *Kehl*, Renchen, Achern, *Bühl, Steinbach*, Baden, Kuppenheim, Rastatt, *Seltz, Lauterburg*, Ettlingen, Mühlberg, *Heidelsheim*, Bretten, *Gochsheim*, Eppingen, *Hilsbach, Wimpfen*, Neckarsulm, Neuenstadt, *Neudenau, Möckmühl*, Widdern, *Krautheim*, Mergentheim, Weilersheim, *Röttingen*, Creglingen, *Aub, Marktbreit*, Uffenheim, *Scheinfeld*, Neustadt, *Höchstadt*, Baiersdorf, *Forchheim, Ebermannstadt*, Waischenfeld, *Hollfeld, Baireuth*, Creufsen, *Goldcronach*, Weifsenstadt, *Münchberg, Hof, Ölsnitz*, Adorf, Schöneck, *Falkenstein*, Neukirchen.

Das auf diese weise herausgeschnittene grofse mittlere gebiet mit bewahrter vorsilbe hat diese an der beschriebenen nordgrenze häufig nur noch in der reducierten gestalt *e-*, so vereinzelt bei Bocholt, häufiger um Lüdenscheid und Meinerzhagen, zwischen Medebach und Brilon, um Rhoden, Volkmarsen, Hofgeismar und dann in dem ganzen durch folgende grenze abzuteilenden nordzipfel (südliche orte *cursiv*): von Münden bis Ermsleben wie *ik / ich*, *Aschersleben*, Cochstädt, *Stassfurt, Calbe, Barby*, Schönebeck, Gommern, Loburg, Görtzke, *Belzig, Brück*, Brandenburg, Ketzin, *Potsdam, Spandau*, Oranienburg, *Liebenwalde*; aber auch in diesem gebiete ist das *e-*, das hier sehr oft nicht als präfix, sondern als endung des vorhergehnden wortes geschrieben wird, dem untergang geweiht, wie viele ausnahmeorte ohne *e* schon jetzt dartun. sonst begegnet das *e-* nur noch häufig, aber doch nicht als das ausschliefsliche, an der mittleren Spree um Kalau, Lübben, Lieberose. als *i-* erscheint das präfix an der mittleren Unstrut zwischen Heldrungen-Rastenberg und Gebesee-Erfurt.

Synkopiertes *g-* fehlt völlig im niederfränkischen und ripuarischen, sowie nördlich der ganz ungefähren curve Worbis-Leipzig-Bautzen-Driesen, sonst taucht es überall auf, bald seltener bald häufiger, besonders oft im Lahngebiet und südlicher über den Main gegen den untern Neckar hin, im schlesischen von Bobersberg-Sprottau ostwärts und längs der reichsgrenze zwischen Elbe und Riesengebirge, am zahlreichsten in der weiteren nachbarschaft von Chemnitz.

Sonst wird überwiegend *ge-* geschrieben, das im elsässischen und nordöstlicher längs der ganzen mitgeteilten obd. grenze, doch immer nur in ihrer nächsten nähe, mit *ga-* wechselt; nur in dem hochfränkischen bezirk zwischen Tauber, Spessart, Rhön einerseits und Steigerwald, Eltmann-Ummerstadt-Fladungen ander-

seits überwiegt das *ga-*. auf spirantischen guttural lassen gelegentliche *je-* schliefsen im Rheingebiet nördlich einer curve, welche durch verbindung von Dasburg im s. der Schnee-Eifel, Castellaun am Hunsrück und Olpe am Rothaargebirge entsteht (ich vermeide hier absichtlich die abgrenzung nach allgemeinen dialektbegriffen), und es ist interessant, wie die pfälzer colonie südlich von Cleve ihren pfälzischen verschlusslaut von dem sie rings umgebenden niederrheinischen reibelaut durch die schreibung *ke-* scharf abhebt. ebenso erscheinen charakteristische *je-* innerhalb des ungefähren bogens Worbis-Gotha-Weimar-Schleusingen-Ziegenrück-Lützen-Ruhland-Sorau-Birnbaum. genauere beschreibung dieser grenzen ist vorläufig bei all den indifferenten *ge-* nicht möglich. alles übrige land wird also verschlusslaut haben; das bezeugen auch vereinzelte *ke-*, die nur in Elsass-Lothringen sowie östlich vom 31 längengrade völlig fehlen, wo mithin explosives *g-* und *k-* noch deutlich sich werden unterscheiden lassen; doch erlaubt die winzige zahl solcher versprengter *k*-schreibungen noch keinerlei sicheren schluss.

Bei besprechung der stammsilbe nehme ich die lautverschiebung ihres auslautes *k / ch* voraus: sie stimmt zu *machen* Anz. xx 207 (vgl. xxi 166) bis auf die abweichungen *Neufs*, *Düsseldorf*, *Aschersleben*, *Königswusterhausen*, Göritz, Cüstrin. nd. erweichung *k* > *g* wie bei *machen*. der hd. wechsel von *ch* und *g* ist bei *gebrochen* etwas seltener geschrieben als bei *machen* und seine ostgrenze ist im s. ungefähr einzuengen bis Linz-Adenau-Trarbach-Merzig-Luxemburg. der für *machen* erwähnte gänzliche schwund des *ch* fällt für *gebrochen* fort.

Der in offener silbe gedehnte stammvocal ist mit dem unter gleicher bedingung stehnden alten *a* (vgl. *wasser* Anz. xix 282, *machen* xx 208, *affe* 328) sowie mit altem *ā* (*schlafen* xxi 167) lautlich zusammengefallen im grösten teile des nd., nämlich östlich einer grenze, welche Borkum noch zur linken schlägt, von Borkum auf Aurich, von Aurich auf Friesoythe, von Friesoythe auf Haselünne zieht, der Hase etwa bis Quakenbrück nachgeht und weiter verläuft zwischen (östliche orte *cursiv*) *Diepholz*, *Dümmer see*, Rhaden, Lübbecke, *Minden*, etwa mit der Weser bis Rinteln, *Bückeburg*, *Obernkirch*, Münden, Springe, Hannover, Burgdorf, Celle, *Wittingen*, Öbisfelde, Calvörde, Neuhaldensleben, Wolmirstädt, Burg, *Möckern*, Gommern, Saalemündung; diese grenze scheidet also zwei verschiedene nd. vocalismen, ist uns teilweise schon mit anderer bedeutung begegnet und wird bei der gliederung der nd. untermundarten ein gewichtiges wort mitzureden haben. die *au* im Netzegebiet wie bei *machen*.

Im nd. westlich jener grenze vergleicht sich die vocalentwicklung mutatis mutandis mit der in *besser* Anz. xx 330. das westfäl. gebiet mit gebrochener kürze (*-bruåk-*, *-bruäck-*) ist genauer beschrieben u. *korb* xxi 268 f und erfährt für *gebrochen*

die änderungen *Nieheim*, Freienhagen, *Neustadt*, *Wipperfürth*, *Rade vorm wald*, Haltern, Coesfeld. wie bei *besser* wird dies gebiet grösstenteils noch von bewahrter kürze (*-brock-*) umrahmt, so im w. bis Steele-Isselburg, im n. bis (*-ck*-orte *cursiv*) Meppen, *Lingen*, *Freren*, *Fürstenau* (die nach Holland hineinspringende halbinsel an der Vechte hat *bröck-*), im o. um Horn, Detmold, Schwalenburg, im s. zwischen Hofgeismar und Volkmarsen, um Corbach, um Gummersbach. in diesem ganzen westfälischen complex stehn sich also einerseits *besser* und *gebrochen* mit bewahrter kürze und brechung (ohne principiellen unterschied von *dorf* Anz. xx 326, *korb* aao., *zwölf* xxi 274), anderseits *wasser*, *machen*, *affe* mit dehnung in offener silbe und ohne brechung (ohne principiellen unterschied von *schlafen*) gegenüber, dehnung und brechung schliefsen sich aus, jene trifft altes *a*, diese altes *e* und *o*.

Der von diesem westfäl. kürzebezirk nördliche noch übrige teil des Emsgebietes hat im n. (gen s. etwa bis Papenburg) reines *-ō-* (vgl. *-ē-* u. *besser*), dgl. im südostzipfel zwischen Fürstenau, Haselünne, Quakenbrück, in der mitte wechsel von *-ō-* *-ǻ-* *-ā-* *-oa-* *-ao-* *-au-*. das nd. Rheinland hat auf dem rechten flussufer südlich der Lippe reines *-ō-* (vgl. *besser*), sonst *-ō-* und *-oa-* und südlich von Straelen-Ruhrort viele *-oe-* (vgl. *-eä-*, *-äe-* u. *besser*). der jetzt noch übrige nd. teil östlich vom westfäl. kürzegebiet hat *-ō-*, etwa bis Celle-Ballenstedt mit *-ū-* (zwischen Wolfenbüttel, Wernigerode, Gandersheim auch *-ue-* *-uo-*) und in der gegend von Bodenwerder über Eldagsen bis Hildesheim-Hannover mit *-eo-* *-öo-* uä., jenseits Celle-Ballenstedt in der südlichen hälfte mit *-oa-* wechselnd.

Im hd. gilt gedehnter vocal so weit wie der graphische wechsel von *-ch-* und *-g-* (s. o.), und zwar südlich der Eifel *-ā́-*, am Westerwald östlich von Hachenburg *-ā-*, sonst *-ō-* und im grösten teil des ripuarischen *-au-*, nämlich linksrheinisch im s. des 51 breitengrades und bis Aachen-Prüm-Königswinter, sowie rechtsrheinisch an beiden Siegufern aufwärts. eine *-ou*-enklave ist hochfränkisch mit Arnstein als centrum, reicht gen w. und o. bis an den Main und schliefst gen n. Gemünden und Hammelburg, gen s. Würzburg und Dettelbach nicht mehr ein. sonst herscht überall vocalkürze und zwar *-a-* im westlichsten Lothringen (nicht ganz bis Saar und Nied), in kleinem district zwischen Daun und Adenau, in gröfserem zwischen Engers und Hachenburg, im hochpreufsischen zwischen Wormditt und Guttstadt. *-u-* überwiegt in einem thüringisch-obersächsischen gebiet, das im w. etwa von Ziegenrück bis Weifsenfels von der Saale, im n. von der ungefähren curve Weifsenfels-Torgau-Ortrand-Dresden und der Elbe von hier aufwärts, im s. etwa von Ziegenrück-Chemnitz-Marienberg begrenzt wird; doch erscheinen in seinem innern noch zahlreiche *-o-*, in seiner mitte um Leisnig auch *-a-*;

7*

umgekehrt kennzeichnen versprengte *-u-* in der ganzen umgegend jenes bezirkes sein geschlossenes *-o-*, so im s. bis Frankenwald und Erzgebirge, im n. und no. fürs weitere obersächsische und fürs schlesische. im übrigen gilt überall *-o-*, das im hessischen, massenhaft besonders in der Wetterau, sowie östlich der Elbe längs der reichsgrenze in den dortigen gebirgsgegenden mit *-oa-* durchsetzt ist.

Die endung *-en* (st. part. prät.) stimmt in ihrer heutigen dialektischen entwicklung zu der des u. *machen* Anz. xx 208 f skizzierten infinitivs (von geringfügigen abweichungen an einzelnen schwankenden grenzstellen abgesehen); nur das hochfränkische, hessische, thüringische gebiet, welches dort jeder endung entbehrt, und das nordöstlich sich anschliefsende thüringische, welches dort *-e* hat, haben hier beim partic. prät. vielmehr gleiche entwicklung wie alle sonstigen, nicht infinitivischen *-en*: vgl. zuletzt u. *trinken* Anz. xxi 294 f (bei der dort gegebenen einteilung der nd. hauptdialekte geht das part. prät. also mit *β*). dazu kommt als charakteristische besonderheit hier das fehlen einer endung im Nahe-, Saar- und Moselgebiet innerhalb folgender grenze (endungslose orte *cursiv*): *Saarburg*, *Lixheim*, Pfalzburg, Lützelstein, Ingweiler, Reichshofen, *Bitsch*, *Pirmasens*, Annweiler, *Kaiserslautern*, Dürkheim, Grünstadt, Pfeddersheim, *Alzey*, *Odernheim*, Oppenheim, *Gaualgesheim*, Geisenheim, Rüdesheim, *Bingen*, *Caub*, *SGoar*, SGoarshausen, *Boppard*, Braubach, Lahnstein, *Coblenz*, Vallendar, Bendorf, *Engers*, Neuwied, *Andernach*, *Mayen*, Adenau, Blankenheim, und grade über die Schnee-Eifel.

Das dänische zeigt bunt wechselnde synonyma und bleibt daher unberücksichtigt. im nordfriesischen gilt für Sylt *brēken*, für Föhr und den nördlichsten küstenteil *brēgen*, sonst *brägen*, das Saterland überliefert *brēken*, Wangeroog *bricken*.

62. *hoch* (satz 29).

Zum anlaut *h-* auf ehemals slavischem boden vgl. Anz. xix 106.

Für den vocal kann im grofsen und ganzen auf *grofs* Anz. xix 347 ff verwiesen werden; nur die westgrenze des ostmd. *-ū-* gebietes ziehe man hier von Hedemünden nach Eisenach, über den Rennstieg und von Gehren nach Eisfeld, und den schwäb. *au*-bezirk schränke man gegen sw. ein bis Friedingen, Mühlheim, *Schömberg*, Rottweil, Oberndorf, *Binsdorf*, Sulz, *Horb*, Dornstetten, *Haiterbach*, *Altensteig*, *Wildbad*, Neuenbürg; von kleineren abweichungen sei hier abgesehen: da die mehrzahl der paradigmen des Atlas mit *ō* bereits verarbeitet ist, wird bei einem der nächsten eine gesamtbetrachtung anzustellen und dabei der individuellen besonderheiten zu gedenken sein. aber eine eigenheit bei *hoch* ist hier noch hervorzuheben, nämlich umlaut in den grenzbezirken Luxemburgs bis zu der grenze (umlautende orte *cursiv*) Falkenberg, *Bolchen*, *Busendorf*, Saarlouis, *Merzig*, *Wadern*, SWendel, Birkenfeld, *Berncastel*, Trarbach und von letzterem ziem-

lich direct auf Montjoie: südlich von Sauermündung-Trarbach gilt *-ē-* (selten *-ō̈-*), das um Bolchen mit *-ea-*, nördlicher bis Trier-Wadern mit *-eī-* wechselt; letzteres herscht zwischen Sierk und Saarburg, woneben schon *-ī-* erscheinen; dies *-ī-* ist dann weiter nördlich allgemein bis zur Schnee-Eifel (seltener *-ṻ-*); jenseits letzterer um SVith gilt *-ṻ-* (auch *-ūi-*) und im nordzipfel östlich von Malmedy *-ō̈-*. aufserdem *-ō̈-* noch im s. am Rhein um Säckingen, Laufenburg.

Der auslaut *-ch* ist ganz geschwunden auf dem rechten Diemelufer zwischen Medebach und Rhoden (*hau*). sodann in folgendem teile des Rheingebietes (orte ohne *-ch cursiv*): Montjoie, *Schleiden, Gemünd, Düren,* Jülich, *Bergheim,* Grevenbroich, Neufs, Düsseldorf, Gerresheim, *Merscheid, Gräfrath*, Elberfeld, Ronsdorf, Lüttringhausen, Lennep, *Remscheid*, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Neustadt, *Eckenhagen*, Drolshagen, Freudenberg, *Waldbröl, Altenkirchen*, *Hachenburg*, Westerburg, *Montabaur,* Holzappel, Nassau, Ems, *Lahnstein,* Braubach, Boppard, *Zell, Trarbach,* Wittlich, *Bitburg*, Trier (*hū, hue, hṻ, hī*); dazu noch südlicher in der gegend an der reichsgrenze zwischen Saarburg, Merzig, Sierk (*heï*). ferner im schwäbischen innerhalb: Stühlingen, *Fürstenberg, Löffingen, Neustadt,* Todtnau, Freiburg, Waldkirch, *Elzach,* Haslach, *Hausach*, Zell, Gengenbach, Oppenau, Freudenstadt, Dornstetten, mit der schwäb. *-au*-grenze bis Rixingen, Leonberg, *Heimsheim*, *Weil,* Böblingen, *Tübingen, Reutlingen*, Metzingen, Neuffen, *Urach*, *Wiesensteig,* Geislingen, *Weifsenstein, Heubach*, Welzheim, Gaildorf, *Ellwangen*, Vellberg, Crailsheim, Dinkelsbühl, Nördlingen, grade südlich auf Kaufbeuern und von Kaufbeuern auf *Immenstadt* (*hō*, *hau̯*, *hoa̯*); jedoch innerhalb dieses gebietes noch häufiges *-ch*, wie anderseits aufserhalb im übrigen schwäbischen ausnahmen ohne *-ch*. endlich überwiegen *-ch*-lose formen auch im bair. östlich der ungefähren curve Salzburg-Wasserburg-Freising-Neustadt-Furth (*hou*), sind vereinzelt im übrigen bairisch.

Der auslautende guttural erscheint als *-k* im pfälzischen etwa innerhalb der verbindungslinien Bingen-Homburg-Edenkoben-Mainz (*hōk*). desgleichen rechtsrheinisch zwischen Taunus und unterer Lahn (*hūk*) und in dem hessischen bezirke (*-k*-orte *cursiv*) Weilburg, *Braunfels, Driedorf*, *Haiger,* Siegen, Hilchenbach, Schmallenberg, *Berleburg*, Winterberg, *Hallenberg*, Battenberg, *Hatzfeld, Biedenkopf,* Wetter, *Marburg,* Rauschenberg, *Kirchhain, Schweinsberg*, Kirtorf, *Homberg a. d. O.*, *Allendorf*, Grünberg, Lich, Grüningen, *Giefsen,* Butzbach (*hūk, hōk*). ferner an unterer Saale und Mulde in einem gebiete, dessen nordgrenze von Calbe bis Liebenwerda durch Saalemündung, Elbe und schwarze Elster, dessen südgrenze von Liebenwerda bis Markranstädt durch die politische grenze des kgr.s Sachsen, dessen westgrenze durch die linie Lützen, *Merseburg,* Schafstädt, *Schraplau, Eisleben,* Mans-

feld, *Sandersleben*, Aschersleben, *Güsten*, Stassfurt, *Nienburg*, Calbe dargestellt wird (*hōk*); ebenso in der Niederlausitz und nordöstlicher um Fürstenberg a. d. O. (*ōk*, *hōk*). endlich im hochpreufsischen (*hōk*). doch sind alle diese *-k*-gebiete reichlich mit *-ch*-formen durchsetzt (das hess. und hochpreufs. aufserdem mit *-g*).

Die gegend nördlich vom Westerwald zwischen Hachenburg, Haiger, Siegen, Freudenberg bevorzugt *hūj*, *huij*, *hoij*. sonst gilt überall *-ch*. nur *-cht* bleibt noch zu erwähnen für das pfälzische land um Kusel inmitten Baumholder, SWendel, Ottweiler, Homburg, Wolfstein (*hōcht*, doch durchaus nicht ausschliefslich) und vereinzelter für die Werragegend um Meiningen, Wasungen, Salzungen. alle schlüsse aus dieser verschiedenen behandlung des gutturals bleiben vorbehalten, bis der comparativ *höher* verarbeitet vorliegen wird.

Im ndsächs. hat das wort die endung *-e* innerhalb der verbindungslinien Gummersbach-Essen-Dorsten-Castrop-Olde-Ahaus, der nordgrenze des westfäl. diphthonggebietes bis an die Weser, Vlotho-Detmold-Büren-Medebach und der *ik*/*ich*-linie von Medebach bis Gummersbach (*hōge, houge, hauge, häuge*); und auch aufserhalb des gebietes erscheinen solche endungsformen noch vereinzelt westlicher bis an die holländische grenze sowie nordöstlicher bis an die Weser.

Dän. *hōi* im nordöstlichen drittel um Hadersleben, *hūw* im nordwestzipfel an der Königsau, sonst *hū*, *hūe*. nordfries. *hūch* aufser auf Sylt, hier und im Saterland *hōch*.

63. *feuer* (satz 6).

Die md. diphthongierungslinie stimmt zu *eis* Anz. XVIII 409 (nur mit der änderung SVith) bis Hilchenbach, ist weiterhin bis *Alsfeld* jedoch eingeengter und verläuft zwischen beiden orten vielmehr über *Laasphe*, Berleburg, Hatzfeld, *Biedenkopf*, *Wetter*, Rosenthal, Gemünden, *Rauschenberg*, Neustadt, *Kirtorf*; hiernach bis *Plaue* wider übereinstimmung mit *eis* bis auf die abweichungen *Lauterbach* und *Fulda*; bei *Plaue* aber biegt die grenze nicht wie üblich nach s. aus, um den sonst immer widerkehrenden monophthongischen zipfel an der obern Ilm herauszuschneiden, sondern sie zieht sofort gen no. weiter über *Arnstadt, Erfurt, Neumark*, und von jenem zipfel ist heute nur noch eine separierte kleine *fīer*-enclave von 18 orten südlich von Gehren und Königsee übrig; von *Neumark* bis *Roslau* wider im wesentlichen gleicher verlauf wie bei *eis* (nur *Cölleda*); zwischen Elbe und Oder sind die diphthongformen für *feuer* schon weiter vorgedrungen und zwar bis Belzig, *Niemegk*, Treuenbrietzen, Jüterbogk, *Zahna, Seyda, Jessen,* Schweinitz, *Annaburg, Herzberg,* Schlieben, *Kirchhayn, Sonnenwalde, Luckau, Dahme, Baruth, Teupitz,* Zossen, *Königswusterhausen, Berlin mit umgebung,* Bernau, *AltLandsberg, Strausberg, Müncheberg, Fürstenwalde,* Lebus; jenseits der Oder

übereinstimmung mit *eis* aufser *Cüstrin*. die begrenzung der hochpreufsischen diphthongierung ist die übliche. die scheidelinie der süddeutschen stimmt zu *eis* bis *Wildbad*, verläuft dann aber östlicher über Zavelstein, *Calw*, Bulach, *Wildberg*, *Nagold*, Haiterbach, Horb, *Haigerloch*, Binsdorf, *Balingen*, Schömberg, Mühlheim, Friedingen, *Messkirch*, Stockach, der rest gleicht im wesentlichen der *eis*-grenze bis auf Ravensburg, *Immenstadt*; das gleich zu erwähnende schwäbische *-ui-* ist dabei natürlich mit zur diphthongseite geschlagen.

Nehmen wir die besonderheiten des vocalismus von *feuer* gegenüber *häuser* (Anz. xx 216 ff) und *leute* (ib. 219 f) vorweg, so gilt zunächst *-ū-* für beide ufer der obersten Sieg um Siegen. es setzt sich gen s., genau von der üblichen diphthongierungsgrenze an, als *-au-* fort, und dieses *-au-* zeigt nun eine von dem in *naut* = *nichts* Anz. xix 207 völlig abweichende ausdehnung: diese nur noch in wenigen paradigmen vorhandenen *au* (sie werden uns noch in *euch*, *euer* usw. begegnen, aber widerum mit individueller begrenzung) werden eben von der überwiegenden masse der umlauts-*äu* (wozu auch das in *leute* gehört) immer mehr zurückgedrängt, wobei letztere von den schriftsprachlichen formen ihrer angriffsobjecte noch unterstützt werden; jedoch dieses zurückweichen geschieht völlig individuell und gilt für *feuer* heute bis zu folgender grenze (*-au*-orte *cursiv*): *Montabaur*, Ems, Vallendar, Isenburg, *Dierdorf*, *Herschbach*, *Hachenburg*, Altenkirchen, Freudenberg, Siegen, *Haiger*, Laasphe, Gladenbach, *Dillenburg*, Staufenberg, Giefsen, *Grüningen*, Grünberg, Laubach, *Schotten*, Herbstein, *Wenings*, und von hier ganz unsicher und ähnlich wie bei *naut* wider gen w.; dabei ist auffällig, dass in dem ganzen obern Lahngebiet, das *naut* hat, auch nicht éin restierendes *fauer* überliefert wird. umgekehrt hat nun aber letzteres noch weitere gegenden südwestlicher inne, die kein *naut* mehr kennen: so eine kleine enklave zwischen Nastätten und Braubach und zwei gröfsere bezirke auf beiden seiten der Mosel, das eine inmitten Coblenz, Mayen, Daun, Cochem, das andre am Hunsrück und Idarwald, Bacharach, Gemünden, Oberstein, Birkenfeld, Berncastel, Zell, Cochem nicht mehr einschliefsend. damit zeigt sich auf der karte deutlich, wie die grofsen verkehrsstrafsen des Rheins und der Mosel mit der zersetzung des alten *-au*-territoriums begonnen haben.

Eine sonderstellung für *feuer* nimmt ferner der schwäb. und bair. süden ein. schwäb. *-ui-* reicht von der gegebenen diphthongierungsgrenze an weiter bis (*ui*-orte *cursiv*) Calw, Liebenzell, *Heimsheim*, Pforzheim, *Sachsenheim*, Besigheim, Lauffen, Beilstein, *GrBottwar*, *Backnang*, Murrhardt, Gaildorf, Vellberg, *Ellwangen*, Dinkelsbühl, Öttingen, *Monheim*, Neuburg und von hier ganz unsicher südwärts auf die bairischen Alpen. dieses schwäb. *-ui-* ist von *-eu-*, *-ei-* nur verdrängt längs der südwest-

grenze in schmalem streifen von Friedingen über Messkirch bis Pfullendorf; nördlicher um Balingen, Hechingen, Haigerloch, Rottenburg ist es zu *-ü-* verengt, welches letztere sich auch noch in einer isolierten enklave am Bodensee zwischen Friedrichshafen, Tettnang und Lindau findet. die ostgrenze ist deshalb schwer zu fixieren, weil der übergang ins bair. ein ganz allmählicher ist und zerstreute *-ui-*, daneben ebenso häufig *-oi-* noch im ganzen südbairischen dialektbezirk (also etwa gen n. bis Weifsenburg-Regensburg-Schönsee) vorkommen, das sonst vorwiegend das allgemeine *-ei-* (*-eu-*) hat.

Im übrigen gilt für den vocalismus der stammsilbe das unter *leute* (resp. *häuser*) aao. gesagte, nur dass natürlich die dort erwähnten kürzegebiete hier fehlen und ebenso die *-ō-* und *-e-* des dortigen ripuarischen gutturalisierungsgebietes. dabei bleiben noch folgende einzelheiten zu nennen. den vereinzelten schles. *lōte* steht hier bereits eine geschlossene enklave mit *fōer*, *fōr* gegenüber, deren mittelpunct Fraustadt abgibt und deren rand etwa mit Kiebel, Beuthen, Raudten, Tschirnau, Schmiegel beschrieben sei. die *-ȫ-* an der Vechte und Ems sind hier nur ganz vereinzelt, südlicher bis zum Niederrhein ebenso häufig. *-eu-* westlich von Meppen fehlt, dgl. zwischen Wilsnack und Ruppin. als kleinere eigenheiten kommen für *feuer* im monophthongischen gebiet noch hinzu *fījer* (auch mit *-g-*, *-ch-* geschrieben) zwischen Ohrdruf und Plaue, *fijjer* gleich nordöstlich davon bis gegen Erfurt (zusammen 20 orte), *füger* zwischen Schmalkalden und Zella (6 orte) und zwischen KNordheim und Meiningen (4 orte); ferner *fōr* (aufser denen an der holländischen grenze) öfter an den Rheinufern zwischen Köln und Düsseldorf, besonders bei Hitdorf und Opladen, sowie in der Havelgegend. dasselbe *-ȫ-* (resp. entrundet zu *-ǟ-*, *-ē-*) erscheint vereinzelt im moselfränk., häufiger am Mittelmain von Schweinfurt-Hassfurt südwestlich bis zur Tauber, endlich in geschlossenem districte innerhalb Amorbach-Osterburken-Mosbach-Eberbach.

Der auslaut *-er* hat in den diphthongierenden gegenden die übliche gestaltung (vgl. zuletzt unter *besser* Anz. xx 330, auch *kleider* Anz. xxi 292); in den monophthongischen ist für sonstiges *-er* natürlich massenhaft *-r* eingetreten; näheres bei späterer gesamtbetrachtung aller *-er*.

Am Böhmer- und Bairischen wald etwa innerhalb des winkels Rötz-Straubing-Regen oft das synonymon *licht* (vgl. den satzzusammenhang).

Das dänische hat in seiner nordhälfte (etwa jenseits Manö-Barsö) *ild*, südlicher *ild*, *eld*, *ēld*, *ēl*, *ēlj* uä., auf Alsen *ild*, *īld*, *il*, *īl*. Sylt hat *jöl*, Amrum, Föhr, Langeness *jal*, das übrige nordfriesisch *il*, *iil*, *īlj* uä., Wangeroog und Saterland *fjur*.

64. *bauen* (satz 33)[1].

Vergleichen wir die gestaltung des stammvocals mit der entwicklung von *aus* Anz. xx 210ff, so decken sich beide im allgemeinen dort, wo auch *aus* schon diphthongiert, nur dass die nordbair. *-ā-* auf die gleiche gegend beschränkt bleiben wie bei *braune* ib. 214, und dass die *-ǎu-* längs der hessischen diphthongierungsgrenze fehlen. als eigenheit kommt ein kleiner bezirk mit *böww-* zwischen westfälischer grenze und Eder um Berleburg und Hallenberg hinzu, und im anschluss hieran seien die districte an der allgemeinen diphthongierungsgrenze erwähnt, die hinter dem nhd. *-au-* den übergangslaut noch bewahrt haben: im hess. von Gemünden, Neustadt, Grebenau über Ziegenhain, Neukirchen bis Schwarzenborn (*bauw-*), an der obersten Saale zwischen Königsee und Gräfenthal (*bauw-, baub-*), am obersten Neckar bis Schiltach, Dornstetten, Rottenburg, Tuttlingen (*baub-*) und über die *aus*-grenze ins *ūs*-gebiet sich noch fortsetzend bis Hornberg, Triberg, Vöhrenbach, Villingen (*bauw-*); aufser in diesen geringen grenzbezirken kennt das allgemein diphthongierende land die alten übergangslaute nicht mehr, von einzeln versprengten ausnahmen abgesehen.

Schwieriger und zt. sehr compliciert gestalten sich für *bauen* die verhältnisse in den für *aus* noch monophthongischen gegenden. ich beginne mit dem süden. altes *-ū-* findet sich hier nur noch in dem nordwestlichsten zipfel des *ūs*-gebietes um Bolchen (*būw-, būb-*), in winziger enklave zwischen Lauterburg und Rastatt (*bū-*) und im südöstlichsten zipfel an der obersten Iller südlich von Immenstadt (*bū-*), welcher vielleicht den nordöstlichsten ausläufer des südschweizerischen gebietes mit durchgängiger bewahrung der alten länge (auch im hiatus) darstellt (in der sammlung des Sprachatlas nur noch 8 orte). die nachbarschaft von SAvold und Falkenberg und südlicher bis zur romanischen sprachscheide (nördlich von Dieuze) hat *boiw-, buiw-*. die gegend im s. eines bogens, der etwa von Saarburg an Finstingen westlich und an Saaralben östlich vorbei nach Saargemünd, von Saargemünd an die Moderquelle, von hier östlich an Bitsch vorbei auf die politische grenze der Reichslande, mit dieser nicht ganz bis Weifsenburg und von hier gen so. auf den Rhein südlich von Seltz zu ziehen ist, schreibt, im o. bis zum Rhein, im s. etwa bis Erstein-Schlettstadt-Markirch, im westlichen flügel *böw-, böu-, böj-*, sonst *böj-, bö-, böüj-, böi-* uvä. das noch übrige südliche Elsass und die rechtsrheinische nachbarschaft um AltBreisach, Endingen, Kenzingen, Mahlberg, Lahr bevorzugt *boi-, boj-*, im s. auch *baū-*,

[1] ich übergehe vorläufig *frau* (satz 9): seine überaus verwickelte dialektische entwicklung weist darauf hin, dass wir ihr teils altes *-ū-*, teils altes *-au-* zu grunde legen müssen; und auch damit scheinen noch nicht alle rätsel gelöst; jedesfalls bleiben weitere paradigmen mit altem *-au-* erst abzuwarten, nach deren bericht ich den über *frau* nachholen werde.

baui- uä. der rest, namentlich also das rechtsrheinische *ūs*-land. hat in buntem wechsel *bou-* und *bau-* (im östlicheren schwäb. *aus*-land sind die *-ou-* nur selten).

Die md. und nd. *ūs- ūt*-lande stellen für *bauen* schwere probleme; namentlich findet sich in manchen gegenden, zb. im nordwestlichen Niederdeutschland, eine mit dem alten *ō* in *bruder* (Anz. xx 106 ff) verwante entwicklung: damit ist die frage aufgeworfen, ob auch im deutschen hier noch reste eines alten ablautes für *bauen* vorliegen, wie wir ihn aus dem unterschiede von ostnordisch *bóa* und westnordisch *búa* zu kennen meinen, oder aber ob nur das alte *ū* in hiatusstellung eine sonderentwicklung gegenüber dem *ū* vor consonant und zwar nach dem *ō* hin genommen hat. ich wage jedoch nicht, auf dies eine paradigma hin der schwierigen frage hier näher zu treten, dränge alle vermutungen, so zahlreich und naheliegend sie auch sein mögen, lieber für dieses mal noch zurück, um erst weitere hiatusbeispiele abzuwarten, und beschränke mich widerum auf mechanische beschreibung des vorhandenen, um danach eine kartenskizze zu ermöglichen.

Das ripuarische (also zwischen der *ūs/aus*-linie im s. und der *ik/ich*-linie im n. bis zum Rothaargebirge) überliefert in buntem wechsel *bau-*, *bou-*, *bō-* (im Siegerland daneben noch *boug-*); nur der westzipfel an der holländischen grenze um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg hat *bū-* (seltener *būw-*) bewahrt. man setze sodann an der *ik/ich*-linie bei Remscheid ein und ziehe gen n. folgende scheide (orte westlich *cursiv*): Rade vorm wald, *Schwelm*, Breckerfeld, *Hagen*, Altena, *HohLimburg*, Iserlohn, *Schwerte*, Menden, *Unna*, Werl, *Hamm*, *Ahlen*, *Beckum*, *Ölde*, Rheda, *Warendorf*, Versmold, Lengerich, Tecklenburg, *Ibbenbüren*, *Fürstenau*, *Quakenbrück*, Diepholz, *Vechta*, Wildeshausen, *Kloppenburg*, *Friesoythe*, Oldenburg, *Leer*, Aurich, *Emden*, Norden, *Juist*, Norderney: der damit abgetrennte weststreifen hat im allgemeinen *bau-*, das linksrheinisch etliche *bauw-* und *bouw-*, nördlicher in nächster nähe der reichsgrenze bis ans Bourtanger moor *bou-*, *bouw-*, *baou-* uä., in der weiteren nachbarschaft von Quakenbrück *baw-* neben sich hat, sonst aber das durchgängige ist.

Der spitze winkel, der von der eben gegebenen grenze und der *ik/ich*-linie gebildet wird, ist abzutrennen bis zu der ungefähren verbindungslinie Dümmer see-Lübbecke-Salzuffeln-Pyrmont-Schwalenburg-Beverungen und der Weser aufwärts: das so abgeteilte westfäl. gebiet hat übergangslaut nach verkürztem stammvocal, nämlich *boww-*, *bobb-* im nordzipfel an der oberen Hase mit Osnabrück als mittelpunct und gegen o. und s. Melle, Werther, Bielefeld, Gütersloh noch einschliefsend, *bogg-* um Rheda, Wiedenbrück und gegen s. bis an die Lippe, *böbb-* um Bünde und Herford, *bubb-* um Salzuffeln, Lemgo, Lage, *bibb-* in kleiner enklave zwischen Lemgo, Detmold, Horn, Steinheim, Blomberg, sonst *bugg-*, namentlich also im lande der oberen Lippe und Ruhr,

der Lenne und der Diemel, hier in der osthälfte öfter mit *bogg-* wechselnd. die östliche fortsetzung dieses gebietes spricht *bū-* oder sprach **bū-* und zwar im s. bis zur *ik/ich*-linie, im o. bis zur Elbe zwischen Saale- und Ohremündung, im n. bis (-*ū*-orte *cursiv*) Lübbecke, Minden, *Vlotho*, *Rinteln*, *Bückeburg*, *Stadthagen*, *Sachsenhagen*, Rehburg, *Neustadt*, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, *Öbisfelde*, Clötze, *Calvörde*, *Neuhaldensleben*, *Wolmirstädt*: hier gilt *bū-*, resp. die übliche diphthongierung *biu-*, *bou-* usw. (vgl. u. *aus* 211).

Ich schliefse den nach s. noch übrigen hess.-thür. *ūs*-zipfel an, der für das hiatusparadigma *bauen* grofse buntheit zeigt: *boch-*, *bogg-* längs der *ik/ich*-linie von Frankenau bis Cassel und Wildungen, Züschen, Gudensberg noch einschliefsend; östlicher *buch-*, *bugg-* bis an die Werra im o. und bis Grofsalmerode im s.; *böch-*, *bögg-* von Felsberg und Melsungen bis Borken und Homberg a. d. E.; *böww-* östlich sich anlehnend bis gegen Schwarzenborn, Rotenburg, Spangenberg; *bäuw-*, *beuw-*, *böüw-* uä. weiter gen o. über Waldkappel, Sontra bis Eschwege, Wanfried, Treffurt; *bäu-* uä. als südliche fortsetzung etwa bis Hersfeld-Lengsfeld-Eisenach; rechts von der Werra an der obersten Leine von Witzenhausen über Heiligenstadt bis Worbis und gen s. bis Allendorf-Dingelstedt *būw-*, *būb-* (vereinzelt mit *-ou-*); südlich sich anschliefsend bis zum Hainich und an der obersten Unstrut bis Thamsbrück *buiw-*, *buib-*, *boiw-*; weiter zwischen *ik/ich* und Hainleite um Sachsa, Ellrich, Nordhausen, Bleicherode, Heringen, Kelbra, Sondershausen *bou-*, *bō-*; südlicher bis Greufsen, Gebesee ein-, Erfurt, Gotha aus-, Waltershausen ein-, Eisenach ausschliefslich *bauw-*, *baub-* (auch mit *-ou-*); endlich der südostzipfel als *buww-*, *bubb*-enclave bis (orte in ihrem innern *cursiv*) Neumark, Weimar, *Erfurt*, Berka, Kranichfeld, Ilm, Königsee, *Gehren*, Ilmenau, Plaue, *Arnstadt*, Ohrdruf, Gotha; der rest im o. hat *bau-*, im s. *bau-* und *bou-*.

Werden nunmehr auf der karte die mündungsgebiete der Weser und Elbe durch eine ungefähre scheide abgetrennt, die vom Dümmer see nach Petershagen a. d. W., von hier ganz unsicher und schwankend nach Hamburg, von Hamburg nach Kiel und von Kiel südwestlich zurück an die Ostemündung verläuft, und wird diesem küstengebiete die form *bō-* im wechsel mit selteneren *bou-*, nur dem ungefähren ausschnitt Otterndorf-Buxtehude-Bramstedt-Rendsburg das überwiegende *bau-* zugeteilt, dann bleibt jetzt für alles noch übrige land nur noch zwischen *-ū-* und *-au-* zu unterscheiden. die grenze zwischen beiden folgt von Hamburg bis Dömitz etwa der Elbe, ostwärts der mecklenburgischen landesgrenze bis Fürstenberg, zieht weiter zwischen (*-au*-orte *cursiv*) *Fürstenberg*, Strelitz, *Lychen*, Templin, *Zehdenick*, Joachimsthal, Eberswalde, *Biesenthal*, *Bernau*, *AltLandsberg*, *Strausberg*, Buckow, Müncheberg, *Fürstenwalde* und mündet dann in

die allgemeine nhd. diphthonglinie. das hiermit skizzierte nd. *bau*-land weist sonst an der Porta westfalica etliche *bäu-*, *bēu-*, ebenso an der Allermündung und in der Lüneburger heide auf, sonst links von der Elbe viele *bou-*, weniger zahlreiche *bō-* und *bū-* (eine *bū*-enklave um Wustrow und Lüchow), und rechtselbisch dieselben *bou-*, *bō-*, *bū-* in der nähe der *ik/ich*-linie von Saalemündung-Berlin südwärts.

Für das nördlichere nd. *-ū*-land ist in gewissen teilen der übergangslaut zur endung erhalten: *būd-* einige male südlich der Eider, *būd-* und *būg-* ebenso in Wagrien, sodann ist *būg-* das allgemeine für ganz Mecklenburg (in Strelitz mit *bōg-* durchsetzt) und Vorpommern, und jenseits der Oder gilt es für alles *-ū*-land (mit ausnahme des südwestzipfels südlich von Garz a. d. O.-Driesen a. d. N.) bis zur üblichen scheide des preufsischen, die hier etwa vom Zarnowitzer see nach Gurzno an der russischen grenze zu ziehen ist; doch kommt hier zwischen Oder und Weichsel neben *būg-* auch *bugg-*, letzteres allgemein um Graudenz, vor, daneben auch *bū-*, zumal östlich der Stolpe, und *būw-*, *buwo-* besonders längs der küste zwischen Rega und Stolpe.

Die infinitivendung zeigt gegenüber *machen* Anz. xx 208 f (und *wachsen* xxi 264) einige besonderheiten, die auf dem vocalischen stammauslaut beruhen (vgl. u. *fliegen* xx 288). vor allem ist die synkope *-en* > *-n* hier in weiteren gegenden entwickelt, so auch südwestlich der Aller, wo für *machen* nur *-en* galt, besonders zwischen unterer und mittlerer Ruhr und Lippe, ferner vom Teutoburgerwald und Wiehengebirge ostwärts (hier an der Weser auch *-m*, wo der stamm auf den übergangslaut *-b-* endet), und namentlich in ganz Schlesien: hier hat auch das gebiet an den gebirgen, welches sonst alle nachconsonantischen *-en* in gleicher weise bis zu derselben scharfen grenze (Anz. xix 360) in *-a* wandelt, gleichmäfsiges *-n* (nur eine winzige enklave mit dem allgemeinen *-a* auch hier am westende des Riesengebirges bei Lähn, Liebenthal, Friedeberg), ein schöner beweis für das höhere alter der synkope im hiatus. auch das für *machen* so reine *-en*-gebiet im w. an Saar, Mosel und Schnee-Eifel lässt für *bauen* schon *-n* eindringen, besonders im südlichen Niedgebiet. hingegen ist der thür. bezirk, der jede inf.-endung aufgegeben hat, hier gegen no. ein wenig eingeengt und etwa durch die linie Treffurt-Arnstadt zu begrenzen. für sich steht ferner der ganze so. des reichs von den bair. Alpen bis hinauf zum Vogtlande: das südbair., dessen grenze hier im s. durch die Ammer bis zum Ammersee gebildet wird, von hier nach Augsburg zieht, sich weiter auf dem rechten Lechufer hält, im n. ganz unsicher von Neuburg nach Straubing und von hier nach Schönsee läuft, hat im allgemeinen *-n*, daneben, zumal in seiner östlichen hälfte, schwund der endung unter nasalierung des stammvocals oder auch *-a*; im nordbair. wechseln *-a* und *-an* (auch

-ern geschrieben), letzteres jedesfalls eine secundäre pleonastische bildung; der nordwestlich anstofsende teil des hochfränk. bis an die grenze des endungslosen gebietes hat an stelle des sonstigen dortigen *-n* hier reines *-a*; endlich zeigt das nordöstlich sich anschliefsende Vogtland innerhalb der nordgrenze (südliche orte *cursiv*) Saalburg, *Tanna*, *Mühltroff*, Zeulenroda, *Greiz*, Berga, *Werdau*, Lichtenstein, *Zwickau*, Hohenstein, Chemnitz, Zschopau, Lengefeld, Zöblitz, *Marienberg* statt des sonstigen *-(e)n* hier die endung *-e*, am nordostrande auch endungsschwund.

Statt *bauen* wird öfter *zimmern* gebraucht im nd. *-au*-gebiet westlich vom 26 längengrad zwischen der Lippe und dem 53 breitengrad.

Dän. *bўg*, *byeg*, im s. auch *bўk*, auf Alsen auch *bōg*. fries. auf Sylt *beg*, *begh*, auf Föhr *bag*, auf den Halligen und dem festland *begge*, auf Amrum *bau*, auf Hooge und im Saterland *baue*.

65. *weifse* (satz 32).

Die lautverschiebungsgrenze des stammauslautenden dentals greift im Rheinlande zumeist etwas über die normallinie der tenuisverschiebung (Anz. XXI 166) hinaus, indem hier noch *Geilenkirchen*, *Hünshoven*, *Odenkirchen*, *Neufs*, *Düsseldorf*, *Gerresheim* hd. sind, stimmt weiter von Hückeswagen bis Ermsleben zu *ik/ich*, verläuft dann aber wesentlich nördlicher über *Aschersleben*, Cochstädt, *Stassfurt*, *Calbe*, GrSalze, *Barby*, Gommern, Loburg, Görtzke, Belzig, *Niemegk*, Treuenbrietzen, *Jüterbogk*, *Zinna*, Luckenwalde, *Baruth*, *Teupitz*, Zossen, *Mittenwalde*, *Berlin und seine weitere nachbarschaft*, Eberswalde, Freienwalde, Wrietzen, *Buckow*, *Seelow*, *Cüstrin*, ungefähr mit Warthe und Netze bis *Driesen* und schliefst wider wie *ik/ich*; vgl. dieselbe verschiebung in durchaus nicht identischer begrenzung bisher u. (von *was* Anz. XIX 97 abgesehen) *wasser* ib. 282, *grofs* 347, *heifs* XX 96, *aus* 210, *besser* 329. das nd. *t* ist in denselben gegenden wie in *winter* Anz. XIX 108 zu *d* erweicht, nur in Mecklenburg hier vereinzelt (vgl. auch *wasser*, *aus*, *besser* aao.). auf hd. boden *wix*- wie *ux* = *aus* aao. zwischen Waldeck und Wildungen, ferner wie dort *ügs*, *ögs* hier ausgedehnter *wegs*-, *wechs*-, *wex*- (< *weïfs*-) und in das monophthonggebiet hineinreichend *wichs*- (< *wifs*-) in einer enklave von 26 orten, welche sich der linie Gemünden-Treysa-Ziegenhain-Neukirchen als schmaler streifen nordostwärts vorlagert.

Die begrenzung der nhd. diphthongierung zeigt gegenüber *eis* Anz. XVIII 409 die einzelabweichungen SVith, Medebach (hierzu Anz. XX 210), *Cölleda*, *Aschersleben*, *Herzberg*, *Storkow*, *Cüstrin*, Ravensburg und zwei gröfsere: einmal ist der südöstliche zipfel des thüringischen monophthonggebietes hier ausgedehnter als gewöhnlich, nämlich bis *Zella*, Ilmenau, Gehren, ObWeifsbach, *Gräfenthal*, *Saalfeld*, Blankenburg, Rudolstadt, Orlamünde, *Kahla*, *Lobeda*, *Blankenhain*, Tannroda, *Berka*, und ferner geht die diphthongierung östlich der Oder mit obiger lautverschiebung.

Im nd. monophthonggebiet ist die alte länge durchweg gekürzt, nur im pommerschen Wipper- und Stolpegebiet scheint sie vorzuherschen, auch in Holstein neben der allgemeinen kürze wenigstens noch möglich zu sein. letztere erscheint als *-e-* (*wett-*) am Niederrhein westlich von (*-e*-orte *cursiv*) *Gladbach, Viersen, Süchteln*, Kempen, *Straelen*, *Geldern*, *Rheinberg*, *Mörs*, Ürdingen, *Duisburg*, Oberhausen, *Dinslaken*, Dorsten, Bocholt, *Isselburg*, *Anholt*, ferner in winzigem zipfel südlich von Olpe, vereinzelt zwischen Wünnenberg und Paderborn, endlich an der Weichsel etwa innerhalb des winkels Bromberg-Neuenburg-Strasburg (natürlich mit ausnahme des schwäb. *weifs-* in den colonien um Culmsee) — alles gegenden, die zb. auch *sett-* statt *sitt-* hatten (*sitzen* Anz. XIX 357). sonst überall *-i-* (*witt-*). demgemäfs fehlt auch die westfäl. diphthongierung.

Von den hd. monophthonggebieten hat das rheinische in seinem mittleren teil länge (*wīfs-*) und zwar gen w. etwa bis (kürzeorte *cursiv*) Blankenheim, Münstereifel, *Zülpich* und von hier gerade auf *Odenkirchen*, gen o. etwa bis zur linie Altenkirchen-Hückeswagen, die beiden damit abgetrennten flügel haben kürze (*wiss-*); der ganze hessisch-thüringische monophthongbezirk dgl. (*wiss-*); dagegen das von der diphthonglinie im s. und der verschiebungslinie im n. umgrenzte gebiet zwischen Elbe und Oder bildet mit seinem *wīfs-* einen übergang vom nördlicheren *witt-* zum südlicheren *weifs-*; Elsass-Lothringen, soweit es nicht diphthongiert, hat kürze (*wiss-*), während das alem. monophthonggebiet rechts vom Rhein in seiner südlichen hälfte (etwa bis zum 48 breitengrade) die länge bewahrt hat (*wīfs-*), in der nördlichen zu schwanken scheint.

Für die diphthongischen gegenden genügt ein verweis auf *eis* aao. und *bleib* XXI 281 f. nur eine besonderheit ist hier zu erwähnen, nämlich eine *wess*-enklave (mit kurzem *e*) nordöstlich vom Frankenwald mit der begrenzung (*-e*-orte *cursiv*) *Lehesten*, Lobenstein, Saalburg, *Schleiz*, Mühltroff, Zeulenroda, Auma, Ziegenrück, Leutenberg, Probstzella, Ludwigstadt: ihre form ist zu trennen von dem nördlicheren *wǟfs-* mit der immer widerkehrenden secundären monophthongierung (u. *eis* 411) und hat bei keinem der bisherigen paradigmen mit nhd. diphthong eine analogie; da sie auch sonst im obersächs. diphthonggebiet vereinzelt auftritt, dessen sonstiges *-ei-* nicht lautphysiologisch erklärt zu werden braucht, sondern auf mechanischem import von aufsen beruhen kann (vgl. Zs. 39, 259), so erkläre ich sie als compromissform zwischen altem *wiss-* (mit kürze wie im benachbarten thüring.) und jungem nhd. *weifs-*.

Die flexionsendung *-e* (st. acc. sg. fem.) ist abgefallen an der nordseeküste zwischen Dollart und Jadebusen (vgl. u. *braune* Anz. XX 213, *schlechte* XXI 165); an der Ostseeküste von Schleswig bis zum Lebasee und zwar gegen w. und s. ungefähr bis zu der

u. *braune* aao. gegebenen grenze (vgl. auch *schlechte* aao., besonders für den teil östlich der Oder, auch *alte* XXI 278 f), gegen o. bis zur preufsischen scheide, die hier etwa von Leba über Neuenburg a. d. W. nach Lautenburg zu ziehen ist (vgl. *schlechte*); endungsausnahmen im letzteren gebiet auf Rügen und der gegenüberliegenden küste (vgl. *alte*, hier auch *-a* neben *-e*), selten im westlichen Mecklenburg, etliche schwache *-n* in Wagrien und an der mecklenburgischen landesgrenze zwischen Elbe und Plauer see. das preufsische hat *-e*, das zwischen Passarge und 39 längengrad mit mindestens gleich häufigem endungsschwund wechselt. nord- und mitteld. *-e* erstreckt sich bis zu einer grenze, die (analog *braune*) von Montjoie etwa nach Remagen, von hier westlich an Mayen vorbei auf Cochem, von Cochem auf Montabaur und endlich bis zum Erzgebirge so zu ziehen ist, wie sie für *braune* XX 212 angedeutet, für *kalte* XXI 281 genauer beschrieben wurde (von kleinen einzelabweichungen natürlich immer abgesehen); für dieses grofse nord-, mittel- und ostdeutsche endungsgebiet genügt sonst wider ein verweis auf *braune*, nur dass hier die dortigen acc.-*en* und die endungslosen ausnahmen zwischen Sieg und Wupper fortfallen, dass östlich von Chemnitz zwischen Zschopau und FMulde *-e*-abfall überwiegt, dass Schlesien wenige versprengte *-i* aufweist und dass hier und da *-er* auftritt, so einige male im n. der mittleren Sieg etwa bis Gladbach, Gummersbach, Neustadt, vereinzelt in der Lüneburger heide, an der Oste, an der Eider.

Südwärts schliefst sich ein md. gebiet ohne endung an, dessen südgrenze wenig scharf ist und ganz ungefähr dargestellt sein mag durch die verbindungslinie Saargemünd-Oppenheim a. Rh.-Wörth a. M.-Seligenstadt-Lohr-Brückenau-Ilmenau. alles südlichere land hat die endung bewahrt: als *-i* in einem westlichen gürtel, dessen äufsere grenze an der eben skizzierten scheide südwestlich von Lohr einzusetzen und weiter zu ziehen ist über (*-i*-orte *cursiv*) *Dertingen*, Würzburg, *Marktbreit*, Iphofen, *Uffenheim*, Windsheim, *Rothenburg*, *Schillingsfürst*, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, Vellberg, *Ilshofen*, *Ingelfingen*, *Ballenberg*, Widdern, *Möckmühl*, *Neudenau*, *Wimpfen*, Neckarsulm, Eppingen, *Hilsbach*, *Speyer*, Philippsburg, von hier dem Rhein aufwärts nachgeht bis zur Zornmündung, zwischen Bühl und *Achern* hindurch auf die badische landesgrenze im Schwarzwald stöfst und sehr unsicher sich dieser anschliefst bis zum Bodensee: dieser südwestdeutsche *-i*-bezirk (sein nw.-teil auch unter *roten* Anz. XX 324, *schlechte* XXI 166) ist freilich noch mit zahlreichen *-e* durchsetzt, im Maingebiet und im südlichsten Elsass auch mit *-a*. an dieses *-i* schliefst sich im innern des bogens *-e* an bis zu einer ungefähren scheide, die von Dinkelsbühl westwärts dem 49 grade (der üblichen schwäb. nordgrenze) bis über den Neckar folgt, dann auf Pforzheim und von hier gegen so. auf Immenstadt an der obern Iller zieht

(neben *-e* noch seltene *-i*, häufigere *-a* und öfter nasalierung). alles noch übrige schwäb. und hochfr. land hat *-a* (schwäb. *-a*) bis zum Lech oder seiner östlichen nachbarschaft, zum fränkischen Jura und (*-a*-orte *cursiv*) Velden, *Betzenstein*, Auerbach, *Pegnitz*, Eschenbach, *Kemnat*, *Wunsiedel*, Tirschenreut (überall noch eingestreute *-e*, sonst vgl. zum *-a* zwischen Iller und Lech sowie im hochfr. noch *roten*, *schlechte* aao., im oberen Maingebiet noch *braune* Anz. xx 213). das südbair. hat *-e*, *-ö*, *-i* (vgl. *braune*, *roten*, *schlechte*, auch *kalte* xxi 281), das nordbair. *-e*, auch *-i*.

Dän. (*h*)*vīd*, auch *vīr*, *vier* uvä., auf Alsen und dem gegenüberliegenden festlande mit offnem vocal. fries. *witj* auf Amrum und Föhr (einmal *wītj*), sonst nordfries. *witt*; im Saterland *wīte*.

66. *gut* (satz 17).

Der gutturale anlaut wird erst im zusammenhange einer späteren gesamtbehandlung des *g*- besprochen werden (vgl. Anz. xviii 405. xix 347, o. s. 97ff).

Der vocal vergleicht sich mit dem in *bruder* Anz. xx 106 ff, resp. *müde* xix 351 ff: ich setze ihre beiden kartenentwürfe nach den berichten wider voraus. die nordscheide der gemeinhin obd. und md. genannten vocalgebiete beginnt für *gut* an der Mosel westlich von Sierk, zieht nördlich an Busendorf und Saarlouis vorbei und dann nordöstlich weiter in übereinstimmung mit *müde* bis zum Rothaargebirge, von hier aber ganz für sich gen w. über (nördliche orte *cursiv*) Hilchenbach, *Olpe*, *Drolshagen*, *Eckenhagen*, Waldbröl, *Gummersbach*, Gladbach, Burscheid, Wipperfürth, Hückeswagen, *Rade vorm wald*, *Schwelm*, Barmen, Hattingen, *Blankenstein*, *Bochum*, Gelsenkirchen, *Dinslaken*, Oberhausen, *Ruhrort*, *Duisburg*, Ürdingen, Crefeld, *Straelen*. das nördlich anstofsende westfäl. hat nur auf den beiden nach Holland hineinragenden deutschen halbinseln um Vreden und an der Vechte zu erwartendes *gōt* (dort mehr *gout*, hier mehr *geot*), sonst sonderformen von md. charakter, deren nordgrenze hier, westlich von Meppen, einsetzt und gen o. und so. verläuft über (südliche orte *cursiv*) Meppen, Haselünne, Fürstenau, *Freren*, *Ibbenbüren*, Osnabrück, *Tecklenburg*, *Lengerich*, Versmold, *Warendorf*, *Gütersloh*, *Delbrück*, *Paderborn*, Driburg, *Peckelsheim*, *Borgentreich*, Liebenau, *Warburg*, *Volkmarsen*, *Landau*, Wolfhagen. hierauf folge man ungefähr *ik*/*ich* (und *bruder*, *müde*) bis *Sachsa*; ziehe dann aber widerum separat gen nw. und n. über Osterode, Grund, *Gandersheim*, *Alfeld*, Eschershausen, Bodenwerder, *Münder*, Rodenberg, *Neustadt*, *Celle*, *Gifhorn*, Wittingen, *Öbisfelde*, *Calvörde*, Gardelegen, *Burg*, und nun erst gen o. in übereinstimmung mit *bruder*. das oberpfälzische *gout* herscht südwärts nur etwa bis Gunzenhausen-Hirschau-Bärnau, während es im übrigen Nordgau und bairischen nur die ausnahme bildet gegenüber dem allgemeinen *guat*. die grenze zwischen obd. diphthong und md. monophthong wie bei *müde*; sonst die diphthongentwicklung wie bei *bruder*, nur dass das thüring. *guet*-gebiet die ausdehnung hat

wie seine entsprechung u. *müde*, und dass das dortige *brüader*-gebiet am Bodensee hier *guat* (*-ue-*, *-uo-*) zeigt und sich in nichts vom übrigen schwäbischen unterscheidet: die ausnahme liegt bei *bruder* und wird von Fischer Geogr. d. schwäb. mda. 74 als analogiebildung zum plural erklärt.

Im hd. monophthonggebiet in qualitativer beziehung wider übereinstimmung mit *bruder*, nur *gōt* an der obersten Ilm auf Gehren und wenige nachbarorte beschränkt, und in Schlesien nicht die *-ui-* und *-iu-*. aber in quantitativer beziehung geht *gut* mit häufiger verkürzung seines vocals eigne wege, und diese ist auch zumeist der grund für seine mit obigen sondergrenzen verbundenen abweichungen von *bruder*, *müde*. diese verkürzung gilt zunächst für alles *-u*-land westlich von Saarburg-Bitsch-Baumholder, also auch für das westlichste Lothringen, das zt. noch *brōder* und *brouder* hatte (s. o.). ferner für das hessische (soweit es nicht regulär *gout* und *gōt* aufweist) längs der *ik/ich*-linie von Rothaargebirge bis Werra und gegen s. bis Alsfeld (*gutt*, an der oberen Eder *gütt*). dgl. für das gesamte schlesisch, dh. östlich der curve Bautzen-Guben-Driesen, und für die anstofsenden teile des kgr.s Sachsen, die im vocalismus so oft schon mit dem schles. giengen, gen w. etwa bis zur Mulde, gen sw. etwa bis Rochlitz-Geising (*gutt*). endlich im hochpreufsischen. das mit den oben gegebenen grenzen herausgeschnittene rheinisch-westfälische gebiet schreibt im allgemeinen *gut* (nur eine *gott*-enclave längs der hess. grenze bei Fürstenberg und Sachsenhausen), dessen vocal am Niederrhein sowie im nordzipfel etwa jenseits Schüttorf-Ibbenbüren als reines *-ū-*, im ostflügel etwa jenseits Delbrück-Hilchenbach verkürzt, im übrigen mit *-ue-*, *-ua-*, *-uo-* und mit kurzen *-u-* durchsetzt erscheint. das zweite oben umgrenzte nd. ausnahmegebiet mit Hannover und Braunschweig als mittelpuncten zeigt die grundform *gūt*, dessen *-ū-* wie altes *ū* (zb. in *hūs*) behandelt wird, daher auch als *-ǖ-* nördlich von Braunschweig (vgl. Anz. xx 211) und als *üu*, *iu*, *au*, *ou* usw. westlich der Oker auftritt, damit wertvolle fingerweise gebend für eine relative lautchronologie.

Der zweite abschnitt des berichtes von *bruder* (107 f) gilt mutatis mutandis auch für *gut* bis auf die schon gegebenen besonderheiten und aufserdem die folgenden. das Lahn- und Niddagebiet (genauer umgrenzt o. s. 94 f) hat reines *gout* (im n. und o. auch *goaut*) ohne *gōt*. die *-ō-* an der holländischen grenze und in Ostfriesland fehlen, dortiges *gaut* gilt bis (*-au*-orte *cursiv*) *Fürstenau*, Diepholz, *Vechta*, Wildeshausen, *Kloppenburg*, *Friesoythe*, Oldenburg, *Leer*, Aurich, *Emden*, Norden, *Borkum*, Juist, in der südlichen hälfte mit etlichen *ou*, *ō*, an der Emsmündung mit *eu*, *eo*, *eou*, *oe* uä. durchsetzt. die einengung des grofsen diphthonggürtels, der von Westfalen bis an die Ostsee reicht, ist schon oben mit gegeben. seine ostgrenze beginnt südlich von Wittingen,

zieht westlich an Salzwedel, Wustrow, Lüchow, Dannenberg vorbei und bei Hitzacker an die Elbe und stimmt weiter zu *müde* (s. u. *bruder* 108) bis auf *Bärwalde*, Nakel, Bromberg. in seiner westgrenze ist das stück Travemünde-Hamburg hier besser mit Eckernförde-Hamburg zu ersetzen, obwol der dazwischen liegende landabschnitt auch noch zahlreiche *-ō-* aufweist. der isolierte *-ū-*bezirk bei Aachen fehlt. dagegen gilt *gūt* für Schleswig-Holstein von einer linie an, die etwa die Ostemündung mit Eckernförde verbindet. das muss für diesen bericht genügen. nur einige kürzungen des alten *ō* bleiben noch zu erwähnen: im no.-zipfel des rheinischen *-ō-*gebietes von Oberhausen-Gelsenkirchen über Essen, Steele, Elberfeld-Barmen bis Hückeswagen und Wipperfürth, ferner in der nordhälfte des Siegerlandes, endlich am westrande des reichs etwa jenseits Montjoie-Schleiden-Stolberg-Linnich-Geilenkirchen (überall *gott*).

Die Dänen schreiben *goi*, auch *goei*, selten *gōt, gōd*, im n. an der Königsau *gue*, auf Alsen *gui*. die Friesen auf Sylt, Amrum, Föhr *gud*, im nordzipfel der küste gegenüber Sylt *geud*, *goid*, sonst *göd* mit bunten schreibungen; im Saterland *gout*.

67. *gute* (satz 4).

Einige abweichungen in vocalismus und auslaut des stammes gegenüber dem eben behandelten *gut* erklären sich aus dem vorhandensein der endung, deren entwicklung daher hier vorweggenommen wird. es genügt für sie (schw. nom. sg. masc.) im grofsen und ganzen ein hinweis auf *alte* Anz. XXI 278 f neben welchem es asyndetisch im selben satze steht (*der gute alte mann*); nur die *-en-*formen sind für *gute* häufiger und stimmen etwa zu *braune* Anz. XX 212: der grund, weshalb das *-n* bei *alte* öfter fehlt, resp. nicht geschrieben wird, liegt in dem nasalen anlaut des folgewortes. ferner erscheinen zwischen unterster Weser und Elbe, von der küste bis zur Lüneburger heide hinauf, öfter *-er*, die bei *braune* und *alte* so gut wie ganz fehlten, bei *gute* daher dem hiatus ihre existenz verdanken werden. in der norddeutschen grenze, die für *alte -e-* und endungslose formen scheidet, ersetze man den teil Travemünde-Bleckede-Wittstock durch Kiel-Bleckede, die Elbe aufwärts bis Wittenberge und Wittenberge-Kyritz-Wittstock, doch ist das *-e-*gebiet östlicher bis zu ersterer linie ebenso noch mit endungslosen formen durchsetzt, wie das endungslose westlicher und südlicher bis zur bez. grenze u. *braune* (aao. 213) noch mit *-e*-formen: schwankungen, die sich lediglich aus der individuellen satzbetonung erklären werden. hierauf beruht es auch, dass die weiten lande des südens, die im allgemeinen die endung apokopiert haben, bei *alte* und *gute* ausnahmen mit bewahrter endung häufiger zeigen als bei *braune*: der ernste inhalt von satz 4 wird langsameres, bedächtigeres sprechtempo bedingen; als der lebhaftere und aufmunternde satz 39 (Anz. XVIII 305 f). im allgemeinen bemerke ich für die vorliegende endung unter

bezug auf Anz. xx 212, dass überall im niederfränk. und im linksrheinischen ripuar. dort, wo eine endung erhalten ist, diese als acc. anzusehen ist, dh. also nicht nur die *-en* (ebenso wie die moselfränk. in aao. gegebener begrenzung), sondern auch die *-e*, die demnach aus *-en* reduciert sind, wie ein vergleich mit den bisher verarbeiteten sonstigen *-en* bezeugt. sonst genüge hier die zusammenfassende notiz, dass das vorliegende schwache adj.-*e* zwar in weiteren grenzen erhalten ist als die subst.-, adv.- und stammhaften *-e* (vgl. u. *braune* aao.), aber in bedeutend engeren als das *-e* der starken adjectivflexion (vgl. *schlechte* Anz. xxi 165f, *weiſse* o. s. 110 ff).

Der stammauslautende dental stimmt zu *roten* Anz. xx 321f so wenig, dass ich hier mit selbständiger beschreibung wider am kürzesten verfahre. ich beginne mit den gebieten, die kein *-d-* oder *-t-* mehr haben. dazu gehört zunächst der niederrheinische streifen längs der reichsgrenze westlich der linie (östliche *-d*-orte *cursiv*) *Montjoie*, Eupen, Cornelimünster, *Eschweiler, Jülich*, Erkelenz, Odenkirchen, *Grevenbroich, Neuſs, Düsseldorf, Kaiserswerth*, Ürdingen, Duisburg, *Oberhausen*, Dinslaken, *Dorsten, Bocholt*, Isselburg: die südliche hälfte des so abgetrennten bezirkes hat den dental ganz aufgegeben, die nördliche ihn durch *j* ersetzt, wobei die grenze zwischen beiden über (*-j*-orte *cursiv*) *Straelen*, Kempen, Mörs, *Orsoy, Ruhrort*, Duisburg zieht. er ist zu *-r-* geworden in dem zumeist rheinfränkischen (dh. rheinpfälzischen und hessischen) gebiete, das jedes inlautende *d* oder *t* zu *r* werden lässt und für *bruder* Anz. xx 109 genauer beschrieben ist (von *Blankenberg* bis Schmallenberg), aber eben nur dort, wo endung vorhanden ist (also zb. in der Wetterau *gout* und *goure*, in der Pfalz *gūt* und *gūre* usw.). dieses *-r*-gebiet erweitert sich für *gute* am Rothaargebirge gen n. und schlieſst den grösten teil des Lenne- und Ruhrgebietes mit ein bis zu der grenze (äuſsere *-d*-orte *cursiv*) Altenkirchen, Freudenberg (westlich hiervon eine kleine enclave ohne dental: *gō*), *Olpe*, Attendorn, Meinerzhagen, *Gummersbach, Wipperfürth*, Lüdenscheid, *Rade vorm wald*, HohLimburg, *Herdecke, Dortmund, Camen*, Werl, Soest, *Beckum, Lippstadt, Büren*, Rüthen, Brilon, *Winterberg* (meist *gurre*). sodann ist das groſse nd. Weser- und Allergebiet zu beschreiben, das den dental ganz hat schwinden lassen (*gōe, gaue, gäue, gūe, giue* usw.; äuſsere *-d*-orte *cursiv*): *Paderborn*, Horn, *Delbrück, Wiedenbrück, Warendorf*, Versmold, *Lengerich*, Osnabrück, *Ibbenbüren*, Freren, Fürstenau, *Haselünne*, Friesoythe, *Oldenburg*, Wildeshausen, *Delmenhorst, Bremen*, Osterholz, *Beverstedt, Bremervörde, Stade, Hamburg, Winsen, Lüneburg*, Ülzen, Wittingen, Öbisfelde, Calvörde, *Neuhaldensleben, Wolmirstädt, Magdeburg, Wanzleben*, Seehausen, Oschersleben, *Hadmersleben, Gröningen*, Schwanebeck, Halberstadt, *Quedlinburg, Blankenburg, Elbingerode, Sachsa*, mit *ik/ich* bis Münden, *Immenhausen, Trendelburg*, Helmarshausen, *Borgentreich*,

Driburg: der dentalschwund ist in diesem bezirke consequent, nur in seinem nordzipfel, etwa nördlich vom 53 breitengrade, treten daneben auch *-d-* auf. der gleiche wechsel innerhalb des spitzen winkels Kiel-Lauenburg-Travemünde, jedoch auf Fehmarn nur *-d*. *-r-* und *-j-* im östlicheren nd. im grofsen und ganzen wie bei *roten* aao. und zwar trotz endungsschwund : also in Mecklenburg und Vorpommern *gaur*, südlicher *gōj*. alles übrige nd. land hat das *d* bewahrt; doch an der Vechte von Neuenhaus abwärts ausfall (*gō-*), in den westfäl. teilen noch versprengte *r* in der nähe des skizzierten *r*-bezirkes, zwischen Weser- und Elbemündung öfter dentalschwund, nördlich der Eider häufige *r*, in Berlin und umgebung schriftdeutsches *t*.

Das hd. land mit erhaltenem dental zerfällt in zwei hälften mit ganz verschiedner entwicklung, deren schwer fixierbare grenze man etwa bei Ermsleben von der *ick* / *ich*-linie gen so. auf die untere Elster zu abbiegen und dann gen o. mit der nordgrenze des kgr.s Sachsen bis zum Isergebirge ziehen lasse. für die damit abgetrennte südliche hälfte muss vorläufig ein verweis auf *roten* 322 genügen; auch die *-l-* am Westerwald und am unteren Neckar fehlen nicht in endungsformen (*gōle, gūle*). dagegen hat die nördliche hälfte ganz überwiegend *-d-*, besonders im schles. südlich vom 52 breitengrade, neben selteneren *-t-*; auch das hochpreufs. hat fast reines *-d-*. und doch hatten grade Schles. und Hochpreufs. in *leute* und *roten* consequentes *-t-*! ja diesem auffälligen *-d-* in *gute* entsprechen sogar die eigenartigen *-s-*, *-th-* und *-l-* zwischen unterer Saale und Mulde (*gūse, gūle*), die wir aus den berichten für *müde* (Anz. XIX 354), *bruder* (XX 110), *kleider* (XXI 291 f) kennen, die in *leute* und *roten* jedoch völlig fehlten und die auf ein ursprüngliches *þ* hinweisen. eine bestimmte erklärung für diese auffällige sonderstellung unseres adj. in diesen ostdeutschen gegenden wage ich hier nicht eher, bis ein weiteres beispiel mit *-tt-* zur vergleichung vorliegt (*gutt* heifst es hier unflectiert, s. o. s. 113, freilich nur selten *gudde*, meist *gūde*, s. u.).

Die entwicklung des stammvocals zeigt im flectierten *gute* gegenüber dem unflectierten *gut* (o. s. 112 ff) folgende erheblichern abweichungen; von dem schwanken in einzelnen grenzorten oder grenzortsgruppen sei hier abgesehen. im gegensatz zu der durchgängigen vocalkürze der einsilbigen form in Schlesien ist solche hier nur für die hd. grenzbezirke nördlich vom 52 grade oft bezeugt (*gudde* und *gutte* promiscue), wird südlicher aber immer seltener, und *gūde* ist im allgemeinen die schles. lautform; dem entspricht es auch, dass die *-ui-* am Bober um Löwenberg und Lähn und die *-iu-* um Fraustadt (vgl. *bruder* Anz. XX 107), welche für *gut* fortfielen (nur *gutt*), hier widerkehren (*guide, giude*). und doch scheint ein unterschied zwischen den beiden *ū* in *gute* und in *bruder* vorhanden zu sein: während ich für

das xxi 160f behandelte mittelschlesische gebiet südlich vom 52 und östlich vom 32 grade 21 diphthongische *brauder* (selten mit -*ou*-) auf der karte zähle (sowie 22 *meide* = *müde* und gar 47 *fleigen* = *fliegen*, vgl. Anz. xxi 160f. 287), finden sich hier nur 2 vereinzelte *goude*: da nun nach den historischen quellen (vgl. Weinhold Dial. 55, Rückert Schles. mda. 181) die vocalkürze einst auch den flectierten formen zugekommen zu sein scheint, wie sie ja auch heute noch in etlichen überresten (s. o.) erhalten ist, so wird das schles. *gūde* auf einer verhältnismäfsig jungen dehnung beruhen. auch in den anstofsenden teilen des kgr.s Sachsen ist *gutte* viel seltener als unflectiertes *gutt*. dagegen consequent hochpreufs. *gudde*.

Das schwanken zwischen -*ō*- und -*au*-formen im östlichen Holstein steht in zusammenhang mit dem schwanken zwischen vorhandensein oder fehlen der endung, resp. dem davon abhängigen biatus: *gaut*, aber *gōe*. die vocalkürze am westrande des reichs von Montjoie bis Geilenkirchen (unflectiert *gott*) gilt hier nur für Montjoie und seine nächste nördliche und südliche nachbarschaft (*godde*), sonst ist in der mehrsilbigen form der dental geschwunden und der damit in den hiatus tretende stammvocal beginnt sich zu diphthongieren (*gōe* und *goue*). an der obersten Werra um Eisfeld und etwa bis Schleusingen, Römhild, Heldburg, Neustadt, Gräfenthal, dgl. östlich vom Odenwald bis zur süddeutschen diphthonglinie von Schweigern bis Dertingen ist nach der apokope der endung kürzung eingetreten, sodass sich unflectiertes *gūt* und ursprünglich flectiertes *gutt* (= *gute*) gegenüberstehn. in allen übrigen gegenden ist die vocalentwicklung von *gut* und *gute* im allgemeinen identisch.

Dän. und fries. auf Sylt, Amrum, Föhr = *gut* o. s. 114; im nordzipfel der küste gegenüber Sylt *geude*, *goide*, sonst auf der küste meist *gåue*, auf den Halligen *gōe*, im Saterland *geude*.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BEITRÄGE
ZUR BIOGRAPHIE UND CHARAKTERISTIK GEORGE FRIEDRICH BENECKES.

Über das leben George Friedrich Beneckes, des mitbegründers der deutschen philologie, ist bisher wenig bekannt geworden. selbst das wenige ist nicht immer genau und zuverlässig. RvRaumer Gesch. d. german. philologie 455, und darnach WScherer ADB. 2, 323 nannten ihn, den theologen, mit unrecht, um seine universitätsstudien zu charakterisieren, den schüler des classischen philologen Heyne. auf der universität erhielt Benecke die meiste anregung von Lichtenberg, dessen rat er auch einholte, als er sich entschloss, dem brotstudium, zu dem seine verwanten ihn bestimmt hatten, den rücken zu drehen. ein wunderliches ver-

sehen begieng Scherer: er liefs aao. Benecke, der sich als gatte, vater und grofsvater rückhaltloser verehrung wert gemacht hatte, unverheiratet sterben.

Durch die grofse liebenswürdigkeit des herrn landgerichtspräsidenten Braun in Frankfurt a. M., des gatten einer grofsenkelin GFBeneckes steht mir der teil des litterarischen nachlasses, der noch im besitz der familie ist, seit geraumer zeit zur verfügung. er besteht aus verschiedenen biographischen aufzeichnungen, ersten entwürfen wichtiger briefe Beneckes und aus einer anzahl an ihn gerichteter briefe, die für seine biographie von bedeutung sind. vervollständigt wird der eindruck, den man aus diesen papieren von Benecke empfängt, durch die zahlreichen briefe, die er an seine beiden töchter, Auguste und Elise, und an die kinder der ersteren gerichtet hat: sie zeigen, dass Benecke ebenso grofs als mensch wie als gelehrter war.

Der mitteilung wert erscheint zunächst eine kurze autobiographie Beneckes etwa aus dem jahr 1830 in ihrer ersten fassung. sie liegt ohne zweifel dem artikel 'Benecke' im ersten bande des Conversationslexicons der neuesten zeit und litteratur, Leipzig 1832, zu grunde, aus dem Raumer mehreres wörtlich entnommen hat.

'George Friedrich Benecke, geb. 1762 den 10. Juni zu Mönchsroth, richtiger Mönchsrode. Der Name schon zeigt die norddeutsche Herkunft, und die kurzen dem Verfasser dieses Artikels zu Gebote stehenden Andeutungen bestätigen es. Der Grofsvater George Friedrichs hatte sich aus Braunschweig nach Öttingen begeben, der Vater, ein höchst rechtschaffener, allgemein geachteter Mann, war auf jenem unweit Dinkelsbühl gelegenen Dorfe als Oberamtmann angestellt. Die erste den Geist belebende Bildung erhielt Benecke auf der Schule zu Nördlingen von einem vortrefflichen Manne, Nahmens Lozbeck, der, einige Jahre Rector der Schule, ausser dem übrigen öffentlichen Unterrichte täglich mit ihm nach einer damals wenigstens unerhörten Methode ohne grosse Vorbereitung die Ilias las. Lehrer und Schüler lebten und webten vor Troja. Allein Lozbeck vertauschte nach ein paar Jahren sein Rectorat mit einer Pfarre, dem zu Folge wurde Benecke auf das Gymnasium zu Augsburg geschickt, das vorzüglich dem Rector Mertens einen ausgezeichneten Ruf verdankte. Hier fand Benecke auch in seinem Oheim, dem Freyherrn von Tröltsch einen eben so gelehrten als wohlwollenden Mann, der eine auserlesene Bibliothek besass und mit Vorliebe sich mit dem alten deutschen Rechte beschäftigte. Von dieser Bibliothek machte der Neffe einen Catalog, und die Wörterbücher von Scherz, Frisch, Haltaus lenkten zuerst seine Aufmerksamkeit auf die frühere Gestalt der deutschen Sprache. Auf der öffentlichen Bibliothek erlaubte ihm Mertens, der zugleich Bibliothecar war, die griechischen Handschriften zu mustern und dieses gab bey dem Abschied von dem Gymnasium Veranlassung zu einem kleinen einen Abschnitt aus Xenophons Denkwürdigkeiten behandelnden Specimen. Im Jahr 1780 bezog Benecke die Universität Göttingen, wo

er vorzüglich die Vorlesungen von J. Michaelis, Koppe, Lichtenberg besuchte. Mit letzterem kam er durch ein Privatissimum im Englischen in genauere Verbindung. Ostern 1784 verliess er Göttingen, kehrte aber dasselbe Jahr wieder zurück und fand sich bey dem ihm nun selbst obliegenden Erwerbe seiner Bedürfnisse durch das gute Zutrauen seiner Lehrer und seiner Freunde begünstigt. 1789 wurde er auf den Vorschlag des seligen Heyne, dem er ununterbrochene Beweise des herzlichsten Wohlwollens zu verdanken hatte, als Accessist bei der Universitätsbibliothek angestellt. 1792 wurde er Bibliothekssecretär, 18 . . Custos, 1815 Unterbibliothecar, 182 . Bibliothecar.

1805 wurde er zum Professor extraordinarius, 1814 zum Professor ordinarius ernannt und 1820 erhielt er den Charakter eines Hofrathes. Seine Vorlesungen beziehen sich vorzüglich auf die Englische und die Altdeutsche Literatur. Die letztere wurde von ihm, wie es scheint, zuerst in den Kreis akademischer Vorlesungen eingeführt.

Mehrere Anträge auswärtiger Anstellung, unter welchen der Ruf zum Bibliothecar der advocates library in Edinburg in jeder Hinsicht der anziehendste war, fand er sich bestimmt abzulehnen, und er hat nie Ursache gehabt, seine Beharrlichkeit auf seiner Laufbahn zu bereuen. Seine Schriften sind in Meusels gel. Deutschland angezeigt. Die neuesten . .'

Über die universitätsstudien Beneckes sind fleiſszeugnisse erhalten, ausgestellt am 15—17 april 1784, von den theologen JBKoppe (ADB. 16, 692 f), dessen 'vorlesungen über die dogmatik, die psalmen, die katholischen briefe und einige briefe Paulli B. mit rühmlichstem fleiſs und nicht gemeiner aufmerksamkeit besucht' hatte, JDMichaelis (ADB. 21, 685 f), dem B. aus seinen 'collegiis als ein fleiſsiger auditor erinnerlich', GLess (ADB. 17, 444 f), bei dem B. moral gehört und der ihm auſser fleiſs moralischen lebenswandel bezeugte, und von dem classischen philologen CGHeyne (ADB. 12, 375 f), der ihm das folgende zeugnis ausstellte: 'Georgium Fridericum Benecke, Oetting. me Horatii Sermones et Epp. interpretantem et Literaturam graecam enarrantem audivisse, privatis quoque et familiaribus conventibus mihi suas literas earumque studium probasse, lubenter his verbis testatum facio.'

Aus diesen zeugnissen ergibt sich, dass Beneckes hauptfach die theologie war und dass er nur nebenbei, aus vorliebe für die classischen studien, bei Heyne Horaz und griechische litteraturgeschichte hörte. so erklärt es sich, dass die autobiographie Heyne gar nicht als lehrer nennt. näher war er nur Lichtenberg getreten, bei dem er vorlesungen über physik und englische privatissima hörte.

Als Benecke ostern 1784 als candidat der theologie nach Schwaben zurückkehrte, bemühten sich seine verwanten, ihm eine einträgliche predigerstelle zu verschaffen. Benecke strebte höher. es zog ihn nach Göttingen zurück, wo er sich wissenschaftlicher

arbeit widmen wollte. da der vater ihn dabei nicht durch geld unterstützen konnte, gedachte er sich durch eigene tätigkeit in Göttingen die mittel zum lebensunterhalt zu verschaffen. er wandte sich in dieser schwierigen lage an seinen verehrten lehrer Lichtenberg, nicht an Heyne, auch nicht an einen seiner theologischen lehrer. Lichtenberg entsprach durchaus den auf ihn gesetzten hoffnungen, er bestärkte Benecke in seinem vorhaben und versprach, ihn in jeder weise zu fördern. der brief Beneckes und die antwort Lichtenbergs verdienen beide die veröffentlichung, beide ehren ihre urheber.

Beneckes brief gebe ich nach dem erhaltenen entwurfe; Lichtenbergs nach dem original.

G. F. Benecke an G. C. Lichtenberg.

Es ist ein gewagter Schritt, den ich thue. Wird er von Ew. Wohlgebohren genehmigt, und meine Bitte gewährt, so sehe ich der glücklichsten Erfüllung meiner Wünsche entgegen: wo nicht, so laufe ich Gefahr, in der Schätzung eines Mannes, die mir unendlich werth sein muss, zu verlieren und mir einen Vorwurf der Freyheit, Zudringlichkeit und Unbesonnenheit zuzuziehen, den ich zwar nicht zu verdienen glaube, der mir aber, sobald er von Ihnen kommt, wahr scheinen und daher äusserst kränkend seyn müsste. — Allerdings also ich wage durch diesen Brief nicht wenig. Doch das Bild, dass die Person, an die ich nach langer Überlegung zu schreiben mich erkühne, von selbst in meine Seele eingedrückt hat, rechtfertigt gewissermassen mein Unternehmen, wenigstens entschuldigt es dasselbe. Ich würde von dem Umfange der Kenntnisse ihres Geistes und der Schönbeit ihrer Seele überzeugt seyn, wenn ich auch nie das Glück gehabt hätte, Sie zu sehen. Es braucht einer einzigen Seite einer Lichtenbergschen Schrift, um ein Verehrer desselben zu werden. — Diese Verehrung aber muste bey mir unendlich vergrössert werden, da ein guter Genius mir Gelegenheit machte, in vielen unvergesslichen Stunden Zuhörer ihres bezaubernden Unterrichts, nicht selten auch Schüler im sokratischen Verstande des Wortes zu seyn, und mir dadurch die Verbindung der tiefsten Gelehrsamkeit, des feinsten Witzes und des edelsten, freundschaftlichsten, gefälligsten Herzens in einem Original zeigte, zu welchem ich noch kein Gegenstück gefunden habe. — Verzeihen Sie also — Theuerster Mann, wenn Sie durch den wohlthätigen Glanz, in dem ich Sie sehe, mir eine Freyheit und Zutraulichkeit einflössen, die Ihnen vielleicht unerwartet ist.

Doch wahrhaftig, ich lasse hier ganz ruhig die Empfindung meines Herzens sprechen, ohne daran zu denken, dass zwischen der Idee, die Ew. Wohlgebohren in meiner Seele erwecken musten, und der, die ich in der Ihrigen zurücklassen konnte, nothwendig ein so grosser Unterschied seyn muss, dass Sie vielleicht schon lange sich besinnen, wer wohl alles dieses Ihnen sagt. Belieben Sie also sich eines Mannes zu erinnern, der unter dem Namen, mit dem er sich unterschreibt,

vorige Ostern das letzte mal Ihnen seine Aufwartung machte, der die Ehre hatte, bei Ihnen Physik zu hören, und in einer Gesellschaft, die er nicht selten, zu seiner grossen Befriedigung, repraesentierte, englisch zu lernen. Hätten Sie bey dieser Gelegenheit in ihm einen Jüngling kennen gelernt, der seinen Geist nicht ganz unangebaut liegen lässt und sich eine Fertigkeit zu erwerben sucht, nach den Grundsätzen einer erhebenden Moral zu leben, und kurz der sich bestrebt ein *καλος καγαθος* zu werden, so würden Sie alles von ihm wissen, was er zu seinem Vortheil sagen könnte.

Ehe ich aber nach dieser Demaskirung mir die Freyheit nehme, weiter zu gehen, muss ich Ew. Wohlgebohren gehorsamst bitten, diesem Briefe vors erste das Stillschweigen zu lassen, dass die Natur gegeben hat. Die Gründe, warum ich wünschte, dass seine stummen Charakteren gegen niemand als den, welcher ihn entsiegelt, sprechen möchten, werden sich in der Folge zeigen. |

Ohne wegen der Länge dieses Einganges um Verzeihung zu bitten, da ich wohl einsehe, dass der ganze Brief nicht nur wegen seiner Länge, sondern selbst wegen seiner Existenz Vergebung bedarf, erlauben Ew. Wohlgebohren, dass ich ganz kurz das Anliegen meines Herzens, das mich zu Ihnen treibt, vortrage.

Ich bin ungerne an dem Ort, wo ich mich gegenwärtig befinde, wünsche nichts sehnlicher, als wieder an dem zu seyn, den ich verlassen habe, und rufe zur Erreichung dieser Absicht den Beystand von Ew. Wohlgebohren an: überzeugt, dass von niemand in ganz Göttingen meine Bitte geneigter aufgenommen und mit freundschaftlicherer Bereitwilligkeit zu helfen erfüllt werden wird als von Ihnen. Diese wenigen Worte sind genug, die ganze Absicht dieses Briefes zu entdecken, aber zu kurz, um mir nicht die kränkendste Abweisung zuzuziehen: dass das erstere gewöhnliche Empfindung aller in meiner Lage sich befindender, dass zweyte aber Beweiss einer mehr als gewöhnlichen Unverschämtheit wäre. Da ich jenes läugnen kann, und dieses läugnen möchte, so muss ich weitläuftiger werden.

Ich befinde mich gegenwärtig auf einem angenehmen Dorfe, wo mein Vater Beamter ist, im Hause meiner Eltern, von ihnen und meinen Geschwisterten geliebt, so zärtlich, als ich es nur wünschen kann. Man ist mit der Erfüllung meiner bisherigen Pflichten, und kleinen Proben, die ich davon abgelegt habe, zufrieden: nur ich bin unzufrieden, und ich denke in den Augen eines Mannes, der mehr weiss als unsere gewöhnlichen Vettern und Basen oder auch weniger, nicht ohne Grund. — In Göttingen lebte ich in einem litterarischen Luxus, hier muss ich von den Brocken leben, die von dem Tische irgend eines benachbarten Gelehrten fallen, und wo nicht viel ist, fällt nicht viel ab. Mein Büchervorrath ist klein und mein Beutel noch kleiner. Meines Vaters Bibliothek juristisch, und unser Pastor loci ist seit 20 Jahren, von wo an er Einkünfte und Zeit hatte, überzeugt, dass alles Wissen eitel, und Nichts eigenes lesen das beste Bewahrungsmittel der Rechtgläubigkeit sey. — Diese Lage, verglichen mit der, worin ich mich in

Göttingen fand, ist für einen Mann, der weiss, wie unendlich viel ihm noch fehlt, traurig genug. Mehr aber als alles diess, ob es gleich in meinen Augen keine kleine Plage ist, wird mir der Wunsch, wieder an dem geliebten Ufer der Leine zu seyn, von folgendem Umstand ausgepresst. Einige meiner Anverwandten — ihr guter Wille verdient, sobald ich ihn unwirksam gemacht habe, meinen Dank — sind eifrigst bemüht, mich glücklich zu machen, d. h. mir sobald als möglich zu einer einträglichen Stelle zu verhelfen. Mir ist vor diesen guten Leuten mehr bange, als wenn sie meine ärgste Feinde wären. Theils glaube ich mich nicht fähig, (und ich denke, in dem Stücke mich noch am besten zu kennen) und daher verpflichtet, vorher noch mehrere Kenntnisse mir zu erwerben, theils kann ich mich überhaupt nicht überzeugen, dass ein Mensch von meinen Jahren in diesen Stücken so eilig seyn müsse, und noch weniger kann ich mich überreden, dass die Mittel gut, die sie vorschlagen, dahin nicht zu gehen, sondern nur mich setzen zu lassen, wohin sie mich haben wollen, oder mir dann Glück zu wünschen. ‖

Der Credit, in welchem mein Vater bey Hofe steht, soll für mich angewandt werden, — und ich habe Muth genug, ohne Fürsten glücklich zu seyn. Ich soll um die oder jene bald zu erledigende Stelle einkommen — und will lieber gerufen als begnadigt seyn. Um nicht wider Willen glücklich gemacht zu werden, sehe ich mich also genöthigt, mich von hier zu entfernen. — Und auf welchen Ort konnte meine Wahl anders fallen als auf Göttingen, wo ich Freunde zu haben glaube, auf deren Gewogenheit ich rechnen kann, wo ich die meisten Gelegenheiten habe, meine Kenntnisse zu erweitern und unter diesem Geschäfte abzuwarten, wozu mit der Zeit man mich tüchtig findet, oder wo ein Plätzchen in der Welt leer wird, dass ich nach meinem Gewissen ausfüllen zu können glaube.

Ew. Wohlgebohren sehen hieraus, dass keine Begierde nach den Vergnügungen und Freyheiten der Burschenjahre, die ich überhaupt ziemlich mässig gebraucht zu haben glaube, mir meine Lage verdriesslich und den Wunsch, aus ihr herauszugehen nothwendig macht. Da nun aber ohne Geld sich in Göttingen so wenig als anderswo leben lässt, und ich auf Kosten meines lieben Vaters weder dort mich aufhalten kann, noch auch dieses verlange, so entschloss ich mich im Zutrauen auf die gewogenheitsvolle freundschaftliche Gesinnung, von der Ew. Wohlgebohren mir mehrere Beweise zu geben beliebten, mich mit der gehorsamsten Bitte, mir zu meiner dortigen Subsistenz behülflich zu seyn, an Sie zu wenden. Meine Kenntnisse so gering sie sind, sollten, glaube ich immer zureichen, einem Mann, der Frugalität zu seiner Göttin gemacht hat, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Übersetzung eines französischen oder englischen Buches, oder irgend ein anderes anständiges Geschäft würde mir vors erste gewiss so viel geben als ich brauche: und ich zweifle nicht, dass Ew. Wohlgebohren bey der ausgebreiteten litterarischen Kenntniss, welche Sie besitzen, leicht eine Arbeit finden sollten, die meinen Kräften angemessen, und

zu Befriedigung meiner wenigen Bedürfnisse hinlänglich wäre. — Habe ich nur erst einige Zeit in Göttingen mich soutenirt, so zweifle ich nicht, immer mehrere Aussichten mir zu verschaffen.

Ich wünschte nichts mehr als in diesem Augenblick das Glück zu haben, vor Ew. Wohlgebohren zu stehen, persönlich Ihnen meine Bitte vortragen und allen aufsteigenden Bedenklichkeiten begegnen zu können: ich wüsste gewiss, mein Glück wäre gemacht. Jedoch das gefällige menschenfreundliche Herz, das ich in Ew. Wohlgebohren verehre, ist mir Bürge, dass Sie bey allem, was diesem Brief zu einem seiner Wirkung gewissen Bittschreiben fehlt, einen Mann, der Sie um Hülfe anruft, Sie allein darum anzurufen wagt, und dem Sie allein helfen können, nicht zurückstossen oder an einem Ort aus dem Sumpf worin er steckt, sich herauszuarbeiten oder gar darin zu bleiben heissen werden. |

Ich weiss gewiss, auf dem Weg, den ich mir nach langem Hin- und Hersinnen vorgezeichnet habe, gehe ich meinem 'Glück' entgegen, und wenn nur ichs mein Glück nenne, mehr ist nicht erforderlich, um es zu seyn.

Nochmal also flehe ich Ew. Wohlgebohren an, erwerben Sie sich um mich das Verdienst, und haben Sie die Gütigkeit, mir zu schreiben: komm her, hier ist Arbeit für Dich, die für die ersten Monate dir es möglich macht hier zu seyn. — Mehr ist nicht nöthig, um mich ewig zur grössten Dankbarkeit gegen Sie zu verpflichten, die ich ohnedies schon schuldig bin. — Aber schreiben Sie, wenn ich wagen darf, auch diese gehorsamste Bitte zu thun, mir diesen erfreulichen Brief so bald als möglich, denn jeden Tag laufe ich Gefahr in Fesseln geschlagen zu werden, denen ich bisher noch entgangen bin. Verbannen Sie verehrungswürdigster Mann alle Bedenklichkeiten: ich verpflichte mich sie alle zu heben, sobald ich so glücklich bin, bey Ihnen zu seyn. Je mehr particulare Umstände ich Ihnen alsdann werde sagen können, desto mehr werden Sie meinen Entschluss billigen.

Meine Eltern denken wie ich. —

In vier Wochen also bin ich bey Ihnen Theuerster Gönner, und froh, wie ein Schiffbrüchiger am Ufer, ruf ich mein odi profanum vulgus et arceo und danke es Ihnen, dass ichs rufen kann. — Nicht wahr, Sie sagen Ja hiezu? — Gott bewahre mich als vor meinem grössten Unglücke, dass sie nicht nein sagen. Möge dieser Brief in einer glücklichen Stunde von Ihnen erbrochen werden, wo sie vielleicht gerade einen Menschen wünschen, der diese oder jene Arbeit verrichtete! Diese Möglichkeit wäre viel Glück für mich; aber ein grösseres ist die Wirklichkeit Ihres freundschaftsvollen, gütigen Herzens, in das ich mich ganz und gar empfehle.

Könnt ich so leicht reisen als dieser beneidenswerther Brief, so käme an seiner Statt ich selbst, so aber beruhige ich mich unterdessen mit den gewissen Hoffnungen, ihnen in vier Wochen den Dank des gerührtesten Herzens, das je gerettet worden ist, darzubringen, und sie

persönlich von der ehrfurchtsvollen Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich gegenwärtig die Ehre habe mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren ‖

G. C. Lichtenberg an G. F. Benecke.

Wohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr,

Schliessen Sie würdiger Mann, weder aus dem Verschub meiner Antwort noch der Kürtze derselben auf irgend ein Misfallen, das Ihr vortrefflicher Brief bey mir erregt haben könte: Sie ist bey allem Verschub doch noch früher geschrieben, als ich sie vielleicht hätte schreiben sollen, und bey aller ihrer scheinbaren Eilfertigkeit, überdacht. Ihr Brief hat mir eine unglaubliche Freude gemacht, indem er mich von dem freundschaftlichen Zutrauen eines jungen Mannes versichert, der mich vorzüglich vor andern meiner Bekannten erst durch feines Gefühl, und eine gewisse Praecision im Ausdruck gleich anfangs, nachher aber durch seine Kenntnisse und Fähigkeit zur Freundschaft an sich gerissen hat. Ihr Entschluss, sehe ich, ist mit Überlegung und vieler Stärke gefasst, und da weiss ich, richtet man mit Gegen Gründen bey Vielen, die sich fühlen | wenig mehr aus, man wagt nur bey künftigem glücklichen Erfolg, der alsdann oft solche Entschlüsse ohne eines Zuthun, krönt die Ehre ein nützliches Werkzeug dabey gewesen zu seyn zu verliehren, wenn man nicht gar (welches doch hier wohl der Fall nicht seyn würde) darüber die gütigen Gesinnungen und das Hertz der Person selbst verscherzt.

Einem Manne von Ihren Kenntnissen, Thätigkeit und Entschluss, der den Muth hat, blos aus reinem Bestreben sich immer mehr auszubilden, eine Lage zu *fliehen*, die der so gern heyrathende Mensch oft so ängstlich *sucht*, kan es nie fehlen. Ich widerspreche Ihnen also in keinem Stücke. *Kommen Sie also, lieber Mann.* Ich habe zwar keine Arbeit von der Art, wie sie wünschen, allein es soll sich wohl finden. Mein Tisch oder Dieterichs Tisch ist fürs erste zu Ihrem Dienste. Vielleicht nehmen Sie, bis wir festen Fuss haben, eine kleine Hofmeisterstelle an, die mehr mit Unterricht geben, als Aufsicht verbunden ist. So etwas habe ich im Werk, wie Sie hören sollen, ich konte aber den Herrn Nilson, ohne auch sogar bei diesem in den Verdacht einer Nachlässigkeit zu kommen, mit der Antwort, an welche er mich fleissig erinnerte, nicht länger hinhalten. Haben Sie den gantzen Schritt, den Sie thun wollen, recht *nach Ihrer Art* überdacht, ‖ so thun Sie ihn in Gottesnahmen. Sie sollen mich, das verspreche ich Ihnen, nicht unthätig finden. Ich sage also noch einmal kommen Sie. Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung zu verharren

Ihr
aufrichtiger Freund
G. C. Lichtenberg.

Göttingen d. 15 Aug.
1784

N. S.

Vorige Nacht ist der gute Prof. Hissmann[1] an seiner langwierigen Krankheit endlich verstorben.

Dass Prof. Dieze nach Maynz mit einer Besoldung von 1800 R. geht, wissen Sie vermuthlich schon.

Künftigen Michaelis wird Amtmann Bürger Magister und fängt in meinem Auditorio an zu lesen, Sie werden also Gelegenheit haben diesen vortrefflichen Mann, dessen Dichter-Talent, wo nicht ganz sein geringstes, doch gewiss nicht sein vorzüglichstes ist, näher kennen zu lernen. |

Adr.: An
Herrn, Herrn Benecke
Candidaten der Theologie
zu
Mönchsroth
bey
Dünckelsbühl ||

Durch
Einschluss.

Vom herbste 1784 an suchte Benecke in Göttingen die mittel für seinen unterhalt durch privatstunden zu erwerben, die er vornehmen herren und damen im englischen und deutschen gab. sie nahmen fast alle zeit, die bibliotheksdienst und akademisches lehramt liefsen, in anspruch[2]. so gab er zb. 1801 im sommer morgens 6—9, nachmittags 1—2, 4—9, im ganzen wöchentlich 43 stunden, im winter morgens 7—9, nachmittags 1—8, im ganzen wöchentlich 47 stunden, desgleichen 1802 im sommer 35, im winter 43, 1803 im sommer 39, im winter 43, 1804 im sommer 38, im winter 43 wöchentliche stunden. als professor hielt er seine vorlesungen in der regel im sommer morgens 6—7 oder 7—8, nachmittags 7—8, später 6—7, im winter nachmittags 6—7 und 7—8, später 5—6 und 6—7, daneben hatte er seine amtsstunden auf der bibliothek und aufserdem erteilte er die längste zeit noch etwa 30 stunden wöchentlich privatunterricht, im wintersemester 1837/8 sogar noch 38 stunden. am 19 mai 1816 schrieb er: 'ich habe vorigen montag meine collegien angefangen und bin nun von morgens 6 bis abends 8 uhr im joche'. fast dieselbe arbeitslast brachte ihm jedes semester. gelegentlich zog er wol auch seine privatissima in ein

[1] ein Siebenbürge, von 1782—84 professor der philosophie in Göttingen, ADB. 12, 503.

[2] aufzeichnungen Beneckes in einem kleinoctavbande geben zuverlässige auskunft, welche schüler oder schülerinnen er in jedem semester gehabt, und wie oft in der woche er ihnen unterricht erteilt hat. die liste wurde wol im sommer 1800 angelegt und damals für die früheren jahre ergänzt, sie ist fortgeführt bis zum sommer 1840, in dem Beneckes lehrtätigkeit wol ihr ende fand. in den aufzeichnungen werden auch die teilnehmer an seinen vorlesungen genannt, darnach hörte KLachmann nur im winter 1812 bei Benecke, von 1—2 und von 5—6 uhr.

privatcolleg zusammen und gab dann nur damen privatissima. im semester blieb ihm nie zeit übrig. nur sonntags konnte er sich einen spaziergang gestatten, er betrachtete es als ein wunder, wenn er einmal an drei tagen hinter einander spazieren gehen konnte. voll sehnsucht blickte er während des semesters auf die ferien, in denen er zeit für wissenschaftliche arbeiten fand. aber seine ferien waren nur halbe ferien, denn 'die bibliothek', bemerkte er einmal resigniert, 'kennt keine vollen ferien'.

Zweimal traten an Benecke lockende versuchungen heran, die ihn aus seiner würksamkeit in Göttingen reifsen wollten, 1791 sollte er unter sehr günstigen bedingungen leiter der umfangreichen bibliothek des fürsten Adam Kasimir Czartoryski, 1820 unter noch ehrenvolleren oberbibliothekar an der Advocates Library zu Edinburg werden. bei den verhandlungen bewährte er beide mal eine wahrhaft vornehme gesinnung, markten wollte er durchaus nicht, 1820 fürchtete er sogar, es könnten ihm von Hannover aus entschädigungen angeboten werden, die zu grofs seien, als dass das anerbieten aus freiem herzen kommen könnte.

Von den zahlreichen briefen der brüder Grimm an Benecke hat WMüller 1889 einen kleinen teil veröffentlicht, briefe aus den jahren 1808—1829, die bei den vorarbeiten zum mittelhochdeutschen wörterbuch gelegen und mit denselben in seinen besitz gelangt waren. hätte Müller die ihm anvertraute durchsicht des litterarischen nachlasses Beneckes sorgfältiger vorgenommen, dann hätte er ua. auch die vielen briefe Jakobs und Wilhelms gefunden, die in den büchern Beneckes lagen und in denselben an die Stralsunder ratsbibliothek gekommen sind. herr ratsbibliothekar dr Rudolf Baier bereitet seit langer zeit eine ausgabe derselben vor. im besitz der familie ist zufällig nur noch je ein brief von Jakob und von Wilhelm. beide mögen hier folgen, da beide eine veröffentlichung ohne weiteres rechtfertigen.

Möchten sie herrn dr Baier veranlassen, endlich mit seiner reichhaltigen sammlung hervorzutreten.

Wilhelm Grimm an G. F. Benecke [1].

Cassel 20. Mai [1825].

Am vorigen Sonntag, den 15. Morgens nach der Kirche bin ich in Gegenwart der Geschwister und weniger nahen Verwandten getraut worden; wir haben den Tag unter uns und in Stille zugebracht und meine Gedanken sind bei allem dem gewesen, was mir auf der Welt werth ist. An Ihre Freundschaft und herzliche Gesinnung, liebster Freund, habe ich mit Freude gedacht; ich bitte bei dieser Gelegenheit nicht, wie es Sitte ist, aufs neue darum, weil ich ihrer gewiss bin, ich sage nur, dass ich sie erkenne und mit dankbarem Herzen empfange. Da ich meine Frau schon seit ihrer Kindheit kenne (meine

[1] vgl. den brief WGrimms an Suabedissen bei Stengel Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen I 238.

selige Mutter liebte sie schon als ihr eigenes Kind und meine Geschwister haben sie längst als eine Schwester angesehen), so hat meine Ehe nichts fremdartiges und nichts, woran ich mich zu gewöhnen hätte; sie hat keine Flitterwochen, aber ich habe das Vorgefühl, dass ich mein Lebtag glücklich seyn werde, soweit man von Glück auf der Welt reden kann. Möge uns Gott nur diese stille und ruhige Lage erhalten mit Musse für Arbeiten, | in welchen unsere Freude liegt, ungestört und von zerstreuenden Sorgen frei; ich halte das für das höchste Glück, denn aus dem, was die Welt so nennt und was ich mehr, wie mancher andere, in sehr verschiedenartigen Verhältnissen in der Nähe gesehen habe, mache ich mir nicht viel und meine Brüder denken nicht anders.

Ich schreibe Ihnen heute nur diese Zeilen, schäme mich aber nicht diesem Brief die Blätter mit Fragen beizulegen, woraus Sie sehen, dass ich schon wieder zu den gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgekehrt bin. Nur noch einen herzlichen Gruss

Wilh. Grimm. ||

Jacob Grimm an G. F. Benecke.

Cassel 4. sept. 1825.

Liebster freund, die handschriften sind beide richtig und wohlbehalten gestern abend eingetroffen und sollen bis zu Ihrer wiederkunft sorgfältig bewahrt und wenn feuer bei mir ausbricht vor meinen eigenen handschriften und edelsteinen gerettet werden. Warum haben Sie aber eilf groschen porto dafür bezahlt? Das martinenbuch ist zwar nicht von 1223, sondern siebenzig jahr jünger, verdient aber, wo nicht copiert zu werden (wer gäbe zeit und hände dazu?) doch fleissig gelesen und ausgezogen [1].

Auf die reise wünschen wir alle Ihnen und der fräulein Bertha das gröste vergnügen und wohlsein; grüssen Sie auch beide töchter von uns.

Für meine grammatik ist freilich Ihre reise [2] ein unerwünschtes ereignis, ich werde mir jeden bogen zweimahl schicken lassen müssen. Bis zu Ihrer rückkehr denke ich mich aus den partikeln ziemlich herausgearbeitet zu haben; die bedeutungen machen mir viel noth. Eigentlich war ich nicht verbunden, die bedeutung abzuhandeln und konnte bloss | angeben, wie die composition geschieht. Wer kann aber von partikeln reden, ohne ihres sinnes zu erwähnen? Beim ge- ist noch vielerlei auszuschütten und namentlich sein einfluss auf die conjug. etwas besser zu zeigen, als im ersten theil. Haben Sie zu 1, 1016 mehr mhd. part. praet. angemerkt, die kein ge- annehmen, oder brauchen,

[1] JGrimm kannte also damals schon das in einer Baseler hs. erhaltene Martinenbuch, über welches EGGraff 1827 zuerst genaueres berichtete Diut. II 115 ff. am schlusse des buches ist das jahr 1293 als zeit der entstehung angegeben, vgl. AvKellers ausg. der Martina von Hugo vLangenstein s. 735 f.

[2] vgl. in Beneckes aufzeichnungen: 'Sept. 7 nach Stralsund abgereiset, dort 16. angekommen, 20. nach Rügen, 24. zurück. Oct. 4. abgereiset, 7 Hamburg, 17. abgereiset, 21 zu Hause.'

so schreiben Sie mir solche auf einen zettel und geben ihn an Dieterichs. Damit Sie aber nicht abschreiben, was ich selbst schon gefunden habe, setze ich dieses her; addantur:

heizen Gudr. 4287
kleidet Gudr. 16[b]
steinet Troj. 55[b]
decket Eracl. 2206
veit livl. 51

Zu vermuthen wären ungefähr:

breitet schaffen
pinet wunden
rihtet zogen
kürzet
vristet ‖

Nicht viel mühsamer wird es sein, in Ihrem glossar nachzusehen, ob sich über alp und elbe (auch das adj. elbisch) mehr citate finden als

Ms. 1, 50[b]
meistergesangb. 2[b]. 37[b].

durch deren mittheilung mir auch gedient würde.

Ich bin und bleibe Ihr freund, alp und plagegeist
Grimm.

Das cellische bruchstück ist greulich verblichen. Spangenberg wird doch nichts dawider haben, wenn ich die schtinksalbe (so Arx) drauf schmiere? |

Adr.: Herrn Hofrath Benecke. ‖

Greifswald, october 1894. Al. Reifferscheid.

Zu den Walther-conjecturen von Wallner Zs. 39, 429 ff (und Schönbach s. 349) bemerkt uns FBech, dass er bereits Germ. 32, 117 bei den *stellen* 25, 36 an 'sattelgestelle' gedacht habe, unter hinweis auf jTit. 2138; die besserung *verteilet* : *seilet* 33, 1 f sei schon von Bartsch Germ. 6, 201 zur erwägung gestellt worden.

Nachtrag zu Zs. 40, 38 f. zu meinem grofsen bedauern hab ich erst zu spät bemerkt, dass Rödiger Anz. xx 243 as. *seu*, mnl. *sieu* bereits ebenso erklärt hat (vgl. schon As. parad.[2]). ich freue mich der übereinstimmung, kann dagegen das einmal belegte wunderliche prät. *griat* von *griatan* nicht für geeignet halten, das fortleben auch eines typus **gegrôt* zu erweisen. vHeltens neuer einwand (Beitr. 20, 524) gegen as. *seu* bedarf wol keiner ausdrücklichen widerlegung. Joh. Franck.

Der privatdocent der deutschen philologie dr Victor Michels in Göttingen ist als ordinarius nach Jena berufen, ebenso der aufserordentliche prof. der englischen philologie dr EKöppel in München nach Strafsburg. lector prof. dr Hoops hat sich in Tübingen für englische philologie habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXII, 2 februar 1896

Über die heimat und den namen der Angeln von A. Erdmann. [Skrifter utgifna af Humanistiska vetenskapssamfundet i Upsala. I 1.] Upsala, Almqvist & Wiksells boktr. aktieb., 1890—91. 119 ss. 8°.

Über die 'continentale heimat der Angeln' sind dem verf. der vorliegenden, ende 1891 erschienenen schrift vier ansichten bekannt geworden (s. 5 ff), von denen, wie tatsächlich für ihn, so auch für uns, nur zwei in betracht kommen.

Gegen die erste, von den meisten forschern vertretene, auf der nachricht des Beda beruhende ansicht, die E. im folgenden bekämpfen will, begeht er gleich s. 5 die ungerechtigkeit, dass er sie unrichtig darstellt mit den worten: 'die Angeln waren in der schleswigschen landschaft Angel(n) wohnhaft und wanderten von dort nach England aus'. von den 17 forschern, die E., ohne ihre darlegungen selbst anzuführen, als vertreter dieser ansicht nennt, hat nur ein einziger sie in dieser form ausgesprochen, und zwar der älteste, Sharon Turner (1799), der, die nachricht des Beda wörtlich annehmend, Ethelwerds 'Anglia vetus' seiner ausdehnung nach mit der schleswigschen landschaft identificiert, ohne mit einem worte anzudeuten, dass der volksstamm, der unter dem namen der Angeln nach Britannien zog, unmöglich auf dieses enge gebiet beschränkt gewesen sein kann [1]. von den übrigen 16 bemerken wol einzelne, dass die schleswigsche landschaft bis heute den namen der Angeln bewahre, oder auch dass das volk der Angeln von dem 'Angulus' Bedas, ae. *Onȝel*, seinen namen bekommen habe, welcher also zunächst der name eines gauvolkes gewesen sei, der sich dann über benachbarte gauvölker und zu-

[1] History of the Anglo-Saxons, zuerst 1799—1805, [3]1820, [5]1828, [6]1836; vol. I s. 89 der ausg. Paris 1840 (Collection of ancient and modern British authors, vol. CCLXX): 'In the days of Tacitus and Ptolemy, the Angli may have been in Westphalia or Mecklenburg, or elsewhere; but at the era of the Saxon invasion they were resident in the district of Anglen, in the duchy of Sleswick. the duchy of Sleswick extends from the river Levesou, north of Kiel, to . . . Colding; but that particular position, which an ancient Saxon author [Ethelwerd, Rer. anglicar. scriptores post Bedam praecipui, Francof. 1601, I 833] calls Old England [Anglia vetus], extends from the city of Sleswick to Flensberg. Sleswick was the capital of Anglen . . .'. von E. s. 6 wird Turner in sehr unrichtiger chronologischer ordnung nach der jahreszahl der Pariser ausg. zwischen Palgrave 1831 [E. hat 1835] und Green, anstatt vor jenen gestellt; vgl. Lappenbergs litterarische einleitung s. LXXVII.

letzt über den ganzen volksstamm ausdehnte, aber keiner von ihnen sagt das, was E. ihnen beilegt: vielmehr sprechen sie entweder über die ausdehnung des volksstammes der Angeln vor dem auszuge überhaupt keine ansicht aus, oder sie geben deutlich zu verstehn, dass ihr gebiet natürlich gröfser gewesen sein muss als die schleswigsche landschaft, oder bezeichnen vermutungsweise ausdrücklich ein gröfseres gebiet als heimat des anglischen volksstammes[1]. die annahmen dieser 16 forscher haben éinen punct

[1] FPalgrave Hist. of the Anglo-Saxons (The family library xxi), London 1831, s. 33: 'the Jutes, together with their neighbours the Angles, dwelt in the peninsula of Jutland ... and in the adjoining Holstein, where there is still a district called Anglen. that, in fact, is the real Old England'. — JMLappenberg Gesch. von England i, Hamb. 1834, s. 89: 'das land Angeln, welcher name jetzt auf den district zwischen der Schley und Flensburg beschränkt wird, früher aber ein gröfseres angrenzendes gebiet umfasst haben muss'. — RKeyser Om Nordmændenes herkomst og folkeslægtskab (Samlinger til det norske folks sprog og hist. vi 1839) in seinen Samlede afhandlinger s. 100: 'intet af det nuværende Tydskland bliver tilovers for dem (die Anglii und die sechs Germ. 40 mit ihnen zusammen genannten völker), uden det Meklenburgske og Holsteen. men dette synes at være en temmelig indskrænket plads for syv folkefærd. de have upaatvivlelig strakt sig længere mod norden og udgjort beboerne af hele det nuværende Danmark'; vgl. s. 101. 138. — GWaitz, Nordalbing. studien i (1844) 1 f hat kein wort davon, dass die Angeln nur in der landschaft Angeln wohnhaft gewesen seien. — Müllenhoff, ebd. i 116. 142. DA ii 98 f, besonders Beovulf s. 59: 'nach den Aviones nennt Tac. die Anglii. diese sind ihm also die bewohner des schleswigschen festlandes. ... Schleswig wird auch durch die spätere ags. tradition ... unzweideutig als heimat des volkes anerkannt. für einen teil von Schleswig hat sich ja überdies der name Angeln bis auf den heutigen tag erhalten'. — PAMunch Det norske folks hist. i 1 (Christiania 1852) s. 55: 'den berømte Beda, selv en Angler, fød ikke stort over 100 aar efter at de sidste angliske riger i England oprettedes, siger udtrykkeligt, at de før udvandringen boede mellem Jyderne og Saxerne, det vil altsaa sige i det nuværende Sønderjylland'. — PGThorsen De danske runemindesmærker i (1864) 241 citiert aus Saxo: 'Angul, a quo gentis Anglicæ (ↄ: i den danske halvøs sydlige del) principia manasse memoriae proditum est, nomen suum provinciae, cui praeerat (vistnok mere end det nærværende Angelland) optandum curavit' etc. — JRGreen A short history of the English people (27th ed. 1876) s. 1: 'in the 5th century ... the one country which bore the name of England was what we now call Sleswick ... the dwellers in this district were one out of three tribes ... how close was the union of these tribes [Jüten, Angeln, Sachsen] was shown by their use of a common name .... the three tribes bore among themselves the name of the central tribe of their league, the name of Englishmen'. — ten Brink Gesch. der engl. litt. i (1877) s. 1, namentlich Beowulf (1888) s. 198 f: 'die verschiedenen stämme, welche in Britannien den Angelnnamen führen, können wir uns allerdings schwerlich insgesamt von der kimbrischen halbinsel nördlich vom Eiderfluss hergekommen denken' usw. — WArnold Deutsche urzeit (1 aufl. 1879) [3]1881 s. 168: 'Angeln aber wohnten auch in Schleswig, wo der landschaftsname Angeln bis heute fortdauert: zunächst von diesen nördlichen Angeln ist in verbindung mit den benachbarten Sachsen und Jüten im 5 jh. die eroberung von Südbritannien ausgegangen ...'. — HMöller Ae. volksepos (1883) s. 4 f (zu Wids. 59. 61): 'die beiden namen Wærnas und Engle ... besagen zusammen eben so viel wie die 7 namen im 40 cap. von Tac. Germ.' — EWinkelmann Gesch. der Angelsachsen (1883) s. 18 spricht von den 'Angeln Schleswigs', die aller wahr-

gemein, der von E. bei anführung dieser ersten ansicht mit keinem worte hervorgehoben wird, aber im folgenden bei der darlegung der zweiten, Zeufsschen ansicht s. 7 in einer der sonderansicht RGLathams gewidmeten anm. 2 (da Latham diesen punct annehmen und mit der Zeufsschen ansicht verbinden zu können erklärt) mit den worten dieses forschers als eine ihm eigentümliche auffassung angeführt wird: 'there is, however, no objection to the Anglen of Sleswick having been part of the country of the Angles who invaded England'.

Die zweite ansicht, die von Zeufs, wird von E. s. 7 so formuliert: 'die Angeln safsen in Mittel-Deutschland an der Elbe-Saale und siedelten von dort aus nach England über'.

Diese ansicht, welcher E. sich anschliefst, will er im 3 abschnitt s. 19 ff 'darlegen und mit beweisen stützen'. 'ein jeder', meint E. s. 27, wird 'zugeben, dass der ursprüngliche stammsitz der Angeln in der gegend anzusetzen ist, wo allein sie nach den ältesten historischen zeugnissen ansässig sind'. diese prämisse und den daraus gefolgerten schluss könnte man unbedenklich für richtig erklären, wenn nur die zweite prämisse richtig wäre, die nach E.s ansichten zu lauten hat: 'die Angeln waren nach den ältesten hist. zeugnissen allein an der mittleren Elbe und Saale ansässig'. diese ist aber so unrichtig wie nur irgend möglich. denn entweder sind, wie E. annimmt, des Ptolemäus *Σύηβοι οἱ Ἀγγειλοί* identisch mit Tacitus *Anglii* (oder auch nur mit ihnen stammverwant), dann weisen die ältesten hist. zeugnisse eben sicher nicht allein in éine gegend als wohnsitz der Angeln; oder jene und diese gehörten verschiedenen stämmen an, dann sind die ingväonischen Anglii, die späteren Engle, für die ersten jhh. unserer zeitrechnung allerdings allein in éiner gegend bezeugt, aber sicher nicht an der mittleren Elbe und Saale. E. sucht zwar s. 20 ff zu zeigen, dass Tac. seine Anglii eben dahin versetze, wohin Ptolemäus seine *Σύηβοι οἱ Ἀγγειλοί*, an die mittlere Elbe und Saale, aber davon kann durchaus keine rede sein.

scheinlichkeit nach 'schon von anfang an sich den Sachsen zugesellt haben' und mit diesen zusammen Britannien eroberten und besiedelten. — LSchmidt Älteste gesch. der Langobarden (diss. Leipzig 1884) s. 7 anm. 1 setzt (gegenüber der angabe des Ptolemaeus) die 'würklichen wohnsitze' der Angeln auf der 'kimbrischen halbinsel' an. — JMurray gibt in seinem New engl. dictionary I (1884) 327 s. v. 'Angle' eine rein etymologische deutung des namens der Engle: eine historische ansicht über die ausdehnung der sitze des volkes will er damit sicher nicht ausgesprochen haben. — WSeelmann Nd. jahrbuch 12, 2: 'die ältesten bewohner des nordthüringischen gebietes . . waren suebische Angeln, ... ohne jede verwantschaft mit den ihnen gleich benannten Angeln in Schleswig.' s. 31 lässt S. die Heruler um 512 auf ihrer fahrt nach Schonen durch die stammgebiete 'der Angeln in Schleswig' ziehen. — LWeiland Die Angeln (aus der Festgabe für Georg Hanssen, Tübingen 1889) s. 9: 'auf die Avionen folgen nördlich die Angeln, deren sitze aber nicht nur die landschaft Angeln umfasst haben, sondern auch die Westsee berührt haben müssen'.

Wie Tac. Germ. cap. 41 selbst sagt, folgt er cap. 30—40 dem Rhein, ebenso wie von cap. 41 an der Donau. E. weist s. 33 'Müllenhoffs behauptung (Beov. 58), dass Tac. in seiner aufzählung der völker bis cap. 41 der richtung des Rheinlaufs folgt, dh. [wie E. höchst unrichtig interpretiert] consequent eine nördliche richtung einhält', mittels dieser seiner interpretation als unrichtig ab. E.s interpretation würde allerdings zu dem absurden ergebnis führen, dass die Semnonen nördlich der Cimbri gesessen hätten, ebenso wie, wenn Tac. von cap. 41 an 'consequent eine östliche richtung' einhielte, die Suiones anstatt der nördlichsten die östlichsten der von ihm aufgeführten Germanen sein müsten. aber in Tac.s worten, die von Müllenhoff vollkommen richtig verstanden sind, liegt vielmehr, dass er, vom näheren zum entfernteren, von süden nach norden und von westen nach osten fortschreitend, cap. 30—40 die volksstämme aufführt in reihen, die, am Rhein und diesem parallel, in der richtung des flusses von s. nach n. gehend, von w. nach o. aufeinanderfolgen, ebenso wie von cap. 41 an in reihen, die, parallel der Donau, in der richtung des flusses von w. nach o. gehend, von s. nach n. übereinander liegen. zwischen dem von westen her erschlossenen teile Germaniens, der ostwärts bis zu den Semnonen, Langobarden und anglischen völkern reicht, dem süden und dem durch den bernsteinhandel bekannt gewordenen osten befindet sich in der taciteischen darstellung Germaniens eine lücke, in welche als hauptvolk die Burgundiones fallen [1]. in der flanke (*in latere*), also östlich, der seiner meinung nach einander berührenden Chatten und Chauken safsen nach Tac. (c. 36) die Cherusker und (c. 37) als *proximi Oceano* die Cimbri; östlich der Cherusker und Cimbri safsen nach ihm, von s. nach n. auf einander folgend, die Semnonen, die Langobarden und die Anglii mit ihren verwanten. als festere puncte können hier nur die Cherusker und, nordöstlich von ihnen sitzend, die Langobarden gelten. wo Tac. sich die Cimbri und die Semnonen denkt, steht nicht so ohne weiteres fest: klarheit über diesen punct ist aber die notwendige voraussetzung für die erkenntnis der lage der wohnsitze der Anglii nach der anschauung des Tac.

E., der es als gesichert betrachtet, dass die Cimbri des Tac. den norden oder das hauptstück der jütischen halbinsel innehatten, erklärt demgemäfs s. 21: 'es ist mir sehr unwahrscheinlich, dass Tac. mit dieser darstellung hätte sagen wollen, dass

[1] anders Much Beitr. 17, 28 f, der die *Burgundiones* in Tac.s *Helisii* findet, dem ich aber in seiner art und weise, die verschiedenen nachrichten, namentlich die ptolemäischen mit denen anderer gewährsmänner, überall durch die sachliche gleichsetzung verschiedennamiger völker zu combinieren (*Δανδοῦτοι*, geändert in *Δανδοῦγοι*, = *Cherusci*, *Χάλοι* = *Anglii*, *Χαροῦδες* = *Varini*, *Σιγούλωνες*, *Σαβαλίγγοι*, *Κοβανδοί* zusammen = *Aviones*, usw.), von vereinzelten möglichkeiten der art abgesehen, principiell nicht beistimme.

nach seiner geographischen auffassung die Anglii, Varini und Reudigni zwischen seinen Cimbri und Chauci wohnten, welche in einem anderen und vorhergehnden teile seines berichtes und zwar unmittelbar nach einander genannt werden'. auch abgesehen davon, dass letzteres gar nicht richtig ist, da nach den Chauci c. 35, vor den Cimbri c. 37, die Cherusci c. 36 genannt werden, war dies allerdings unmöglich Tac.s meinung. hatten nach Tac. die Cimbri das hauptstück der kimbrischen halbinsel von der Elbe bis Skagen inne, dann könnten nach ihm die Anglii nur östlich der Cimbri, also entweder in Mecklenburg und vielleicht Ostholstein oder auf den dänischen inseln gewohnt haben. ob jenes oder dieses tatsächlich richtig sein könnte, würde davon abhängen, was für ein volk die 'Cimbri' des Tac. in würklichkeit gewesen wären. wären sie, wie E. wol annimmt, dänische Jüten, dann könnten die anglischen völker selbstverständlich nicht zwischen den Jüten und den bewohnern der skand. halbinsel auf den dänischen inseln gewohnt haben, von ihren eigenen verwanten, den Friesen, Chauken und Σάξονες, geographisch getrennt: sie könnten in diesem falle nur (östlich der Σάξονες) in Ostholstein und Mecklenburg gesessen haben. waren die 'Cimbri' die Eruler, die zu anfang des 5 jhs. als hintermänner der Saxones im westen als wikinge auftreten, nachdem sie schon früher sich im osten bemerkbar gemacht hatten, und die nach dem bericht des norwegischen königs Roduulf bei Jordanes Get. 3 von den aus dem stamme der *Scandzae cultores* hervorgegangenen Dänen *propriis sedibus* vertrieben wurden (vor 480, wo sie als hintermänner der Langobarden an der Donau erscheinen), dann würde die sache, was die Angeln betrifft, ebenso liegen: die Angeln können aus 'sprachgeographischen' gründen, wie sie E. in seinem 5 abschnitt in erwägung zieht (s. u.), nicht zwischen ostgerm. Erulern und Dänen, nur südlich von jenen gesessen haben. sie könnten also auch in diesem falle, wenn die 'Cimbri' die ganze jütische halbinsel bis zur Eider inne gehabt hätten, nur südlich der Ostseeküste gesucht werden[1].

Aber E.s voraussetzung, dass die 'Cimbri' des Tac. in würklichkeit oder auch nur in Tac.s vorstellung die ganze halbinsel nördlich der Unterelbe oder deren hauptstück oder auch speciell

[1] wenn, unter derselben voraussetzung, die 'Cimbri' in würklichkeit Σάξονες gewesen wären, ingväonische Sachsen im engern sinne, dann könnten die anglischen völker sehr wol hinter diesen auf den dänischen inseln, zwischen ihnen und den Dänen gewohnt haben. aber wer wie E. von Angeln in dem gebiete nördlich der Eider nichts wissen will, die doch, wie E. s. 49 ff selbst erkennt, an der Offasage eine mächtige stütze haben, der wird Sachsen, deren könig Offa nicht war, dort noch weit weniger wollen. dass ingväonische Sachsen (im engern sinne, im gegensatz zu den Angeln) nördlich der Eider gesessen oder gebiete im norden der Eider inne gehabt hätten, aufser möglicherweise einige inseln des Eiderdeltas oder auch nördlichere inseln im westen Schleswigs, wird indessen auch von keiner seite angenommen, und wir brauchen darum dieses gedankenexperiment nicht weiter fortzusetzen.

deren norden inne gehabt hätten, ist nicht zutreffend. die 'Cimbri' der schriftsteller des 1 jhs. sind selbstverständlich dasjenige volk gewesen, das nach den Res gestae des Augustus c. 26 (ed. Mommsen² s. 104) i. j. 5 n. Chr. gleich den Charuden und Semnonen *et eiusdem tractús aliI Germánórum populi per legátós* seine und des römischen volkes freundschaft erbat und das, ohne zweifel bei dieser gelegenheit, nach Strabo p. 293 dem Augustus *δῶρον τὸν ἱερώτατον παρ' αὐτοῖς λέβητα* sante. es fragt sich, ob die 'Cimbri' durch die fahrt der römischen flotte um Skagen oder durch den heereszug des Tiberius, die unterwerfung der Chauken, die bezwingung der Langobarden (Vell. II 106) und die einfahrt der römischen flotte in die Elbe bewogen worden sind, die gesantschaft mit dem heiligen kessel zu schicken. Tac. kann, wie vor ihm Strabo und vielleicht Mela, dessen darstellung aber verwirrung zeigt, nur dieses, nicht jenes angenommen haben. er kann sich die Cimbri nicht im norden der jütischen halbinsel gedacht haben; denn wo er Germ. 1 (vgl. Müllenhoff DA II die noten s. 285 f) der fahrt der flotte um die halbinsel ins Kattegat gedenkt mit den worten *nuper cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit*, kann er bei den *nuper cognitis* unmöglich die seit mehr als 200 jahren bekannten Cimbri im auge gehabt haben[1]. seine ansetzung der Cimbri berührt sich ziemlich nahe mit der seiner vorgänger. die 'Cimbri' können nach ihm nur in der nachbarschaft der Elbmündung nw. der Langobarden, ö. oder nö. der Chauken gesucht werden. die Elbmündung, die von Ptolemäus einen grad nördlich der Wesermündung angesetzt wird, befand sich damals westlicher als heutzutage: wir haben uns die watten nw. von Kuxhaven und w. von Ditmarschen, sowie im westen Schleswigs für jene zeit als ein von flussarmen durchschnittenes land zu denken. Strabo setzt (p. 291) die Kimbern an die küste des oceans neben den Chauken, aber (p. 294) diesseits der Elbe, also wol in den nördlichen teil des gebietes zwischen Weser und Elbe. Mela (III 3 zu ende) setzt die Cimbri (und die Teutoni nach Pytheas, vgl. DA I 489 f) nördlich der Unterelbe (*super Albim*) in ein sehr naturgetreu beschriebenes, von flussarmen durchströmtes marschgebiet, wie es sich zwischen Elbe und Eider und nördlich der Eidermündungen im westen von Holstein und Schleswig befand, das aber von ihm in den sinus Codanus verlegt wird. jenseits (*ultra*) der Cimbri, was in würklichkeit gewesen sein muss östlich, setzt Mela Herminones an, also Sueben, verwante der Langobarden, in Ostholstein oder östlicher: die 'Cimbri' werden

[1] die auf jener fahrt bekannt gewordenen gentes könnten bei Tac. nur entweder innerhalb der nach den Langobarden im 40 cap. genannten völker zu suchen sein, innerhalb desjenigen teiles seiner Sueben, der *in secretiora Germaniae porrigitur*, oder sie sind im besonderen teile von Tac. übergegangen. dass dieses das richtige ist, werden wir unten sehen. die *Suiones* (c. 44) sind nicht auf jener fahrt, sondern später von der Ostseeküste her erkundet.

demnach als nicht-Herminones ihren westnachbarn näher verwant gewesen sein; Plinius stellt sie mit den Chaucorum gentes zu den Ingvaeones. ob Tac. sich die 'Cimbri' *super Albim*, oder zum teil auch, oder, wie Strabo, ausschliefslich diesseits der Elbe gedacht hat, erfahren wir aus seiner ansetzung nicht. Tac.s auffassung ist das einzige, worauf es hier ankommt, und dass ér sich die Cimbri nicht im norden der halbinsel gedacht hat, könnte uns darum genügen: aber auch tatsächlich haben die 'Cimbri', nach den Res gestae des Augustus zu schliefsen, aller wahrscheinlichkeit nach nicht dort, sondern nördlich der Elbmündung gewohnt. denn die Res gestae reden nicht von der fahrt um die halbinsel, sondern nur von einer fahrt von der Rheinmündung ostwärts (*ab óstio Rhéni ad sólis orientis regionem*) bis an das gebiet[1] (oder das volk) der Cimbri, indem Augustus wol die erkundung jener ferneren völker (der *Σιγούλωνες* bis *Χάλοι* des Ptol. s. u. s. 140) für politisch unwichtig hielt, und die Cimbri werden von August mit den suebischen Charuden und Semnonen zusammen genannt, die nicht durch die flottendemonstration um Skagen, sondern durch die unterwerfung der stammverwanten Langobarden und die anwesenheit des römischen heeres mit der flotte im nahen Bardengau bewogen worden sind, dorthin gesante an den Tiberius zu schicken. die Charuden waren derselbe zweig der Sueben, der am kampfe gegen Cäsar beteiligt war: aus diesem grunde sind sie unter den *eiusdem tractús populi* hervorgehoben. *idem tractus* wird als das Elbgebiet zu verstehn sein. Ptolemäus ansetzung der Charuden mit den Kimbern in Jütland beruht nur auf seinem verständnis der Res gestae des Augustus. Müllenhoff (DA II 286) nimmt nach dem wortlaut der Res gestae an, dass Augustus selbst die gesantschaft der Kimbern in Rom empfangen habe, und also auch (wovon M. dort nichts sagt) die

[1] der griechische text des Mon. Ancyranum hat *μέχρι ἔθνους Κίμβρων*. Mommsen[2] conjiciert für den lat. text 'ad *fines Cimbrorum*' (von *fi-* soll I I erkennbar sein). diese conjectur kann indessen nicht als sicher gelten, da das wort *fines* des lat. textes sonst nirgends durch *ἔθνος*, sondern durch *ὅροι*, *ὅρια* übersetzt wird (s. den index verborum bei Mommsen s. 207. v 23 steht *fInes* mit I, doch an zwei andern stellen mit I). nach dem griech. text sollte man vielmehr 'ad *Cimbrorum gentem*' vermuten. sachlich wird beides so ziemlich dasselbe besagen: auch *ad fines Cimbrorum* 'bis ans gebiet der Kimbern' besagt bei weitem nicht so viel, als wir nach der genaueren angabe über die ausdehnung der fahrt, die sich erst bei Plinius II 167 findet, erwarten könnten. wenn Augustus hinzusetzt: *quó neque terra neque mari quisquam Romanus ante id tempus adIt*, so war dies auch schon für die einfahrt in die Elbe völlig richtig. (soweit man, ohne original oder gipsabdrücke gesehen zu haben, nach der tafel v 15 bei Mommsen schliefsen darf, scheint auf dem *a* in *Terrá* ein apex zu stehn, der von Mommsen nicht mit aufgenommen ist; ebenso könnte in dem schrägen riss nach rechts oben über dem *o* in *semnones* ein apex stecken, so dass die form dem *Σέμνωνες* des Strabo entspräche, aber von dem *Σεμνονες* des griech. textes abwiche.) — Vellejus, der der flottenfahrt gedenkt, ohne ihre ausdehnung anzugeben, nennt weder bei dieser noch beim heerzuge des Tiberius die Cimbri.

der Charuden, Semnonen und der andern völker *eiusdem tractūs*, gesantschaften, wie sie sich 'auch ohne zwang . . . bei freier reise und bei der aussicht *thia mârûn Rûmaburg* mit eignen augen zu schauen' 'unter allen umständen zu stande bringen' liefsen. ich glaube, dass die gesantschaften, und zwar aus freien stücken, blofs in den Bardengau gezogen und dort mit ihren geschenken von Tiberius im namen des Augustus empfangen worden sind. aber sollte Müllenhoff recht haben, so wäre eine solche freie reise nach Rom doch sicher weit leichter von der Elbe als von der nordspitze Jütlands aus den völkern annehmbar zu machen gewesen. ich glaube, wir müssen annehmen, dass, als die römische flotte in die Elbe hineinfuhr, ein volk von der Elbmündung (*proximi Oceano* nach Tac.), das wol schon vom andern Elbufer her von dem zuge des Tiberius und der unterwerfung der Chauken und Langobarden kunde erlangt hatte, dem römischen oberbefehlshaber mit der bitte um freundschaft einen heiligen kessel gesant hat. den namen, mit dem dieses volk sich selbst benannte, hatte bis dahin kein Römer gehört: sie nannten sich selbst wol Saxones; jedesfalls hat man diesen von Ptol. überlieferten namen bei dieser gelegenheit zum ersten mal vernommen. die Römer identificierten, um dieser unterwerfung einen so viel höheren wert zu verleihen, das volk dieses unbekannten namens von dem *αὐχήν* der halbinsel mit den Cimbri[1], die am nördlichen ocean in einem den fluten ausgesetzten gebiete gesessen haben sollten[2] und die man wol auf der halbinsel gesucht hatte. Ptolemäus, der die *Σάξονες* an ihren richtigen ort setzt, konnte die *Κίμβροι* nicht eben dort ansetzen, da sein princip so viele völker forderte als namen vorlagen. Tac. dagegen, der den noch unbedeutenden namen der Saxones gar nicht anführt, nennt an ihrer statt den namen der 'Cimbri', der seine leser allein interessierte. wenn Tac. diese nördlich der Cherusci ansetzt, so übergeht er an dieser stelle zwischen den beiden völkern die unmittelbar nördlich der Cherusker sitzenden Angrivarii, die Engern, das kernvolk der späteren deutschen Sachsen. diese hatten schon im 1 jh., ihre Sachsennatur an den tag legend, sich nach sw. hin auszubreiten begonnen, indem sie mit den fränkischen Chamaven sich des gebietes der Bructerer bemächtigten, an welcher nachricht zu zweifeln unstatthaft ist: da Tac. sie aus diesem grunde an einer früheren stelle (c. 33) genannt hatte, unterliefs er es sie hier wider zu nennen. eine geographische berührung der Angrivarii mit den nördlich von ihnen sitzenden ingväonischen Sachsen nördlich der Elbe, von welchen sie gleich den Chauken später den namen er-

[1] *Cimbri* war vielleicht keltische widergabe von *Saxones*, wenn dieser name etwa damals schon von den Germanen auch in weiterer ausdehnung gebraucht ward, gefasst in der bedeutung 'wikinge'; vgl. Müllenhoff DA II 117; Kögel Anz. XIX 8.

[2] Strabo p. 292 f nach Posidonius, vgl. DA II 186.

hielten, zeigt sich schon zu anfang des 1 jhs. bei dem schiffbruch der römischen flotte i. j. 16 (Annal. II 23. 24) darin, dass römische schiffbrüchige, die an die küste von Ditmarschen oder der nördlicheren inseln verschlagen waren, von den Angrivarii [1], die *nuper in fidem accepti* waren, losgekauft und zurückgesant wurden. den 'Cimbri', die aufser den *Σάξονες* des Ptolemäus mit ihren *νῆσοι τρεῖς* vielleicht auch noch dessen *Τευτονόαροι*, das gauvolk der Elbmarschen, umfassten, legt Tac. *parva nunc civitas* bei: hätten sie die ganze halbinsel nördlich der *Σάξονες* inne gehabt, so wäre ihr gebiet in vergleich mit dem andrer germanischer völker sogar ein sehr grofses gewesen. Tac. lässt die Cimbri als proximi Oceano *eundem sinum* tenere (den in c. 35 erwähnten *ingens flexus*): er denkt sich also seine Cimbri nur an jenem sinus und sicher nicht eine halbinsel ausfüllend zwischen diesem *sinus* und dem *mare Suebicum*.

Die Semnones setzt E. s. 20, wie dies die meisten tun, mit Ptol. östlich der Elbe um die Havel, während er die Anglii und genossen an die mittlere Elbe und Saale setzt. dagegen kann man mit benutzung seiner eigenen worte sagen: 'es ist sehr unwahrscheinlich, dass Tac. hätte sagen wollen, dass nach seiner geographischen auffassung die Anglii, Varini und Reudigni zwischen seinen Cherusci und Semnones und die Langobardi westlich seiner Semnones wohnten, da er doch, vom Rhein her kommend, unmittelbar nach den Cheruskern und den Cimbri die Semnonen, erst nach diesen die Langobarden und darauf die Anglii und genossen bespricht'. die ausschliefsung der Semnonen vom linken Elbufer passt eben durchaus nicht zur darstellung des Tac. die Semnonen können vielmehr nach Tac. an durchaus keiner andern stelle gesessen haben als unmittelbar östlich

[1] der sturm wehte aus südwesten (*omne dehinc caelum et mare omne in austrum cessit*): *sola Germanici triremis Chaucorum terram adpulit* (dies kann nur an der küste der Wurtsaten gewesen sein, die Plinius, der sie selbst besucht, XVI 1 als Chauken bezeichnet), andre schiffe wurden also nördlicher an die küsten nördlich der Elbmündung getrieben. wenn Ptolemäus die Elbe als grenze zwischen den Chauken und den Sachsen ansetzt, so kann dies nur richtig gewesen sein für die Elbmündung, in deren süden die küste den Chauken gehörte: östlicher im lande Hadeln kann nur entweder ein zweig der nördlicheren Sachsen oder ein nördliches gauvolk der Angrivarier gesessen haben. ebenso kann, wenn Ptolemäus ansetzung der Ems als grenze zwischen Friesen und Chauken richtig gewesen ist, dies nur von der mündung der Westerems, westlich von Burcana, afries. *Borkne*, der ursprünglichen insel des Emsdeltas, gegolten haben: südlicher wäre dann das Burtanger moor die grenze gewesen. die untere und mittlere Ems war im besitz der Chauken; denn hätten die Friesen das linke ufer inne gehabt, so hätten sie ebenso wie ihre ostnachbarn an den kriegszügen der Römer gegen die inneren völker beteiligt sein müssen: als völkerscheide ist die Ems überhaupt undenkbar, da sie in ihrem gebiete das einzige verbindende ist. wahrscheinlicher indessen bildete der Laubach die ostgrenze der Frisii: die Chauci minores werden zwischen diesem und der Emsmündung, die maiores östlich dieser gesessen haben.

der Cherusker, südlich der Langobarden, nördlich der Ermunduren, also eben dort, wohin Tac. nach E.s annahme die Anglii und genossen setzen soll. und wo die Semnonen nach Tac. gesessen haben sollen, da safsen sie auch in würklichkeit. dass die Semnonen auf unsern karten östlicher, in Brandenburg angesetzt werden, ist teils durch die unbegreifliche auffassung einer stelle des Vellejus (s. u.), teils durch Ptol. verschuldet. schon FBluhme erklärte (Die gens Langobardorum und ihre herkunft, Bonn 1868, s. 21 n. 40), dass die übliche auffassung jener Vellejusstelle 'ein gefährlicher irrtum' sei, der 'dazu verleitete, die Semnonen weit nach osten hin zu verlegen'. ebenso lehrte AHoltzmann (Germ. altertümer, herausg. v. AHolder s. 252), der die Semnonen nach Thüringen setzen möchte. Tac.s *Semnones* als *Sueborum caput* sind, wie Holtzmann richtig bemerkt, identisch mit Cäsars *Suebi*. diese wird doch niemand nach Brandenburg versetzen wollen, sie waren vielmehr unmittelbar nördlich des hercynischen waldes (des Thüringer waldes und Erzgebirges) zu hause, über den hinaus sich zuerst die Vangiones und genossen, die nach Cäsars zeit keltisiert und romanisiert worden sind [1], nach diesen die Markomannen [2] mit den später in neuen sitzen dem deutschtum verloren gegangenen Varisti von ihnen abgezweigt haben, endlich die *civitas fida Romanis* (Germ. 41) derjenigen Ermunduren, die Neros grofsvater Domitius Ahenobarbus 1 v. Chr., nach dem abzug der Markomannen nach osten, *ἐν μέρει τῆς Μαρκομαννίδος κατῴκισε* (Dio Cassius 55, 10a, ed. Dindorf III 166), und die südlich des muttervolkes, nach Tac. im besitz der Saalequelle (*Albis*), zu seiner zeit in dem winkel zwischen den Chatti im nw., dem limes im w. und später auch im s., den Varisti im o. safsen. die nach n. hin von den Sueben ausgegangenen Langobarden waren von dem muttervolke wol durch die Lüneburger heide geschieden [3]. im w. grenzte das centralvolk der Sueben südlich vom Harz an die Chatten, nördlich an

[1] s. Baumann, Forsch. z. d. gesch. 16, 218.

[2] die Quaden, die Kossinna (Westd. zs. 9, 207) und Much für Sueben halten, sind, wenn es, was nicht zu bezweifeln, die später nach Hispanien gezogenen Suebi sind, wol nicht von den Sueben, sondern (gegen Much Beitr. 17, 12), den suebischen colonisten parallel, von den östlicheren Vandilii südwärts über das gebirge hin ausgegangen und haben den Suebennamen durch übertragung empfangen. wie zb. die Franzosen den namen der Alemannen auf die gesamten Deutschen, ebenso scheinen im 1 jh. unserer zeitrechnung die südnachbarn der Markomannen, der Varisten und Ermunduren den Suebennamen dieser ihrer nachbarn auf die gesamten nördlichen und östlichen germanischen hintermänner der Sueben ausgedehnt zu haben. ein solcher sprachgebrauch der südnachbarn der Sueben wird ein hauptgrund für Tac.s ausdehnung des Suebennamens gewesen sein.

[3] Seelmann (Nd. jb. 12, 22) setzt die grenze zwischen den Langobarden und dem südlicheren Suebenstamm noch nördlich der Jeetze, aber aus einem grunde, wie ich ihm auf diesem gebiete für das 1 jh. keine beweiskraft beimessen kann, nämlich wegen der grenze zwischen den ortsnamenendungen *-ingen* und *-leben*.

die Cherusker [1]. Cäsar erfuhr (BG VI 10), dass die Sueben von den Cheruskern geschieden seien durch eine *silva infinita magnitudine* namens *Bacenis* (den Harz, vgl. Much Beitr. 17, 21). FDahn, der in seiner neuausg. von EvWietersheims Gesch. der völkerwanderung (1880) I 592 den Semnonen richtig die gebiete am linken ufer der Elbe nö. vom Harz zuweist (anders in seiner Urgesch.), nimmt an, dass ein grenzwald sie von den Cheruskern geschieden habe [2]. an den vorgängen der jahre 16—19 konnte ein in dem winkel zwischen den Markomannen zur einen und den Cheruskern zur anderen seite, nw. jener, ö. dieser, sö. der Langobarden sitzendes volk unmöglich unbeteiligt bleiben, während ein im n. der Silingen in Brandenburg sitzendes volk dies eher gekonnt hätte: was wir (Ann. II 45) hören von dem abfall der Semnonen im verein mit den Langobarden von Maroboduus zu Armin passt zu den angegebenen sitzen in der ostnachbarschaft der Cherusker. wenn die *Anglii* dort gewohnt hätten, wo E. will, an der Saale und westlich der mittleren Elbe, dagegen die Semnonen in Brandenburg, dann würden wir innerhalb der ersten jhh. von diesen so selten wie von den Burgundern, dagegen häufig, ua. bei der bezeichneten gelegenheit, von jenen etwas erfahren, während wir in würklichkeit häufig von den Semnonen, dagegen, abgesehen von ihrer nennung in der Germania und von Ptol.s ansetzung der *Ἀγγειλοί*, niemals etwas von den Anglii hören [3].

Hi centum pagos habere dicuntur sagt Cäsar BG IV 1 von den Sueben, das nämliche [4] Tac. von den Semnonen. bereits bei Cäsar erfahren wir, neben den namen der vom muttervolke schon abgetrennten Marcomani und Vangiones mit genossen, die namen von einigen abteilungen des centralvolkes, *E*udusii [5] und *C*harudes (hss. Harudes). diese waren anwohner des *harud κατ' ἐξοχήν*, des Harzes. 'Semnones' war natürlich ursprünglich ebenfalls nur der name eines teilvolkes, ohne zweifel desjenigen, das im 1 jh. unserer zeitrechnung die hegemonie hatte. als Tiberius nach niederwerfung der Langobarden deren gebiet bis zur Elbe durchschritt, woselbst die römische flotte sich mit ihm und dem heere vereinigte, schickten aufser den 'Cimbri' auch die den Langobarden verwanten Charydes, aus dem Harzgau (Hardago) oder der nachbarschaft des Harzes, und Semnones, *et eiusdem tractús*

[1] Drusus gelangte nach Dio Cass. 55, 1 i. j. 9 v. Chr. von den Chatten ostwärts *μέχρι τῆς Σουηβίας*, von wo er *πρὸς τὴν Χερρουσκίδα μετέστη*.

[2] einen teil dieses grenzwaldes wird wol der Elmwald im fürstentum Wolfenbüttel gebildet haben.

[3] vgl. GHolz Beitr. z. deutschen altertumskunde I 21 gegen Ptolemäus ansetzung: 'nur schade, dass sonst kein Römer von der existenz dieses grofsen volkes innerhalb des ehemals römischen Germaniens auch nur die leiseste ahnung hat.'

[4] Holder conj. *centum pagis habita*re dicu*ntur* (hss. *habitantur*).

[5] Orosius VI 7 nach Cäsar *Eduses* (var. *Eudures*); hss. des Cäsar BG I 51 *Sedusios* mit dem *s* des vorhergehnden *Nemetes* (s. Zeufs 151 f, Müllenhoff Zs. 10, 563, Much Beitr. 17, 206).

alii populi, gesante. bei dieser gelegenheit haben die Römer zum ersten male den namen der Semnones gehört. diese und die Charuden haben sich selbst damals nur im gegensatz zu einander und zu andern abteilungen des centralvolkes mit diesen sondernamen, sonst aber Sueben genannt. Ptolemäus hat aus den nachrichten von dieser begebenheit den namen der *Χαροῦδες* und vielleicht den namen eines der 'eiusdem tractûs alii populi', *Eudusii*, verlesen als *Fudusii* (Müllenhoff Zs. 9, 242)[1], und erfahren, dass die Cimbri die *πάντων ἀρκτικώτεροι* unter den völkern gewesen seien, die gesante schickten: da man aber nach den Cimbri die ganze halbinsel, auf der man sie gesucht und gefunden, und nach dieser wider deren nordspitze benannt hatte, und da Ptol. mit andern annahm, dass die gesantschaften durch die flottenfahrt um Skagen veranlasst gewesen seien, so setzte er die *Κίμβροι* an die nordspitze der kimbrischen halbinsel, und die *Χαροῦδες* und *Φου(ν)δούσιοι* auf derselben südlich der Kimbern an[2].

Den namen der *Semnones* haben nur die Römer in der mitte des 1 jhs. auf das gesamte centralvolk der Suebi ausgedehnt, darum weil sie für diese eines besonderen namens bedurften einerseits zum unterschied von den *Suebi* im weiteren sinne und weil sie anderseits im engern sinne den namen der *Suebi* speciell von den angehörigen des reiches des Vannius gebrauchten, den Markomannen und Quaden (vgl. GHolz Beitr. z. deutschen altertumskunde I 77 n. 38). den Germanen selbst ist dieser römische gebrauch des Semnonennamens fremd geblieben: die 'Semnones'

[1] cod. Vat. 191 *Φουνούσιοι* (*N* aus *Λ* aus *Δ*); die übrigen hss. haben *Φουνδούσιοι* (contamination aus *Φουδούσιοι* und *Φουνούσιοι*).

[2] die von Ptolemäus auf der kimbrischen halbinsel nördlich der auf dem *αὐχήν* sitzenden *Σάξονες* (der Angelsachsen, indem den *Σάξονες* die sitze der unrichtig angesetzten Angeln mit verliehen sind, s. u.) angesetzten namen zerfallen in zwei gruppen: 1) namen, die würklich auf der fahrt in die *latos sinus* und zu den *insularum immensa spatia* (Germ. 1) erkundet sein müssen, welche namen sich n u r bei Ptolemäus finden: zunächst, nach Ptolemäus in einer westöstlichen linie (also wol von der Nordsee bis zum Sund, vgl. Much Beitr. 17, 198 ff), die *Σιγούλωνες*, *Σαβαλίγγιοι*, *Κοβανδοί*, und (*ὑπὲρ οὓς*, also im nördlichen Jütland) die *Χάλοι*. diese namen sind als die ostgermanischer (erulischer, oder neben ihnen im nordöstlichen Jütland möglicherweise schon dänischer) stämme aufzufassen (*Χάλοι* aus dem gegenüber liegenden Halland gekommene?); 2) namen von völkern, die an Tiberius in den Bardengau gesante schickten und die von Ptolemäus unrichtig nördlich jener angesetzt sind, die der Kimbern und der suebischen völker. dass unter den *eiusdem tractûs populi* gegen Ptolemäus die Eudusii eher *ἀνατολικώτεροι* und die Charudes als Harzanwohner vielmehr *δυσμικώτεροι* gewesen wären, wird der gegebenen erklärung schwerlich im wege stehn: entweder kann Ptolemäus sich geirrt haben, oder es lagen ihm für diese frage überhaupt keine nachrichten vor. da er überall die völker in bestimmter richtung zu einander ansetzt, so muste er im letzteren falle die *Χαροῦδες* und *Φουδούσιοι* entweder über oder neben einander und, wenn ihm dieses eher das rechte zu treffen schien, das eine volk in den osten, das andre in den westen setzen.

des Tac. haben sich, wie ein teil von ihnen, die Schwaben, es bis auf den heutigen tag tut, nur Sueben genannt.

Wahrscheinlich haben ebenfalls nur die Römer zu derselben zeit und aus denselben gründen den namen der Hermunduri eingeschränkt auf die, von ihnen begünstigt, im j. 1 v. Chr. als eigene volksabteilung aus den Centralsueben hervorgegangene *civitas fida Romanis*, während diese Ermunduren sich selbst für gewöhnlich Sueben genannt haben werden. wie bei den älteren schriftstellern des 1 jhs., Vellejus und Strabo, zu sehen, kam der name *Ermundurōz* ursprünglich, und auch noch nach der bildung jener civitas, einer gröfsern abteilung innerhalb des centralvolkes der Sueben zu [1], wol nicht als eigentlicher ethnographischer name, sondern entweder als hieratischer name gleich dem namen der Erminones, aber von weit engerem umfange, vielleicht denjenigen teil des volkes bezeichnend, in dessen händen das gemeinsame nationalheiligtum der Sueben war, oder als zusammenfassender geographischer name eines teiles des volkes [2] (entweder *Ermun-* als namen des gottes, oder *ermun-* 'universalis' als ersten bestandteil enthaltend). Vellejus, der wuste, dass die Semnones, welche die gesantschaft schickten, nur ein teilvolk seien, braucht (II 106) z. j. 5 n. Chr. die verbindung der beiden namen *Semnones Hermundurique* in ungefähr demselben sinne, wie später Tac. allein den namen der *Semnones*. er berichtet, dass die Elbe *Semnonum Hermundurorumque finis praeterfluit*, dh. an der grenze des aus den zusammengefassten sitzen der beiden völker gebildeten gebietscomplexes [3] entlang fliefst. diese stelle haben JGrimm und

[1] wenn Much Beitr. 17, 20 Cäsars Sueben für Ermunduren hält, so deckt sich dieses mit meiner ansicht in der sache, indem die *Hermunduri* im älteren sinne in den *Semnones* (im taciteischen sinne) enthalten waren.

[2] s. u. die anm. s. 143.

[3] es muss nicht darin liegen, dass die gebiete beider volksabteilungen die Elbe berührten. vgl. Germ. 34 *utraeque nationes* (die zusammengefassten gebiete der Frisii maiores und minores) *usque ad Oceanum Rheno praetexuntur ambiuntque immensos insuper lacus*; Germ. 1 *Germania omnis a Galliis Raetiisque et Pannoniis* ('von den gallischen provinzen, den beiden Raetien und den beiden Pannonien') *Rheno et Danuvio fluminibus, a Sarmatis Dacisque* (das ist von den zusammengefassten Sarmaten und Daken) *mutuo metu aut montibus separatur*: zu Tac.s zeit grenzten die Daken nicht an die Germanen, sondern wurden von ihnen durch den sarmatischen stamm der Jazygen getrennt; ebenso reichte nur Raetia secunda = Vindelicia im norden bis zur Donau, nicht auch Raetia prima, aber die beiden Rätien sind wie die beiden Pannonien und Galliae als geographischer complex zusammengefasst. statt des überlieferten *Gallis Retiisque* ist meiner überzeugung nach notwendig *Galliis Raetiisque*, nicht mit Cellarius *Gallis Raetisque* zu lesen: Tac. will im ersten satze nicht die ethnographischen grenzen der Germanen, sondern die geographischen grenzen des geographischen begriffs Germanien (*Germania omnis*) nach westen und süden, durch Rhein und Donau gebildet, darlegen, daher er hier (gegen Müllenhoff DA II 1) nicht die völkernamen *Galli Raetique et Pannonii*, die den bericht völlig verkehrt machen würden, sondern die provinznamen *Galliae* (worunter die

andre unbegreiflicherweise so verstanden, dass die Elbe zwischen Semnonen und Hermunduren hindurchfliefse[1], in folge dessen die Semnonen vom gebiete links der Elbe ausgeschlossen und ins jenseitige gebiet verwiesen wurden. Strabo p. 290 kennt schon ein *τῶν Σοήβων αὐτῶν μέγα ἔθνος, Σέμνωνας,* aber er unterscheidet von ihnen noch als einen teil der Sueben (*μέρος δέ τι αὐτῶν*), der *καὶ πέραν τοῦ Ἄλβιος νέμεται,* die *Ἑρμόνδοροι.* diese können unmöglich identisch sein mit Tac.s *Hermundurorum civitas, fida Romanis*, in der südwestecke Germaniens, sondern können nur ein teil des centralvolkes der Sueben, der *Semnones* des Tac. sein. dass ein teil der Semnones des Tac. auch jenseits der Elbe gewohnt habe, ist sehr glaublich, wie das auch von einem teil der Langobarden möglich ist, von denen Strabo dasselbe sagt: unrichtig ist nur, dass die Semnones (in Tac.s sinne, als *caput Sueborum*) allein jenseits der Elbe gewohnt hätten, wie man nach Ptol. annahm. der name der Ermunduren verschwindet später nördlich des Thüringer waldes, was zt. eine folge davon sein könnte, dass die zuwanderung nördlicher Ermunduren in die civitas fida Romanis in der ersten hälfte des 1 jhs. sich fortgesetzt hätte, namentlich aber darauf beruhen wird, dass mit der ausdehnung des Semnonennamens durch die Römer eine einschränkung des Hermundurennamens hand in hand gieng. die Hermunduri, welche 50 n. Chr. gegen Vannius kämpften (Ann. XII 29), waren die der civitas, die westnachbaren der 'Suebi' des Vannius (so richtig GHolz aao. n. 38)[2].

beiden provinzen Germanien einbegriffen), *Raetiaeque et Pannoniae* nennt; im zweiten satze, im osten, dagegen nennt Tac. völkernamen, da er hier, indem er eine geographische grenze nicht kennt, den geographischen begriff Germanien bis zur ethnographischen grenze gerechnet wissen will, die er durch *mutuus metus* bezeichnet, mit welcher nach Tac. möglicherweise, worüber er aber nichts wuste, eine natürliche grenze zum teil zusammenfiel (*aut montes*).

[1] so CPlatner, Forsch. z. d. gesch. 17, 411; AKirchhoff Thüringen doch Hermundurenland (1882) s. 14; Much Zs. 33, 1 f.

[2] mit den späteren Thüringern haben die Ermunduren historisch nichts mehr zu tun, als dass neben andern Suebenresten vermutlich in erster linie auch reste der Ermunduren in den Thüringern aufgegangen sind. vielmehr sind die *Hermunduri* im weitesten sinne (mit einschluss der *civitas fida Romanis*), oder die *Semnones Hermundurique* des Vellejus, identisch mit den späteren Alemannen oder Schwaben. dass die *Semnones*, als *Sueborum caput*, die späteren Schwaben sind (Müllenhoff, Schmidts Zs. f. gesch. 8, 246 f, Baumann, Forsch. z. d. gesch. 16, 217 ff), wird jetzt wol allgemein anerkannt. die Hermunduri der civitas verhielten sich zu den nördlicheren Ermunduren innerhalb der Centralsueben ebenso wie die Mattiaci, denen nur die Römer diesen namen gegeben hatten, die sich selbst aber Chatten nannten, zu den nördlicheren Chatten: wie Mattiaci und Chatti später ungeschieden waren, ebenso Hermunduri und Semnones. es ist natürlich, dass das volk, das zuerst gegen und über den limes hereinbrach, eben das nächste volk am limes war, also die Hermunduri; auch muste der strom der Sueben, die nach südwesten zogen, notwendig die Hermunduri mit sich fortreifsen. der name der Hermunduri wie der der Semnones verschwindet seit 181, der der Ale-

Nördlich der Semnones safsen nach Tac. die **Langobardi**, nördlich widerum dieser setzt er die **Anglii** und ihre genossen. wir wissen nun allerdings nicht, wie weit sich Tac. die Langobarden nach n. hin ausgedehnt denkt, ob bis zur Elbe oder über die Elbe hinaus, und es herscht auch heute unter den forschern

mannen wird ⅓ jh. später 214 unter Caracalla zuerst vernommen. Baumann (aao. 221 f) gründet die ausschliefsung der Hermunduren von den Alemannen auf Dio Cassius 75, 13, nach welcher stelle Caracalla *ἐς τοὺς Ἀλαμαννοὺς στρατεύσας* vorgab einer andern völkerschaft, die nicht genannt ist, beistehn zu wollen (*οἷς συμμαχήσων ἀφῖχθαι ἔλεγε*): diese erklärt Baumann für die Hermunduren (der civitas), die langjährigen freunde Roms. auch wenn dies richtig sein sollte, würde es doch nicht hindern, dass diese Hermunduri, die nicht etwa romanisiert waren, noch weniger als die Mattiaci, alsbald sich mit den ihnen stammverwanten Sueben vereinigt hätten. das volk der Ermunduren würde für mehr als 200 jahre, vom Markomannenkriege bis zum anfang des 5 jhs., vollständig aus der geschichte verschwunden sein, wenn es nicht in den Alemannen, sondern in den späteren Thüringern zu suchen wäre. die Ermunduren werden, so weit sie von den Semnonen verschieden waren, im allgemeinen die am weitesten nach südwesten vorgedrungenen unter den Alemannen, die Semnonen dagegen die Nordostalemannen sein, die am zähesten, bis heute, den namen der Schwaben festgehalten haben. vgl. Much, der richtig die Alemannen aus Ermunduren und Semnonen hervorgehn lässt, Beitr. 17, 76 u. 83 u. ff. 98. die Hermunduren hielt für die späteren Schwaben schon PhCluver (Germ. antiqua 1631 s. 607 ff), der aber die Alemannen von den Schwaben scheidet. in demselben jh. erklärte der verständige Caspar Danckwerth (Newe landesbeschreibung der zwey hertzogthümer 1652 s. 41 f) die Hermunduren für Schwaben und Alemannier, die ihm identisch sind. vWietersheim (Gesch. der völkerw.[2] 252) lässt die Alemannen zum guten teil aus den Hermunduren hervorgehn, womit sein hsg. FDahn nicht einverstanden ist.

Wenn das *-dur-* des namens *Ermundurōz* mit dem *þur-* des namens der **Thüringer** nach Verners gesetz identisch, was lautlich möglich, aber darum doch nicht absolut sicher ist, dann verhalten sich die Thüringer zu den Ermunduren historisch etwa so, wie im alten Bojerlande die Böhmen zu Baiern. wie der name der Böhmen (*Βαιοχαῖμαι*, hss. *Βαινοχαῖμαι* Ptol. = Markomannen), so ist auch der name der *Τευριοχαῖμαι*, die Ptolemäus nördlich (*ὑπὲρ*) der *Σούδητα ὄρη* (des Thüringer waldes und Erzgebirges) ansetzt, wie der zweite bestandteil zeigt, als benennung für ein germanisches oder überhaupt nichtkeltisches volk ein rein geographischer name, ein name, der an der gegend haftete; darum muss auch der seit dem 5 jh. an derselben stelle erscheinende wurzelverwante name der *Thoringi* ein eben solcher geographischer name, dem volke nach seinen sitzen gegeben, gewesen sein, was nicht hindert, dass ein solcher name später zu einem ethnographischen namen, dem bestimmten volke anhaftend, werden konnte. der name der *Τευριοχαῖμαι* (germ. *þeurio-*) und der *Thoringi* wird gleich dem der Böhmen und Baiern von einem keltischen volk stammen (*Turones*; vgl. die *Τούρωνοι*, die Ptolemäus in der reihe westlich der *Τευριοχαῖμαι* und der *Οὐαρισταί* ansetzt): der name ist germ. verschoben, weil die Germanen mit diesem volk, ebenso wie mit den Volcae, früher in berührung gekommen sind als mit den Bojern südlich der berge. das *eu* des germ. *þeurio-* könnte im germ. analogisch gebildeter ablaut sein nach andern wörtern, die unbetontem *u* gegenüber in der tonsilbe *éu* hatten: wir finden aber dasselbe *eu* im keltischen namen der *Teurisci*, *Τευρίσκοι*; vgl. Much Beitr. 17, 58 ff. der name germ. *Ermun-durōz* wird, wenn sprachgeschichtlich verwant, ursprünglich, wozu die tatsachen stimmen, nur dem volke nördlich des Thüringer waldes zugekommen sein, und so im sprachgebrauch der Germanen vielleicht überhaupt, anders als in dem der Römer.

keine übereinstimmung darüber, ob überhaupt die Langobarden oder nordsuebische nächste stammesverwante derselben über die Elbe hinaus sich verbreitet hatten. fest steht aber die richtung: die Anglii und genossen safsen nach Tac. n. der Langobarden und ö. (genau ö. oder nö. oder sö.) der 'Cimbri'. und notwendig haben die Anglii mit ihren genossen nach des Tac. in diesem puncte unablehnbarem bericht ein gebiet an der seeküste inne gehabt, da ihr gemeinsames heiligtum auf einer *insula Oceani* lag[1].

[1] wenn Tac. sich die Reudigni, Aviones, Anglii usw. als eine neue völkerreihe östlich der Semnones und Langobardi gedacht hätte, so hätte er schwerlich blofs *deinde* gesagt, sondern deutlich ausgedrückt, dass eine neue reihe beginne (vgl. c. 36 *in latere,* und bei den reihen nördlich der Donau c. 43 *retro Marsigni, trans Lygios Gotones*). dass aber die 7 völker nach Tac. alle in einer reihe von süden nach norden gesessen hätten, ist durchaus nicht notwendig: sie können vielmehr, soweit Tac. über ihre sitze im einzelnen nachrichten zugegangen waren, unter sich in kleineren reihen gruppiert sein (in westlichster reihe die Reudigni und nördlich von ihnen die Aviones, östlicher die Anglii, dann die Varini entweder nördlich oder östlich der Anglii, usw.), die aber alle im norden (nw. oder no.) der Langobarden, nicht mit E. südlich dieser zu suchen sind. dass die Aviones nirgend anderswo gesucht werden können als im ehemaligen insel-Ditmarschen, im Eiderdelta und auf den nördlicheren inseln, oder in einem teile dieses gesamten inselcomplexes, nicht, wie Much Beitr. 17, 195 ff annimmt, auf den dänischen inseln der Ostsee, erscheint mir sicher. während die ansetzung anglischer völker auf diese dänischen inseln zu Tac.s *fluminibus aut silvis muniuntur* durchaus nicht passt, passte diese taciteische angabe, gegen die auf verkehrter vorstellung von dem älteren aussehen der Nordseeküste beruhende behauptung Muchs aao. 198, genau auf die marschinseln nördlich der Elbmündung und ihr hinterland: *fluminibus* (Elbe, Eider ua. mit den zahlreichen flussläufen zwischen den inseln) im westen, *silvis* (Sachsenwald, Travewald, Isarnho usw.) im osten. dass Tac., ohne es zu wissen, tatsächlich die Reudigni und Aviones doppelt angesetzt hätte, da diese in würklichkeit mit seinen 'Cimbri' identisch gewesen wären, oder mit einem teil derselben, wenn diese auch das verbindungsstück zwischen den Chauken und den nordelbischen Sachsen am andern Elbufer inne gehabt haben, ist von vorne herein sehr wol möglich, und ich nehme dies würklich an.

Ptolemäus, der die *Σύηβοι οἱ Λαγγοβάρδοι* westlich an den Rhein, nördlich der Tenkterer rückt, setzt die *Σύηβοι οἱ Ἀγγειλοί* nordöstlich von ihnen bis zur mittleren Elbe. verschiedene gelehrte (vgl. E. s. 62) haben diese ptolemäischen *Σύηβοι οἱ Ἀγγειλοί* als würkliche Sueben mit dem sondernamen der *Ἀγγειλοί* gänzlich von den ingväonischen Angeln, Tac. Anglii, trennen wollen. jene wären eine abteilung des suebischen centralvolkes gewesen, deren namen man neben dem der Semnones i. j. 5 erkundet hätte. während der name *Anglii* die römische widergabe des germ. plurals des *i*-stammes (ae. *Enȝle*) ist, wäre *Ἀγγειλοί*, wenn Ptol. die richtige form bietet, ein germ. *Angilōz.* aber der gau Engilin südlich der Unstrut hat ohne zweifel seinen namen nicht von einem suebischen gauvolk, sondern (mit secundärem mittelvocal) von der abteilung ingväonischer Angeln, die im verein mit Werini später tatsächlich in Thüringen sitze gefunden haben (vgl. E. s. 65 ff und s. u. 150 ff) und in den Thüringern aufgegangen sind. die ptolemäischen *Ἀγγειλοί* können gewis nicht von Tac.s Anglii getrennt werden. Ptol.s ansetzung wird in folgender weise zu erklären sein. die ausdehnung der Sueben westwärts bis an den Rhein hat Ptolemäus von Strabo s. 290 (s. Holz s. 12 ff); Ptol. hatte richtig erfahren, dass die *Σύηβοι οἱ Λαγγοβάρδοι* dort wo sie safsen die äufsersten ausläufer der Sueben waren, er setzte sie aber darum unrichtig in den äufsersten westen an den Rhein

E. sucht s. 21 f zu zeigen, dass 'nach Tac.s anschauungsweise wenigstens ein teil' (so die 'Angeln und Warnen' im gegensatz zu den 'Suardonen, Avionen ua.', s. u.) derjenigen stämme, welche die 'dritte Suebengruppe' ausmachten, 'im innern Germaniens, nicht auf der cimbr. halbinsel ansässig war'. er meint s. 22, man fasse Tac.s worte zu anfang des folgenden cap. 41 *Et haec quidem pars Sueborum in secretiora Germaniae porrigitur* 'am richtigsten auf, wenn man sie auf den centralen, den Römern fast gänzlich unbekannten, teil Germaniens deutet'[1]. 'diese auf-

statt in den norden. von den Anglii wird Ptol. in berichten aus dem j. 5 erfahren haben, einerseits vielleicht, dass sie durch die Elbe von den Sueben geschieden seien, anderseits dass sie in nordöstlicher richtung auf die Langobarden folgten, nach norden hin sich erstreckend. indem er, wol nach Tac., die Angeln für Sueben hielt, verstand er jene erste angabe von den Sueben im engeren sinne, dem *Sueborum caput*, den Semnones, die er darum durch die Elbe von den Angeln geschieden sein lässt, und liefs anderseits dieselben Angeln nö. auf die Langobarden folgen (*ἀνατολικώτεροι τῶν Λαγγοβάρδων ἀνατείνοντες πρὸς τὰς ἄρκτους* — diese worte werden in seiner quelle gestanden haben): als Sueben konnte er sie nicht anders als zwischen den westlichen und den östlichen Sueben ansetzen. der taciteischen südnördlichen reihenfolge *Semnones, Langobardi, Anglii* entspricht die ptolemäische ostwestliche *Σέμνονες, Ἀγγειλοί, Λαγγοβάρδοι*: dass diese, wie in der richtung, so auch in der ordnung des mittleren und äufsersten gliedes unrichtig ist, beweist die *insula Oceani*, die nicht erfunden sein kann. Ptolemäus lässt die Angeln nicht allein 'an der Elbe-Saale' sitzen, wie E. s. 24 seinen bericht deutet, sondern er verleiht ihnen auch ausgedehnte westlichere gebiete: er teilt ihnen nicht blofs das hauptstück des gebietes der taciteischen Semnones, sondern aufserdem die gebiete der Cherusker und Chatten zu, welche ihrerseits infolge dessen ostwärts verschoben worden sind. vgl. Holz s. 21, der sehr richtig bemerkt, dass Ptol. seine angabe über die gröfse des volkes (*τῶν ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν μέγιστα*) 'lediglich aus seinem eigenen ansatze geschlossen' hat. was die form des namens der *Ἀγγειλοί* betrifft, so wird Ptol. in seinem exemplar von Tac.s Germania, das, wie Holz im einzelnen zeigt, mehrfach fehlerhaft gewesen ist, *Angili* statt *Anglii* gelesen haben. bemerkenswert ist, dass Ptol. von den namen der 7 taciteischen Nerthusvölker blofs den der Angeln nennt: ein bericht vom j. 5 wird also unter den anglischen teilvölkern bereits nur diese genannt haben, und sie werden also schon damals über die übrigen gauvölker desselben stammes die hegemonie gehabt haben, ebenso wie wol die Semnones innerhalb der Centralsueben.

Die Semnonen sind, abgesehen davon, dass er ihre gebiete links der Elbe den Angeln gegeben hat, insofern richtig von Ptol. bestimmt worden, als bei ihm die Sueben zu beiden seiten der Elbe von den völkern an der seeküste, den Chauken und Saxones, nach nw. hin durch die Angrivarii und die *Λακκοβάρδοι* (di. die würklichen Langobarden in den richtigen sitzen) geschieden, und südlich der Semnones in derselben reihe die *Τευριοχαῖμαι* (s. o.) und die Varisti angesetzt sind (wenn wir einerseits absehen von den unmittelbar südlich der Semnonen angesetzten *Σιλίγγαι*, die, zu weit westlich zwischen die suebischen völker eingeschoben, in die östlichere reihe zwischen die stammverwanten Burgunder und Lugier gehörten, anderseits von den nach so. verschobenen westlicheren völkern, den *Καλούκωνες*, Cheruskern, Chatten, Chamaven, Tubanten), was zu den würklichen sitzen der Semnonen nördlich des Thüringer waldes, östlich vom Harz, passt.

[1] die gebiete der von Tac. vorher genannten Semnones wären doch noch *secretiora* gewesen, als die der Anglii et Varini, wenn einerseits diese und anderseits jene von E. richtig angesetzt wären.

fassung wird noch ferner dadurch gestützt, dass Tac. direct, ohne irgend welchen absatz seines berichtes, von den eben genannten stämmen zu den Hermunduri übergeht. denn wenn die von mir vertretene ansicht über den stammsitz der Angeln richtig ist, waren gerade die nördlich von der Donau wohnenden Hermunduri die südlichen nachbaren der Angeln und somit den Römern näher, *propior civitas*'. im völligen gegensatz zu E.s auffassung besteht für mich und, wie ich glaube, für jeden unbefangenen leser zwischen cap. 40 und 41 gerade einer der stärksten absätze, die überhaupt denkbar sind. nachdem Tac. bis dahin dem laufe des Rheines folgend, von s. nach n. und von w. nach o. fortschreitend bis in die äufsersten vom Rhein her erkundeten gegenden gelangt war, zu gebieten von völkern, die sich *in secretiora Germaniae* erstrecken, bricht er zu anfang des 41 cap. so ausdrücklich wie möglich ab und erklärt, dass er in derselben weise von nun an dem lauf der Donau folgen werde. dass die Anglii die unmittelbaren nordnachbarn der Hermunduri gewesen seien, wird durch Tac.s worte durchaus nicht vorausgesetzt: ganz im gegenteil deutet der gegensatz *secretiora* — *propior* auf eine möglichst grofse entfernung zwischen den anglischen stämmen und den Hermunduren.

'Der wichtigste einwand' gegen seine ansicht scheint E. s. 23 'in dem berichte zu liegen, den Tac. von einem der ganzen dritten Suebengruppe gemeinsamen heiligtume auf einer insel im ocean gibt'. E. sagt: 'man könnte versuchen diese schwierigkeit durch die annahme zu umgehn, dass in die dritte abteilung des Suebenbundes verschiedene local getrennte stämme zusammengeworfen seien, und dass Tac. den Angeln und Warnen einen religiösen brauch zugeschrieben habe, der nur den Suardonen, Avionen ua. eigen war'. E. scheint es also für möglich zu halten, dass von den sieben stämmen einige, wie die Avionen und Suardonen, an der seeküste safsen, während andre ihnen verwante, wie die Angeln und Warnen, an der Saale zu hause waren. er fährt indessen fort: 'dieser erklärungsversuch scheint mir aber sehr unbefriedigend. wenn man aber erwägt, dass der völkerverkehr in Germanien, zur zeit der geburt Christi und jahrhunderte nachher, hauptsächlich auf den schiffbaren flüssen statthatte, wird es leichter begreiflich, wie das hauptheiligtum einer ganzen, sich landeinwärts längs einem flusse erstreckenden völkerabteilung auf einer meeresinsel an der mündung des flusses konnte gelegen sein'. dass dieser versuch, die annahme, dass Tac. die Anglii an die Saale versetze, mit dem bericht von der *insula Oceani* zu vereinigen, irgend einen leser befriedigen könne, scheint mir nicht wol möglich.

E. gibt s. 22 zu, 'dass die nächsten stammverwanten der Angeln nicht die Semnonen und Langobarden waren'. s. 63 erkennt er an, 'dass zwischen den Friesen und den Angeln der nächste sprachliche zusammenhang besteht'. 'ihre intimsten an-

knüpfungen' sagt er s. 67 'in beziehung auf sprache und stammesverwantschaft hatten die Angeln unzweifelhaft mit den nordwärts wohnenden Elbstämmen. darauf deutet schon Tac.s bericht hin' (!). mit den nordwärts wohnenden Elbstämmen wird E. die 'Suardonen, Avionen ua.' unter den 7 stämmen (s. 23), sowie vielleicht die ingväonischen Sachsen in Ditmarschen und die Chauken westlich der Elbmündung meinen. deutet Tac.s bericht auf intimste beziehungen zwischen den Anglii und diesen stämmen, so kann dies in keiner andern weise verstanden werden und auch von Tac. selbst nicht anders verstanden sein, als dass die Anglii geographisch an diese stämme grenzten.

Zu anfang des 5 abschnitts, in dem (nach der einl. s. 4) die frage nach dem ursprünglichen wohnsitz der Angeln 'vom sprachgeographischen gesichtspuncte aus in erwägung gezogen werden' soll, fragt E. (s. 64): 'wenngleich aber nach den obigen auseinandersetzungen historische und geographische zeugnisse und tatsachen auf binnenländische wohnsitze der Angeln hinweisen, ist es nicht wegen sprachlicher rücksichten unmöglich ein solches resultat zu acceptieren? drängt uns nicht alles dahin, die Angeln, welche Nordengland besiedelten, aufserhalb des md. gebietes den nordelbischen Sachsen und vor allem den Friesen möglichst nahe anzusetzen?' allerdings, denn sprachliche verwantschaft hat durchaus fortdauernde oder frühere geographische nachbarschaft zur voraussetzung. die anglischen stämme müssen notwendig von haus aus mit den Frisii, den Chauci und den ingväonischen Saxones einen zusammenhangenden geogr. complex gebildet haben, wie sie dies nach Tac.s darstellung, nach der sie n. der Langobarden, ö. der Cimbri safsen, auch getan haben, aber nimmermehr nach E.s deutung des taciteischen berichts. wenn E. seinem buche eine karte beigegeben hätte, welche die sprachliche verwantschaft der volksstämme durch farben bezeichnete, so würde einerseits das geographische bild der Sueben in sprachlicher hinsicht, di. der späteren Hochdeutschen [1], der Ermunduren, Markomannen, der (in den von Ptol. ihnen zugewiesenen sitzen von vandalisch-burgundischen stämmen umklammerten, durch die Silingen von ihren südlicheren verwanten getrennten) Semnonen und der weit nach nw. hin vorgedrungenen Langobarden, anderseits in noch höherem grade das bild der Ingväonen, die sich zunächst an der Nordseeküste von den Friesen bis zu den Saxones, dann nach E. sowol zu den Aviones und Suardones auf der kimbrischen halbinsel, als auch, durch die Langobarden getrennt, südlich dieser die Elbe und Saale aufwärts bis zu den grenzen der civitas Hermundurorum erstreckt haben sollen, höchst unregelmäfsig aussehen und nicht eben zu gunsten von E.s annahme sprechen. die Angeln müsten von der Elbmündung oder der unteren Elbe aus-

[1] nicht in politischer hinsicht, in welcher nach E., wie derselbe mit Tac. annimmt, die Anglii und genossen den Sueben zugehört haben sollen.



gegangen und flussaufwärts gezogen sein, darauf müsten die Langobarden von den Semnonen nach nw. hin ausgegangen sein und die Angeln von ihren verwanten getrennt haben. solches ist nun allerdings ja häufiger vorgekommen, und das bemerkte vermag darum noch kein gegenbeweis gegen E.s auffassung zu sein.

Alle englischen dialekte stehn dem nordischen näher als das friesische, eine folge davon, dass, während das friesische von haus aus der dem nordischen geographisch am fernsten stehnde der ingväonischen dialekte war, das englische von haus aus dem nordischen geographisch näher stand [1], ursprünglich durch das erulische von diesem getrennt, später sich unmittelbar mit ihm berührend. wenn E. recht hätte, dann müsten notwendig die dialekte derjenigen englischen gebiete, die von der mittleren Elbe und Saale aus colonisiert wären, dem nordischen ferner stehn als die übrigen englischen dialekte, dagegen berührungen mit dem hd. zeigen, die den übrigen englischen dialekten abgiengen, nämlich in allen denjenigen puncten, zu denen in den dialekten jener anglischen stämme einerseits und in den übrigen englischen dialekten anderseits der grund gelegt wäre in den jahrhunderten, in denen die anglischen stämme, von hochdeutschen stämmen rings umschlossen, an Elbe und Saale gewohnt hätten [2]. davon findet sich aber nicht die geringste spur. die dialekte von Mercia und Ostangeln stehn sicher in den puncten, die auf die zeit vor dem auszug zurückgehn, dem nord. näher als die gesamten sächs. dialekte Südenglands und der kentische dialekt. eben dieselben dialekte stehn sicher unter allen englischen dialekten dem eigentlichen friesischen von haus aus am fernsten, was indessen auch zu E.s ansicht passen könnte. ob sich noch sprachlich nachweisen lässt, welche unter den nordenglischen dialekten vor dem auszug die dem nordischen geographisch näher stehnden gewesen sein müssen (die dialekte von Bernicia und Ostangeln, oder Bernicia und Mercia, gegenüber dem dialekt von Deira? vgl. u. s. 158 f), müste erst eine genauere untersuchung ergeben [3].

[1] einzelne puncte, die das englische dank der früheren geogr. stellung mit dem nordischen gemein hat, sind zb. das fehlen der deutsch-fries. präp. 'von' fries. nd. *fan*, *fon*, ahd. *fona*, statt deren neben *af* (*of*) das im deutsch-fries. als präp. unübliche ae. *fram*, *from*, an. *frá* gebraucht wird; der gebrauch des *i*-stammes germ. *rugi-z* 'rocken', ae. *ryze* me. *rie* ne. *rye* an. *rugr*, gegenüber dem deutsch-fries. *n*-stamm mit inl. cons. *gg* afr. *rogga* as. *roggo* ahd. *rocco*; das *r* aus *z* (aus den obliquen casus verallgemeinert) in dem worte ae. *hara* me. ne. *hare* 'hase' gegenüber dem deutsch-fries. *s*.

[2] so wie zb. das kentische das *e ē* als umlaut von *u ū* mit dem friesischen gemein hat (ohne die nicht-fries. dialekte innerhalb des nordfries., die in diesem puncte auf seiten des engl. ohne das kentische stehn) darum, weil, wenn meine Ae. volksep. 93 (vgl. GGA. 1889 s. 942) ausgesprochene vermutung (s. u. s. 159) richtig ist, die Kenter als am weitesten vorgedrungene chaukische colonie vom 1 bis zum 5 jh., getrennt von den übrigen ags. stämmen, in der südwestnachbarschaft der Friesen safsen.

[3] selbstverständlich ist bei einer solchen untersuchung abzusehen von allem erst in der neuen heimat ausgebildeten, in welchem das gegenseitige

Wie im dialekt, so würden englische stämme, die, wie E. s. 22 sagt, in der 'machtsphäre der Semnonen' gesessen und mit diesen 'eine politische einheit' gebildet hätten, auch im cultus von den erminonischen Sueben beeinflusst worden sein. wir finden aber auch davon keine spur. die mythischen erinnerungen der englischen stämme weisen in eine heimat, welche eine entweder unmittelbare oder (durch die Eruler) vermittelte berührung mit den Dänen statthaben liefs, und es finden sich zwischen den erinnerungen der einzelnen stämme keine solche unterschiede, wie sie aus der beeinflussung eines teiles durch verehrer des Irmin = Ziu zu erklären wären.

E. schlägt, um die abnorme geographische lage seiner Angeln für die zeit vom 1 jh. bis zum auszuge nach Britannien gegenüber ihren verwanten glaublich zu machen, folgenden weg ein. er sagt s. 64: 'da ist von anfang an klar auszusprechen, dass auch nach meiner ansicht die sprache der saalischen Angeln unzweifelhaft niederdeutsch, nicht mitteldeutsch gewesen sein muss', und er bemüht sich darauf im folgenden zu beweisen, dass 'im östlichen Mitteldeutschland die älteste grenze zwischen dem nd. und dem md.' weit südlicher verlaufen ist als heutzutage. aber die frage nach den sitzen der Angeln vor dem auszuge hat mit der ursprünglichen oder späteren sprachgrenze zwischen md. und nd. nicht das mindeste zu tun. die gebiete an der mittlern Elbe und Saale waren zu anfang unsrer zeitrechnung weder nd. noch md., sondern oberdeutsch (im sprachlichen sinne), nämlich suebisch. die grenzlinie zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch lief vor der grofsen linksschwenkung der Sueben nicht westöstlich, sondern südnördlich. die hauptstämme der spätern Mitteldeutschen im westen der Sueben waren einerseits die Chatten, von denen die Rheinfranken und später die Ostfranken ihrer hauptmasse nach ausgegangen sind, und die mittelfränkischen stämme, Usipi, Tencteri, Tubantes, Ubii, anderseits, wie ich glaube, die Cherusci. die Thüringer, die verschiedene Suebenreste und ein ingväonisches element (s. u.) in sich aufgenommen haben, sind ihrer hauptmasse nach weder Sueben noch zu Deutschen gewordene Ingväonen, sondern können nur von einem nordwestlicheren volke ausgegangen sein: als solches bietet sich kein anderes als das der erminonischen aber nicht suebischen Cherusker, die nach dem abzug der Sueben sich nach o. und so. hin ausgedehnt haben müssen, indes sie ihre ursprünglichen ebenso wie später den nördlichen teil der hinzugewonnenen gebiete an die Sachsen verloren haben[1]. das kernvolk

verhältnis der dialekte natürlich genau der neuen geographischen ordnung entspricht.

[1] diese ansicht, die ich hier nicht näher begründen will, weicht, wie man sieht, völlig ab von der ansicht, nach welcher die Cherusci bereits in der Römerzeit in Thüringen gesessen hätten, wovon nicht die rede sein

der nd. Sachsen waren die Angrivarier, und für Angrivarier und Cherusker als mit einander verbundene völker [1] ist in dem Sachsenbund kein raum. zu den Sachsen zur einen, den Franken zur andern seite und weiter zu den Oberdeutschen stehn die Thüringer in eben demselben verhältnis, wie im 1 jh. die Cherusker zu den Angrivariern, Chatten und Sueben. ist dies richtig, so bildete also im 1 jh. die grenze zwischen Niederdeutschen und Mitteldeutschen der *agger*, den die Angrivarier aufgeworfen hatten, *quo a Cheruscis dirimerentur* (Ann. II 19). die Angeln dagegen waren durchaus nicht 'unzweifelhaft niederdeutsch' [2], sondern mit den stammverwanten Friesen, Chauken und ingväonischen Sachsen überhaupt nicht Deutsche, so wenig wie die Ostgermanen, wenngleich als Westgermanen den Deutschen näher verwant als diese.

Zu anfang des 6 jhs. richtete Theodorich ein schreiben an die *Herulorum*, *Guarnorum*, *Thoringorum reges*; unter Karl dem Grofsen wurde für Angeln und Warnen, die auf thüringischem boden safsen, die *Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum* aufgezeichnet; und speciell ingväonische dialektbesonderheiten sind auf altthüringischem gebiete bis in den anfang des 11 jhs. nachweisbar (Bremer Beitr. 9, 579 ff). die tatsache, dass Warnen auf thüringischem boden seit dem 5 jh., und später neben ihnen auch Angeln nachzuweisen sind, sucht E. (s. 25 ff. 65 ff), wie begreiflich, als stütze für seine ansicht zu verwerten: es ist neben der ansetzung der Σύηβοι οἱ Ἀγγειλοί bei Ptol. das einzige, was sich überhaupt zu ihren gunsten beibringen lässt. die denkbare annahme, dass diese Angeln oder Angeln und Warnen erst von Karl dem Grofsen auf thüringischen boden verpflanzt seien, weist E. s. 27 mit recht ab. aber für die ursitze der Anglii et Varini vermögen diese thüringischen Anglii et Werini eben so wenig zu beweisen, als Friesen im alten gebiet der Chauken oder nördlich der Eider beweisen können, dass Frisii bereits im 1 jh. in diesen gebieten gesessen haben. eine ein-

kann (CDanckwerth 1652 s. 37 f, bei dem den Cherusci zu ihren würklichen sitzen an der Weser die östlicheren und südöstlicheren der späteren Düringer verliehen sind, in deren namen in Muchscher weise, wenn gleich natürlich noch ohne kenntnis der im 19 jh. gefundenen lautgesetze, des Tac. *stulti* (*Cherusci*) gefunden werden; AWerneburg Die wohnsitze der Cherusken und die herkunft der Thüringer, Jahrb. der kgl. akad. gemeinnütziger wissensch. zu Erfurt, n. f. heft 10, Erfurt 1880 s. 1 ff).

[1] dass die südlicheren Engern gleich den meisten Ostfalen ihrer abstammung nach überwiegend Cherusker sein können, die von den Angrivariern bezwungen worden sind, ist damit nicht ausgeschlossen. wenn umgekehrt die Cherusker das kernvolk der nd. Sachsen gewesen sein sollten, dann könnten die Angrivarier ihrer hauptmasse nach nur in den englischen Sachsen gesucht werden. dass aber die Cherusker, die mit den Saxones an der Elbmündung durchaus keine berührung hatten, von diesen den Sachsennamen übernommen haben sollten, ist im höchsten grade unwahrscheinlich.

[2] wenn man nicht das wort 'deutsch' im sinne von 'westgermanisch' oder mit JGrimm für 'gesamtgermanisch', und 'niederdeutsch' als rein negativen begriff = 'nicht hochdeutsch' brauchen will.

wanderung aus andern gebieten ist für diese Friesen eben so wenig historisch bezeugt wie für die thüringischen Ingväonen, und doch sind alle (eigentlichen) Friesen aufserhalb des stammlandes der Frisii eben so sicher einmal eingewandert wie diese, und diese so sicher wie jene. davon dass, wie E. annimmt, das *gros* der Angeln und Warnen seit Tac.s und Ptol.s zeit auf später thüringischem boden gesessen habe, kann keine rede sein, da sie sich hier niemals in den ersten jhh. bemerkbar machen und nur Ptol. hier die Ἀγγειλοί ansetzt, während niemand hier die Warnen kennt. die anwesenheit von Warnen um 500 in Thüringen ist nicht anders zu beurteilen als die der mit ihnen zusammen genannten Heruler, welche E. nicht von haus aus in Thüringen gesessen haben lässt. E. sagt s. 67, dass die Angeln und Warnen, die 'bis an die südgrenze des nd. sprachgebietes' reichten, 'schon früh (im 5. 6, vielleicht 4 jh.)' 'in engem, politischem verbande mit ihren mächtigen südnachbarn, den Thüringern' stehn 'und zwar so, dass sie einen integrierenden teil des thüringischen reiches bilden', und er meint s. 30, dass in folge der erschütterungen des thüringischen reiches im 1 dritteil des 6 jhs. und seines sturzes 531 'ein grofser teil der Angeln' 'längs dem Elbflusse nach der küste und nachher über das meer nach Britannien' gezogen sei[1]. von *einzelnen* der thüringischen Angeln (und auch Warnen) mag dies richtig gewesen sein, aber eine namhafte beteiligung der Ingväonen an der colonisation Britanniens, die notwendig vom gros der ingväonischen volksstämme ausgegangen ist, darf man nicht annehmen. von den opfern der katastrophe 531 abgesehen, haben unmittelbar vor dieser wahrscheinlich nicht wesentlich mehr Angeln und Warnen in Thüringen gesessen als eben die väter der spätern thüringischen Anglii et Werini. wenn, wie E. will, das *gros* der Angeln und Warnen von haus aus in dem später thüringischen gebiete gewohnt hätte, dann würden die Angeln, die ihren überlieferungen nach in der heimat ein reich gehabt haben unter den vorfahren der könige von Mercia und die später in Britannien eigene reiche zu gründen vermochten, und ebenso die Warnen, von denen am Niederrhein im 6 jh. ein königreich bezeugt ist, das wol bis zur vernichtung des volkes 595 bestand, sich schwerlich unter die botmäfsigkeit der Thüringer begeben haben. hätte speciell von den Angeln ein *namhafter* teil um 500 in Thüringen gesessen, dann würde wol von einem der königlichen brüder von Thüringen auch der titel eines königs der

[1] was E. s. 31 unten f bemerkt: 'es ist keineswegs eine vereinzelte begebenheit in der geschichte der germ. völkerwanderungen, dass ein stamm, ans meeresufer angelangt, sich nicht scheut seine züge zu wasser nach den jenseitigen küsten zu verfolgen', wo gemeint ist 'ein binnenländischer stamm', kann zugegeben werden (vgl. die Vandalen), obwol E.s hinweis auf 'die fahrten der Heruler auf dem schwarzen meere', da diese von dänischen inseln oder Jütland gekommen waren, als einziges beispiel nicht sehr glücklich gewählt ist.

Angeln geführt sein und in Theodorichs brief an die könige der Heruler, Warnen und Thüringer der name der Angeln nicht fehlen. dass kleine abteilungen von Angeln und Warnen schon in alter zeit, im 1 oder 2 jh., sich vom gros der volksstämme abgetrennt und an der mittleren Elbe und Saale sitze bezogen hätten, kann auch nicht wol angenommen werden: sie hätten schwerlich diese sitze behaupten können, sondern wären von den nach sw. ziehenden Semnonen mit fortgerissen worden. die einzig wahrscheinliche annahme ist m. e. die, dass erst nach dem linksabmarsch der Sueben, nachdem die Semnonen und Ermunduren, sowie später die Markomannen nach sw., hinter jenen her die Langobarden zunächst nach so. abgezogen waren, als hintermänner der Langobarden auch einzelne schaaren von Angeln und zahlreichere Warnen sich südwärts gewant haben, um innerhalb des früher suebischen gebietes sitze zu beziehen, wol hinter einer abteilung der dem gebiete der Angeln benachbarten, den Langobarden verwanten Morunge (ae. *Myrᵹingas*[1]), die ebenfalls innerhalb des später thüringischen gebietes sitze gefunden hat, und als vorläufer der desselben weges ziehenden abteilung der Heruler.

Auf dem wege von ihren stammsitzen nach Britannien haben die Angeln und Warnen, ebenso wie später die Normannen, in den Niederlanden station gemacht. hier safsen sie neben (fränkischen) *Thoringi*. 'wir treffen', sagt E. s. 28, 'im 5. 6 jh. n. Chr., vielleicht schon im 4, nicht unbedeutende schaaren von Thüringern, Angeln und Warnen am unteren Rhein und an der Maas an'. 'in jener verbindung der drei stämme in ihren neuen wohnsitzen' liegt für E. 'wenigstens ein hinweis darauf, dass sie in ihren alten stammländern benachbart waren', dh. also, dass die Angeln und Warnen einerseits im 1 und 2 jh. nachbarn der Ermunduren gewesen, was (s. o.) durchaus nicht der fall gewesen ist, anderseits die an den Niederrhein gezogenen Angeln und Warnen aus Thüringen gekommen seien, da Thüringer mit ihnen gezogen seien. 'in den vorhergehnden jhh.', sagt E., 'fanden sich dort weder Thüringer noch Angeln oder Warnen. das wissen wir mit ziemlicher sicherheit aus zuverlässigen berichten über die ältere bevölkerung dieses striches.' der älteste eingehnde zuverlässige bericht ist Plinius katalog der germanischen bewohner der inseln des Rheindeltas (Nat. hist. IV 101, dazu 106). dieser verzeichnet dort allerdings weder Anglii noch Varini, deren nichtanwesenheit am Rhein für die ersten jhh. auch niemand bezweifelt, wol aber *Turii* oder *Sturii*. diese formen der hss.

[1] das *g* gegenüber dem *w* in Ptolemäus *Μαρουίνγοι* (zu ahd. *marawi*) ist nicht das mit *w* aus *gw* wechselnde (vgl. Much Beitr. 17, 194), sondern das in der lautgruppe *-uwi-* regelrecht aus *w* entstandene (s. Bugge Btr. 13, 504 ff; Kluge Pauls Grundr. I 334; Noreen Urgerm. lautl. 153): das zu grunde liegende *mruwingo-* oder *muruwingo-* (dieses mit svarabhaktischem zweiten *u*, wie *Charudes, Heruli*) ist aus den obliquen casus verallgemeinert, vgl. ahd. *muruwi*.

könnten beide richtig, dieses die friesische, jenes die fränkische form sein (erhalten vielleicht in Doredrecht, das ein 'Traiectum Turiorum' gewesen wäre), vgl. Ae. volksepos s. 16 f. gleich den übrigen nfränk. stämmen haben auch die Turii beim eindringen der Sachsen und später der Angeln und Warnen sich landeinwärts ausgebreitet, nach Texandrien, woselbst sie als Thoringi erscheinen, und diese verschwinden hier nicht, wie ihre nachbarn, die Angeln und Warnen, sondern ihre landschaft führt im ma. den namen Doringen fort (s. Grimm GDS[4] 417 f). die md. und diese nfränk. *Thoringi* haben also nichts weiter mit einander gemein als den namen, den beide wol als geogr. namen von früheren inhabern der landschaften, keltischen *Turones* oder *Teurii*[1], geerbt haben.

Die englische sage von Offa, dem könige von *Onȝel*, dem stammvater des mercischen königshauses, und seinem kampf gegen die suebischen Myrginge *bi Fifeldore*, ist, wie E. s. 49 anerkennt, ein punct, der 'unter gewissen voraussetzungen' schwer zu ungunsten seiner theorie in die wagschale fällt. die bloſse tatsache allerdings, dass diese sage, von den Angeln mit hinübergenommen, in England existiert, beweist für die heimat der Angeln noch nichts, da sie mit jedem beliebigen orte des kampfes, der zu dem namen passt, nach welchem *Fifeldor* eine meerespforte oder mit dem meer in verbindung stehnde wasserstraſse gewesen sein muss, und der in der nachbarschaft von Sueben befindlich oder für Sueben erreichbar war, und mit jeder dazu passenden lage von Ongel vereinbar ist. entscheidend ist aber der umstand, dass die nämliche sage von Uffo auch eine dänische sage ist, seit Sven Ågeson und Saxo bezeugt. E. erklärt, dass entweder diese dänischen berichterstatter des 12 jhs. 'ihre darstellung aus englischer quelle geschöpft' haben, wofür er auf Suchier Btr. 4, 505 verweist[2], 'oder wenigstens', nach Müllenhoff Beov. s. 80. 83, 'die sage in verhältnismäſsig später zeit von England nach Dänemark gekommen' sei. gegen diese letztere annahme s. Axel Olrik, Ark. f. nord. fil. 8, 368 ff[3], der dem gegenüber s. 374 auf Dahlmanns

[1] die namen der Teurier (in *Τευριο-χαῖμαι*) und *Teurisci* erklärt Much Beitr. 17, 59 als bedeutend 'die jungen stiere'. da das germanische neben *þeuro-z* (an. *þjórr*) ein *steuro-z* 'stier' hatte, würde sich bei dieser etymologie in der abgelauteten form mit kurzem *u* das *st* in *Sturii* neben *Turii* leicht erklären.

[2] dieser aber betrachtet nur einen bestimmten zug, die stummheit des Uffo bis zum 30, oder vom 7 bis zum 30 lebensjahre, als wahrscheinlich von den dänischen chronisten aus der darstellung der englischen Vitae duorum Offarum entnommen, wogegen s. Müllenhoff Beov. s. 79 f, während 'im übrigen' nach Suchier 'das starke auseinandergehn der berichte bei Dänen und Engländern, sowie die erwähnung der sage im Widsið v. 35—44' zeigt, 'dass wir nicht an entlehnung, sondern an selbständiges weiterleben der sage in beiden ländern zu denken haben'.

[3] doch vermisst man s. 369 bei besprechung des namens Uffo eine bemerkung darüber, seit wann der name als altdän. personenname vorkommt

annahme verweist, nach welcher die sage einerseits mit den Angeln nach England gewandert, anderseits in der heimat zurückgeblieben zur dän. sage geworden ist. die tatsache, dass die anglische sage von dem stammvater des mercischen königshauses zu einer dänischen geworden ist, setzt mit notwendigkeit voraus, entweder dass die Angeln, mindestens bis in die 2 hälfte des 5 jhs., vor ihren zügen zunächst an den Niederrhein auf einem gebiete safsen, das, als ganzes oder zu einem teile, mit oder nach ihrem abzuge dänisch geworden ist, oder wenigstens, worauf auch die bindung der namen *Offa weold Onzle, Alewih Denum* Wids. 35 hinweist, dass in der letzten zeit vor dem auszuge das gebiet der Angeln an das der Dänen grenzte[1] (und dass möglicherweise in dieser zeit das

und ob anzunehmen ist, dass derselbe auch unabhängig von Uffo, dem sohne des Vermund, von andern personen in Dänemark geführt worden ist, oder ob alle zahlreichen dänischen Uffe unmittelbar oder mittelbar nach dem sohne des Vermund benannt sind in derselben weise, wie alle zahlreichen dänischen *Magnus* (*Mogens*) mittelbar nach einem ersten Magnus (sohne Olafs des heiligen), der seinen namen nach Carolus Magnus hatte (s. GStorm Ark. f. nord. fil. 9, 215 f), und alle zahlreichen dänischen *Dagmar* nach der einen ersten Dagmar (aus **Dargmar* neben *Dragmaar*) benannt sind, die eine böhmische *Dragomir* war (Schiern Hist. studier II, Kjöbenhavn 1857, s. 261 ff). zeugnisse für *Uffi, Uffo, Offæ, Offe, Offo* als altdän. personennamen s. im index (tom. IX) zu Scr. rer. Dan. s. 759 und bei ONielsen Olddanske personnavne 1883 s. 102. der name ist nicht vor Sven Ågesons und Saxos zeit bezeugt: dieser kennt neben dem sohne des Vermund nur noch den schwedischen Uffo, sohn des Asmund. der älteste sicher datierbare träger des namens aus historischer zeit ist der erzbischof Uffo von Lund 1228—1252; nicht sicher datierbar, doch frühestens aus dem 12 jh. ist Uffi Gutmundi filius im Liber daticus Lund. vetustior, Scr. r. D. III 560.

[1] diese letztere möglichkeit muss wegen des analogen falles der Heaðobearden des Beowulf und des Widsiðliedes, deren könige Froda und Ingeld ebenfalls in die dän. königsreihe aufgenommen worden sind, gelten, vorausgesetzt, dass die Heaðobearden, die nach Wids. 45—49 als wikinge mit den Dänen auf Seeland (*æt Heorote*) kämpften, die sitze der späteren Obodriten inne gehabt haben, wie im Ae. volksepos 27 angenommen ist. der übergang der heaðobeardischen könige in dänische könige ist allerdings offenbar leichter zu erklären, wenn, wie Müllenhoff Beov. 30 ff. 41 ff annimmt, die Heaðobearden als Eruler auf Seeland gesessen haben; aber es wird mir schwer, die Heaðobearden von den suebischen Barden zu trennen und mit den ostgerm. Erulern zu identificieren. sollten Froda und Ingeld in würklichkeit Eruler gewesen sein, so wäre anzunehmen, dass erst die ags. sage die Eruler zu Heaðobearden gemacht hätte, vgl. Much Beitr. 17, 201. oder sollte der name der wol erulischen *Κοβανδοί* bei Ptol. (s. o. s. 140 anm.) aus *ΚαθυΒΑΡΔΟΙ* entstellt sein?

An der Ostseeküste muss zwischen den anglischen völkern und den Vandilii ein den Langobarden nächstverwanter Suebenstamm gesessen haben, denn während die anglische sage von kämpfen gegen Sueben, aber nichts von kämpfen gegen Vandilii zu berichten weifs, setzt die langobardische sage die Langobarden von vorne herein in ein feindliches verhältnis zu den Wandali, was nicht Vandalen im engern sinne gewesen sind, sondern Vandilii, und zwar für die urzeit Burgunder oder nächste verwante derselben. Offas kampf gegen die suebischen Myrginge braucht die ursprüngliche engl. sage nicht an eben den ort verlegt zu haben, wo nach der dänischen sage Uffos kampf gegen die Sachsen localisiert ist. der kampf, welcher der sage zu grunde liegt, könnte in würklichkeit an der südgrenze der Ingväonen gegen die Lango-

haus des Offa über einen teil der Jüten geherscht habe): man kann aber wol mit sicherheit sagen, dass, wenn die Angeln des Offa an der mittleren Elbe und Saale gesessen hätten und von diesen sitzen nach Britannien gezogen wären, und die der sage von Offas kampfe zu grunde liegende begebenheit mitten in Deutschland stattgefunden hätte, dass dann die Offasage nicht leicht zu einer dänischen geworden wäre, die in Dänemark jedes schulkind kennt, während in Deutschland nur gelehrte von Offa-Uffo etwas wissen, und dass dann nie und nimmer die namen von *Offa*, seinem vater *Wær-*

barden, an der Elbe, oder an der ostgrenze gegen suebische stämme stattgefunden haben, ob sich nun diese an der Schwentine und mittleren Trave befunden hat, zusammenfallend mit dem späteren limes saxonicus (s. FBangert Die Sachsengrenze im gebiete der Trave, Oldesloe 1893, progr. nr 295, s. 4 ff), so dass das gebiet der vom Bardengau ausgegangenen Nordsueben ziemlich genau mit dem späteren des slavischen stammes der Obodriten zusammenfiele, oder östlicher an der Warnow, nach Much Beitr. 17, 186, der diesen fluss für den ptolemäischen *Χάλουσος* hält. altgerm. *χaluso-z* ist (mit dem svarabhaktischen *u* zwischen *r*, *l* und cons. wie in *Charudes*, *Heruli*) ae. *heals* 'hals': dieser name, sollte man denken, müste den engern ausfluss eines breiteren gewässers bezeichnet haben, ähnlich dem hals des Limfjordes oder der verengung des Sundes zwischen *Helsingör* und *Helsingborg* oder vielleicht der des kleinen Beltes. wenn nicht westlich der Oder ein fluss nachzuweisen ist, auf dessen unteren oder untersten lauf dieser name passt, dann wird anzunehmen sein, dass Ptol.s ansetzung des *Χάλουσος* als *ποταμός* und als ostgrenze der *Σάξονες* südlich der Ostseeküste gegen ein anderes volk, und seiner lage irrig ist. bei Muchs auffassung müste der 'hals' also der ausfluss der breiten unteren Warnow unterhalb Rostocks, die Warnemünde, gewesen sein. wenn die Nordsueben aus dem Bardengau kommend die Elbe überschritten und demgemäfs zunächst Lauenburg besetzten, so ist es das wahrscheinlichste, dass sie gleich an der Lübecker bucht, und nicht sehr wahrscheinlich, dass sie erst so viel weiter nach osten, östlich der Warnow, die seeküste erreichten. die untere Warnow ist mir als ostgrenze der Ingväonen nur denkbar bei der annahme, dass ein teil der Nordsueben, die an der seeküste ostwärts bis zur Warnow sitzenden, von den ingväonischen westnachbarn unterworfen worden ist. einige der Germ. 40 an letzter stelle nach den *Reudigni*, *Aviones*, *Anglii* genannten völker könnten dann ihrer hauptmasse nach würklich Sueben gewesen sein, die in der folge in sprache und cultus von den Angeln ingväonisiert worden wären, deren ursprüngliches Suebentum aber bei Tac. über alle anglischen völker ausgedehnt worden wäre. die *Eudoses* wären *Eudusii* gewesen, nördliche ausläufer der Centralsueben. Wids. 43 f *heoldon forð siþþan Enᵹle ond Swæfe, swa hit Offa ᵹesloᵹ*, würde die grenze der Angeln und der ihnen unterworfenen Sueben gegen die *Myrᵹingas* (s. o. s. 152 anm.) = Marvinge (in denen Much Beitr. 17, 85 f Semnonen sieht) gemeint sein.

Während im Beow. in der episode von Offas gemahlin das *bi sæm tweonum* 1956, von dem sitze des Offa gesagt, als 'fester epischer ausdruck' (E. s. 55) der vorstellung des dichters in England sein dasein verdanken könnte, gehört das *ofer fealone flod* 1950 ohne zweifel zur sage und beweist, dass, wie im 1 jh. zum gebiete der Anglii und genossen eine *insula Oceani* gehörte, ebenso zu der zeit, wo die sage von Þryðo an Offa geknüpft ward, das reich des Offa nicht im binnenlande, sondern an die meeresküste grenzend gedacht war. — E. lässt s. 50 ff den wert der aufschlüsse des Widsiðliedes und des Beowulfepos in weit höherem grade, als es in würklichkeit der fall ist, abhängig sein von der frage nach dem ursprung und der composition dieser gedichte, auf die ich hier nicht eingehn kann.

mund und dessen vater *Wihtlæȝ* als *Viglecus*[1], *Vermundus*[2], *Uffo* in die dänische königsreihe aufgenommen wären.

Das zeugnis des Beda, der (Hist. eccl. I 15) alle Sachsen in Britannien von Sachsen (*de Saxonibus*) herleitet, '*id est ea regione quae nunc antiquorum Saxonum cognominatur*', und alle britischen Angeln mit einschluss der Nordhumbrer von Angeln (*de Anglis*), '*hoc est de illa patria quae Angulus dicitur et ab eo tempore usque hodie manere desertus inter provincias Iutarum et Saxonum perhibetur*', wird s. 34 ff abgewiesen. die 'vermutung', meint E. s. 38 f, dass 'Beda oder ein anderer bei dem mangel einer anderweitigen bestimmten tradition jene gleichnamige landschaft in Schleswig als das stammland der englischen Angeln auffasste', 'wird einigermafsen durch Bedas eigenen text bekräftigt. Beda bemerkt ausdrücklich, dass *Angulus* seinen nachrichten gemäfs *desertus* war. dass die fruchtbare ebene des schleswigschen Angelns fast 3 jhh. (*ab eo tempore usque hodie* di. bis um 730 n. Chr.) brach und öde gelegen haben sollte, ist in der tat ganz unwahrscheinlich. Beda gelangte ... zu dieser auffassung dadurch, dass ihm gar keine meldung über daselbst befindliche Angeln zugekommen war. die Angeln Britanniens wohnten ehedem in Angeln: jetzt sind keine Angeln mehr da: folglich ist Angeln öde. dies wird der schluss Bedas gewesen sein'. die 'fast 3 jhh.' gewinnt E., indem er sich an die jahreszahl 449 bei Beda, di. das hergebrachte datum des beginnens der ags. colonisation Britanniens, hält, während es hier doch nicht auf Bedas darstellung oder vorstellung, sondern einzig auf die würkliche zeit des auszugs aus der heimat ankommen konnte: dass das gros der Angeln würklich um 450 die heimat verlassen hätte, um zunächst bis tief ins folgende jh. hinein in den Niederlanden station zu machen, wäre allerdings denkbar, aber wir wissen darüber nichts und dürfen nimmermehr mit der jahreszahl bei Beda als dem gegebenen datum des auszugs der Angeln rechnen. aber abgesehen davon, so ist die frage nach dem wert der angabe Bedas über die herkunft der Angeln völlig unabhängig von der frage, wie weit die nachricht über die volksmenge des *Angulus* für seine zeit richtig war. wenn Beda über die bevölkerungsdichtigkeit der schleswigschen landschaft unrichtiges erfuhr oder aus richtigen angaben einen unrichtigen schluss zog, so ist damit noch keineswegs die tradition, um deren willen Beda sich für den Angulus interessierte, nach welcher ein seiner lage nach irgendwie näher bezeichnetes *Ongel*, Offas *Ongel*, das stammland der Angeln gewesen sein sollte, als unrichtig erwiesen oder gar bewiesen, dass eine solche tradition gar nicht vorhanden

[1] dieses (adän. *-lék* an. *-leikr*), nicht *-letus*, die richtige form nach AOlrik, Ark. 8, 371 f.

[2] adän. *Værmundr*, mit regelrechtem umlaut und vocalverkürzung im ersten bestandteil, = aisl. *Vármundr* ae. *Wǽrmund* ahd. *Wármunt*, s. Olrik aao. 370.

gewesen sei [1]. dass zu Bedas zeit eine solche tradition, und zwar für eine noch weiter zurückliegende zeit, bestehn und richtig sein konnte, zeigt das beispiel der Waresci am Doubs in der Franche Comté (Zeufs s. 584 f, Müllenhoff Zs. 11, 132), der alten Varisti, die, im gefolge der Burgunder 406 über den Rhein gezogen, im 1 drittel des 8 jhs. nach Egilberts Vita Ermenfredi (Acta Sanctorum, Sept. vII 117) noch wusten, dass sie *olim de pago, qui dicitur Stadevanga, qui situs est circa Regnum flumen, partibus Orientis*, gekommen waren: die erinnerung hielt also hier den namen einer landschaft und dazu den eines flusses fest, auch ohne dass zwischen diesen namen und dem des volkes irgend welche anknüpfungspuncte bestanden.

'Also', schliefst E. s. 39 aus Beda, könig Ælfred und Adam von Bremen, 'im 8. 9. 11 jh. sind uns gar keine Angeln in Schleswig bekannt. sollten sie würklich so vollständig ausgewandert sein können? es ist uns doch weder in der alten dichtung noch in der geschichte eine andeutung bewahrt von irgend welchen veranlassungen, die eine so vollständige losreifsung eines mächtigen volkes aus dem heimatlichen boden erklärlich machen'. negative argumente dieser art entbehren der beweiskraft. sind etwa im 6 jh. oder später in dem früheren Ermundurenlande, späteren Ostfranken, innerhalb der Deutschen noch ostgermanische Burgunder nachzuweisen? die gleiche frage lässt sich fast überall mit negativem resultat aufwerfen, wo völker so vollständig ausgewandert sind, dass die reste nach kurzer zeit zwischen andersredenden völkern sich verloren haben. das fortleben der Offasage in Dänemark weist darauf hin, dass w e n n Angeln ganz oder zu einem teile innerhalb des späteren dän. gebietes gesessen haben, ihre oder mindestens dieses teiles auswanderung wahrscheinlich nicht vollständig gewesen ist. dass in der landschaft Angeln und überhaupt in Schleswig zu Bedas zeit und, vom westen abgesehen, bis heute von englischen Ingväonen nichts zu bemerken ist, ist richtig. aber im westen Schleswigs, innerhalb der sogenannten Nordfriesen, sitzen sicher nichtfriesische, den Angelsachsen verwandte Ingväonen, die bewohner von Amrum-Föhr und Sylt-Helgoland: ihre dialekte zeigen neben beziehungen zum sächs. dialekt des englischen, die auf einwanderung aus südlicheren, chaukischen gebieten hindeuten [2], auch beziehungen zum nordenglischen, und zwar zeigt vornehmlich der dialekt von Amrum-Föhr berührungen mit dem nordhumbrischen, dagegen speciell der dialekt von Sylt-Helgoland solche mit dem anglischen im engern sinne (dem ost-

[1] dagegen ist es natürlich, dass man in England, wenn auch der name mit angaben über die lage überliefert war, doch über die a u s d e h n u n g, welche dieses Ongel gehabt hatte, nicht mehr genau bescheid wuste. dass Beda die *patria quae Angulus dicitur* vom gebiete südlich der Eider ausschliefst, kann in der tat daher rühren, dass er hier den Sachsennamen fand.

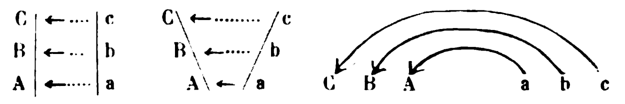
[2] wie die 'Friesen' innerhalb der Nordfriesen sicher von der südküste der Nordsee her gekommen sind.

anglisch-mercischen). ob also nicht im weiteren und auch im engeren sinne anglische elemente in den Nichtfriesen unter den Nordfriesen im westen Schleswigs stecken, ist mindestens noch eine offene frage [1].

[1] die Sylter sage berichtet (Ae. volksepos 90 anm.): 'die *Ûwen* kamen von osten'. Bremers deutung dieses namens (Zs. f. d. ph. 25, 129 f) als = ae. *Eawan* = urgerm. **Auwaniz* und seine identificierung der *Uwen* mit den *Aviones* (den 'bewohnern des marschlandes', also des östlich von Sylt gelegenen schleswigschen marschlandes) ist lautgesetzlich unmöglich. **Auwanez* hätte in der mda. nur **Auen* geben können; der durch *w* bezeichnete laut der mda. im inlaut kann nur einem ae. tönenden *f* entsprechen, und das *û* ist aus älterem *ô* hervorgegangen, während altfries. *â* (= *ā*) aus germ. *au* vor velaren und labialen geräuschlauten in der mda. zu *ô* geworden ist. der name ist, wie regelmäfsig geschlechtsnamen auf *-en* aus kurznamen der form des sw. m., aus dem personennamen *Ûv* 'Uwe' = dän. *Ove* = ae. *Ofa Oba* (belege s. Sweet OETexts 643) hervorgegangen: ich habe (aao.) angenommen, dass der zu grunde liegende personenname eine andre form des kurznamens *Offa* oder eine substitution dieses namens und die Uwen also *Offingas* gewesen und dass mit diesem namen in der Sylter sage ursprünglich von osten aus dem reiche des Offa gekommene gemeint gewesen seien.

Für die herkunft der ingväonischen colonisatoren Britanniens erscheint es mir jetzt als die wahrscheinlichste annahme, dass der süden Englands, Sussex und Wessex, von der südküste der Nordsee aus, von den Chauken westlich der Weser, östlich der Friesen, colonisiert worden ist, Sussex von den westlicheren Chauci minores, Wessex von den maiores (von den nordelbischen *Σάξονες* wird sich der Sachsenname westlich der Elbe zunächst über die westlicheren ingväonischen verwanten, die Chauken, ausgedehnt haben, vgl. LWeiland Die Angeln s. 28); dass ferner der osten Englands (aufser Kent und dem mittleren stück), Essex und Nordhumbrien (und vielleicht auch Ostangeln), seine colonisten von der ostküste der Nordsee nördlich der Wesermündung empfangen hat, und zwar Essex wol aus dem gebiete zwischen Weser und Elbe, über welches sich die nordelbischen *Σάξονες* ausgedehnt haben müsten, vgl. Ae. volksep. 86 f (eine reminiscenz hiervon, wie überhaupt von der herkunft des Sachsennamens aus den nördlicheren gegenden und der localen berührung der Angrivarier mit den ingväonischen Saxones, wird sein die sage von der ersten ankunft der Sachsen in Hadeln); Deira, Yorkshire, vielleicht aus dem westen Holsteins, den Elbmarschen und Ditmarschen, Bernicien von der seeküste nördlich der Eider (oder vielleicht ganz Nordhumbrien von der nördlicheren seeküste, und dann Ostangeln, Suffolk und Norfolk von Süder- und Norderditmarschen: der Angelnname würde daher rühren, dass das östlichere reich des Offa über dieses gebiet der *Σάξονες* die hegemonie erlangt hätte); endlich von den Mittel- und Westangeln, welche in England zuletzt das gebiet im innern, Mercia, occupierten, ist anzunehmen, dass sie in der alten heimat das hinterland östlich der Nordseeanwohner inne gehabt haben, und dasselbe gilt vielleicht von den Ostangeln; die Westangeln werden in der alten heimat innerhalb des Angelngebietes die östlichsten, die Ostangeln würden die westlichsten oder die nordwestlichen sitze inne gehabt haben.

Während eine colonisation (von a b c zu A B C, wenn a das glied bezeichnet, das die bewegung beginnt) zu lande, um eine bucht herum oder in gerader linie, vermöge des drängens der nachrückenden in der weise stattfinden kann, dass die ordnung der einzelnen glieder die gleiche bleibt, wird eine colonisation über die see hin in dieser weise stattfinden:



Im 6 abschnitt untersucht E. zunächst die bedeutungen verschiedener altgerm. völkernamen, auf die ich hier nicht eingehn

so dass bei den beiden letzten figuren, gegenüber dem resultate der colonisation zu lande, die ordnung der glieder die umgekehrte wird.

Der gegensatz zwischen Sachsen und Angeln (im weiteren sinne) würde, wenn das vermutete richtig, in der alten heimat geographisch ein solcher zwischen westelbischen und nordelbischen stämmen gewesen sein. die berührungen des friesischen mit dem nordhumbrischen würden sich erklären durch eine frühere, wol nach dem auszug der Kimbern geschehene colonisation über die Nordsee hin, deren ergebnis ein hervorgehn der Saxones in Ditmarschen aus den Chauken und parallel der Aviones nördlich der Eider aus den Friesen war nach der 2 der drei figuren, ähnlich der späteren colonisierung Nordfrieslands durch die Friesen nach dem abzug der Angelsachsen.

Sehr ausgedehnte gebiete als sitze für die ags. stämme in der alten heimat anzunehmen, ist nicht notwendig: man vergleiche zb., dass von dem engen gebiet der Chatten des 1 jhs. die gesamten Oberfranken, von Halland und Schonen die gesamten Dänen bis zur historischen südgrenze des dän. reiches, von einem verhältnismäfsig engen gebiete innerhalb des heutigen westlichen Russlands die gesamten Slaven ausgegangen, oder von welchen verhältnismäfsig engen gebieten aus in den letzten vier jhh. Amerika colonisiert worden ist. die ganze kimbrische halbinsel mit den dän. inseln (vgl. RKeyser s. o. s. 130 anm.; Hoffory Nachr. d. Gött. ges. d. wiss. 1888 s. 438 ff; Much aao. 195 ff) bis zu der südküste der Nordsee wäre für die ingväonischen colonisatoren Britanniens, wenn das gros und nicht blofs ein kleinerer bruchteil hinüberzog, als ausgangspunct m. e. ein zu grofses gebiet gewesen, ebenso wie für die Dänen das ganze historische Dänemark von Schonen bis zur Eider als historischer ausgangspunct ein gebiet von unmöglicher gröfse gewesen wäre: sie wären das einzige volk, das zu anfang unsrer zeitrechnung bereits dasselbe gebiet gehabt hätte, wie in historischer zeit, während alle andern germanischen völker, soweit sie sich im kampf ums dasein behauptet haben, aus kleineren anfängen herangewachsen sind. als unmittelbare hintermänner der Angelsachsen hätten die Dänen sich in diesem grofsen machtgebiet bereits zu der zeit in der geschichte bemerkbar machen müssen, wo zuerst Eruler auftreten, weit früher als tatsächlich geschehen. wenn die Dänen, die als Ostgermanen den Erulern näher verwant waren, um dieser willen nicht vor der 2 hälfte des 5 jhs. auf der seeländischen inselgruppe gesessen haben können, dann können die anglischen völker dies noch weniger.

Dass die gründer des ältesten ingväonischen königreichs in Britannien, des kentischen, in der alten heimat die allernördlichsten sitze inne gehabt haben sollten, ist historisch höchst unwahrscheinlich, sprachgeographisch völlig unmöglich. die colonisatoren von Kent (die *Eutii*, vgl. Weiland s. 36) sind vor dem auszug nach Britannien m. e. (wie Ae. volksep. 93 vermutet, vgl. GGA 1889, 942) vielmehr die südwestlichsten aller Ingväonen gewesen, die Westchauken, di. die Chauken derjenigen colonie, welche Plinius (dem Chauken bekannt waren, da er sie in ihrem eigenen lande gesehen hatte) N. h. IV 29 in seiner aufzählung der bewohner des Rheindeltas zwischen Friesen und Frisiabonen neben den Batavern, Cannenefaten und andern nfränk. volksstämmen nennt. welche volksstämme in diesen gegenden safsen, konnte den Römern nicht entgehn. die Chauken haben ihre züge nach sw., die sie schliefslich nach Britannien führen sollten, schon vor der mitte des 1 jhs. begonnen. schon um die mitte dieses jhs. erfahren wir (Ann. XI 18), dass *Chauci . . . inferiorem Germaniam incursavere duce Gannasco, qui natione Canninefas, auxiliaris et diu meritus, post transfuga, levibus navigiis praedabundus Gallorum maxime oram vastabat.* bei dieser gelegenheit werden weitere Chauken an der küste der provinz Germania inferior sich festgesetzt haben und in der folge wird die colonie noch bedeutender geworden sein. dass die chaukische colonie schon vor dieser zeit begründet

kann, und darauf speciell die des **namens der Angeln**[1]. er will diesen namen von dem der schleswigschen oder irgend einer andern landschaft Angel durchaus trennen, erklärt vielmehr s. 115 den namen als bedeutend 'die mit spiefsen bewaffneten, speermänner': die germ. grundform soll sein **angolo- angulo- angilo-*, denominativ durch das suffix *-lo-* abgeleitet von *angon-* 'spiefs' oder einem nicht nachweisbaren älteren gleichbedeutenden **ango-*. E. verweist auf zwei völkernamen auf *-lo-* unter den im vorhergehnden von ihm erörterten, die mit dem namen der Angeln zu derjenigen kategorie von völkernamen gehören sollen, die 'von der hauptwaffe des stammes' hergenommen sind (s. 76 ff), Heruli und Vandili, Vandali. aber die erklärung des einen namens ist sicher unrichtig[2], die des andern höchst zweifelhaft[3]. der Angelnname (ae. *Enʒle*) soll nach E. nicht ein alter *i*-stamm, sondern ein alter *o*-stamm sein, der aber (s. 117) 'im laufe der zeit, zweifellos schon früh', 'auch auf *-i* auslautete', wofür er *Svēbi-*, pl. ae. *Swǽfe*, neben *Svēbo-*, pl. ahd. *Swâbâ*, vergleicht: er verkennt den *i*-stamm in der taciteischen form *Anglii*. da diese wegen des fehlenden mittelvocals nicht zu seiner grundform **angilo-* passt, meint er, es könne bei Tac. 'ursprünglich *Angili* gestanden haben, und dies mit rücksicht auf die spätere aus Beda und anderswoher bekannte form geändert worden sein'. der deutsche mönch, der

war, lässt sich mit einiger sicherheit aus dem umstande schliefsen, dass der anführer der Chauken auf jenem zuge ein Canninefate war. diese erste colonie der späteren eroberer Britanniens auf dem wege nach sw. wird im gebiete der Canninefaten in der unmittelbaren nachbarschaft der Friesen (s. o. s. 148 anm. 2) gelegen haben: die Friesen waren von den Canninefaten durch den Rhein getrennt (*Rheno praetexuntur* Germ. 34), di. den arm des Rheins, der durch das heutige Nordholland hindurchfloss (vgl. Ottema, De Vrije Fries 4, 105 ff).

Wenn Prokop (Bell. got. IV 20) als bewohner von Britannien (*Βριττία*) neben den *Βρίττωνες* und den *Ἀγγίλοι* die *Φρίσσονες* nennt anstatt der *Σάξονες* und der besiedler von Kent, so ist der name der Friesen über die Chauken ausgedehnt worden, die im w. und o. von ihnen gesessen hatten, in deren gebiete aber zur zeit des Prokop schon Friesen gezogen waren. — der umstand, dass Prokop († 562) schon für die zeit vor der mitte des 6 jhs., lange vor der gründung des königreichs Mercia, *Ἀγγίλοι* auf der insel nennt, von denen eine königstochter gegen den könig der Warnen an der Rheinmündung schiffe ausgesant haben soll, lässt darauf schliefsen, dass bereits in der alten heimat auf die Nordhumbrer und vielleicht ebenso die Ostangeln der name der Angeln, denen jene demnach notwendig benachbart gewesen sein müssen, ausgedehnt worden ist (vgl. Weiland GGA 1889 s. 941 f): wenn die Angeln vor dem auszuge an der Saale gewohnt hätten, so hätte dies nicht geschehen können.

[1] unter den von E. s. 101 ff angeführten verschiedenen deutungen des Angelnnamens ist die von Förstemann Ad. namenbuch II 85 aufgestellte von ihm übersehen.

[2] die Heruli, gr. *Ἔρουλοι*, *Αἴρουλοι* s. 77 sollen 'die schwertbewaffneten' sein, germ. **χerulōz* von *χeru-*, as. *heru*, got. *hairu-s*, während die germ. form sicher *Erlōz*, *Erulōz* 'domini' gewesen ist.

[3] Vandali s. 79 sollen 'die mit leichten speeren oder wurfspiefsen bewaffneten' gewesen sein, germ. **Vandalōz* von got. *vandu-s*, an. *vǫndr* 'stab, rute', von E. gefasst als übergegangen in die bedeutung 'leichter speer'.

den archetypus der Germania schrieb, kann allerdings den Beda gekannt haben, aber wenn er ein **Angili* seiner vorlage um der bei Beda gelesenen form willen hätte ändern wollen, so hätte er nur *Angli* setzen können, und auch in andern historischen werken las er nur diese lat. form: nur der titel der 'lex Angliorum et Werinorum', wenn er ihm vorlag, hätte ihm die form *Anglii* an die hand geben können, aber eben diese form beruht möglicherweise umgekehrt auf Tac. und zwar eher als auf dem archetypus der Germania auf dessen vorlage. E. hätte auch, wenn er seine vermutung über die form *Anglii* Germ. 40 aufstellen wollte, erst nachweisen müssen, dass beim schreiber des archetypus der Germania eine tendenz bestand, formen von völkernamen seiner vorlage durch die im latein seiner zeit gebrauchten formen zu ersetzen. das fehlen des mittelvocals in Tac.s *Anglii* wird das ältere, und derselbe, wo er im namen der Angeln vorkommt, secundäre entwickelung sein. sollte der name die von E. angenommene bedeutung gehabt haben, so wird, was das sprachliche betrifft, eher die 'ältere vermutung in ähnlicher richtung' bei Müllenhoff Nordalb. stud. I 127, auf die E. s. 114 verweist, richtig sein, 'dass das volk ags. *Engle* . . . nach einer waffe *angul* 'hamus' benannt sei', also die grundform *angli-* ableitung von *anglo-* ist: man möchte aber, bevor die etymologie gutgeheifsen werden kann, zunächst dieses *anglo-* 'angel' = 'stachel' (s. u.) als bezeichnung einer waffe nachgewiesen sehen. sachlich ist gegen E.s etymologie einzuwenden, dass der ἄγγων bei Agathias (s. E. s. 114 f) als waffe der Franken, nicht der Angeln bezeugt ist [1], und ferner, dass uns nichts davon bekannt und es auch nicht wahrscheinlich ist, dass das ursprüngliche gauvolk der Angeln, das mit seinen stammesgenossen dieselben langen messer führte, nach welchen die Sachsen benannt sind [2], und darum wol einmal in den namen der 'Saxones' einbegriffen sein konnte, innerhalb der ags. völker sich eines spiefses besonderer art bedient haben sollte, der ihnen den sondernamen der 'Anglii' gegeben haben könnte, von welchem der weitere name verdrängt ward.

Dass die zurückführung des namens der *Enȝle* auf die grundform *angli-* und die herleitung dieser von einem 'Angel', grundf. *anglo-* m., als namen einer landschaft, 'sprachlich vollkommen richtig' ist, erkennt E. s. 109 selbst an. speciell englisch könnte der volksname auch vom fem. ae. *Onȝel* (vgl. E. s. 118) abgeleitet sein, wenn dessen genus im engl. ursprünglich (germ. **anglō*), und nicht jüngere übertragung ist nach femininen wie ae. **Eotul*, hs. *Eatul* 'Italia', *Breoton*, *Breoten* 'Britannia'; vgl. ae. *Mierce* 'Mercier', stamm *marki-*, vom fem. germ. *markō* 'mark'.

[1] das entsprechende wort ae. *anȝa*, *onȝa* sw. m. = ahd. *ango*, an. *ange* 'stachel' bedeutet auch im ae. 'stachel, aculeus', nicht 'spiefs'.

[2] *quibus* (*magnis cultellis*) *usque hodie Angli utuntur* (die Angeln und Sachsen der insel) Widukind I 6, vgl. E. s. 76 f.

S. 109 ff untersucht E. die bedeutung des namens der schleswigschen landschaft Angeln. die form *Angeln* ist, wie E. richtig bemerkt, eine verdeutschung des dän. namens *Angel* nach der analogie der zahlreichen orts- und ländernamen der form des dat. plur. auf *-n* [1]. die germ. grundform dieses namens war *anglo-z*. E. unterscheidet, mit recht, drei verschiedene wörter germ. *ang-lo-* m. als aus drei ursprünglich verschiedenen wurzeln mittels des suffixes *-lo-* gebildet: 1) von *ac* 'spitz, scharf sein' (s. 106, wo druckfehler slav. *as-t-rŭ* 'scharf' für *ostrŭ*), von welcher wurzel nach E. auch der name der Angeln stammen soll, das wort *ang-lo-* 'angel' = 'stachel', ahd. *angul* mhd. nhd. *angel*; 2) von *ank* 'biegen, krümmen' *ang-lo-* 'angel' = 'haken, angelhaken, fischangel', gemeingerm.; 3) von *anʒh* (mit palatal) 'enge sein' oder 'beengen' an. *Ǫngull*, name eines districtes im Halogaland, von welchem worte E. s. 110 ff es wahrscheinlich macht, dass es ursprünglich dasselbe wie an. *angr* m. 'enger meerbusen, enge bucht' bedeutet und gleich den norwegischen namen auf *-anger*, schwed. *-ånger* zunächst die bucht, dann die umliegende landschaft bezeichnet hat.

Ob der name der schleswigschen landschaft nicht das zweite gemeingerman. *anglo-* = 'krümmung, angelhaken' sein könne (Murray New Engl. dict. I 327 'a district . . ., so called from its shape, the word being the same as Angle sb. I' = 'a fishing-hook', von E. s. 102 angeführt), lässt E. völlig unerörtert, er weist nur die ansichten ab, dass die landschaft ihren namen daher habe, dass sie 'in dem winkel', 'den die Schlei und die Flensburger Förde bilden', oder 'in einem winkel der Ostsee belegen sei', indem **anglo-* 'in keiner germ. sprache die allgemeine bedeutung winkel, ecke' zeigt (s. 109, engl. *angle* 'winkel' wird mit recht für ein franz. lehnwort erklärt), speciell im nord. dem worte 'die bedeutungen 'hervorragende ecke' und 'winkel' ganz fremd' sind und die schlesw. landschaft 'keinen winkel der Ostsee' bildet (s. 112). aber die möglichkeit, dass die landschaft nach der form der umgebenden küste, mit den ufern der meerbusen [2], 'Angel' (= angelhaken, urspr. etwas gebogenes, gekrümmtes) benannt

[1] wenn E. aber diese verdeutschung, anstatt sie etwa 'unursprünglich' zu nennen, 'unrichtig' nennt, so steht dies auf einer stufe mit veralteten und überwundenen sprachlichen anschauungen. die analogische anfügung des *-n* in den namen *Schwansen, Angeln, Alsen, Fühnen, Schonen, Blekingen, Tondern* (16 jh. *Tundern*), *Hadersleben* nd. *-leve(n)*, *Ripen*, früher (16 jh.) auch *Koldingen, Geltingen, Arhusen, Hamershufsen* auf Bornholm, *Roschilden, Lunden* ua., ist im deutschen nicht etwa erst in unserm jh., sondern vor vielen jhh. im nd. eingetreten, aus welchem diese formen vom hd. übernommen sind (wenn E. sagt, 'die form des namens ist in der landschaft selbst immer Angel, nicht Angeln gewesen', so ist dies für die bewohner der landschaft, so lange und so weit sie nd. reden und geredet haben, nicht richtig): und diese formen (vgl. hd. *Garten* Garda, *Nógarten* nd. *Nógarden* Novgorod, *Norwegen* ua.) sind in deutscher sprache gebraucht nicht 'unrichtiger' als irgend welche andre umwandlungen fremder geographischer namen.

[2] vielleicht ursprünglich mit einschluss von Schwansen (zwischen der Schlei und der bucht von Eckernförde).

sei, kann nicht wol bestritten werden. und dass ein wort der bedeutung 'angelhaken' zwar nicht die 'allgemeine bedeutung', aber doch die specielle bedeutung 'ecke' annehmen kann, zeigt das synonyme dän. *krog* (an. *krókr*) 'angelhaken', das speciell 'ecke' bedeutet, nicht 'hervorragende' ecke, von aufsen betrachtet, sondern vielmehr 'winkel, ecke, von innen gesehen': entsprechend konnte die schleswigsche landschaft, vom standpuncte der einwohner aus, sehr wol mit dem diesem synonymen worte 'angel' benannt werden.

E. identificiert den namen 'Angel' mit dem dritten *anglo-* an. *Ǫngull.* er vermutet s. 112, dass, dem *Ǫngull* im Halogaland entsprechend, 'Angel' in Schleswig zunächst nicht name der landschaft, sondern 'der name des ungemein engen und tiefen meerbusens [1] gewesen' sei, 'welcher jetzt dän. Slien, deutsch die Schley' heifst, und dann auf die umliegende (nicht blofs die nördliche) landschaft übertragen sei.

Dies wäre möglich. aber die richtigkeit oder unrichtigkeit der annahme, dass die Angeln nach der landschaft 'Angel' benannt seien, ist von der etymologie des namens dieser landschaft völlig unabhängig. dass das dritte *anglo-* von haus aus speciell nordisch gewesen sei, kann nicht mit sicherheit behauptet werden, da dieses **ǫngull* auch im nord. nicht mehr ein lebendes wort, die wurzelsilbe *ang-* 'eng'- aber gemeingerm. ist [2]. E.s etymologie, wenn richtig, könnte also kein hindernis der annahme entgegenstellen, dass der name der *Enʒle* von dem ae. *Onʒel* abgeleitet wäre, das zunächst die landschaft zu beiden seiten der Schlei bezeichnet hätte.

Von dem namen der stadt Schleswig, über den E. im unmittelbaren zusammenhang mit dem vorigen s. 113 f spricht (*Sleaswich* oder *Sliaswich* Vita Anskarii, *Sliaswich quae nunc Heidiba dicitur* Adam), ist er 'geneigter' anzunehmen, dass der zweite bestandteil das ae. as. *wīc* 'flecken', als dass er das an. *vík* 'bucht' sei: auf jenes *wīc* weise die namensform *Sliesthorp* in Einhards annalen hin. aber diese beweist doch nur, dass das *-wik* im 9 jh., zunächst von den nd. südnachbarn, als = *-thorp* aufgefasst ward. das wort *wik* 'bucht', zu 'weichen' gehörig, muss neben *wīk* 'vicus' auch in zahlreichen an den küsten belegenen ae. *-wīc*, südengl. *-wich*, nordengl. *-wick*, nl. *-wijk*, *Wijk*, nd. *Wik* vorliegen, so wie in *Wik* auf Föhr [3].

[1] zum adj. (ungemein) 'tief' wäre ein fragezeichen zu setzen; E. meint indessen 'tief einschneidend' (so wol auch s. 112 oben, wo von der bucht im Halogaland die rede).

[2] hierher der deutsche flussname 'Angel' aus **anglō* f. neben 'Anglach', 'Angalach' (Förstemann II 84)? das fem. geschlecht des ae. *Onʒel* könnte bei E.s etymologie möglicherweise daher rühren, dass das wasser dieses namens als fluss gefasst ward, und in diesem falle alt sein.

[3] man sagt von diesem jüngeren orte in den mdaa. nicht 'in Wik' wohnen, sondern braucht in dieser bedeutung vor *Wik* mit dem artikel als dem namen der bucht stets die präp. 'bei'.

Wenn das gebiet der Angeln sich nordwärts soweit erstreckte, dass es die landschaft zu beiden seiten der Schlei mit umfasste, und die hegemonie bereits zu anfang unsrer zeitrechnung in den händen des hier sitzenden teilvolkes war, dann ist es natürlich, dass der name der landschaft und seiner bewohner zu der engeren eine weitere bedeutung bekam (vgl. zb. die beiden bedeutungen der namen 'Österreich' und 'Österreicher'), über das ganze machtgebiet der Angeln sich ausdehnend; ebenso natürlich ist es aber, dass nach dem abzug der Angeln die weitere bedeutung des namens 'Angel' wider schwand und nur die engere des landschaftsnamens blieb.

Über Offas *Onȝel* und sein verhältnis zu 'Angel' = Bedas 'Angulus' einerseits oder zum namen der Angeln anderseits, spricht sich E. nicht deutlich aus: aber nach seiner kurzen erwähnung des wortes s. 118 im unmittelbaren zusammenhang mit seiner etymologie des namens der Angeln s. 114 ff und der anführung des wortes ae. *Enȝel* (aus **Anglī*) f. 'Anglia' als einer neubildung scheint es, dass er auch *Onȝel* als junge in England geschehene neubildung betrachtet. warum man denn aber diesen namen nicht (wie *Enȝel*) vorzugsweise von der neuen heimat, sondern ausschliefslich von der alten heimat der Angeln gebrauchte im sinne von Bedas *Angulus*, Ethelwerds *Anglia vetus* (ohne doch jemals *ald, eald* hinzuzufügen, wie man zum namen der Sachsen, wenn von den bewohnern der alten heimat die rede war, das *eald-* hinzufügte), wenn das wort nicht eben als name des sitzes der Angeln schon vor dem auszuge existierte, ferner wie man das wort im epischen liede in den versen Wids. 35 ff (nicht auf eine stufe zu stellen mit den gelehrten 82—87) in *Offa weold Onȝle* brauchen konnte, wenn es nicht ein altvolkstümlicher name war, und warum man nicht sagte *Offa weold Enȝlum* (wie v. 44 *Enȝle* von Offas volk), wenn nicht eben darum, weil die verbindung von *Offa* und *Onȝel* im epos althergebracht und *Offa weold Onȝle* wol eine feste formel war, das wird nicht aufgeklärt.

Ich habe dem buche E.s gegenüber vornehmlich negative arbeit zu tun gehabt und habe an statt des negierten unannehmbaren positives nur so weit aufstellen wollen, als es sicher begründbar schien und als notwendig war zur begründung der unannehmbarkeit des hauptresultates E.s, dessen fleifs und scharfsinn ich in vollem mafse anerkenne. H. MÖLLER.

Prothese und aphärese des H im althochdeutschen von dr HERMANN GARKE. Strafsburg, KJTrübner, 1891. QF 69. x und 127 ss. 8°. — 3 m.

Garke unternimmt es, die herkömmliche ansicht, die zahlreichen fälle von prothese eines *h* in ahd. quellen seien teils als schreibfehler zu betrachten, teils auf romanischen einfluss zurück-

zuführen, als irrig zu erweisen. da nun aber aphärese und prothese eines *h* in romanischen quellen ganz geläufig ist, so sucht G. zunächst die fälle romanischer prothese von denjenigen, da es sich um deutsche prothese handle, zu trennen. er beginnt deshalb mit einer einleitung über den verschiedenen lautwert des *h* in den germ. und in den rom. sprachen. das germ. *h* hatte beim beginne der ahd. periode seinen charakter als gutturale spirans verloren [1], war jedoch ein deutlich articulierter hauchlaut geblieben. das rom. *h* dagegen war bereits seit längerer zeit zum bloſsen lautzeichen geworden, so dass aphärese und in wechselbeziehung dazu auch prothese von *h* bei roman. schreibern ganz gewöhnlich ist. auch die urkundenschreiber in den westdeutschen klöstern standen nun aber, wofern sie nicht selbst roman. herkunft waren, unter dem einflusse westfränkisch-romanischer schreiberschulen; darum finden sich auch in den von ihnen überlieferten deutschen namen zahlreiche belege für prothese und aphärese. derartige prothese in den namen scheidet G. somit als romanische, di. lediglich auf ungenauer orthographie beruhende prothese aus und betrachtet die deutsche prothese als etwas principiell davon verschiedenes, weil einesteils die beispiele dafür auch in guten hss. so zahlreich seien, dass man nicht an zufällige orthographische ungenauigkeiten denken dürfe, und andernteils, weil aphärese von *h*, die ja im roman. mit der prothese hand in hand geht, in deutschen denkmälern unverhältnismäſsig viel seltener sei. dieser sonderung gegenüber, die für die ahd. namen einen andern maſsstab annimmt als für die litterarischen denkmäler und für die glossen, machen sich zwei bedenken geltend: erstens haben doch gewis groſsenteils dieselben schreiber die urkunden und auch die an belegen für prothese so reichen glossen geschrieben, und zweitens ist auch in den namen der auf deutschem sprachgebiet aufgezeichneten urkunden prothese von *h* bei weitem häufiger als aphärese. so finden sich zb. in den klosterlisten von Schönenwerth, aus dem Hegau, von Gengenbach, Scina auf Reichenau, Kempten, Hornbach, Metten und Fulda, bei Piper Libri confraternitatum s. 9. 29. 32. 37 f. 42. 189. 194—203 mindestens ein dutzend sicherer belege für prothese, für aphärese aber nur 1 *Arideo* II 133 und auſserdem 1 *Ilpunc* II 119 und 2 *Ilbunc* II 116. 152; für *Ilbunc* steht jedoch aphärese eines *h* durchaus nicht fest. wenn im gegensatz zu dieser allgemeinen beobachtung die in den ältesten sgallischen urkunden bis 760 überlieferten namen, wie G. s. 5 ausführt, bei weitem mehr belege für aphärese als für prothese gewähren, so muss das allerdings seinen grund darin haben, dass die sgallischen schreiber jener zeit in besonderem maſse unter dem einflusse

[1] ausgenommen das altfränkische, was G. allerdings nicht zugeben will, da er die schreibung *ch* im afrk. nur für eine altertümliche schreibgewohnheit hält.



roman. schreibweise standen [1]. da sich aber nach 760 auch in SGallen die belege für prothese rasch mehren, aphärese sich dagegen im wortanlaut, worauf es hier ankommt, nur selten mehr nachweisen lässt, so können m. e. auch die namen der sgallischen urkunden G.s these nicht erweisen.

Unumgänglich nötig wäre es hingegen gewesen, dass G. den in den litterarischen denkmälern und glossen überlieferten belegen für prothese eine speciellere untersuchung gewidmet und aus der ganzen menge einzelne gruppen verwanter beispiele ausgeschieden hätte, die für sich eine besondere betrachtung verlangten. dabei hätte er zunächst die 9 fälle von prothese, die er s. 57 aus dem lied vom heil. Georg zusammenstellt, ruhig bei seite lassen können; ein text, der in so elendem zustande überliefert ist, kommt für orthographische fragen nicht in betracht. — ferner hätte G. bei der aufstellung seiner statistischen übersichten, deren wert übrigens bei der ungleichen beschaffenheit der aus den verschiedenen gegenden überlieferten denkmäler nicht eben hoch taxiert werden kann, berücksichtigen sollen, dass einzelne glossenhss. aufs engste mit einander verwant sind, so dass also diejenigen beispiele für prothese, die sich in ihnen fanden, nur éinmal zu rechnen waren. dies gilt insbesondere von einigen glossen zu Gregor (G. s. 51; Gl. I 271 ff) und zum Summarium Heinrici (G. s. 74; Diutisca III 238 ff). — dann hat G. eine ganze menge beispiele mit unter den belegen für prothese aufgezählt, bei denen es sich offenbar nur um ein versehen des schreibers handelt. so s. 51 *healtiger* und *in healtidu* (Gl. I 587, 25. 52) für *éhaltiger* und *in éhaltidu*, s. 55 *umbe hattaga* (nicht *-tage*) 'fere dies octo' (Gl. I 727, 32), s. 53 *hetic* 'idoneus' für *éhtic*, s. 73 *hosennabulo* 'asparga', *hosenzunga* 'boalca' und *urhosse* für *ohsennabulo* ua. man könnte versucht sein, diese beispiele mit schreibungen wie *nath, ather, lieth* für *naht* usw. (Braune Ahd. gramm. § 154 anm. 5) zu vergleichen, da ja in beiden fällen das in der aussprache gewis feste, spirantische *h* bei der aufzeichnung am unrichtigen platze zur darstellung kommt. — viel zu weit geht G. auch darin, dass er alle diejenigen fälle, wo vor vocalischem anlaut in den hss. ein *h* wider getilgt worden ist, ja selbst wo sich überhaupt eine rasur findet, ohne weiteres als

[1] die zahlreichen beispiele von aphärese eines *h* sind nicht das einzige, was auf diesen romanischen einfluss hinweist. auch formen wie *Airicus*, *Bertericus* (Henning QF 3, 134), *Ghisalberto*, *Amalghisus* (ebenda 138), *Teotbertus*, *Teotbaldus* (ebenda 127), *Lantfretus*, *Liutfretus* (128), das bis 771 durchaus regelmäfsige ausfallen des *h* in den mit *berht* componierten namen (143) sind auf roman. einfluss zurückzuführen. da alle diese orthographischen eigentümlichkeiten, die mit dem ende des 8 jhs. mehr und mehr verschwinden, in den langobard. namen italienischer urkunden durchaus geläufig sind, liegt es nahe, an die einwürkung des benachbarten Italiens, resp. der Langobarden zu denken, die sich bei den beziehungen SGallens zu den oberitalienischen klöstern leicht erklären dürfte.

belege für prothese mit aufführt. er geht dabei von dem gedanken aus, dass die formen mit prothese mundartlich gewesen seien und dass der schreiber selbst oder ein anderer corrector sie nachträglich wider habe beseitigen wollen. allein correcturen wie *gimest ḥo^h^sen* s. 62 oder *[h]ohso* s. 58 zeigen deutlich genug, wie künstlich eine solche erklärung ist. — eine weitere, sehr wichtige gruppe, die unbedingt einige worte der erörterung verlangt hätte, umfasst diejenigen belege, bei denen die prothese durch anlehnung an ähnlich klingende wörter veranlasst zu sein scheint. G. hält allerdings, wie seine bemerkungen über *helfant* (s. 18) zeigen, erklärungen dieser art nur da für statthaft, wo solche volksetymologischen umdeutungen sich aus der begriffsähnlichkeit zweier wörter erklären lassen. allein es genügt, auf wörter, wie *eichhorn*, *liebstöckel* (Kluge EW[5] 84. 238) ua. hinzuweisen, um das irrige dieser ansicht darzutun. statt weiterer beispiele nenne ich noch einen dem *helfant* analogen fall von prothese aus der baslerischen ma.: die eibischpasten heifsen hier nämlich *hibšə daig*; der erste bestandteil dieses wortes, der an mhd. *ibische* anzuschliefsen ist, wurde sichtlich an *hibš* 'hübsch' angelehnt, obgleich dieses wort im dialekte selbst nicht heimisch ist. nach einem inneren grunde dieser umwandlung zu forschen, ist überflüssig; man strebte eben nur, sich ein nicht mehr verstandenes wort durch ein anderes bekanntes vertrauter zu machen. zu dieser gruppe scheinen zunächst *helm* 'ulnus' und *helmboum* s. 57. 62 zu gehören, die wol nur in der schreibung an *helm* 'galea' angelehnt sind; dann das aufserordentlich oft bezeugte *heiternezzel* 'urtica germanica', das, wie auch die s. 92 aus heutigen dialekten beigebrachten formen *heiznessel, habernessel* offenbar eine umdeutung von *eitarnezzil* 'giftnessel' ist. sicher gehören dann her die prothetischen formen von *eigan* 'haben' und *eiscôn* 'heischen', deren anlaut von *habèn* und *heizan* beeinflusst ist. die prothetischen formen von *ôra* 'ohr' mögen ihr *h* dem daneben bestehnden *hôran* 'hören' verdanken, was namentlich das s. 67 aus Tat. angeführte beispiel *inti hôrun habenti ni gihôret* nahe legt. bei *hûwo* und *hûwela*, den benennungen der eule, erklärt sich die prothese gewis daraus, dass man die ursprünglichen formen *ûwo*, *ûwila* aus onomatopöetischen gründen an die interjection *hû* anschloss (vgl. auch *uhu* Kluge EW.[5] 385). *herda* 'erde' wird sein *h* durch den anschluss an *herd* 'feuerstätte' erhalten haben, wenn es nicht überhaupt von *erda* 'erde' völlig zu trennen ist. ähnlich erklären sich die formen *hèra*, *hèrsam* ua. s. 95 durch anlehnung an *hèr* 'hehr, vornehm'; zt. jedoch gehören die von G. unter *êra* aufgeführten formen geradezu zu *hèr*, so zb. *kihèrèter* 'senior', *gehèrèt* ua., die dem as. *gihèrôd* 'vornehm' entsprechen. G. (s. 19) hält allerdings dafür, dass auch das durch die allitteration gesicherte *gihèrôd* prothetisch für *gièrôd* stehe. das irrige dieser ansicht scheint er später selbst

bemerkt zu haben, denn s. 78 führt er *gieród* (Mon. 4144) und *gieródo* (Cott. 102) unter den belegen für aphärese an, um sie dann aber noch einmal s. 96, diesmal nun allerdings mit fragezeichen, als beispiel für prothese zu verwenden! auch einzelne andere wörter hat G. offenbar unrichtig aufgefasst, wenn er sie unter den belegen für prothese aufführt, so zb. das öfters belegte *heimstrit* 'seditio' s. 91 und den mehrfach bezeugten namen *Hûrolf* s. 109, dessen erster bestandteil offenbar genau dem skr. *çûra-* 'held', zd. *çûra-* 'stark' entspricht und mit altn. *húnn* 'bär' zusammengehört (s. Koegel Anz. XVIII 50). — diese verschiedenen fälle also hätte G. auseinander halten sollen; dass es unterblieben ist, hat verursacht, dass das ergebnis der untersuchung in keinem verhältnis steht zu dem grofsen fleifs, den er auf die arbeit verwendet hat.

Die resultate, die G. s. 8ff gefunden zu haben glaubt, sind kurz folgende: 'der deutsche vocalische anlaut wird im satzzusammenhange oft leiser und lockerer, und hat dann unter der einwürkung der folgeconsonanten den charakter eines leisen hauches angenommen, den alsdann die analogie des echten *h* zum vollwertigen hauchlaut verschärfte. dieser volle hauch wird fester bestandteil des wortes im dialekte und tritt in der schriftsprache da hervor, wo dieselbe dem dialekt nahe bleibt'. zur begründung führt er aus, dass das prothetische *h*, da mindestens die hälfte aller belege in glossen zu finden sei, nicht den zweck haben könne, den hiatus im satzgefüge zu tilgen; vielmehr scheine der grund der prothese im worte selbst zu liegen und zwar in den folgenden consonanten. aus der tabelle, womit er dies zu beweisen sucht s. 11, ergibt sich, dass ein folgender spirant, vor allem aber die sonorlaute *r* und *l* die bildung der prothese begünstigen. wenn aber G. aus dem umstand, dass nur 12 fälle von prothese bei vocalischem auslaut belegt sind, nämlich 11 *hio*, *heo* und 1 *hei*, schliefsen will, dass eigentliche prothese vor vocalischem auslaut nicht stattfinde, so fragt man erstaunt, wie viel beispiele dieser art denn eigentlich nötig gewesen wären, um ihm das irrige seiner ansicht, dass sich die prothese nur unter dem einfluss der folgeconsonanten entwickele, darzutun; finden sich ja doch aufserdem auch noch die formen *hê* für *ê* 'gesetz' s. 100 und *hiu* 'euch' s. 104 nicht selten. von den anlautenden vocalen sucht G. zu erweisen, dass der neutralste vocal *e* der übertragung des begleitenden hauches am günstigsten sei. s. 15ff folgt eine zusammenstellung der begriffe mit alter und mit neuer prothese, und G. meint dadurch, dass sich die ahd. prothese an 80 begriffen bis in die neuere zeit hinein erhalten hat, den beweis der einheitlichkeit des ganzen processes im ahd. und im nhd. erbracht zu haben. die aus dieser ansicht notwendig folgende annahme, dass dem ahd. prothetischen *h* der volle lautwert des echten *h* zukommen müsse, glaubt er durch den hinweis auf wörter, von

denen sich sehr viele prothetische formen nachweisen lassen, sowie auf allitterationen, wie *heigun sa Northman harto bidungan* (Ludw. 24) begründen zu können. dass sich trotzdem gerade in den bedeutenderen denkmälern und in den sorgfältigsten hss. nur ganz wenige fälle von prothese belegen lassen, soll seinen grund darin haben, dass die prothetischen formen mundartlich gewesen und darum von sorgfältigeren schreibern gemieden seien.

Auch in diesem teile der untersuchung hat G. wider das wesentlichste unterlassen. wenn er tatsächlich beweisen wollte, dass die ahd. prothese mit der nhd. identisch sei, dh. dass dem prothetischen *h* in allen fällen ein würklicher lautwert zukomme und dass der eintritt der prothese unabhängig sei von dem zusammenhange, in dem das wort steht, so hätte er unbedingt nachweisen müssen, dass sich von einem worte in einem dialekte, resp. bei ein und demselben schreiber entweder nur formen mit oder nur solche ohne *h* finden.

Betrachten wir daraufhin einige fälle. s. 61 citiert G. Musp. 41 *Hêlias strîtit pi den hêuigon lîp.* daneben aber allitteriert *Êlias* mit *antichristo* v. 38 und mit *erda* v. 50, und diese tatsache zeigt deutlich, wie wenig wir ein recht haben, dem *h* in *hêuig* v. 41 einen würklichen lautwert zuzuerkennen. s. 53 führt G. aus dem lied von Christus und der Samariterin *hêr* 'prius' v. 26 und [*h*]*ênin* v. 27 als belege für prothese an. dieselben wörter aber treten in demselben liede auch ohne das prothet. *h* auf, zb. *ein quena* v. 3 und *for uns êr giborana* v. 29. wo sich dagegen in nhd. dialekten prothese bei einem worte findet, sind diese formen die einzig und allein giltigen; dadurch stellt sich eben die moderne mundartliche prothese in einen directen gegensatz zu einer grofsen zahl der ahd. prothesefälle. betrachten wir jedoch die beiden formen des zuletzt genannten denkmals noch etwas genauer. v. 26 a lautet *du hebitôs hêr finfe* und 27 b *nu hebist* [*h*]*ênin der nis dîn.* da wird doch aus dem satzzusammenhange ohne weiteres deutlich, dass die prothese in *hêr* und *hênin* verursacht worden ist durch den anlaut der vorangehnden hochbetonten formen von *haben.* ob es sich dabei um ein einfaches versehen des schreibers, worauf vielleicht die nachträgliche rasur des *h* in *hênin* schliefsen lässt, oder um eine art sprachfehler handelt, da ihm das *h* von dem vorausgehnden *haben* her noch auf der zunge lag, ist ziemlich gleichgiltig.

Diese beispiele zeigen zur genüge, dass G.s resultat im ganzen und grofsen falsch ist. ich sehe daher davon ab, auch den lautphysiologischen vorgang, den er annimmt, zu besprechen. immerhin wäre es natürlich unrichtig, dem prothetischen *h* nun überall die gleiche bedeutungslosigkeit zuzuschreiben. so viel steht fest, dass es würklich an manchen wörtern fest haftet, und zwar an denjenigen, bei denen wie bei *heigan, hûwo* ua. die prothese durch volksetymologische anlehnung veranlasst worden ist. in andern

fällen ist ferner trotz G.s einwande, die grofszahl der belege finde sich in glossen, doch die stellung im satzgefüge die ursache der prothetischen form. dass die correctoren der Otfridhss. das prothetische *h* dann stehn liefsen, wenn sie durch seine beseitigung einen hiatus geschaffen hätten, hat auch G. s. 10 anerkannt. der einwand allerdings, ein blofs graphisches *h* wäre ein recht plumpes mittel zur überbrückung eines hiatus gewesen, ist völlig berechtigt. allein das proth. *h* soll in diesen fällen den hiatus offenbar nicht vertuschen, sondern vielmehr markieren, dh. es soll verhindern, dass die beiden aufeinanderstofsenden, vocalisch aus- resp. anlautenden silben in der aussprache verschmolzen werden. das *h* hat hier also einen ähnlichen zweck, wie in der auf roman., besonders ital. sprachgebiete häufigen schreibung *ahi* für dtsch. *ai*, zb. in *sculdahis*, *marpahis*, worin es ohne zweifel andeuten soll, dass die beiden bestandteile des diphthongen noch jeder deutlich für sich zur geltung kommen. damit erklärt sich die bedeutung des *h* in beispielen wie *za hâbande* 'ad vesperum' s. 50 oder *gahôtagôter* 'locupletatus' s. 51 ua. ohne weiteres.

Gelegentlich kann ferner, darin wird G. recht haben, ein folgender consonant den eintritt der prothese veranlassen. dies scheint besonders von *h* zu gelten, das vom auslaut der ersten oder vom anlaut der zweiten silbe aus, hier und da auch den vocalischen wortanlaut ergriffen hat, wie vor allem die gewis nicht zufällig so zahlreich bezeugten prothetischen formen von *ih* (s. 101) zeigen. ob nicht auch ein vorhergehnder consonant die prothese verursachen konnte, hat G. gar nicht untersucht. und doch erwecken beispiele, wie *arhaughit* 'promulgatur' s. 51, *in feterheribum* 'in paternis', *aftirherbo, ebiner herbo* s. 98, *der heber gât* s. 58, *dar heo*, *dar hio*, *dar hiouuiht* s. 61, *nach der hufferte* s. 60, *hiar houh*, *hiar hemizen*, *so hevet er hûfwerde*, *hosen er hanleite* s. 81 ua. ganz den eindruck, als ob das proth. *h* den hinter einem *r* beim übergang zum folgenden vocal sich leicht einstellenden hauchlaut bezeichnen sollte.

Ich glaube gezeigt zu haben, dass G. wie bei der sammlung der beispiele, so auch bei ihrer erklärung besser getan hätte, nicht alle belege von vornherein als gleichwertig anzusehen, sondern einzelne gruppen für sich zu betrachten. freilich wird dabei immer noch eine grofse anzahl beispiele übrig bleiben, bei denen das prothetische *h* ohne ersichtlichen grund steht, die man dann eben doch mit Braune für orthographische unregelmäfsigkeiten ansehen muss. wenn sich G. s. 6 dagegen sträubt, den einfluss roman. schreibweise heranzuziehen, weil aphärese von altem *h*, die im roman. die prothese eigentlich erst bedingt, im deutschen selten sei, so ist zu bedenken, dass der gebrauch des proth. *h* ja nicht von den deutschen schreibern herrührt, dass sie ihn mechanisch übernahmen: daher ist es leicht begreiflich, dass gerade die weniger sorgfältigen und von dem roman. schreib-

gebrauch stärker beeinflussten glossenschreiber nach fremdem muster ein bedeutungsloses *h* auch da setzten, wo es nicht hingehörte, während sie andernteils ein deutsches anlautendes *h*, weil es noch ein deutlich artikulierter laut war, nicht weglassen konnten.

Über die folgenden capp. von G.s arbeit kann ich mich kurz fassen. s. 26ff handelt er von der verbreitung der deutschen prothese und gelangt zu dem ergebnis, dass sie hauptsächlich den westlichen dialekten, alem. fränk. und nd., eigen sei, während sie im bair. sozusagen völlig fehle. in Baiern war der roman. einfluss eben bedeutend schwächer. immerhin ist es fraglich, ob G. mit recht alle belege für prothese in bair. denkmälern auf rechnung fränk. und alem. vorlagen setzt, da ja doch in den bair. namen zb. des Salzburger verbrüderungsbuches die belege für prothese durchaus nicht selten sind. ich erwähne nur nach der ausgabe in den Mon. Germ., Necrologia Germaniae II: *Haasmôt* 49, 17; *Hellanpurch* 15, 21; *Hengilram* 65, 1; *Heperhart* 36, 4; *Herchanfrid* 15, 23; *Hirminperht* 31, 6.

Bedeutend besser als der abschnitt über die prothese ist derjenige über die aphärese s. 38ff geraten. die verhältnismäfsige seltenheit dieser erscheinung schützte G. davor, nach allgemeinen regeln zu suchen für etwas, wofür es der natur der sache nach keine regeln geben kann; die aphärese betrifft grofsenteils das anlautende *h* des zweiten bestandteils in der composition, und diese fälle beruhen wol auf einem würklichen verstummen des *h*, das in der schwachen betonung des zweiten compositionsteiles seinen grund hat. dass genau dieselbe erscheinung sich nicht nur bei den mit *-haft*, *-halb* und *-heit* zusammengesetzten wörtern findet, sondern auch in zahlreichen namen, die an zweiter stelle mit *-hari*, *-helm*, *-hild* ua. componiert sind, hätte G. wenigstens erwähnen können. auch im satzzusammenhange tritt gelegentlich aphärese ein bei engem anschluss an das vorhergehnde wort, zb. in *kiuuerkôt apêta* uä. einige weitere beispiele sucht G. s. 41 durch wortverwechslung zu deuten, eine erklärung, die er besser nicht erst hier, sondern schon bei der prothese angewant hätte; noch andere sind als einfache schreibfehler zu betrachten. im gegensatz zu seinen ausführungen über die prothese gelangt G. hier denn auch zu dem richtigen resultat, dass die aphärese nicht am worte hafte, sondern an die tonverhältnisse im wort- und satzzusammenhange gebunden sei, insoweit es sich nicht um ungenaue schreibungen handelt, die auf obd. gebiet sehr selten und nur in fränk. und nd. hss. etwas häufiger sind.

Den zweiten teil des buches bilden dankenswerte, umfangreiche verzeichnisse aller ahd. belege für prothese und aphärese, zuerst nach denkmälern, dann noch einmal übersichtlicher nach begriffen geordnet. die belegstellen sind, soweit ich sehe, genau, in den citaten selbst dagegen finden sich allerlei ungenauigkeiten

und druckfehler [1]. als beilage gibt G. ein verzeichnis der prothetischen *h* in allitterationen und wortanklängen; aus dieser liste sind jedoch beispiele wie *hiar houh* (*forna bileip*) Otfr. IV 1, 27 oder *under den heiden hersterbe* aus dem Schweriner Rolandslied ohne weiteres zu streichen, da hier natürlich von allitteration nicht die rede sein kann. zum schlusse s. 122 ff. findet sich dann noch ein kurzes verzeichnis jüngerer prothese und aphärese an deutschen und an fremdwörtern. dass auch hier fast nur etymologisch unverständliche, alleinstehnde wörter von der prothese ergriffen und, wie *hammer* für *ammer*, *heidechse* für *eidechse*, *Hüetliberg* für *Üetliberg* ua. zeigen, an ähnlich lautende, bekanntere angelehnt werden, das hätte G. vor seiner auffassung der ahd. prothese warnen sollen. solche isolierten wörter werden eben, wenn sie dem sprachbewustsein nicht mehr deutlich sind, ähnlich behandelt wie fremdwörter, und eine erklärung des prothetischen *h* in beispielen wie *haferei* aus *avaria* oder *hexecution* aus *executio* werde ich G. nach diesen auseinandersetzungen nicht mehr zu geben brauchen.

Basel, märz 1895. WILH. BRUCKNER.

Der vocalismus der Siegerländer mundart. ein beitrag zur fränkischen dialektforschung von BERNH. SCHMIDT dr ph. Halle, Niemeyer, 1894. 8°. 139 ss. — 3.60 m.

Die schrift ist vielleicht geeignet, in weiteren kreisen die überzeugung zu befestigen, dass es mit einem gewissen betriebe der grammatik nicht wol so weiter geht. Schmidt hat es uns recht bequem gemacht, seine vorbereitung und seine methode zu beurteilen. wie das jetzt vielfach mode ist, hängt er seinem buche ein verzeichnis seiner hilfsmittel an, aus dem wir zb. die interessante tatsache erfahren, dass zu diesen auch 'Graff Ahd. sprachschatz, 6 bände, Berlin 1834—42' gehört. da hier bücher mit genannt werden, die für die arbeit höchstens im vorübergehn einmal eingesehen worden sind, so dürfen wir annehmen, dass das angeführte auch alles ist, was der verf. nur irgendwie als zu seiner arbeit in beziehung stehend angesehen hat. die kenntnis von Holthausens Soester mda. und manches anderen, was wir vermissen, wäre aber für ihn sicherlich nützlicher gewesen, als zb. Frischs wörterbuch oder JSchmidts Verwantschaftsverhältnisse. das stärkste stück ist, dass in dem verzeichnis das DWb. fehlen darf. einen nicht weniger unerquicklichen einblick gewährt eine erörterung Sch.s über die in seiner mda. noch gebräuchliche verwendung des präfixes *ge-* zur bezeichnung der perfectiven actionsart (134 f). er verrät uns nicht nur, dass er die neueren arbeiten

[1] ich begnüge mich Musp. v. 94 b zu erwähnen, den G. s. 61 *der dar hiauuiht arlingan* (*megi*) citiert. auch sonst ist das buch nicht frei von ungenauigkeiten: das wort 'alemannisch' zb. erscheint gelegentlich auch als 'allemannisch' und 'alamannisch' s. 23. 28. 35 ua.

über diese frage nicht kennt, obwol sie zum teil in der gleichfalls 'benutzten' zeitschrift von Paul und Braune (die hier den titel 'Beiträge zur german. philologie' führt) stehn, sondern auch, dass er niemals einen zusammenhangenden text in irgend einer ältern german. sprache gelesen hat, wenigstens nicht mit der nötigen aufmerksamkeit. also darf man es mit den 3 bänden von Hattemers Denkmälern unter den benutzten büchern auch nicht so genau nehmen. s. 48 wird das 'specifisch siegerl.' wort *ollern* 'boden, söller des hauses' besprochen, welches übrigens, wie das gleichfalls 'benutzte' wb. von Woeste gezeigt hätte, nicht specifisch siegerl. ist. Sch. deutet das wort aus mhd. *ulter*, aus lat. *ultra*, und ahd. *erin*, *arin* als 'oberer hausflur'! das mhd. *ulter* hat er ausdrücklich aus — Schade, überhaupt seiner einzigen lexikalischen quelle fürs mhd.! Schade übersetzt 'über' und fügt 'fra. ultre', sowie 'Parz.' hinzu. wer eine ahnung vom Parzival hat, wird ja wissen, dass das vorkommen des wortes in diesem text noch nicht das recht gibt zu glauben, dass ein adj. *ulter* 'der obere' bei den alten siegerländer bauern gang und gäbe gewesen sei. aber auch ohne eine vorstellung von Wolfram wird ein grammatiker, der nicht in dem wahne befangen ist, dass es genüge, wenn ein wort in irgend einem lexikon stehe, mit einer 'mhd.' vocabel nicht so zu werke gehn, wie mit einer vocabel, die ein reisender aus dem idiom eines wilden volkes aufgezeichnet hat. ein andermal erklärt Sch. (s. 65) das wort *grinnche* 'kaninchen', westerwäld. *kreinche*, aus ahd. *grinan* 'die zähne fletschen'! dabei ist ihm der begriff der dissimilation [*krin* aus *knin*] nicht etwa unbekannt, er benutzt ihn s. 114 ganz richtig, um den ortsnamen *Klâovn̥t* aus *Kláfelde* zu erklären. man muss viel hochachtung vor seinen einfällen haben, um so etwas drucken zu lassen. trotzdem wäre das vielleicht nicht möglich gewesen, wenn Sch. sich nicht gestützt gefühlt hätte durch eine methode, die einfach die wbb. nimmt und alles was lautlich oder 'lautgesetzlich' zusammenpasst, etymologisch zusammentut, sollten auch die kaninchen darüber die zähne fletschen. da mit wenigen ausnahmen alle selbständigen etymologischen versuche Sch.s fehl gehn, so könnten wir mit weitern beispielen dienen. wir wollen aber den rest mit schweigen bedecken und nur noch zwei stellen aufführen zum beweise, dass wir allen grund haben, mit dem verf. nicht besonders rücksichtsvoll zu verfahren. er bespricht s. 99 das bekannte vb. *deuen* 'stofsen, drücken'. in seiner lautabzählmethode kommt er bei Schade nicht bis zu *du-*, wo er das richtige auch gefunden haben würde, sondern nur bis *diu-*, indem er sich mit dem vb. *diwjan*, *diuwan* (in *bediuwen* 'zum knechte machen'!) begnügt. so gehört nun *þûhjan* zu mhd. *diu*, got. *þius*. aber damit noch nicht genug: 'hierzu, nicht zu got. *divan*, stellen sich ferner die slav. wörter lith. *dōwyti*, russ. *daviti*'. Sch. weifs vermutlich, da er in der lautlehre gut geschult ist, sehr wol, dass germ. *þ* und

sl. *d* sich nicht entsprechen können; die probe ist aber um so bezeichnender. — s. 90 wird von der siegerl. form für *schule* gesagt, dass sie wegen des vocals *óə*, der sonst an stelle von ahd. *ô* aus *au* steht, wol ags. *scôl* und nl. *school* entsprechen könne, nicht aber ahd. *scuola*. obwol auch das schon nicht ganz richtig ist, wollen wir uns dabei nicht aufhalten. weiter heifst es: 'im hd. ging lat. *schola* lautgesetzlich zum germ. *ô*, da ja [!] ein aus *au* monophthongiertes *ô* resp. *âo* hier vor *l* nicht vorkam, obwol dieser offene laut dem vocal des vulgärlat. *schola* besser entsprochen haben würde. anders war es im nd. hier war germ. *au* vor allen lauten, also auch vor *l*, contrahiert worden, hier hatte daher das lat. lehnwort die wahl, ob es in die zahl der urspr. *ô*, die geschlossene aussprache hatten, oder in die reihe der contractions-*ô*, die damals noch offen gesprochen wurden, eintreten wollte [!]. natürlich wandte es sich zu den letzteren, da deren lautwert dem eigenen am nächsten kam. das beweist uns jetzt noch das westf. *sχaule*, welches die nachträgliche rückdiphthongierung [!] des germ. *au* aufweist. die nd. form des lat. lehnwortes machte sich auch das sg. zu eigen und wandelte das übernommene **sâol* in seiner weise zu **sôəl*'. mit der verkehrten ansicht, dass germ. *ô* dem aus *au* monophthongierten *ô* gegenüber ein geschlossener laut gewesen sei, steht Sch. ja nicht allein und kann sich auf namhafte gewährsmänner berufen. aber es berührt doch höchst eigentümlich, wenn er nun mit dieser bestimmtheit den grund anzugeben weiss, weshalb das wort sich im hd. dem germ. *ô* angeschlossen habe, und dieser grund einfach ein versehen ist, dass nämlich *au* vor *l* nicht diphthongiert sei. eben so wenig ist es richtig, dass das wort *schule* im nd. nicht mit dem hd. stimme; westf. *schaule* entspricht unserm *schule* so gut, wie zb. *faut* unserm *fusz*. hingegen kann die siegerl. form der nl. entsprechen, wenn anders — was m. w. nicht ausgemacht ist — deren *o* im laut zu *ô* aus *au* und nicht etwa zu *ō* aus *ŏ* gehört. wenn Sch. mit der zeit mehr gelernt haben wird, und die vorstellungen, die jetzt noch wirr in seinem kopfe durcheinander wogen, sich abgeklärt haben, wird er vermutlich etwas von der sicherheit, die ihn jetzt, nicht zum vorteil der sache, auszeichnet, verlieren. er geht nicht nur mit den schlagwörtern der modernsten grammatik zu werke, sondern bedient sich zugleich des rüstzeuges einer mit dieser wenig harmonierenden richtung, die sich die sprachgeschichtlichen vorgänge gern unter bildern, nicht immer sehr klarer art, vergegenwärtigt. mit 'hochstufe' und 'tiefstufe' wirft er nur so um sich, *gälbe* meint er mit *gelte* unter der bezeichnung 'suffixwechsel', *schnucken* mit *schnaussen* unter dem jargonhaften titel 'modification durch dentalismus des *g*' ohne weiteres vereinigen zu können; dann spricht er von einer 'neigung des mittelbinnendeutschen *u* und *o* mit einander wechseln zu lassen' oder von einer 'vorliebe der mda.

für reines *a'*, die sie bewegen soll, den *i*-umlaut auch einmal nicht eintreten zu lassen; er kennt eine metathesis, die aus einem angeblichen **drēwen* 'drüben' **dēwrn* machen soll (s. 71; das parallele *hēwrn* 'hüben' wird nicht erwähnt); gelegentlich wird auch das alte *ĕ* wider einmal zur 'brechung' des *i* (s. 41), und wenn schliefslich all die mittelchen nicht mehr ausreichen, um etwas zu erklären, nun so bleibt immer noch das 'unorganische *ə*' (in *dęəngə* s. 121, *gewarə* s. 123); oder endlich — man schweigt fein still. natürlich kommt auch 'die falsche analogie' nicht zu kurz, und Sch. dürfte dabei am consequentesten den gesichtspunct ausgebildet haben, dass die menschen die sprache mit dem etymologischen wörterbuch in der hand machen. nur ein beispiel statt vieler, die abweichende behandlung des *ô* im zahlwort *zwô* erklärt sich vielleicht daraus, 'dass man dieses *ô* als ein monophthongiertes *au* aufgefasst hatte'. und diese falsche auffassung kann man schliefslich nicht verargen, denn 'die monophthongierung des *ai* in *zwēne*, dem zugehörigen masc., aus got. *tvái*, konnte ja sehr leicht dazu verleiten' (s. 72). da nun die leute in der etymologie natürlich doch nicht so fest waren wie wir, so konnte es nicht ausbleiben, dass sie öfter ganz unberechtigte laute gebrauchen, so zb. die Westfalen, wenn sie *χraut* und *daut* sprechen (s. 91). wir wissen jetzt, dass sie sich in der etymologie geirrt haben, sie meinten ein *ô* = germ. *au* zu treffen, trafen aber ein *ô* = germ. *ô* [1]. — schliefslich will ich noch verwahrung einlegen gegen die umständlichkeit, mit der Sch. vom germ. oder gar vom idg. ausgeht, um erst mit überflüssigen anführungen aus den bekannten handbüchern sich dem richtigen standpunct zu nähern oder ihn auch manchmal zu verfehlen. so kommt man denn dazu, für die erscheinung, dass in weiblichen eigennamen, wie *Trutt* für *Gertrûde* oder *Gertrûdis* und gar wie *Mine* für *Wilhelmine*, der accent auf der pänultima liegt, die idg. endung *â*, germ. *ô*, mhd. *e* in anspruch zu nehmen (s. 116)! auch für andere möge gesagt sein, dass der richtige standpunct für eine gramm. darstellung doch immer der nächstbekannte oder nächstverwante historische zustand ist, weil in der verlängerung der perspective nach hinten dinge als gleich erscheinen können, die nicht gleich sind. wenn eine mda. *werfe* aber *karbe* sagt, so hat die darstellung nicht bei den construierten westgerm. **werpan*, **karpo* einzusetzen, sondern bei *werfen* und *karpfen*.

Ich bedauere um so mehr, ein solches sündenregister aufstellen zu müssen, als Sch. sonst nicht ohne anlage für seine aufgabe ist. soweit ich es beurteilen kann, hat er die sprache seiner heimat gut beobachtet [2] und die lautentwicklung auch viel-

[1] dem zusammenhang nach müsten die wörter 'gruss' und 'tut' gemeint sein; ich hege aber den verdacht, dass es vielmehr die wörter 'gross' und 'tot' sind, die Sch. hier irrtümlich aus Heinzerling s. 39 citiert.

[2] wir wären ihm dankbar gewesen, wenn er uns an stelle der überflüssigen etymologien und andern beiwerks das gesamte wortmaterial ge-

fach richtig dargelegt. unter dem gesichtspunct der vocalentwicklung sind auch die flexionen mitbehandelt, durchweg in recht geschickter weise. manchmal freilich erscheint Sch. auch für seine verhältnisse wider recht kurzsichtig, fast als habe er sich nicht die zeit genommen ordentlich zuzuschauen. als verdienst können wir ihm anrechnen, dass er ein bedürfnis gefühlt hat, welches bei der bearbeitung der mdaa. noch viel mehr in den vordergrund treten sollte. bei der verhältnismäfsig grofsen sicherheit, mit der wir hier die laut- und flexionsgeschichte überblicken, kommt es darauf an, die ergebnisse methodisch herauszuarbeiten und für andere sprachperioden verwendbar zu machen. wie viel können wir mit benutzung des gesamten materials einer mda. noch lernen über das wesen von diphthongierungen, monophthongierungen, synkopen, suffixvertauschungen, formvertretungen usw.! freilich wird es uns bei der mangelhaften vorbereitung und der unüberlegtheit des verf. nicht wundern, dass die im grundsatz anerkennenswerten versuche dieser art meistens in die brüche gehn. hervorheben möchte ich noch die gelungene erklärung der bekannten rhein. masculina auf *-əs*, wie *labbes, dabbes* und ähnlicher feminina auf *ze*, aus der wucherung alter intensivbildungen mit *z*-suffix (s. 128 ff). Sch. verkennt nicht, dass auch andere momente zur festigung dieser bildungen beigetragen haben (zb. *driwes* 'einfältiger mensch', eigentlich 'dreifufs', *hosbes* aus lat. *hospes*). einen wesentlichen anteil haben auch die lat. namen auf *-us*. ähnlich erklären sich rhein. neutra auf *-es*, wie *gedâns* 'getue, umstände, lärm', *schreiwes* 'schriftstück'; sie beruhen auf intensivbildungen auf *-zzi*.

Alles in allem mag man auch diese bearbeitung einer fränk. mda. willkommen heifsen. in der auffassung und darstellung der laute bezeichnet sie gegen Heinzerling einen fortschritt, in der historischen entwicklung gelangt sie nicht so weit über ihn hinaus, wie es möglich gewesen wäre.

Bonn, März 1895. FRANCK.

Zur entwicklung der historischen dichtung bei den Angelsachsen von DANIEL ABEGG. QF 73. Strafsburg, KJTrübner, 1894. XII u. 126 ss. — 3 m.

Abegg gibt zunächst eine sorgfältige und feinsinnige litterarhistorische untersuchung über die dichtung von Byrhtnoths tod und die historischen gedichte der ags. Annalen [= Sachsenchronik] (s. 3—78). sodann erörtert er kritisch jene stellen in den ags. Annalen, in Äthelweards chronik und in der Historia Anglorum,

geben hätte. einzelnes, wie die wörter *aut* und *naut* 'etwas, nichts' (Heinzerling 96) habe ich vermist. *ëngə* 'genau' (s. 22) ist nach Woeste und Heinzerling 93 vielmehr *enke*, identisch mit nd. *enkede*, und scheint demnach von Sch. einer unrichtigen etymologie zu liebe falsch aufgefasst zu sein.

welche von andern gelehrten als prosaauflösungen historischer gedichte aufgefasst worden sind (s. 79—111). die ergebnisse der untersuchung sind auf den folgenden seiten (111—113) zusammengestellt. sie sind zum grofsen teil negativ. Abegg kann 'weder aus den prosaabschnitten der ags. Annalen noch aus der Historia Anglorum des Heinrich von Huntingdon mit würklicher sicherheit ein ursprüngliches, uns verlorenes historisches gedicht erschliefsen. die möglichkeit ist allerdings vorhanden, dass die Annalenerzählung von könig Cynewulfs tod z. j. 755 auf einer poetischen quelle beruht, und dass Äthelweard in seinen worten über den untergang der dänischen flotte bei Swanewic (877) einen teil eines ae. gedichtes übersetzt hat, doch lässt sich nichts sicheres darüber nachweisen. wir müssen uns daher auf die gedichte und gedichtreste, die uns in würklichen versen überliefert sind, beschränken, vorausgesetzt, dass wir ein bescheidenes ergebnis einem unsichern vorziehen'.

Die vorhandenen gedichte werden danach in drei classen eingeteilt, die zeitlich nebeneinander stehn: I das gedicht auf Byrhtnoths tod 991; II mönchisch gelehrte annalistengedichte seit 937; III fromm volkstümliche gedichte seit 959. 'in der technik schliefst sich die geschichtsdichtung an das alte epos an, jedoch weichen die drei classen von einander ab. am unmittelbarsten ist die alte epische technik im Byrhtnoth bewahrt, dort ist sie noch lebendig. in der annalistendichtung wird zwar die metrische form künstlich aufrecht erhalten, doch die kunst der epischen composition ist den verfassern verloren gegangen. die beiden gedichte auf Eadgar, besonders das erste, zeigen einfluss von Cynewulfischer dichtung. die frommen volkstümlichen gedichte zeigen wenig mehr von der alten rhetorik, sie vernachlässigen auch die allitterierende metrik auffallend und wenden sich dafür dem endreim zu'. 'die drei classen unterscheiden sich auch innerlich. ihre verfasser scheinen verschiedenen ständen angehört zu haben, und die gedichte werden für verschiedenartiges publicum bestimmt gewesen sein. der Byrhtnothdichter zeigt zwar christlich fromme gesinnung, aber das gedicht ist doch durchaus weltlich, es ist reckenhaft höfisch. die verf. der annalistengedichte offenbaren sich deutlich als gelehrte mönche, sie scheinen dem königlichen hofe nahe gestanden zu haben. — — — — die gedichte der 3 classe sind weder höfisch noch gelehrt, gelegentlich zeigt sich in ihnen übertreibung' (s. 112—113).

Fast in allen puncten kann ich diesen ansichten beipflichten und möchte der besonnenen, methodischen untersuchungsweise meinen vollen beifall zollen. besonders gelungen erscheint mir der 2 teil von A.s schrift, in welchem die hypothesen über vermeintliche poetische quellen der ae. historiker kritisch beleuchtet werden. A. zeigt, dass Heinrich von Huntingdon nur noch sehr mangelhaft angelsächsisch verstand, dass der stil der ags. poesie

ihm fremd geworden war, dass er vielmehr an antiker poesie seinen geschmack gebildet hatte und bei seinen schlachtschilderungen wahrscheinlich an classisch-lateinische muster sich anlehnte. damit dürfte denn Heinrich von Huntingdon als zeuge für altenglische heldendichtung endgiltig abgetan sein.

Recht zu bedauern ist aber, dass A. Wilhelm von Malmesbury nicht mehr in den kreis seiner betrachtungen gezogen und einer ähnlichen kritischen untersuchung unterworfen hat. dieser zeitgenosse Heinrichs von Huntingdon bezeugt doch in der tat die existenz von historischen, durch mündliche tradition fortgepflanzten liedern, was von den litterarhistorikern, wie es scheint, bisher übersehen wurde. nachdem Wilhelm von Malmesbury in seinem werke De gestis regum Anglorum über könig Äthelstan berichtet hat, gibt er als nachtrag noch einige sagen, die er mit folgenden worten einleitet (ed. Stubbs Rer. Brit. script. vol. 90 s. 155): *et haec quidem fide integra de rege conscripsi : sequentia magis cantilenis per successiones temporum detritis, quam libris ad instructiones posterorum elucubratis, didicerim. quae ideo apposui non ut earum veritatem defendam, sed ne lectorum scientiam defraudem : ac primum de nativitate referendum.* und nun folgt zunächst die sage von Äthelstans herkunft, von dem wunderbaren traum der hirtentochter, die bestimmt war, seine mutter zu werden, von dem liebesbunde, den könig Eadweard mit ihr schloss, von der geburt Äthelstans. dann wird die ebenfalls ganz sagenhafte geschichte von der grausamkeit Äthelstans gegen seinen bruder Edwin erzählt, den er in einem ruderlosen boote dem meere preisgegeben habe. WvMalmesbury hat also offenbar balladenartige lieder gekannt, in denen von könig Äthelstan gesungen wurde.

Aber auch die vorhergehnde darstellung, welche er vom leben dieses herschers gibt, beruht zum grofsen teil auf einer dichtung, freilich wol auf einer anders gearteten, minder volkstümlichen. der geschichtsschreiber beruft sich (l. c. p. 144) auf ein *volumen vetustum*, dessen panegyrischen stil er damit entschuldigt, dass der verf., ein zeitgenosse des königs, bei diesem in hoher gunst gestanden. dieser gewährsmann wird auch als *versificus* bezeichnet (p. 145. 152) und zwei ihm wörtlich entnommene stellen (*de quo omnia haec excerpsimus*), in zum teil gereimten hexametern abgefasst, citiert. das erste dieser gedichte handelt von Äthelstans jugend und seiner krönung, das andere von der schlacht bei Brunanburh. bisweilen erinnert der stil auffallend an ältere epische gedichte wie das Beowulflied, zb. (p. 146):

Spumat ubique merum, fremit ingens aula tumultu,
Discurrunt pueri, celerant injuncta ministri,
Deliciis ventres cumulantur, carmine mentes,
Ille strepit cithara, decertat plausibus iste,
In commune sonat, 'tibi laus, tibi gloria, Christe!'

das lateinische lied auf die schlacht von Brunanburh weicht in der darstellung sehr von dem bekannten annalengedichte ab, es ist ganz kurz; von A. wird es merkwürdigerweise gar nicht erwähnt. es scheint, als wenn jener enkomiast des königs Äthelstan seinen stil an älteren ags. heldengedichten gebildet hätte.

Auch was WvMalmesbury über könig Eadgar erzählt, dürfte zum teil auf poetische quellen zurückzuführen sein. —

Mit recht hebt A. hervor, dass die historische dichtung bei den Angelsachsen nachweislich erst um die mitte des 10 jhs. einsetzt. vorher haben entweder keine dichtungen existiert, welche taten ags. fürsten oder helden besangen, oder wenn es solche gab, sind sie frühzeitig der vergessenheit anheimgefallen. von der eroberung Britanniens, von Hengist und Horsa, von den spätern kämpfen zwischen den einzelnen ags. fürsten, von dem berühmten Offa von Mercien, von Egbert von Wessex, ja sogar von den ruhm- und wechselvollen kämpfen Alfreds des Grofsen — von alledem meldet kein ae. lied.

Aber bald nach den ags. befreiungskriegen kam ein zeitalter der romantik. die regierungszeit könig Äthelstans (925—940) scheint den ausgangspunct und die erste periode des poetischen aufschwungs zu markieren. verglichen mit dem schlichten, nüchternen, bescheidenen könig Alfred, dem nationalhelden, nimmt sich sein glänzender, prunkliebender, abenteuerlustiger enkel Äthelstan beinahe wie ein romantiker aus — ungefähr wie Otto III nach Otto dem Grofsen. er liebte, wie WvMalmesbury berichtet, alte bücher und alte bauwerke. er begünstigte den geistreichen Dunstan, der in seiner jugend für heldensang und heldensage schwärmte. auch Äthelstans verhältnis zu dem isländischen skalden Egil Skalagrimsson erscheint wenigstens nach der Egilssaga in romantischem lichte. dass Egil sich längere zeit am hofe Äthelstans aufgehalten, ist wol kaum zu bezweifeln, wenn das auch erst in dieser späten sage berichtet wird. Äthelstan ist der erste ags. könig, der in liedern gefeiert wurde; sein ruhm muss eine zeit lang selbst den seines grofsvaters überstrahlt haben, und es scheint fast, als wenn seine illegitime geburt, seine niedere herkunft ihn besonders populär gemacht hätte. von den spätern herschern bot besonders Eadgar (959—975) stoff zu poetischer verherrlichung. als volkspoesie kann man aber die in den ags. Annalen erhaltenen gedichte nicht bezeichnen, weil sie einerseits einen zu höfischen, anderseits, wie A. mit recht hervorhebt, einen zu mönchischen charakter haben. auch die von A. als volkstümlich bezeichneten lieder, die übrigens poetisch ziemlich wertlos sind, kann ich nicht als würkliche volkslieder ansehen.

Das älteste und poetisch bedeutendste dieser lieder, das gedicht auf die schlacht von Brunanburh wird von A. recht gut analysiert und charakterisiert. es ergibt sich ihm als resultat, dass der dichter 'vom alten lebendigen, mündlich vorgetragenen

heldensang nur metrik und sprachkunst bewahrt hat', 'dass manche anzeichen auf einen gelehrten dichter schliefsen lassen', 'dass ein annalist das gedicht verfasste und es von vornherein für seine annalen bestimmte'. ähnliches gilt wol für die übrigen annalengedichte.

Somit scheint als einziges product volkstümlicher epik das lied von Byrhtnoths fall übrig zu bleiben. aber auch dies gedicht, das gewis an poetischem wert dem Beowulf-epos am nächsten steht, die alte epische technik am besten bewahrt hat, zeigt bei genauerer betrachtung mehr den charakter der kunstpoesie. es ist in archaischem stil geschrieben; nicht nur stellen aus dem Beowulflied, sondern auch aus geistlichen dichtungen (Elene, Judith) sind darin nachgeahmt (zb. By. v. 194 fast wörtlich gleich El. 134). der verf. war, wenn auch vielleicht nicht gerade mönch oder geistlicher — das gebet Byrhtnoths in der schlacht ist übrigens doch ein zug, der diese annahme nahelegt —, so doch ein litterarisch gebildeter mann, der daneben auch das kriegshandwerk verstanden und geliebt haben kann. man könnte zb. an den ealdorman Äthelweard denken, Byrhtnoths schwiegersohn.

Das lied auf Byrhtnoths tod war der schwanengesang altenglischer heldendichtung, altenglischen heldentums. auch dem ags. volke wurde, wie es scheint, die lange entbehrte gabe des gesanges erst kurz vor dem hinscheiden wider verliehen.

Kiel, märz 1895. GR. SARRAZIN.

Hartmann von Aue. Iwein der ritter mit dem löwen. herausgegeben von EMIL HENRICI. [auch u. d. t.: Germanistische handbibliothek, begr. von JZACHER. bd VIII.] Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses. t. I: text, 1891. s. 1—388; t. 2: anmerkungen, 1893. s. I—XXXIX u. 389—526.

Pauls aufsatz im 1 bde der Beitr. und des hsg.s bemerkungen über die unzuverlässigkeit des materials, das Lachmann für seine ausg. hauptsächlich in wenig genauen abschriften und collationen Beneckes vorlag (Zs. 25, 123 ff. 28, 250 ff. 29, 362 ff. 30, 192 ff), liefsen eine neue ausg. des Iwein seit langem als wünschenswert erscheinen. der vorliegende bd. der Germ. handbibl. bringt uns dieselbe, veranstaltet auf grund des gesamten hs.lichen materials, das Henrici, ohne den aufwand von zeit und mühe zu scheuen, zur stelle geschafft hat. es wird uns der text geboten mit den abweichungen von Lachmanns lesung, ferner an der seite des textes hinweise auf Hartmanns quelle nach den verszahlen der Försterschen ausg., unter dem text der kritische apparat, der die abweichungen der hss. A und B vollständig und alle für die frage nach der echten lesung sonst in betracht kommenden laa. enthält, zweckmäfsig angeordnet ist und überall den eindruck der zuverlässigkeit macht; dazu kommt im 2 teile eine knappe einleitung über die litteratur, die hss., über die einrichtung und das

kritische princip der ausg., endlich anmerkungen (darunter die abweichungen von Bechs 3 ausg. und Pauls besserungsvorschlägen zu Lachmanns text), parallelstellen, ein namenregister (mit den laa. der hss.). so suchte der hsg. allen anforderungen an eine krit. ausg. gerecht zu werden, was ich um so stärker hervorhebe, als ich in vielen und wichtigen dingen mit H.s arbeit durchaus nicht einverstanden bin.

Pauls untersuchungen über das hss.verhältnis beruhen lediglich auf den laa. Lachmanns und können in ihren resultaten nur zt. aufrecht bleiben. OBöhmes ausführungen (Germ. 35, 257—286) scheinen mir durchaus verfehlt und werden auch von H. abgelehnt (s. xxx 11). H. selbst bringt s. xviii—xxxii einige zt. recht instructive zusammenstellungen über die wechselnde gruppierung der hss., die aber doch nur als die ersten vorarbeiten zu einer eingehnden untersuchung der überlieferung gelten könnten. er gesteht (s. xxix 10), dass seine versuche in dieser hinsicht zu keinem ergebnisse geführt haben. es lässt sich nicht leugnen, dass von den 14 Iweinhss. aufser A und, wenn man von einer einzigen interpolation gegen schluss des gedichts absieht, der hs. d alle mischhss. sind, bei den meisten wird sich das sogar stricte erweisen lassen. und nicht nur die uns vorliegenden hss., auch die zu erschliefsenden mutterhss. boten hie und da schon gemischte texte. so war zb. in einer gruppe II sowol I als l als, wie mir scheint, x (die quelle der gemeinsamen abweichungen von II) eine mischhs. dennoch halte ich die verwirrung nicht für verzweifelt und glaube kaum, dass es bei dem ignorabimus H.s (s. xxxii) lange bleiben wird. wie sich aber 'sämtliche widersprüche in der feststellung des hss.verhältnisses ohne mühe lösen lassen' (s. xxxii) mit der vermutung, es habe 'mehrere echte Iweine' gegeben, ist unklar. denn mischhs. bleibt mischhs., und die sachlage ist für die blofse erschliefsung der filiation ganz gleich, ob der schreiber den text Hartmanns mit dem eines bearbeiters vermengte oder ob er einen echten Iw. aus einem andern echten interpolierte. — schien aber einmal das hss.verhältnis unheilbar verworren, so blieb nichts anderes übrig, als was H. tat: zu Lachmanns krit. regel zurückzukehren und A, zweifellos die zuverlässigste hs. (s. xxxi), trotz ihrem nd. dialekt dem texte zu grunde zu legen. aber A ist doch noch immer voll absichtlicher und unabsichtlicher fehler, so dass ihre la. so lange keinen glauben verdient, als sie nicht von andern hss. unterstützt wird. dann aber hat ihre stimme stets das gröste gewicht, denn sie steht mit keiner der uns erhaltenen hss. in naher verwantschaft [1]. schwierig-

[1] die beiden beispiele, durch die H. Lachmanns bemerkung widerlegen will, dass A erkennbar absichtliche veränderungen nie mit einer andern hs. gemein habe, sind recht unglücklich gewählt. wieso 'konnte Lachmann wissen', dass schon die zusammenziehung 3945—47 eine absichtliche änderung ist, da sie wol niemand dafür halten wird (s. auch Paul aao. s. 316)?



keit musten dabei vor allem diejenigen fälle machen, wo A blofs mit einer oder zwei von den jüngeren hss. zusammengeht. zufall der übereinstimmung in einem fehler, etwa bes. in der auslassung eines formwortes, war da oft wahrscheinlicher als erhaltung des echten. aber wir haben kein sicheres unterscheidungszeichen, und die unsicherheit wird um so gröfser, als uns auch eine eingehnde kenntnis der hs.lichen gruppierung fehlt. 5979 zb., wo *danne* in A c d fehlt, entschied H. gegen A c d uz. wider seine gewohnheit, da er sonst A d gegen alle hss. in den text setzt: 393. 792. 1188. 1548. 3684. 3906. 4034. 4126. 4659. 4948. 5350. 5510. 5960. 6182 uö. das wort kann würklich leicht selbständig von jeder der 3 hss. ausgelassen sein, aber wer sagt uns, ob für die echtheit des *danne* in B D I b f l p r acht oder nur éine stimme spricht? und warum soll A d 5188, warum A d l 1703 und 5347 (s. nun Stosch Zs. f. d. phil. 28, 52) weniger beweisen als sonst? vor allem war es nicht leicht, die fälle auszuscheiden, wo A nur in folge der jüngern färbung seines nd. dialekts sich mit einer jüngern hs. kreuzt. H. ist da nicht immer consequent verfahren. laa. in präfixen, die A mit a teilt, berücksichtigt er zb. gewöhnlich nicht, so 163. 606. 660. 1119. 1207. 2222. 6346; aber

1686 aber betrifft eine kleinigkeit und ist zufall. — Pauls gruppe A d wird nicht zu halten sein, und H. setzt die laa. von A d wol mit recht in den text. aber eine gewisse, wenn auch sehr lockere verbindung von A und a ist nicht zu leugnen. von den für die gruppe A a von Paul angeführten belegen bleibt noch die hälfte etwa zu recht bestehn. von diesen verweist H. unter die laa.: 95. 163. 493 f. 606. 660. 696. 722! 1024. 1119. 1184. 1207. 1369! 1610. 1735. 1778. 2091. 2222. 2357. 2462. 3035! 3182. 3190. 3539. 4316. 4561! 5937 f! 6095. 6311. 6346. 6491! 6728. 6730. 7108. 7649! 7839! 7898! überall mit recht. an einer stelle (162) bewahrt A a das echte, wie ich mit H. gegen Paul s. 343 behaupten möchte. die änderung des originelleren und daher den schreibern wenig zusagenden *nider geleit* A a in *verdeit* kann leicht von mehreren gruppen selbständig gemacht sein. folgt man A a nicht, so muss man *gesagt* : *verdagt* schreiben, ja nicht *verdeit*, was bei Hartm. unerhört ist, sowie *cleit gecleit gejeit meit unverzeit*; Er. 7049 nur auf grund der Ambr.hs. mit Lachm. und Haupt ein ganz vereinzeltes *gereit* (: *arbeit*) zuzulassen, ist mislich, da *geseit* sich für *gereit* (*Und Erec hâte gereit Waz kumbers er hâte erliten*) fast von selbst ergibt. — sonst setzt H. A a in den text: 73. 155 f. 797. 1008. 3528. 3813. 4325. 4730. 4907. 6647. 7709, sehr inconsequent und überall zum schaden seines textes. 155 f empfiehlt sich B D I d z fast ebenso wenig als A a. ist vielleicht gar hinter *wan* 156 zu interpungieren und mit enjambement (vgl. 5858. 3950. 4948. 5729. Er. 3875. 6362 uö.) nach B D I d z zu lesen: *Dû wærest benamen zebrochen Und wære, daz weiz got, vil wol Wan; dû bist bitters eiters vol*? 'und wurdest zu rechter zeit (*vil wol*) leer; du bist (nämlich) voll von gift': Chr. 87: *ja fussiez crevez, . . . Se ne vos poïssiez vuidier del venin Don vos estes plains. wære* ist dann 2 pers. ind. — 3528 ist r ja nicht als stütze für A a anzuführen, denn r gibt statt dieses verses (*Ein vrouwen und ein rîchez lant*) den vers 2782 (*Ein schœne wîp und ein lant*), sowie B b z *küneginne* schreiben nach v. 2880 (*Ein küneginne und ein lant* = b z), *schœne* vor *vr.* in A a ist sicher falsch, das epitheton verdankt ebenfalls einer angleichung an 2782 (oder 2748) seine existenz, wobei nur nicht so radical verfahren ist wie in r und b z. — 7709 ist die la. von p r durchaus nicht als über A a entstanden zu erklären usf.

1008 schreibt er *gereit* mit A a gegen *bereit* aller übrigen. 3182 und 3190 gibt der text *vür dise* gegen *von dirre* A a, 73 aber *ûf wâfen* mit A a gegen *umbe w.* der andern; 7649 *den* für *disen* A a, 6647 aber *diz* mit A a gegen *daz* der andern. — ähnlich bietet der text 3684 *beider nû wol* mit A d gegen *wol beider* aller übrigen hss.; dann sollte es aber auch 535 *ich aber im* (*im* trägt den ton so gut wie *ich*!) mit A d heifsen und nicht *aber ich im.* auch 1509 schreibt H. *ir aber* (resp. *ir ab*) mit A d l gegen *aber ir* (oder *ir*) der andern. — 3769 und 6239 wird die präp. *gegen* in den text gesetzt, obwol A E *engegen* dafür bieten, 6474 aber wird mit A E *engegen* statt *gegen* aufgenommen [1]. — 4502 wird *gedient* mit B D E l b p r in den text, *verdienet* A a c d f l aber in die laa. gesetzt, und 5519 erscheint *verdien* mit A a d im text, *gedien* B D E b c f p im apparat. — A E p steht 3669. 3937 uö., A E r 6403 uö. im text, warum 7546 nicht die la. von A E H p [2]? dies sind blofs wenige beispiele für viele; jedoch betreffen sie meist nur kleinigkeiten. mehr bedeutung schreibe ich den folgenden ausstellungen zu.

Dass Lachmann den orthographischen und grammatischen laa. der nd. Iweinhs. A für die constituierung der orthographie seiner mhd. texte zu viel gewicht beigelegt hat, steht seit Pauls ausführungen über diesen gegenstand fest. und so hat auch der neue hsg. mit recht alle sprachlichen laa. seiner haupths. vom texte ferngehalten. weit näher als der schreiber von A stand der sprache und zeit des dichters der schreiber von B. die sprachlichen laa. dieser hs. verdienen daher zweifellos eine gewisse beachtung, die ihnen Lachmann auch voll zu teil werden liefs; davon zeugen seine ausführungen s. 363—366 (4 ausg., 365—368 2 ausg.) und die anmm. zu den ersten tausend versen des textes [3]. aber es ist wol zu unterscheiden: B gibt uns ein gewichtiges zeugnis für die sprache der zeit Hartmanns, aber nicht für Hartmanns sprache! [4] wer wird denn annehmen wollen, dass B, welches dem texte überall mit ebenso rücksichtslosen als systematischen änderungen an den leib rückt, in minutien, wie der erhaltung oder apokopierung eines unbetonten *e* udgl., ein treues bild seiner vorlage pietätvoll überliefert habe? der Lachmannsche Iweintext war also von den blofs aus A recipierten sprachformen zu reinigen; der schrullenhaften pedanterie des kalligraphen von

[1] r z kommen nicht in betracht, sobald A E keine stimme hat; übrigens setzen sie *engegen* adverbial nach *im*, sind also ganz irrelevant.

[2] dazu kommt, dass D a c d l r an dieser stelle ganz offen an 7440 angleichen (*hazzen* für *heizzen*!), eine ähnliche reminiscenz an 7440 oder 8119 wird also auch der la. von B I f z zu grunde liegen.

[3] s. Lachmann zu 3. 11. 42. 43. 84. 85. 88. 92. 96. 116. 126. 131. 141. 147. 153. 175. 191. 194. 204. 218. 227. 255. 287. 310. 346. 348. 350. 368. 370. 442. 538. 539. 749. 866. 1006. 1012. 1087. 1118. 1160. 1240. 1436. 5873.

[4] H. sagt s. xxxv anm. zu 4 ganz falsch: B redet des dichters sprache.

B war nicht mehr ehre zu geben, als schon Lachmann getan hat. dann wurde, wollte man einmal mit Lachmanns orthographie und metrik brechen und doch auch in dieser hinsicht kritisch verfahren, die sache freilich keine bequeme arbeit. es war ein reimwb. für alle werke Hartmanns anzulegen, es waren Lachmanns classische anmm. einer neuen eingehnden prüfung zu unterwerfen und nicht blofs einzuklammern, und es war auch über die specialüberlieferung des Iw. hinaus die gleichzeitige überlieferung andrer gedichte desselben kreises heranzuziehen. all diese untersuchungen hat H. nicht geführt, und so muste er auch für die schreibform und die metrik seines textes sich auf die autorität einer einzelnen hs., B, verlassen. dieser folgt der text nun wahllos, vor allem in sämtlichen fällen der apokope und synkope, den blofsen schreibgewohnheiten der hs. ebenso vertrauend wie ihren sprachformen [1].

Lachmann wollte es möglich machen, die mhd. gedichte 'so zu lesen, wie sie ein guter vorleser in der gebildeten gesellschaft des 13 jhs. aus der besten hs. vorgetragen hätte' (Wolfr. s. vi). und so muste er überall auf den heutigen leser rücksicht nehmen (s. bes. s. viii der vorr. zu Wolfram und s. vi des Iw.[4]). auch H. spricht s. xxxiii anm. von dieser rücksicht auf den heutigen leser mit citierung Lachmanns; aber er fährt fort: 'eine weiter [2] gehnde durchführung der gleichförmigkeit, wie sie L. für ratsam hielt, um die leser an normalisierte texte zu gewöhnen, liefse sich nur dann verteidigen, wenn man beweisen könnte, dass zu des dichters zeiten solche texte in gebrauch waren'. so bearbeitet er nun aber seinen text von zwei ganz verschiedenen standpuncten aus. sollen wir einen text bekommen, wie er zu des dichters zeiten in gebrauch war, so war rücksicht auf den heutigen leser ausgeschlossen: denn die reinliche scheidung von *ch* und *k*, *z* und *tz*, von längen und kürzen, umgelauteten und unumgelauteten vocalen war in den texten der zeit ganz ebenso unerhört als die regelung der apokope und synkope in der schrift je nach dem bedürfnis des verses. die hoffnung auf ein grofses publicum der gebildeten, mit der sich die zeit Lachmanns für unsere mhd. texte noch trug, ist heute wol aufgegeben, und so habe ich gegen einen text, der auf die bedürf-

[1] H. scheint sich zu seiner haltung gegenüber den sprachlichen laa. von B erst spät entschlossen zu haben. wenigstens hat er die letzten consequenzen offenbar erst während des druckes gezogen. das verrät uns eine gewisse ungleichmäfsigkeit, die die behandlung der B-laa. in den ersten versen der grofsen masse des textes gegenüber zeigt. eine ungleichmäfsigkeit, die H. selbst in den anmm. hie und da zu ebnen sucht. doch bleibt noch vieles dgl. übrig. so steht gegen B *keiner* 102. 381 uö., sonst stets mit B *deheiner*; *irn möhtet* 174, *ir mietet* 246 usf., sonst stets *ir möht*, *miet*; *nû bitet* 185 uö., später stets *ir rit, mit, bit* mit B; *mînes* 310. 394, später meist *mîns eins* nach dem canon B usf. usf.

[2] als die setzung von *k* für *ch* (oder *c* vor *h*), von *tz* für *z* der hs. und die regelung der umlautsbezeichnung.

nisse des heutigen lesers gar keine rücksicht nimmt, nichts einzuwenden. da aber muss consequent verfahren werden. der germanist von fach wird in dem ganz nach den sprachformen einer hs. hergestellten texte leicht und gerne ein *und* zu *unde*, ein *het* zu *hete*, ein *mîns* zu *mînes* ergänzen; einerseits aber Lachmanns orthographie zu schreiben mit der durchgeführten scheidung des umlauts, den längezeichen, mit *tz* für die affricata nach kürze, ohne wechsel von *v* und *f*, *k* und *ch* usf. usf., anderseits Hartmannsche verse zu schreiben wie: *lange hët gegert* 8155, *deheinen liebern tac* 7499, *gar verzwiveln tet* 7825, *wol wider gewan* 5623, *mînes sagens enbern* 219, nur weil B die gewohnheit hat, nach *t* am schlusse kurzer silben mit *ë, ę, a, o*, nach liquida am schlusse kurzer oder unbetonter silben stets und ausnahmslos das unbetonte *e* wegzulassen, das ist flickwerk. schon Roediger hat in seiner recension des 1 bandes der vorliegenden ausg. (Herrigs Arch. 88, 81 ff) mit recht darauf aufmerksam gemacht, dass ganz allein durch diese pedanterie des schreibers von B, die H. in den text aufnahm, verse erscheinen, wie sie bisher Hartmann niemand zugetraut hätte. es kann nicht zufall sein, dass alle diese ungeheuerlichkeiten fast nur verse treffen, in denen solche worte mit B apokopiert oder synkopiert geschrieben werden, die erstens in andern hss. derselben zeit auch unverkürzt gebraucht werden und die zweitens in der hs. B mit einförmiger regelung des gebrauchs n i e a n d e r s a l s v e r k ü r z t erscheinen. dieser einwand wird durch die redeübungen H.s in der anm. zu VII 4 s. XXXVf nicht aus der welt peroriert. ich mache mich erbötig, aus guten oberd. hss. vor Hartmann, zur zeit Hartmanns und nach Hartmann *unde hete lieberen verzwivelen widere mines sagenes genuoc* usf. in fülle nachzuweisen: warum sollen Hartmann diese formen abgesprochen werden, weil es schreibgewohnheit von B war *vn̄ het liebern* usw. durchzuführen? das böseste an der sache ist nämlich, dass H., wie sich aus dem abschn., den er 'Der vers' überschreibt (s. XXXIV—XXXVI der einl.), und aus seinen anmm. passim ergibt, alle diese formen als die überlieferten urgiert und glaubt, dass der von B *mîns sagens enbern* geschriebene v. 219 auch als 5silbig zu lesen sei. nein! der schreiber von B selbst hätte ihn seinem publicum wol als *mînes sagenes enbern* vorgetragen. legen wir also für alle sprach- und schreibformen eine alte gleichzeitige hs. unsern mhd. texten zu grunde (und viele werden dafür sein), so müssen wir die möglichkeit offen lassen, anders zu lesen als zu schreiben, dh. anders zu lesen, als der an gedruckte bücher gewohnte leser von heute list (s. Wolfr. s. VIII). wir müssen uns vorstellen, dass zu einer zeit, da zb. neben *und* noch *unde* gesprochen wurde, ein schreiber oder besser seine schule stets *und* (*vn̄*) oder stets *unde* zu schreiben die gewohnheit hatte, und ebenso *het*, *mîns* usf. so wie etwa heute, wo die dative *an dem tag* und *an dem tage* nebeneinander in der sprache der gebildeten geltung

haben[1], der eine aus gewohnheit das endungs-*e* stets unterdrücken, der andre (etwa ein volksschullehrer) es in der schrift stets setzen mag. dichten diese beiden, so scandieren sie gewis *tag* neben *tage*, und so wie sie scandieren, werden sie dann auch schreiben: zur zeit unsrer hs. B aber schrieb, wer *und* (*vn̄*) einmal zu schreiben allein gewohnt war, so auch in dem verse, in dem er *unde* lesen muste, sowie der andre (und das zweifelte bisher noch niemand an) *unde* (*ane, site* usf.) schrieb, wo er *und* (*an, sitę*) sprach. soll heute der *tag*-schreibende das *tage* des andern copieren, so wird er in der abschrift der vorlage möglichst gerecht zu werden suchen und wol meist *tage* bringen: dass aber der ma.liche schreiber nicht auf diesem puncte der akribie stand, weifs der kundige. und vor allem ein solcher schreiber wird uns da der verdächtigste sein, dessen schreibweise 'in sich übereinstimmt', der also seine gewohnten formen rücksichtslos durchführt, wie eben der von B. und diese sorglosigkeit der schreiber war damals entschuldbar, wo der vorleser (wol meist auch schreiber in einer person), der gewohnt war *wā* in *wande* etwa und *vat*[5] in *vater* aufzulösen und ein seinem dialekt nicht entsprechendes *quam* zb. des aus der ferne geholten buches rasch als *kom* zu bringen, sich beim vortrag auch für ein *und* und *unde*, ein *magt* und *maget* usw. wol ebensowenig an den buchstaben seiner hs. hielt als der schreiber beim copieren: er las ein *gnad und*, wo sein gefühl für die rhythmik der muttersprache ihn dazu anleitete, ruhig als *genâde unde*, wie uns selbst ja umgekehrt Lachmann längst gewöhnt hat, in seinen texten *gnâde und* gelegentlich mit elision des gedruckten *e* zu lesen. gut, schreiben wir überall mit B *gnade vn̄*, aber gestehn wir, dass dies geschieht, weil wir ohne neue untersuchung heute nicht in jedem falle mit gewisheit sagen können: hier ist was geschrieben steht in *genâde unde*, hier in *genâd und*, hier in *gnâd unde* usw. aufzulösen. der vortragende muste damals ja auch einen reim *biten* : *riten* einsilbig stumpf und ein eventuelles *ir gebiet* : *geniet* seines buches (so steht tatsächlich Iw. 7959 in B) zweisilbig und klingend lesen.

S. XXXIII heifst es bei H.: 'B und die bruchstücke F H N O enthalten eine sprache, welche in sich und mit den reimen meist übereinstimmt und im engern sinne als mhd. bezeichnet werden kann'. was es bedeutet, dass die sprache von B in sich übereinstimmt, dafür verweise ich auf das gerade gesagte und auf Lachmann Iw.[4] s. 363. mit Hartmanns sprache und seinen reimen aber stimmt B sehr oft ebensowenig überein als mit der sprache von F H N O, die von H. selbst oben als gute Hartmannüberlieferung anerkannt wird. das ist leicht nachzuweisen. dass Hartmann und B nicht ganz einerlei sprache reden, wird uns schon dadurch evident, dass der wortschatz des einen dem andern nicht

[1] näher läge vielleicht als beispiel *andern* und *anderen*; schon B schreibt nie anders als *andern*.

ganz geläufig ist. das wort *tweln* wird von Hartmann oft gebraucht (im reim Er. 22. 1402. 3915. 9325, 1 büchl. 401. 1578, Gr. 3752, aH. 351), in B erscheint es Iw. 992. 3084. 3468. 4357. 5621; aber 3345 schreibt B (oder seine vorlage, das ist für die einschätzung der hs. ja irrelevant) *wonte*, 3762 *hielt*, 6764 *beite* statt *twelte* (*entw.*), 4830 *biten* statt *tweln* und 6877 *waren* statt *twelten*. H. folgt hier A, nicht B. — noch weniger entspricht das wort *beiten*, das für Hartmann durch den reim Er. 9484 gesichert ist, der sprache von B: überall, wo es vorkommt (2215. 4070. 4172), gibt es mit andern hss., die sich im gleichen fall befinden, *biten* f. *beiten*. hier folgt H. B, nicht dem meist besser bezeugten A. — *dicke* steht bei Hartmann im reim Er. 1490. 1714. 2626 uö., Gr. 2221, Iw. 650. 984. 3796. aufserhalb des reims gibt B *ofte* für *dicke*, das aus A und andern guten hss. bezeugt ist. H. entfernt sich hier von B. — *alsô*, resp. *alse* (vor adj. und adv.) schreibt B, wo es nicht im reim steht, regelmäfsig *als*, wie es ja auch sonst oft die einsilbigen formen dort durchführt, wo Hartmann diese neben den zweisilbigen kannte (vgl. *vn̄* für *und* und *unde*). F schreibt *also* 5230, H 6982, O 6224. 6549 für *als* in B, und auch H. nahm (freilich höchst inconsequent) *alsô* aus A meist in den text, so 1804. 2074. 2505. 2524. 2618 usf. — hat H. (wie ich wol glaube) recht die form *diu gelîch* 753. 6269. 6621 in den text zu setzen, dann ist zu constatieren, dass B, sowie eine junge hs., dieses *diu gelîch* constant in *dem gelîch* ändert. dgl. liefse sich noch mehr anführen[1]. — die hs. B schreibt ausnahmslos *niemen iemen* (Lachmann zu Iw. 191), Hartmann braucht neben der form *iemen* (: *riemen* Er. 2411. 3077. 4415. 9391, Iw. 319) im reim viel häufiger die form *nieman ieman* (: *dan*, *kan* usw. Er. 423. 1481. 2663. 4771. 8254, a H. 443, Iw. 1268. 2826. 3228. 5890). F schreibt *nieman* 5210. — B schreibt aufserhalb des reims *racter* 3304, *bedacte* 3595, part. *gestracter* 5048 (s. Lachmanns anm.); Hartmann aber sagte *rahte bedahte gestrahter*, wie A und andre gute hss. auch bezeugen, er reimt *gerihte* : *an blihte* Iw. 3506, *ersmahte* : *ahte* Iw. 3885, *bedahte* : *mahte* Er. 1544. im part. findet sich neben *bedahten* (: *mahten*) Er. 418. 10020, *erwaht* (: *naht*) a H. 541, *bestaht* (: *naht*) Er. 2376 auch klingend *erwecket* : *erschrecket* Er. 6596. H. schreibt 3304 *racter*, 5048 *gestracter* mit B; 3595 aber *bedahte* gegen B. warum? — unser text gibt mit B 3385. 5119. 5279 und auch sonst sehr oft *ligt* für *lit* in A. diese form empfiehlt sich nicht: nur ein einziges mal (uz. im Er.) reimt Hartmann (*daz ir*) *obe ligt* auf *gesigt*, sonst

[1] so wird (freilich vereinzelt) ganz unhartmannisch *denne* 1748 in B a geschrieben. H. hätte es doch nicht behalten sollen, denn der dichter reimt *danne* nur auf *manne*, nie auf *erkenne*, *nenne*, *eteswenne* (s. Lachm. zu 627). auch vereinzelte *sie* (zb. 4116) in B sind gegen Hartmanns weise. — 7142 bringt B *schilde*, aber Hartmann reimt *bilde* : *gevilde* : *wilde* und *schilte* : *er bevilte* : *spilte* : *mille* ganz getrennt. ebenso falsch ist in B *erholde* 2795, *vergolden* 5346, *dultet* 2158.

nie *ligt* : *gesigt, phligt, bewigt,* so wie etwa Wolfram reimt. dagegen reimt er *lit* : *strît, zît, sît* usf. mehr als 30 mal (im Iw.: 1750. 2877. 2937. 5071. 5484. 5547. 6960)[1]. — B kennt nur *vñ* (s. Lachmann zu 3), aber die zweisilbige form (H. setzt sie mit *niuwet* in eine reihe, s. Jahresber. d. ges. f. d. phil. 13, 264!) wird in den liedern Hartmanns MFr. 206, 37. 207, 27. 208, 15. 210, 2. 218, 5 zur füllung der senkung erfordert, und die hs. H, deren sprache von dem hsg. selbst als 'mhd. im engern sinne' bezeichnet wird, gibt stets *vnde* (6948. 6962. 6971. 6989. 7000. 7013. 7033), wo sie nicht die abbreviatur *vñ* schreibt. — B kürzt mit sporadischen ausnahmen *gote bote gebote* usf.; *state* usf.; *tete hete gebete Lunete* usf. stets um das endungs-*e*, ebenso *mite*, wo es nicht mit *site* oder mit den prät. *lite rite mite* usf. reimt, die nie von ihm gekürzt werden. aber MFr. 210, 5 und 34 muss es *gote* heifsen, 211, 25 *bete*, soll in den lyr. versen nicht die senkung fehlen; und ebenso bietet F *ich bite* 5237, C *hie mite* 5924, O *bote* 6543, H *hete* 7481 und umgekehrt *sit* : *mit* 7197. entscheidend ist aber, dass Hartmann niemals *state* : *er bat* udgl. reimt, und die häufigen reime *gote* : *gebote* (im Iw. : 393. 5143. 6013. 6061) und *got* : *gebot* : *spot* (im Iw. : 237. 501. 1807. 2349. 2563 usf.) in allen seinen gedichten streng auseinanderhält (s. auch Lachmann zu 350). — B schreibt fast regelmäfsig *bit* (185 usf.), *rit* (6142 usf.), *het* (1495 usf.), *bœt* (6817 usf.), *verwüest* (3781 usf.), *gruozt* (1194 usf.), *biut* (251 usf.), *gebiet* (243 usf.), *moht* (7557 usf.), ferner *redte* (6528 usf.) etc. für *bitet, ritet, hetet, bœtet, verwüestet, gruoztet, biutet, gebietet, mohtet*; *redete* udglm., und H. hält vorwiegend diese formen für die Hartmannschen (s. anm. zu 836. 3622 und sonst) und setzt sie in den text. aber nirgends reimt Hartmann *gebietet, genietet* auf *liet, diet, er riet*, nirgends *ir huotet* auf *guot, bluot*, sondern er scheidet jene klingenden und diese stumpfen reime auf das peinlichste. im reime sogar wagt B sein *ir gebiet* : *geniet* 7959, *ir mit* : *ir rit* 6141; der hsg., minder consequent, geht hier nicht mehr mit. dass die verse *Waz ist daz ir gebietet Dâ habt ir iuch genietet* klingend sind, ist freilich klar, war auch dem schreiber von B wol klar, und er folgt nur seiner schreibgewohnheit. in den liedern ist MFr. 206, 5 *geleistet*, 208, 23 *trœstet*, 210, 9. 218, 4 *giltet*, 213, 11 *verleitet*, 205, 23 *altet*, 216, 14 *rœtet*, 217, 18 sogar *wirdet* (*wirt* im reim Iw. 1587) erforderlich. auch *bitet* : *strîtet* Iw. 921, *bediutet* : *biutet* Er. 1882, *leitet* : *breitet* Gr. 93 einl., *gespreitet* : *verleitet* aH. 731 reimt klingend und immer bei

[1] auf *strît zît sît* usw. reimt auch *er gît* (im Iw. : 871. 1219. 2823. 5665); untereinander aber reimen *lît* und *gît* merkwürdigerweise nie, weder im Iw. noch in den andern epen. zwei einer dritten gleiche gröfsen sind also hier einander nicht gleich. die 2 personen *gîst* : *lîst* reimen Er. 5784. 5916, 1 büchl. 319; dem entspricht, dass sich zwar nie *er, ir phlît,* wol aber *dû phlîst* (: *lîst* 1 büchl. 695) im reime findet.

3 hebungen[1]. gegen die gewohnheit von B schreibt zb. O *rededeten* 6528. 6532, H *möhtent ir* 7557 udglm. wenn also Hartmann *er bitet* (neben *er bit*, welche form ich ihm gewis nicht apodiktisch absprechen will) anwendete, um einen reinen reim zu erhalten, warum in aller welt soll er es nicht auch gesprochen haben, wo er eine senkung im Iw. füllen wollte?! — ich gebe noch summarisch eine liste von in B allein oder ganz überwiegend gebrauchten formen, deren ausschliefslicher anwendung Hartmann selbst oder die andern nach H. 'mhd.' Hartmannhss. FHNO widersprechen: B stets *mîns*, *eins*, *deheins* (s. Lachm. zu Iw. 310), ebenso *lôns*, *dienst* udglm.] zweisilbig *mînes* MFr. 212, 8; *eines* 207, 25; *lônes* 207, 23. 214, 29; *dienest* 208, 13. 209, 5. 214, 35 und so immer, nur 205, 7 *dienst*. — B *gedient*, *gelônt* usf.] zweisilbig *gedienet* MFr. 207, 24. 211, 24. 214, 18; *ungelônet* 208, 2. 19. in den epen stets klingend bei 3 hebungen gereimt, zb. *meinet* : *bescheinet* Iw. 2685. 7979 (im reim schreibt auch B *-net*), Er. 3892 uö.; *weinet* : *vereinet* Er. 5340. — B stets *gnuoc*, *gnâde*, *gunêrt*, *gantwurten*, aber *gelich*, *gelimph* usf., *genas* (s. L. zu Iw. 1118)] dreisilbig *genuoge* MFr. 212, 29, *genâden* 206, 26; ferner *genuoc* 7044. 7107. 7639 in H, *geunêrt* 7527. 7559 in H. — B ausnahmslos *nam*, *scham*; *an*; *ich var*; *varn*, *verlorn* usf. (s. L. zu Iw. 11)] zweisilbig *verloren* MFr. 217, 19! ferner *varende* 7191 in H, *name* 7616 in H, *süle* 7462 in H, aber auch *ane mir* 7558. 7648 und *ane züge* 7574 in H! — B lässt überhaupt das unbetonte *e* nach liquida am schlusse kurzer silben stets aus, schreibt immer *andern*, *verzwiveln*, *wider*, *nider*, pl. *trähen*; was kann da B gegen die formen *widere* : *nidere* : *gevidere* beweisen, wenn die stammsilbe dieser worte Iw. 617. 679. 2127. 4983, Er. 6080 zweifellos im reime die 3 hebung trägt? vgl. ferner *schœneren* 6516 in O, *anderen* 6936 in H, *sichere* 7577 in H, *lastere* 7570 in H, *enzwivele* 7478 in H, *trähne* 6226 in O. H und O sind hd. Hartmannhss. des 13 jhs.! — B ebenso *kemnâte*, *hemde*, *arbeit*, *frumcheit* usf. (s. L. zu Iw. 95)] *kemenâten* 5211 in F, *hemeden* 6487 in O, *arebeit* 7135 in H. — B stets *benimt*, *nemt*, *lebt*, *magt*, *sagt* usf. (s. Lachm. zu Iw. 227. 346)] F: *benimet* 4986, *nemet* 4994, *lebet* : *strebet* 4995; H: *zimet* 6978, *habet* 7479. 7533 usf. — B stets *jehn*, *sehn*, *wesn*, *lebn* (s. Lachm. zu Iw. 43), aber *nemen*, *komen*, *sagen*] zweisilbig *wesen* MFr. 206, 21; *sehen* : *geschehen* 6245. 6511 in O, 7537. 7665. 7575 in H, *gewesen* 6995. 7083 in H, *leben* 7182. 7501. 7502 in H udglm. — B stets *ichn*, *ern*, *ezn*, *nochn* usf.] *erne* 4965 F, *er en-* 6514 O, *noch en-* 7080 H, *des en-* 7480 H, *ez en* 7548 H. — B stets *riter* (Lachm. zu 42)], Gr. aber reimt *ritter* auf *bitter* 1331, und

[1] nur die part. *gespreit*, *gebreit*, *ungebeit*, *gekleit*, *zebreit* finden sich im Er. und Gr. im stumpfen reim; im aH. und Iw. fehlen auch sie an dieser stelle.

O schreibt *ritter* 6257. 6278. — B kennt endlich die 2 pl. auf *-ent* nicht aufser dem reim, diese reime aber (s. Lachm. zu Iw. 836) beweisen, dass Hartmann die form geläufig war; ebenso ist B die 1 pl. auf *-e* (*sage wir* zb.) fremd, die F A für Iw. 5210 (*habe wir*) stark bezeugen. und hier breche ich ab.

Die allerschwächste seite des buches sind die anmm. nicht nur sind sie, soweit sie H.s eigentum sind, ganz unerlaubt ärmlich, sondern sie fordern auch, besonders in der art wie sie sich gegen Lachmanns anmm. stellen, fast auf jeder seite zum widerspruch heraus. Lachmanns anmm. beruhen überall auf dem vollständigen Hartmannmaterial und sind auch heute noch unsre einzige reiche quelle für die kenntnis des sprach- und reimgebrauchs dieses dichters. manche folgerungen, die Lachmann aus seinen feinen und vielseitigen beobachtungen auf einzelheiten der mhd. metrik gezogen, sind falsch, das wird heute kaum jemand mehr leugnen; bei manchem wagnis seiner textkritik, zu dem er dadurch verleitet wurde, wird man ihm nicht mehr folgen können; aber die in den anmm. mitgeteilten tatsachen über Hartmanns sprache, seine technik und deren entwicklung bleiben unumstöfslich, so wie die ganze arbeit Lachmanns als ein muster für die methode der erforschung von eines schriftstellers eigenart wol immer anerkannt bleiben wird. eine ganze reihe seiner beobachtungen endlich, wie etwa der viel angefeindete ausspruch, Hartmann widerhole seine verse nicht wörtlich und die ganz gleich überlieferten zeilen seien von den schreibern eingeschmuggelt worden, brauchen nur ein wenig vorsichtiger gewendet, etwas mehr specialisiert zu werden, um nach wie vor als angelpuncte der Hartmannkritik geltung zu haben. wir werden sehen, wie leicht die rüstung H.s ist, in der er diesen anmm. meist einfach ablehnend, immer verständnislos, hie und da geringschätzig (s. zu 618. 2516. 3179. 5402 uö.) entgegenzutreten wagt.

Auf Zachers wunsch hat H. die erklärenden anmm. Beneckes und Lachmanns unter die seinen aufgenommen und sie, soweit er für ihre richtigkeit nicht einstehn wollte, in eckige klammern gesetzt; 'in solchen befinden sich auch die erörterungen Lachmanns über sprache und metrik, welche man im Iw. zu suchen gewohnt ist' (s. xxxix). H.s anmm. sind für den lernenden anfänger bestimmt (s. xxxviii). diesem wird es nicht frommen, auch solche anmm. Lachmanns in diesen klammern der ungläubigkeit zu finden, die einfach unzweifelhafte tatsachen über Hartmanns sprache bringen, so 1615 die ausführungen über den umlaut in *bürde wurde vunde bunde* usf., 5322 über *der mîn*, *daz mîn*, aber *die sîne*, *des mînes* und *daz eine, der eine* (z. zu Iw. 6319), 7967 über *verbrennet verbrant*, *gesendet gesant* und sehr vieles mehr dgl. hätte H. auch nur in einigen fällen für die zahlreichen ohne ziffernmäfsige belege in den anmm. niedergelegten sprach- und reimbeobachtungen Lachmanns das einschlägige material vor unsern

augen entrollt, so hätte er eine dankenswertere aufgabe geleistet; so aber wird sich der anfänger vor diesen anmm. hüten müssen und die originalanmm. Lachmanns niemals entbehren können. denn erstens sind viele für die kenntnis der eigentümlichkeiten der Hartmannschen sprache wichtige anmm. teils ganz fortgelassen, teils durch eigene, völlig unzureichende ersetzt; zweitens sind sie öfter unrichtig, vor allem unverstanden widergegeben. der raum verbietet mehr als einige ausgewählte beispiele für diese behauptung anzuführen, sie werden aber zum beweise genügen. L. zu 84: '*dan* (nach dem comparativ) A fast immer (*danne* 172), *danne* B immer. ich habe gewählt was dem verse zuträglich ist[1]: denn Hartmann hat die kürzere form sogar in einem liede gebraucht'. L. zu 396 (*Dan schiet ich* usf.): 'Hartmann scheint die kürzere form nur mit *von* zu setzen, 1561. 5541[2]'. nun H. zu 84: 'für *dan*, welches hs. B nie hat, beruft sich L. auf lied MFr. 207, 38; zweisilbige formen dieses wortes (!) glaubt er (zu 396) bei Hartmann nur (!) nach *von* (!!) annehmen zu können, 1561. 5541: gegen die hss., aus metrischen gründen'!! und diese anm. ist für anfänger bestimmt! — L. zu 191 meint, dass zwischen dem beständigen *niemen* aus B und dem *nieman* aus A abgewechselt werden muss, 'weil der dichter beide formen im reim gebraucht'. nun H. zu 194: '*niemen*:*riemen* 319; der vereinzelte reim *nieman*:*dan* 1268 genügt nicht, um gegen B die abwechslung zu begründen, welche L hier und zu 191 auch für 4219 verteidigt'. warum soll ein vereinzelter reim *nieman* : *dan* nicht so viel für *nieman* als der eine reim *niemen* : *riemen* für *niemen* beweisen? aber der 'vereinzelte' reim *nieman* (resp. *ieman*) kommt im Iw. 4 mal, im Er. 5 mal, im aH. 1 mal vor (die belege findet man oben s. 187), *riemen* : *iemen* (*niemen*) im Er. noch 4 mal! philologische akribie wird der anfänger also bei H. nicht lernen können. — warum fehlt L.s anm. zu 606 über den uml. von *wünne*, *künne*, *gewünne* bei Hartmann? — zu v. 657 *Daz weter wart als ungemach*, in dem Lachmann mit A gegen die andern hss. *weter* fortlässt, heifst es in der anm. bei L.: 'welches [sc. *daz* oder *daz weter*] das wahre sei, ist offenbar. im Er. 669 *alsô der dô ergie* ist mit unrecht *imbîz* [von Haupt[1]] eingeschoben'. L. hält deshalb die la. von A für die wahre, weil zu einem solchen ein entfernter stehndes subst. ersetzenden pronomen das oft leicht zu ergänzende nomen von den hss. ungemein gerne zugesetzt wird (s. auch Zs. 37, 390 anm. 1). so wird im Greg. 897 für *deheinz* der hss. C I in A E K *dehein kint* geschrieben und auch im Iw. zb.

[1] tatsächlich schreibt L. *dan* nicht häufiger als *danne* nach compar.

[2] hier schreibt L. nicht 'aus metr. gründen' sondern mit den hss. und ebenso wie H. selbst: *Von danne*. — L.s 2 anm. baut sich auf folgendem material auf: *danne* 'tunc' kommt im reim auf *manne* oft vor, *danne* 'inde' nur einmal (Er. 5104) und da mit *von*, während *dan* (: *man*, *kan*, *an* usf.) im reim ebenso häufig ist als *von dan*, s. zb. Iw. 4557. 1117. 5305 usw.

5427 zu *deheinen* von den hss. B D b p *schaden*, I I r *leit* ergänzt, 5939 zu *den* von p *man*, und so bietet 6003 I *frumer man* für *frumer* B b l. aus demselben gesichtspunct (und dort sicher mit recht) beurteilt L. das schwanken der überlieferung zu Iw. 2394, wo er in der 2 aufl. *dehein* schreibt, obwol nur A *ne hein* bietet [1], die andern hss. aber zwischen *dehein dinc*, *dehein man*, *nieman*, *nie ritter* udglm. schwanken. und deshalb meint er auch, dass Haupt mit unrecht in der citierten Erecstelle das nicht überlieferte subst. einschob, weil die hss. dieses subst. viel eher zusetzen als es fortlassen. nun aber H. zur stelle: 'L. beruft sich auf Er. 670 .... aber die eine späte Er.hs. beweist nichts (Paul). es möchte auch schwer sein, den beweis zu führen, dass jedes (!) subst. unterdrückt werden muss, sobald der artikel es genügend ersetzt. einen solchen grundsatz scheint L. aufzustellen (!) mit der bem.: welches das wahre sei, ist offenbar'! das ist doch nichts als eine verdrehung, gewis eine unabsichtliche, aber eben deshalb beruht sie auf verständnislosigkeit. — L. zu Iw. 1584: 'bei dem überlieferten *Wan daz wurde allez* (L. schreibt *alswâ*) *baz bewant* fehlt gerade die hauptsache: *anders* oder *anderswo*. jenes könnte ahd. *alles* heifsen: allein das wort hat sich wol nicht so lange gehalten ....' dazu nun H.: 'die variante *anders* [in f] bestätigt hier das adv. *alles*, ganz (!), dessen erhaltung im mhd. L. bezweifelte [2]: es ist aber inzwischen genügend belegt'. soll das vielleicht doch nur ein scherz sein? — warum fehlt L.s anm. zu 1721 über *węsse* neben *węste* bei Hartmann? — L. schreibt 2190 *bât* f. *badete*, 7654 *lâter* f. *ladete er* und weist in den anmm. nach, dass Hartmann, *d* und *t* unterscheidend, einerseits *schât, gelât*, anderseits *bestat*, *erstat* reimt. H. schreibt *bat er* kurz, lässt die beiden anmm. L.s aus, beruft sich für die kürze des vocals auf Weinh. Mhd. gr. (andere dichter mögen es ja kurz reimen) und spricht nur kurz von L.s 'hier und zu 7654 versuchten begründung von *â*'. zu 7654 heifst es dann: 'zur begründung von *lât* f. *ladet* führt Bech reime an'. dass unter diesen angeführten reimen einer aus Hartmann selbst stammt, scheint H. wenig zu bekümmern. diese geringschätzung der aus den reimen abgeleiteten, doch einzig sichern spracherkenntnis macht sich in H.s anmm. überhaupt stets unliebsam bemerkbar. aus der hs. B kann man diese dinge freilich nicht ablesen. — dass L.s conjectur *gastes ie* : *hâst es hie* 2667 f. *gastes* : *hastes* recht unglücklich ist, möchte ich zugeben; aber die anm. H.s zur stelle, die L.s eigene anm. und wol auch noch manche andre von L.s reinlichen beobachtungen ersetzen soll, lässt an verworrenheit und unklarheit nichts zu wünschen übrig. unter den 'dialektischen reimen' steht *wesse* f. *weste* Er. 6787, *gesat* : *stat* Iw. 7820 unterschiedslos neben reimen wie *laschte* : *glaste*, *phlac* : *ersach* usf. ferner heifst es:

[1] *nie* davor fehlt in A E I, steht in B D a c d f l p r z (in l an andrer stelle).
[2] aber hier doch nicht!

dialekt. reime mit L. zu 4431. 5522 zu verwerfen, ist in rücksicht auf die zahl derselben unmöglich'. gut, aber er fährt fort: 'auch die verwendung solcher dialektreime für die chronologie der gedichte Hartmanns (Zs. 22, 35) wird dadurch hinfällig'. ja warum denn in aller welt? — die anm. zu 2968 ist sehr ungeschickt gegeben: auch wenn *daz* den zweck bedeutet, also nach L.s anm. *wan daz* allein mit dem conj. construiert wird, bezeichnet dieses *wan daz* doch die ausnahme. — warum fehlt L.s anm. zu 3129 mit den hübschen parallelstellen? — L. zu 3365: '*nâhen* erträgt der vers [dh. *nâhen ze guoter mâze* mit schwebender betonung nach Lachm.]: aber da auch die einsilbige form überliefert ist[1], so habe ich *nâ* vorgezogen, weil Hartmann im reim wenigstens als adjectivform diese und keine andre braucht, Er. 1418, Iw. 6878'. dazu bemerkt H.: 'L.s bemerk., dass Hartm. 6878 *nâ* als adj. im reime brauche, ist kein beweis, dass das adv. hier ebenso lauten könne: dies heifst im reim nur *nâhen*'. das ist aber erweislich falsch. L. sagt doch nicht, dass nur das adj. *nâ* im reime lautet, nicht aber das adv., sondern blofs: dass das adj. im reime nur als *nâ* erscheint, 'wenigstens' das adj., denn das adv. heifst im reime *nâ* und *nâhen*. *nâ* heifst das adv. im reim zb. Greg. 124: *Ir bette stuonden alsô nâ!* H. fährt nun fort: 'in gleicher weise zu verwerfen ist L.s behauptung zu 5487: "da Hartm. nicht *nâhe* sagt, sondern *nâhen* im reim, so ist hier (5487) die einsilbige form notwendig". die allein logisch mögliche forderung, dass also *nâhen* in den text gehöre, hat L. offenbar aus metr. gründen nicht gezogen: wie L.s satz jetzt lautet, gibt er überhaupt keinen sinn und wird auch durch den verweis auf lied 15, 20 (= MFr. 213, 35) nicht besser'. keinen sinn? das wäre bös; aber auch hier hat H. Lachm. wider nur nicht verstanden. L. hatte wol das recht bei dem leser die kenntnis der von ihm in denselben anmm. aufgestellten metr. regeln vorauszusetzen, dann aber hat seine anm. einen sehr guten sinn, uz. diesen: v. 5487 lautet *Swie nâhen* (L. *nâ*) *er mînem herzen gè*, nach dem von ihm zu v. 1159 und 309 vorgebrachten hält er einen überladenen ersten fufs wie *Swie nâhen er* für den Iw. für unstatthaft. *Swie nâhe er* aber würde keine metr. schwierigkeit haben, 'da [aber] Hartm. nicht *nâhe* sagt, sondern *nâhen* im reim [die belege sind Iw. 7597, Er. 6827, Gr. 787, 2 büchl. 3, denen kein *nâhe* gegenübersteht!], so ist hier die einsilbige form notwendig', die nun, als *nâ*, für das adj. allein gilt (s. zu 3365), für das adv. neben *nâhen* hier eben durch das citat aus Hartmanns liedern: *Mîme lîbe gèt ze nâ* (: *dâ*) von ihm nachgewiesen wird, uz. auf das allerschönste, genau in derselben phrase, in der *nâ* (resp. *nâhen*) an der fraglichen Iw.stelle

[1] durch *nâ* in a und *nâch* in B. B ist ein zeuge für die einsilbigkeit, aber sonst ist die form in B auch hier wider einmal ganz unhartmannisch, Hartmann reimt *nâ* und *nâhen* (prope), *nâch* aber heifst nur 'beinahe'. im reim: Iw. 2541, Er. 2648. 6153.

verwendet wird. aber ob wir jetzt Lachmanns metr. bedenken gelten lassen oder nicht, ob wir *nâ* oder *nâhen* an unsern beiden stellen schreiben, wir lernen aus L.s anmm. doch die unumstöfsliche tatsache, dass Hartmann als adj. nur *nâ* reimt, als adv. *nâ* und *nâhen*, nie aber *nâhe*, während sich andre dichter bekanntlich anders verhalten: aus H.s anm. aber lernen wir nichts, als was von übel ist. — zu L.s anm. zu 4098 (*makh ich*) verweise ich auf Wackernagels anm. zu aH. 1264, die uns erst L.s argumentation klar legt. — L. bemerkt zur la. *wizze* B D E b d gegen *wizzen* A im v. 4239 (*Ditz sol allez ergân*) *Daz sî niht wizzen*, resp. *wizze wer ich sî*, dass der conj. [sing.] kaum sprachrichtig sein dürfte: er fasst also den plur. *wizzen* in A, den er in den text setzt, als indic. zu *wer ich sî* vergleicht er 4311. H. polemisiert nun zunächst gegen den plural in A, dann (nach einem punct und gedankenstrich) schreibt er: '*wer ich sî* wie 4311 "der conj. wird kaum sprachrichtig sein" L.' wer soll das richtig verstehn? — L. bemerkt zu 7106: 'Hartm. sagt nicht *kreiierènde* sondern *kreiierènde*'. H. setzt hinzu: 'ich kenne das wort zweimal bei Hartm., hier und Er. 3082: Haupt schreibt *kreijieren*, hs. *krogieren*; aber an keiner von beiden stellen ist ein grund für L.s betonung aufzufinden'!! ob nun L.s betonungsregel richtig oder unrichtig ist, eins sollte doch wol klar sein, dass sie sich auf die beobachtung des gebrauchs aller verba auf *-ieren* (*turnieren*, *tjostieren* usw.) stützt. — zu 7563 behauptet L., dass Hartm. durch eine einsilbige 'kurze' präp. (also *in*, *an*, *ze* usw., nicht *ûz*, *zuo* usw.) im Er. des öftern, im Iw. nirgends den fufs fülle. H. druckt die anm. ab, schreibt aber einsilbige präp. statt einsilbige kurze präp., was natürlich einen andern sinn gibt. — und noch ein H.s ganze Hartmannkritik charakterisierendes beispiel will ich anführen. H. gibt zu 6238. 40. 42, um über den wechselnden gebrauch von *-lich*, *-lîch*, *-lîche*, *-lichen* und *-lîchen*, *gelîch*, *gelîche* und *gelich* bei Hartm. klarheit zu bringen — — die belege aus der ersten hälfte des Iw.! und auch unter diesen fehlen ein paar der seltneren, daher wichtigeren formen (so *-lichen* 2480, *gelîche* adv. 2218), aufserdem scheidet er die adv. nicht von den adj. aber was lehren uns die reime des Iw. allein für Hartm., der auch noch 19000 andre verse reimte, und was nun gar die reime blofs der ersten hälfte dieses gedichts? H. musten dann freilich die belege für Beneckes behauptung, dass Hartm. *gelich* neben *gelîch* brauche, fehlen, sie finden sich im Er. warum druckt er aber dann *gelich* doch meist mit kurzem *i*? auf grund dieser höchst unzulänglichen zusammenstellung aber glaubt er sich wol berechtigt, L.s anmm. zu 6405 und 5522 einfach fortzulassen. diese aber, freilich nur kurz und ohne citate, legen auf grund des gesamten reimmaterials das verhalten Hartmanns in allen seinen werken vollkommen richtig dar. ich gebe im folgenden gleichsam nur die ziffernmäfsigen belege für diese anmm.

Lachmanns. das adj. reimt als kurzes *-lich* (: *sich*, *mich* usf.) im Er. 15 mal, im 1 büchl. 3 mal, im Gr. 2 mal, im aH., mit den reimen auf *Heinrich*, 11 mal, im Iw. 20 mal, im 2 büchl. 2 mal. im Iw. sind also die reime mit kurzem *-ich* häufiger als im Er. dem entspricht es, dass die zahl der reime auf *-lîch* mit länge im Iw. viel geringer ist als im Er. im Er. reimt *-lîch* auf *gelîch* 11 mal, auf *rîch* 6 mal (2340. 3199. 3988. 5980. 6245. 9792), im Iw. reimt das adj. auf *gelîch* 4 mal (428. 616. 1683. 2660), auf *rîch* nur 2 mal (2579. 3169). alle belege finden sich noch dazu vor dem vers 3170, von da ab bis 8166 kein einziger! für kurzes *-lich* ist das verhältnis in denselben teilen 7 : 13, also ganz umgekehrt. die kürzern ged. Hartmanns geben hier wenig ausbeute: adj. *-lîch* : *gelîch* 2 büchl. 77. 175; adj. *-lîch* : *rîch* Gr. 1106. 1720(sic). 1744, aH. 199. *-lich* reimt wider auf *-lich* nur erweitert in *mislich* : *genislich* aH. 167. das flect. adj. reimt auf *rîche* Iw. 4375, Er. 2559. — das adv. nun reimt als *-lîche* auf *gelîche* (adv.) Er. 11 mal (2459. 2899. 2941. 2961. 3337. 4397. 4859. 5094. 7149. 7969. 9741), im 1 büchl. 1 mal (910), im Gr. 2 mal (34. 3160) und im 2 büchl. 1 mal (171). im Iw. aber findet sich nichts dgl.; denn 2217 ist sicher mit H. *Durch ir gemlîche* zu lesen (vgl. die ähnlichen reime von subst. *in*, *durch* usw. *ir heimlîche*: *wœtlîche* usw. : *gelîche* Gr. 2761, : *rîche* Er. 1533. 8291, aH. 314: *geswîche* Gr. 242 : *wîplîche* adv. Er. 5106). das adv. *barmeclîche* : *Herzeriuweclîche* Er. 5744, *wîplîche* : *In ir heimlîche* Er. 5107, sonst nichts dgl. auf *rîche* (adj., adv. od. subst.) reimt *-lîche* im Er. 17 mal, im Gr. 3 mal (1890. 2839. 3657). im aH. findet sich nichts dgl., ebensowenig in den büchl.; im Iw. steht 6406 *Und wir leben jæmerlîche* ganz vereinzelt, weshalb ich die in Beneckes anmm. vertretene conjectur *Sô sint si worden rîchen* (: *jæmerlîchen*, vgl. *dürftigen*) für sehr wahrscheinlich halte. das adv. auf *-lîchen* nämlich steht im Iw. (: *rîchen*, *strîchen*, *entwîchen*, *gelîchen*) 10 mal im reim, im Er. 22 mal, im 1 büchl. 3 mal (6. 651. 1143)[1] und im aH. 5 mal. vereinzelt bleibt der rührende reim *manlîchen* : *lasterlîchen* Er. 904. die form *-lichen* mit kürze ist Hartm. ganz eigentümlich, erscheint aber nur im Gr. 3301 und häufiger erst im Iw. 2480. 4200. 4296. 4724. — *gelîch* endlich erscheint als adj. und adv. überall gleich häufig; *gelîche* kommt Iw. 3860 (: *beswîche*) auch als unflect. adj. vor; kurzes *gelich* (: *sich*) erscheint nur im Er. 299. 2759. 2873 (doch gehört wol auch *mänlich* : *sich* Er. 2548 und *aller tägelich* : *ich* aH. 669 hierher), es ist für den Iw. gewis nicht mehr anzusetzen, erscheint mir aber auch im Er. zweifelhaft, da Hartmann dort auch *rîch* : *sich* reimt (1944).

Was von den anmm. H.s übrig bleibt, wenn man die aus Benecke, Lachmann und Bech aufgenommenen abzieht, ist recht mager und auch dieses scheint mir allzu häufig sehr anfechtbar;

[1] hier ist L. also zu corrigieren!

13*

doch muss ich es mir versagen, hier näher darauf einzugehn. es wäre im interesse der Hartmannforschung und auch der 'lernenden anfänger' schade, wenn Lachm.s anmm. im original nun weniger gelesen würden als früher: es ist dies zu fürchten, da man ja doch H.s ausg. wegen ihres vortrefflichen variantenapparats und der bequemen einrichtung mit den quellennachweisen usf. stets wird mit benützen müssen.

Unter dem strich der anmm. stehn die parallelstellen zum Iw. diese sind nach H.s eigner angabe (s. XII anm.) nur für die schwänke, lebensbeschreibungen und chroniken selbständig (s. H.s progr. Luisenst. gymn., Berl. 1890). für den Wig. sind wol hauptsächlich OBöhmes zusammenstellungen (Germ. 35, 257 ff), für Freid. Bechs anm. benutzt. für die werke Hartm.s selbst beruhen diese nachweise zum gröfseren teil noch auf dem, was Lachm. und Haupt gelegentlich beigebracht haben. bei der grofsen rolle, die in der überlieferung Hartm.s die reminiscenzlaa. spielen (im Iw. noch viel mehr als im Gr.), wäre es wünschenswert, wenigstens diese letztgenannten parallelstellen möglichst vollständig zu haben. dass H.s sammlung von vollständigkeit noch sehr weit entfernt ist, soll die folgende probe zeigen, wo ich gebe, was ich zu der willkürlich herausgehobenen partie v. 1331—1518 von nicht ganz 200 zeilen nachtragen kann: 1333 f vgl. Iw. 1669, Er. 332, auch Iw. 1684. 2659; 1337 f (B D E I a b c z) vgl. Iw. 3091. 3055. 3671, Er. 1738; 1339 vgl. Iw. 1967. 1477; 1341 f vgl. 1481 f; 1344 vgl. Iw. 6224. 7802, Er. 8358 (s. hs. a); 1347 vgl. Gr. 2660; 1349 f vgl. Er. 3464 f; 1355 f vgl. noch Iw. 2979, 2 büchl. 477, Iw. 1820; 1364 vgl. Iw. 2039; 1365 f vgl. Er. 5842 udglm.; 1367 *benamen* B E I b r stammt aus 1276; 1373 vgl. aH. 1209; 1375 f vgl. noch Er. 6644; 1382 vgl. Er. 3219; 1384 vgl. Gr. 1522 udglm.; 1386 vgl. Iw. 5043; 1392 vgl. 1 büchl. 1199, ferner 1 büchl. 483, Iw. 5543; 1399 vgl. Iw. 2322 uö.; 1405 vgl. Iw. 1097; 1415 f vgl. Iw. 1993; 1417 vgl. Iw. 6856; 1419 vgl. noch 2 büchl. 415; 1423 (E I p r, bes. aber b) vgl. Iw. 1541; 1428 vgl. Gr. 3291; 1439 vgl. Iw. 4406; 1441 vgl. Er. 2200; 1461 vgl. Iw. 8160, Er. 6612; 1469 f vgl. Iw. 3963 f, Gr. 269 f; 1491 vgl. Er. 4136; 1494 f vgl. aH. 1301 f; 1499 die parallele aus dem Eckenl. gehört nicht zum Iw., sondern zum 1 büchl. 1348; 1518 vgl. Iw. 963.

Gmunden, august 1895. KONRAD ZWIERZINA.

Friedrich Ludwig Schröder. ein beitrag zur deutschen litteratur- und theatergeschichte. von BERTHOLD LITZMANN, prof. a. d. universität Bonn. zweiter teil. mit 4 porträts in heliogravure. Hamburg und Leipzig, LVoss, 1894. VIII und 313 ss. — 8 m.

Der zweite band von Litzmanns Schröder, der vier jahre nach dem ersten erschienen ist (vgl. Anz. XVII 232 ff) und zeit genug zum langsamen reifen gehabt hat, bietet dem neugierigen leser eine doppelte überraschung.

Die erste fällt sogleich freudig ins auge, wenn man das buch in die hand nimmt und aufschlägt. es sind vier heliogravüren, nach guten originalbildern in dem atelier der firma Meisenbach, Riffarth & Co. zu Berlin hergestellt. sie stellen, wie man schon erraten hat, Schröder und seine beiden stiefschwestern vor, denen, nur um das seltene kleeblatt voll zu machen, als vierte die schöne und wackere gattin Schröders hinzugefügt worden ist.

Diese illustrationen des gelehrten textes wird jeder doppelt zu schätzen wissen, der sich die schwierigkeiten vor augen hält, mit denen jede historische arbeit auf dem gebiete des theaters zu kämpfen hat. überall sonst in der kunstgeschichte sind verfasser und leser mit dem kunstwerk mehr oder weniger vertraut; in der theatergeschichte dagegen ist ihnen das kunstwerk selbst entrückt. es muss aus den berichten und schilderungen der zeitgenossen erst wiederum neu geschaffen werden, und zwar auf dem wege der historischen kritik, die zu der lebendigen bühne nicht immer ein sehr nahes verhältnis hat. die stimmen der zeitgenossen aber geben in den seltensten fällen ein anschauliches bild einer theatralischen persönlichkeit. ein blick in unsre tagesblätter lehrt, wie selten unsern zahllosen theaterkritiken nicht blofs die richtige beurteilung, sondern nur die getreue aufnahme schauspielerischer individualitäten gelingt. die ursache liegt einfach darin, dass der beurteiler mit der technik der kunst zu wenig vertraut ist, über die er zu urteilen berufen und doch nicht berufen ist. so wenig aber ein kunstkritiker ein schlechter dichter oder ein mittelmäfsiger schauspieler sein muss, um über litteratur und theater ein besonnenes, fruchtbares urteil abzugeben, ebensowenig ist eine förderung durch die kritik zu erwarten, wo der beurteiler dem handwerk des künstlers völlig fremd gegenübersteht. in einer unsrer ausgezeichnetsten monographien ist zb. von den gurgeltönen die rede, in denen Dawison die rolle des Al Hafi gespielt haben soll. ich habe als bube von ungefähr zehn jahren Dawison noch dreimal zu sehen das glück gehabt, und die langgezogenen, gedehnten nasentöne mit dem markanten abfall in die terz am schlusse eines jeden satzes sind mir eben so unvergesslich im gedächtnis geblieben, wie der katzenartige, schleppende gang. gute und brauchbare charakteristiken besitzen wir überhaupt nur von Tieck, Immermann und Laube, die das handwerk verstanden, und von schauspielern selber, soweit sie nicht durch rollenneid und coulissenfeindseligkeiten beeinflusst sind. wie sehr sich aber die kritischen stimmen nicht blofs im urteil, sondern im tatsächlichen widersprechen, das hat L. s. 196 f an einem drastischen beispiel gezeigt: der schauspieler HMüller aus Wien, der um zu sehen und um zu lernen nach Hamburg gekommen ist, und der gehässige litterat Wittenberg, der um zu tadeln gekommen ist, beurteilen dieselbe aufführung und dieselben rollen, aber einer sieht immer das gegenteil von dem andern. nach

Müller tritt Brockmann als Hamlet mit edlem anstand auf, seine sprache ist rein, rund und kraftvoll; nach Wittenberg ist er steif und geziert, in der haltung einer drahtpuppe gleich, in der sprache gezwungen. auf Müller, wie später auf Reimarus und auf die hofrätin Heyne, macht Schröder in der rolle des geistes einen schaudererregenden eindruck, und er rühmt besonders die gute würkung, die der dumpfe hektische ton hervorbrachte, den Schröder angenommen hatte und bis ans ende festhielt; der einfältige Wittenberg merkt gar nichts von dieser kunst, er sieht in Schröder nur den komiker von gestern und findet, dass sich sein 'platter bediententon' nicht für diese rolle schicke! eine noch viel drastischere dissonanz habe ich in den urteilen über die Leipziger schauspielerin Unzelmann beobachtet. Schillers urteil über ihre Maria Stuart in den briefen an Körner (IV[2] 232) lautet so: er finde die rolle mit zartheit und grofsem verstande dargestellt, ihre declamation sei schön und sinnvoll, aber er hätte ihr noch etwas mehr schwung und einen mehr tragischen stil gewünscht. das vorurteil des beliebten natürlichen behersche sie noch zu sehr, ihr vortrag nähere sich dem conversationston und alles würde zu würklich in ihrem munde. Schiller erkannte darin mit recht Ifflands schule und meinte, da wo die natur graziös und edel sei wie bei der Unzelmann, wolle er es sich gern gefallen lassen; aber dass es bei 'gemeinen naturen' unausstehlich sei, davon habe ihn noch vor kurzem die Leipziger aufführung seiner Jungfrau von Orleans überzeugt. ebenso fand auch Stoll, der bekannte verfasser von 'Scherz und ernst', dass auf der Berliner bühne, wo man (1803) nur Iffland und die Unzelmann bewunderte, viel conversiert werde, und zwar nicht selten so teuschend, dass dem zuschauer, der etwas höheres auf den brettern sehen will, die langeweile in den zirkeln der würklichen conversation nicht ärger zusetzen könne (Urlichs Briefe an Schiller 535 f). und aus dem gleichen gesichtspunct tadelt von der andern seite Iffland in Lauchstädt (1804) die zu breite declamation der Weimarer schauspieler, besonders Graffs, bei dem aller conversationston geschwunden sei (aao. 567. 569). soweit ist alles in ordnung und in übereinstimmung mit dem, was wir auch sonst über die Berliner und über die Weimarer spielweise wissen. der Weimarer schauspieler und wöchner Heinrich Becker dagegen, der die Unzelmann in demselben jahre (1801) wie Schiller sah, urteilt gerade umgekehrt: der erfahrene schauspieler und regisseur konnte die grofse künstlerin, die man aus ihr machte, gerade deshalb nicht in ihr finden, weil sie manieriere und alles schön spiele auf kosten des charakters (aao. 436). es kann kein zweifel sein, dass dieses urteil mit denen Schillers und Stolls in directem gegensatz steht: wie immer und überall so ist auch hier der schauspieler, sogar der weimarische aus Goethes schule, realistischer als der dichter, und was diesem schon zu natürlich ist, das ist dem andern noch

manieriert und künstlich schön. aber noch ein anderes ist zu beachten. wie überall in der kunst, so ist auch hier der begriff der natur und natürlichkeit nicht, wie man gern glaubt, ein positiver, unverrückt feststehnder, auf dem man sicher bauen kann, sondern ein relativer, der sich unmerklich hebt und senkt. einheit des urteils wäre nur dann zu erzielen, wenn eine norm festgestellt werden könnte. das ist an sich ganz gut möglich und bisher nur dadurch stets vereitelt worden, dass die kunst des vortrags eine rasch vorübergehnde, an ort und zeit gebundene ist. dadurch ist die vergleichende methode auf diesem gebiet bisher unmöglich, aber auch ein sachgemäfses absolutes urteil erschwert worden. unsre kritiker stützen sich auf die eigne erinnerung und setzen auch bei dem zuschauer die lebendige erinnerung an die künstlerische leistung voraus. ganz abgesehen davon, dass sich diese erinnerung nur an die genaueste kenntnis der dichtung, ja sogar an den wortlaut des dichterischen textes knüpft, der nicht jedem gleich geläufig ist, so ist es mit dieser rückerinnerung der erfahrung gemäfs überhaupt übel bestellt; denn die wenigsten menschen vermögen die schauspielerische leistung so festzuhalten, dass sie ihnen in dem innern ohr und dem innern auge unverändert weiter lebt. es schwankt nicht blofs das urteil über den schauspieler, sondern auch sein charakterbild in der geschichte, und die geschichte beginnt hier schon mit dem tag nach der vorstellung. bei gesellschaftlichen debatten über den wert schauspielerischer leistungen wird man darum immer die beobachtung machen, dass sich die frage dahin zuspitzt, dass der eine behauptet, der schauspieler habe das so, der andre, er habe es anders gemacht. darum ist auch die kritik auf diesem gebiete ein so verdriefsliches und unfruchtbares, beständiger willkür preisgegebenes geschäft und der wert unsrer theaterlitteratur ein so gar geringer, weil das kunsturteil hier nie an dem object selbst bestätigt oder widerlegt werden kann. für den rhetorischen teil der schauspielerischen kunst wird in zukunft eine sichre grundlage wol möglich sein, wenn der phonograph in den dienst der theatergeschichte gestellt werden kann. dann wird es keine schwierigkeit mehr haben zu zeigen, dass so naturwahre tragöden wie Rossi und Salvini ihre sprache doch von haus aus auf einen weit pathetischeren ton gestimmt haben, als es einem deutschen schauspieler möglich wäre. dann wird die schauspielerkritik nicht mehr auf die zeitgenossen und auf das enge localgebiet einer stadt beschränkt sein. man wird auch mit laien geschickte experimente anstellen können. gelegentlich einer studentenaufführung habe ich einmal sehr gut beobachten können, wie gerade die modernsten, die für Ibsen und Gerhart Hauptmann schwärmten, beim recitieren dem künstlichsten falschen pathos zum opfer fielen; auch das darf als tatsache gelten, dass die nüchternsten und kältesten menschen verse stets mit affectiertem, künstlich gehobenem tonfall lesen und in

dieser äufsern manier einen ersatz für die mangelnde innere wärme suchen. Schiller aber hat in seinem urteil über die Unzelmann sehr fein zwischen dem princip und der individualität des künstlers unterschieden und in dem einen fall gelten lassen, was er im andern verurteilt hätte.

Für den sichtbaren teil der schauspielkunst werden wir auch in zukunft auf notdürftige behelfe angewiesen sein, wie sie die bildende kunst und die moderne photographie in schauspielerbildern, besonders in maskenbildern, an die hand gibt, und darum eben, meine ich, bedeuten die illustrationen in L.s Schröder mehr als in andern biographien. sie stellen uns zwar die Ackermannschen damen nur in ihrer bürgerlichen tracht vor; und die beiden schwestern sind nach der sitte der zeit nicht blofs in der kleidung, sondern auch in haltung und miene so künstlich drapiert, dass zb. bei Dorothea der berühmte verdrossene zug um den mund einem sehr glücklich erzwungenen lächeln gewichen ist, so dass uns das bild mehr die bedeutende schauspielerin als die würkliche person zeigt. aber die bilder würden ihren wert behalten, wenn auch nicht Schröder in seiner schlichten und echten natürlichkeit an der spitze stände. denn die äufsere erscheinung des schauspielers bildet die grundlage seiner kunst, sie ist sein handwerkzeug; sie gehört, wie Laube einmal gesagt hat, mit zu seinem talent. ich begrüfse das herrliche bild Schröders um so wärmer, als mir bei L. eine zusammenfassende charakteristik der äufsern persönlichkeit Schröders zu fehlen scheint. es finden sich zwar einzelne züge zu diesem bilde zerstreut durch das ganze buch, aber sie treten nirgends zu einem gesamtbilde zusammen. m. e. hätte dieses dort vorausgeschickt werden müssen, wo es sich um Schröders schrittweisen übergang zu den ernsten tragischen rollen handelte. der meister, der mit einer vorsicht und weisheit, die in der theatergeschichte nicht ihresgleichen hat, sich selbst zu den grösten aufgaben der schauspielkunst erzogen hat, nie einen schritt zu weit vorwärts getan hat und daher nie einen schritt zurück machen muste, der zeitlebens keine rolle gespielt hat, die aufser dem bereiche seines talentes lag, das von haus aus so eng begrenzt schien und sich dann allmählich so weit entfaltete: dieser meister muss mit der völligen beherschung auch die genaueste kenntnis seiner mittel von vornherein besessen haben. aus Tiecks schilderungen, die m. e. schon hier hätten verwertet werden müssen, erfährt man, dass Schröder von der natur keineswegs verschwenderisch ausgestattet war. er besafs zwar eine lange, biegsame statur und edle gesichtszüge; aber das auge, das in der rolle des geistes drohen und gebieten, im Lear blitze schleudern konnte, welche die darstellerinnen der Goneril nicht aushalten zu können meinten, dieses auge war von natur aus matt und farblos. auch das organ liefs zu wünschen übrig: es war hoch, nasal und klang später etwas heiser. die

landläufige meinung, dass die baritonlage für den schauspieler die günstigste ist, bedarf im hinblick auf Schröder, Dawison ua. sehr der einschränkung: sie ist gewis die angenehmste für den zuschauer und die bequemste für den darsteller, aber starke tragische würkungen werden mit den höchsten tönen viel unmittelbarer erreicht.

Die zweite überraschung, die uns der neue band bereitet, wird von vielen seiten weniger freudig aufgenommen werden. es sollen nicht blofs die documente als selbständiges heft in den von L. mit grofsem glück redigierten Theatergeschichtlichen forschungen erscheinen, sondern es soll auch noch ein 3 band erscheinen, der die Schröderbiographie zu ende führt. es wird gewis nicht an leuten fehlen, die dem verf. die freude an seinem schönen werke ein bischen herabzustimmen trachten werden, indem sie ihm die anzahl der bände und der seiten vorrechnen und sich auf diese äufserlichste und oberflächlichste art der kritik auch noch etwas einbilden. steht es jedem frei, über die anfänge des ersten jugendgedichts eines verschollenen dichters dritten ranges eine untersuchung von 100 seiten zu schreiben, die ein andrer zwei monate später auf 200 seiten widerlegt, so wird auch jeder hoffentlich in zukunft noch das recht haben, eine abschliefsende arbeit über einen ganzen mann und grofsen künstler auf 1000 seiten zu veröffentlichen, trotz dem widerspruch derer, die etwas ähnliches nicht leisten können. jeder, der sich einmal an einer solchen aufgabe versucht hat, weifs, dass der umfang einer auf historischen quellen beruhenden arbeit nicht allein von dem verfasser, sondern noch mehr von dem vorhandenen material abhängig ist. für den historiker gilt der satz nicht, dass er nur mit kleinem gepäck in den himmel eingehe; alle grofsen historiker haben als frucht ihres fleifses massen von bänden hinterlassen. es kommt nur auf den mafsstab an, in dem eine arbeit angelegt ist. ich kann mir auch eine biographie Schröders denken, die knapper und kürzer ist als die L.s; ich kann ihm aber das recht nicht bestreiten, sie in diesem umfang durchzuführen. eine kleine biographie würde sich unterhaltender lesen, aus der grofsen habe ich mehr erfahren und gelernt — das ist der unterschied. und mir will scheinen, als ob solche darstellungen unsrer wissenschaft mehr nutzen brächten als hundert und hundert untersuchungen, die alljährlich gedruckt und bald widerlegt werden. raum ist bei L. nirgends verschwendet. seine darstellung ist sachlich, und sie list sich doch sehr gut. wenn also der 3 band seinen ältern brüdern gleicht, wollen wir ihn ohne verdruss und ohne neid herzlich willkommen heifsen.

Der vorliegende 2 band erzählt den untergang des Hamburger nationaltheaters, das ende der Ackermannschen gesellschaft und die erste Hamburger direction Schröders (1774—1780). er behandelt also jene periode, die Tieck widerholt mit recht als die

goldene zeit der deutschen schauspielkunst (Krit. schriften III 243) bezeichnet hat. Schröders persönliche und künstlerische entwicklung wird durch seine liebe zur Mecour entscheidend gefördert; wir müssen diese wol bezeugte und von L. besonders stark betonte tatsache hinnehmen, obwol sich der einfluss der frau auf den künstler bei dem schauspieler nicht wie bei dem dichter an der hand der werke selbst nachweisen lässt und sich gewis mehr auf die moralische als auf die künstlerische persönlichkeit bezogen hat. nur so viel ist gewis, dass Schröder seit dieser zeit auch in seiner kunst aufwärts strebt. langsam und allmählich sehen wir ihn seinen schwerpunct vom ballet auf das schauspiel verlegen, von den komischen bedienten zu ernsten rollen, von kleinen tragischen partien zu den grofsen helden des trauerspiels emporsteigen. er ist ganz ohne den üblichen heifshunger auf rollen; sein ehrgeiz hält mit seiner entwicklung gleichen schritt, er ist kein äufserlicher, sondern ein innerer, er ist ein kleiner funke, der bald als stilles flämmchen behagliche wärme verbreitet, später zur edelsten und reinsten flamme wird, niemals aber gefahr oder verderben bringt. neidlos bereitet dieser 30jährige theaterdirector die triumphe anderer als Lear oder als Hamlet vor, während er selber sich mit der kleinen rolle des geistes oder mit der episode des Angelo begnügen will und erst durch befreundete stimmen bewogen werden muss, den Marinelli auf seine schultern zu nehmen. seine weisheit und seine besonnenheit ist so grofs als sein temperament, und er allein weifs, dass die zeit des protagonisten für ihn noch nicht gekommen ist. als sie dann gekommen ist, geht er eben so kühn und unerschrocken ins zeug wie früher langsam und bedächtig: auf den liebling der Hamburger, den Hamlet von Brockmann, pflanzt er den seinigen, auf den liebling der Wiener, den Lear von Brockmann, lässt er den seinigen folgen, und überall behält er recht. niemals sind bühnensiege mit so reinen und edlen mitteln erstritten worden als an diesen ehrentagen Schröders. wie ungerecht hat ihn Goethe beurteilt, wenn er gegen den kanzler Müller äufserte, Schröder sei kein wahrer künstler gewesen, weil er so viel kunststücke machte und in höchst tragischen scenen verrückter späfse fähig gewesen sei; ohne gemüt aber sei keine wahre kunst denkbar. hier redet nicht der dichter des Wilhelm Meister, der dem grofsen schauspieler in seinem Serlo ein denkmal gesetzt hat, sondern der verfasser des aufsatzes 'Shakespeare und kein ende' und der bearbeiter von Romeo und Julie. L.s darstellung bestätigt Tiecks schilderung, nach der keine leistung Schröders durch stillose und willkürliche einzelheiten entstellt war; ein grofser zug, wie ihn die tragödie verlangt, gieng durch alle seine gestalten hindurch.

Was für ein anblick, diesen mann in der mitte seiner beiden schwestern bei der arbeit zu erblicken! Herkulesarbeiten haben die drei in den 70er jahren des 18 jhs. getan, und das wahr-

zeichen des Londoner Globetheaters hätte der erste deutsche Shakespearedarsteller getrost vor seine bühne hängen dürfen. und alles das haben sie mit wunder und müder seele, mit leidendem herzen vollbracht! denn es gab für dieses leidenschaftliche und immer erregte geschlecht herzensguter und edelfühlender menschen keine ruhe und keinen frieden! alle waren sie voll von dem blute, das in den echten tragöden kocht und bei der geringsten erregung wild aufschäumend nach aufsen drängt. sie waren, um ein wort Schillers zu gebrauchen, in allen extremen des empfindungslebens zu hause, und jedes mittelmafs war ihnen versagt. was für geistreiche und anmutige briefe wuste Charlotte Ackermann zu schreiben, wenn sie ihre ruhige stunde hatte! sie bilden eine zierde von L.s buch. und wie verständig weifs der bruder über litteratur und über sein theatralisches handwerk zu reden in den briefen an Gotter! wehe aber, wenn diese beiden elementaren naturen bei dem geringsten anlass auf einander trafen! dann muste eines von beiden weichen, und das war in diesem fall die zartere, in ihrer gesundheit erschütterte, den todeskeim in sich tragende schwester. es hat etwas unsäglich rührendes, zu sehen, wie ein balletcostüm, das dem die tugend der schwester stets eifersüchtig bewachenden bruder zu frei, dem um den guten ruf seiner truppe argwöhnisch besorgten director nicht 'nach der vorschrift' streng genug erscheint, wenigstens den äufsern anlass zu dem tod der vergötterten schwester und des talentvollsten mitgliedes der gesellschaft geben muss. wenn aber im hause die wogen des zornes und des zwistes noch so hoch gehn, so ruft die gemeinsame arbeit auf der bühne immer wider die guten geister der geschwister unter die waffen, und der ruhm und glanz der gesellschaft, an die von kindheit auf ihre existenz geknüpft ist, die ihren namen trägt, vereinigt sie zu einer arbeit, die in der kunstgeschichte kaum ihresgleichen hat. die schwestern Ackermann haben jahre hindurch fast jeden abend, das heifst fünf mal in der woche, auf der scene gestanden, mitunter nach anstrengenden ersten rollen noch ein ballet getanzt. Charlotte, die bei ihrem tod noch nicht achtzehn jahr alt war, hat in den letzten fünf jahren 116 neue rollen gespielt, von denen 39 auf die letzten fünf vierteljahre fallen. ihre um fünf jahre ältere schwester Dorothea hat jährlich 20 bis 30 neue rollen übernommen. hat man eine ahnung davon, was das heifst? was für eine summe von fleifs und pflichtgefühl dazu gehört, eine solche aufgabe blofs physisch zu bewältigen? die ältere schwester, Dorothea, gehörte dem theater nur durch abstammung und durch talent an, sie hatte keine neigung, vielmehr einen unüberwindlichen widerwillen gegen ihren beruf: aber auch sie hat, so lange sie ihm angehörte, unter den strengen augen ihres bruders kein gebot der pflicht versäumt. Goethe hat über diesen teil der Schröderschen lebensarbeit zu dem kanzler Müller geäufsert, das

theater sei eine art zigeunerwirtschaft und müsse als solche extraordinario modo gehandhabt werden, Schröder habe immer nur die gewöhnlichen lebensregeln darauf anwenden wollen. aber wenn Goethe dabei auch wol nur die letzte direction Schröders im auge hatte, so hat er ihm damit doch keinen begründeten vorwurf gemacht; denn mit diesen 'gewöhnlichen lebensregeln' hat Schröder das deutsche theater auf die höhe geführt. wenn aber, wie wir es hoffen, L.s biographie als eine hervorragende gelehrte arbeit sich auch in ernsteren lebenskreisen freundliche leser erwirbt, dann wird sie dazu beitragen, ein eben so altes als unbegründetes vorurteil zu widerlegen. das bekannte schlagwort vom 'bühnenschlendrian' wird in unsern litteraturgeschichtlichen arbeiten, wie ich glaube, viel zu oft und in falschem sinne gebraucht. wenn damit der widerspruch, in dem sich manche theaterdirectoren der vergangenheit und gegenwart zu den höheren litteraturrichtungen befinden, gemeint sein soll, so ist es gewis öfter am platze, als die freunde der litteratur und des theaters wünschen. wenn aber ebenso oft darunter die geistige bummelei verstanden wird, so ist dieser vorwurf nur von dem zu ertragen, der das theater nicht kennt. es gibt gar keinen geistigen beruf, der an den fleifs und an das pflichtgefühl seiner angehörigen, von dem ersten tragöden bis zu dem letzten theaterarbeiter hinunter, so grofse anforderungen stellt als das theater, nicht einmal den eisenbahnbetrieb ausgenommen. es gibt aber auch wenig berufe, wo alle bis zum kleinsten mann hinunter mit gleicher liebe zur sache stehn, wie beim theater. die fälle von absichtlicher pflichtverletzung sind verschwindend selten.

L. hat es sich zur aufgabe gemacht, die beziehungen Schröders zur litteratur stärker zu betonen als sein vorgänger Meyer. dieser gesichtspunct kommt in dem 2 bande weit stärker zur geltung als im 1, wo es sich naturgemäfs blofs darum handeln konnte, die verdienste der Ackermannschen gesellschaft um die pflege des bürgerlichen trauerspiels nach dem muster der Engländer ins licht zu setzen. in diesem 2 bande sind Schröders bevorzugung des englischen lustspiels, sein unsterbliches verdienst um die aufführung Shakespeares und seine bemühung zu gunsten der sturm- und dranglitteratur gehörig ins licht gesetzt. die so oft (unter andern auch von mir) misverstandene, fälschlich sogenannte Hamburger preisausschreibung, die in wahrheit der erste schritt zur einführung von schriftstellerhonoraren und tantièmen war, ist seit Wolffs und L.s darlegungen vollkommen klargestellt; L. weist hier die initiative dem Wiener theater zu, an dessen 'ankündigung' sich die Schrödersche ziemlich genau in den bedingungen anschliefst. die übersetzungsarbeiten Schröders sollen im letzten band übersichtlich behandelt werden; die bühnenbearbeitungen werden schon hier an ort und stelle besprochen. auch mit diesen dingen ist es eine heikle sache, und das urteil über wert und

unwert ist oft so wenig leicht und sicher wie in betreff der schauspielerischen leistungen abzugeben. mich hat in früherer zeit der gedanke oft gequält, wie Schreyvogel-West, der berühmte dramaturg, den könig Lear am leben lassen konnte, nachdem doch der dichter selbst das übermenschlich zähe leben seines helden durch den mund des treuen Kent gewissermafsen entschuldigen lässt: '*Ein Wunder war's, dass ers so lang ertrug!*' Schreyvogel stellt sogar noch eine idylle in aussicht: '*Mich aber lasst in Kindesarmen ruhn, bis mich die Götter auf in ihre nehmen*'. erst aus Costenobles tagebüchern (I 173) habe ich dann ersehen, dass die censur den Britenkönig nicht sterben lassen wollte. die geheimnisse der Wiener censur sind bekanntlich unerforschlich, und ich werde mir nicht den kopf darüber zerbrechen, was sie für ein interesse an dem leben des Shakespearischen helden hatte; — aber wie ganz anders würden wir, ohne diese zufällige notiz, über Wests bühnenbearbeitungen urteilen müssen? solche erfahrungen zwingen zur vorsicht, und man wird gut tun, eine bühnenbearbeitung in erster linie nach dem erfolg zu beurteilen. ist es einem theaterleiter gelungen, ein dem geschmack seines publicums oder den anforderungen seiner bühne widerstreitendes stück mit erfolg zu geben, so ist das unter allen umständen ein verdienst. die frage, ob er dem dichter zu viel ins fleisch geschnitten und sich zu weit von ihm entfernt habe, wird wol niemals zuverlässig beantwortet werden können, weil dazu einerseits eine so intime localkenntnis, wie wir sie nie besitzen, anderseits aber auch die gegenprobe einer aufführung des unverdorbenen dichterwerkes notwendig wäre, die sich hundert jahre später nicht anstellen lässt.

Die gründe, aus denen L. (s. 203 ff) die unleugbaren schwächen der Schröderschen Hamletbearbeitung zu erklären sucht, sind mir zu spitzfindig. Hamlet als sieger über des gedankens blässe, über die Sternische empfindsamkeit hervorgehn zu lassen und ihn als befreiendes vorbild hinzustellen, an dessen anblick und beispiel die zeitgenossen sich erquicken und mut schöpfen konnten, das konnte einem praktischen bühnenbearbeiter, wenn überhaupt, so gewis nicht im vorigen jh. in den sinn kommen. denn das publicum wollte damals gar nicht aus der empfindsamkeit herauskommen; es hatte seine freude am Werther, der in der empfindsamkeit untergieng. mir scheint, dass hier Tieck (Krit. schriften III 247. 292) das richtigere getroffen hat, wenn er Schröder ganz einfach die absicht zuschreibt, die person und die rolle Hamlets in den vordergrund zu schieben und alles übrige zusammenzudrängen: 'in Schröders erster bearbeitung Hamlets war das ganze interesse auf den jungen melancholischen prinzen versammelt. alle übrigen personen standen im schatten, und ihnen war nur gerade so viel raum vergönnt, als sie notwendig bedurften, wenn das ganze nicht unverständlich werden sollte. der junge prinz

war so liebenswürdig und geistreich, alles war entfernt, was die vorliebe für ihn stören konnte, so dass er recht eigentlich ein musterbild eines interessanten jungen mannes geworden war, und somit war es auch ganz natürlich und dieser umarbeitung angemessen, dass der schluss ihn am leben und, so viel als möglich, glücklich werden liefs. aus dem munde des helden, dem man unbedingt alles glaubte, wurden die übrigen personen gerichtet, getadelt und gelobt, und nach seiner anweisung gespielt. dass der könig, der usurpator, der mörder, dabei am schlechtesten fuhr, ergibt sich von selbst'. irrtümlich schreibt L. (s. 205 a.) die worte des Hamlet vor der komödie: '*Da kommen sie zur Komödie — ich muss wieder den Gecken machen!*' als stützenden zusatz Schröder zu; die worte in Schlegels übersetzung: '*man kommt zum Schauspiel — ich muss müfsig sein*' bedeuten dasselbe. auf die nachwürkung der Schröderschen bearbeitungen, ein sehr wesentliches moment seiner würksamkeit, ist L. leider nicht eingegangen. 'Schröders vierschrötiger Hamlet' (ein echt Börnesches wortspiel!) ist noch 1821 in Frankfurt gegeben worden (vgl. Börnes Frankfurter brief vom 6 febr. 1821).

Dass die bühnenbearbeitung des Lear bei der ersten aufführung von dem spätern druck abgewichen sei, nimmt L. s. 251 ohne grund an. der citierte bericht ist wol knapp und ungenau, er hält sich an das sichtbare, nicht an die worte, aber er stimmt mit der gedruckten bearbeitung so genau überein, dass eine abweichung nicht anzunehmen ist. wenn es heifst: 'die Cordelia sieht der zuschauer weder siegreich noch sterbend', so ist damit die ohnmacht gemeint, die im bericht wie im druck gleich darauf folgt. an beiden stellen hält Lear sie für tot und gibt 'mit aufschwellen und emporsteigen seines herzens' ('*Ich bitt' euch, macht diesen Knopf auf!*') den geist auf. wenn der berichterstatter sagt, Lear sterbe 'eben, als sie sich ermuntert', während im druck zwischen Lears tod und dem widererwachen der Cordelia ein paar reden stehn, so ist das bei einem blofs die tatsächlichen vorgänge hervorhebenden berichte keine auffällige ungenauigkeit; es kann aber auch aus der aufführung zu erklären sein, wenn etwa Cordelia die bewegungen des widererwachens zugleich mit Lears tode begann. die folgenden wechselreden zwischen Cordelia und den übrigen übergeht der berichterstatter, weil sie nichts tatsächliches enthalten und durch die schlussgruppe genügend vergegenwärtigt sind: 'der herzog, Kent und Edgar sind um sie bemüht (im drucke: '*alle versammeln sich um Cordelia!*') — und die decke fällt nieder'. ein stummes, sprachloses erwachen der Cordelia nach Lears tod, ohne dass sie den toten vater bemerkte, wäre kein abschluss und würde lächerlich würken. auch über Schröders Lear sind bei Tieck (Krit. schriften III 236 ff) feine bemerkungen zu lesen.

Die bearbeitung von Lenz Hofmeister (L. s. 238 ff), bei der Schröders schwager Unzer mitgeholfen hatte, ist leider verloren. schon Tieck hat dem namensvetter des dichters, dem unter dem theaternamen Kühne in Hamburg tätigen schauspieler JRvLenz, vergebens den auftrag gegeben, sie zu suchen (Holtei Briefe an Tieck II 239). in der theaterbibliothek fehlte sie schon damals, auch im katalog. Lenz meint: 'wahrscheinlich hat Schröder sie in seinen privatbesitz genommen, und von dem schicksal seiner hinterlassenen manuscripte kann ich nichts und von niemand etwas erfahren' (Meyer in Bramstädt war damals bereits tot). dagegen muss sich die rolle des Wegfort in Christmanns 'Schmuck' noch in Tiecks nachlass finden; denn Lenz übersendet sie gleichzeitig mit dem oben citierten briefe: 'auch in dem lustspiel Der schmuck, das ich das vergnügen habe Ihnen zu übersenden, werden Sie auf einige verstümmlung stofsen, doch ist sie nicht so arg, dass der zusammenhang unerratbar zerrissen wäre; wenigstens ist die rolle Wegforts ganz erhalten. Schröder hat — wie sichtbar — auch dieses stück verkürzt und bearbeitet, und die statt der gestrichenen und veränderten stellen hinein befestigt gewesenen zettelchen sind leider verloren gegangen. ich habe indes nicht anstand genommen selbst dies etwas entstellte exemplar Ihnen zuzusenden. Sie lernen mindestens daraus die rolle des Wegfort kennen'. auch von der bearbeitung Richards II ist nur mehr die rolle Schröders erhalten, der bei seinen dreifachen pflichten als director, dramaturg und schauspieler auch noch die zeit fand, seine rolle eigenhändig zu schreiben. wir wissen aber (L. s. 262 ff), dass er in die rolle seiner frau, welche die königin spielte, ein paar reden der königin Constanze im könig Johann eingeschoben hat. dieses böse beispiel fand sehr bald nachahmung: der intendant Dalberg legte in seiner bearbeitung des Julius Cäsar der Portia einige reden der Volumnia aus Coriolan in den mund.

Besonderes lob verdient L.s besonnenes und verständiges urteil in allen theatralischen fragen, das vielleicht weniger auf erfahrung als auf der wertvollen gabe beruht, sich gewanten geistes in verschiedenartige zustände zu versetzen. rätselhaft bleibt mir nur der umstand, wie in dem buch über das neuere drama sich der biograph Schröders so ganz verleugnen konnte. dieser autor hat zwei seelen in seiner brust; die bessere hat ihm das buch über Schröder dictiert. diese beiden seelen müssen oft schwere kämpfe führen. ich will das nur an einem beispiel zeigen. der biograph Schröders redet (s. 149) von dem 'leeren prunk einer in den seltensten fällen der kunst und dem künstler segenbringenden preiskrönung', und der verfasser des 'neueren dramas' nennt unter den wenigen factoren, welche seiner meinung nach die production seit 1870 entscheidend bestimmt haben, zu oberst den Berliner Schillerpreis. es ist mir herzlich lieb, dass ich es in diesen blättern nur mit dem biographen Schröders zu tun habe,

dem ich mein unbedingtes lob so wenig vorenthalten will, wie dem verfasser des 'neueren dramas' meinen unbedingten tadel.

Der aufmerksame leser möchte wünschen, dass L. nicht so sparsam mit jahreszahlen wäre oder sie oben, in den columnentiteln, aussetzte. man weifs, wie in den Düntzerschen büchern, oft nicht, welches jahr gemeint ist. ja, das datum der ersten vorstellung des Hamlet mit Schröder in der titelrolle ist dem verf. (s. 252 ff) überhaupt in der feder stecken geblieben; es wird nur der tag der zweiten aufführung genannt.

Sollte das s. 132 citierte drama 'Orest und Pylades' vielleicht von Derschau herrühren?

Wir sehen dem 3 band mit viel begierde entgegen und hoffen, dass er das werk krönen wird, das von Erich Schmidt mit recht als die beste schauspielerbiographie bezeichnet worden ist.

Wien, 6 april 1895. MINOR.

Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner reise nach Norddeutschland im jahre 1796. herausgegeben von ALBERT LEITZMANN. [Quellenschriften zur neueren deutschen litteratur- und geistesgeschichte. 3 heft.] Weimar, Felber, 1894. x und 163 ss. 8°. — 3 m.

Widerum haben wir Leitzmann die herausgabe einer neuen quellenschrift zur geschichte Wilhelm von Humboldts zu verdanken, dessen persönlichkeit mit ihrer begeisterung und ihrer gedankenfülle, wie der herausgeber nach den worten seiner kurzen vorrede hofft, noch zu einer grofsen idealen führerrolle bei einer widergeburt unsres geistes berufen sein wird. L. gibt uns ein ausführliches tagebuch Humboldts von seiner kurzen reise nach Norddeutschland 3 aug. bis 17 sept. 1796, über welche die biographen Humboldts, Schlesier und Haym, nur weniges aus einem briefe Humboldts an Wolf vom 20 sept. 1796 und nach brieflichen äufserungen von Voss und Klopstock zu melden wusten.

Die reise gieng von Berlin über Schwedt, Stettin, Anklam, Greifswald, Stralsund nach Rügen, von dort wider über Stralsund nach Rostock, Lübeck, Eutin, Plön, Tremsbüttel, Wandsbeck, Flothbeck, Neumühlen, Hamburg, Lübtheen, Kyritz, Tegel, Berlin. ausführlich auf 115 druckseiten schildert Humboldt seine eindrücke von land und leuten und sucht mit der ihm eignen geistigen regsamkeit und empfänglichkeit von jedem ort die lage und eigentümliche schönheit der natur, die sehenswürdigkeiten, das leben und treiben in handel und wandel, vor allem aber die bedeutenden persönlichkeiten, mit denen er in berührung kommt, sich klar zu machen und durch den schriftlichen ausdruck gleichsam für sich festzuhalten. nüchtern, frei von der schwärmerei, die sonst die tagebücher jener zeit kennzeichnet, belehrt er sich, zum teil mit hilfe von büchern, über die bedeutung jedes orts und versucht sich möglichst vollständig über den weg und alle

stationen seiner reise zu orientieren. so ist das büchlein mehr eine gründliche reisebeschreibung als ein flüchtiges tagebuch, vermutlich eine ausarbeitung nach den kurzen, s. 1—4 vermerkten tagebuchnotizen und also wol, wenigstens zum teil, erst nach dem abschluss der reise niedergeschrieben. je weiter die reise fortschreitet, um so mehr treten, wie das bei Humboldt von vornherein zu erwarten war, die persönlichkeiten einzelner menschen in den vordergrund des interesses, wie ja der umgang mit menschen und in ideen der mittelpunct seines lebens und seiner interessen war. besonders wichtig waren ihm die persönlichen berührungen mit dem topographen Brüggemann in Stettin, dem pastor Frank in Bobbin, dem eifrigen sammler vorgeschichtlicher rügischer altertümer, dem prediger und dichter Kosegarten in Altenkirchen, bei dem ihm nach dem gange, der haltung des körpers und dem kränklichen aussehen in manchen augenblicken eine grofse ähnlichkeit mit Schiller auffällt, dem kammerrat Pommeresche in Stralsund, mit Schlosser und Nicolovius in Eutin, dem grafen Christian vStolberg und seiner frau in Tremsbüttel, mit Jacobi und Claudius in Wandsbeck, dem doctor Reimarus und seiner familie in Hamburg, dem französischen gesanten Reinhard und dem professor Büsch, dem general Dumouriez, vor allen aber mit Klopstock, den er am 7 sept. von Wandsbeck aus, und mit Voss, den er in Eutin in den tagen vom 21 bis 26 aug. besuchte. die bekanntschaft dieser beiden männer scheint der eigentliche zweck der reise gewesen zu sein. mit ihnen unterhielt H. sich namentlich über Wolfs Prolegomena zum Homer, aber auch über deutsche sprache und litteratur. die mitteilungen aus den gesprächen mit den beiden dichtern und die freimütigen urteile über sie sind auch der eigentlich bedeutende gehalt des tagebuchs für die litteraturgeschichte. wie treffend ist es, wenn H. bei Voss die arbeitseligkeit hervorhebt und seine einseitige vorliebe für die alten, besonders für Homer: '*Sein Maafsstab des Vortreflichen ist durchaus die Uebereinkunft mit dem Homerischen Charakter. Was vortreflich ist, ist auch Homerisch, und was nicht das Letztere ist, ist auch nicht das Erstere*'. aber während ihm Voss trotz seiner einseitigkeit und seinem mangel an phantasie durch seinen unerhörten fleifs, seine reichen kenntnisse, seine idyllenartige einfachheit und herzlichkeit und seine derbe geradheit verehrungswürdig ist, kann er an dem dichter des Messias weit weniger reines gefallen finden. am meisten ins auge fielen im gespräche mit ihm, meinte Humboldt, seine aufserordentliche, nie ruhende lebhaftigkeit, seine unverkennbare gutmütigkeit und seine überaus grofse eitelkeit. im gespräche höre er den andern nicht und sein alter mache ihn geschwätzig. er gehöre zu den menschen, die sich beständig offen und gleichsam zur schau tragen, jedoch sei dies bei ihm eigentliche natur. überhaupt sei aber seine unverkennbare gröfse schwer

in seinem ganzen wesen, seiner bildung und seinem äufsern zu finden.

L.s erläuterungen zu einzelnen stellen des tagebuchs sind, wie es nach seinen früheren arbeiten zu erwarten war, aufserordentlich fleifsig und belehrend. ich wüste ihnen kaum etwas hinzuzufügen, was dem leser des Humboldtschen tagebuchs irgend noch zum vollen verständnis und genusse erwünscht sein könnte. nur ein versehen möchte ich nach vWillichschen familienpapieren, die mir abschriftlich vorliegen, verbessern und im anschluss daran bei dieser gelegenheit noch einiges aus diesen papieren anführen, das entweder zu einzelnen stellen des tagebuchs oder doch zu Humboldts kreisen sonst in einer gewissen beziehung steht.

Der s. 28 und sonst im tagebuch mehrfach erwähnte pastor vWyllich in Sagard ist nicht, wie L. anmerkt, der erste gatte der spätern frau Schleiermacher, Ehrenfried vWillich (geb. 5 sept. 1773, gest. 2 febr. 1807), sondern ein älterer bruder, der seinem vater dort im amte gefolgt war. Ehrenfried vWillich studierte 1796 und 1797 in Jena. aus briefen an seine freundin Charlotte Pritzbuer führe ich hier folgende kleine mitteilungen an:

[1796] „In Weimar wollte ich Ihnen noch sagen, safs ich [im Schauspiel] dicht hinter Göthe und Wieland, deren Bemerkungen über das Stück ich hörte. Das war sehr interessant.“

[9. Januar 1797]: „Wir plauderten manche Stunde durch, lasen Dichterwerke wie Yoriks und Thümmels Reisen, Wielands Agathon, Schillers Horen und Musenalmanach mit seinen beifsenden Xenien, die Göthe und Schiller mehr aus Laune, von der sie sich wohl nicht hätten übereilen lassen sollen, als aus durchdachter Malice in zwei Stunden zusammengeschrieben haben. Wir lasen aber auch Antworten ihrer Gegner, die zum Theil nicht übel sind. — Die Professoren hatten auf den ersten Abend des Jahres einen Klub veranstaltet, an den sich ein Ball anschliefsen sollte. — In manchen und mannigfaltigen kleinen Zirkeln sammelte sich die Gesellschaft. Humbold sprach mit mir, bald darauf Paulus und wieder Humbold. Auch mehrere von meinen Bekannten unter den Studenten waren hier, und da stand — Fichte, um den sich ein Zirkel gebildet hatte, aber manches Wort verlor sich auch in der Entfernung zu mir. — Muhrbeck zeigte mir auch den Dichter Schlegel, dessen Äufseres den Dichter verkündet, wenn man ihn auch nicht kennt. Wo das Auge weilte fand es Gelehrte und Schriftsteller, denn unser Jena hat der grofsen Männer viele.“

[Den 12 Julius 1797]: „Hier in Jena ist alles so precis und nach der Schnur, dafs Einem ist, als ob man unter lauter Maschienen lebe. Vieles ist hier wohl, das sehr gut ist, aber manches auch Unerträglich. — Sehen Sie, da komme ich alle Tage, um ein Collegium zu hören, in das nähmliche Haus, worin Schiller wohnt, aber meinen Sie, dafs ich ihn ein einziges Mal gesehen habe! Auch darf ich das nicht hoffen, wenn ich nicht noch vor meiner Abreise von Kosegarten her einen Vorwand nehme zu ihm zu gehen. — — Agnes von Lilien habe

ich gelesen, und es hat ganz so auf mich gewirkt wie auf Sie, liebe Freundin, doch glaube ich, dafs Sie den Werth desselben noch richtiger empfinden können als unser einer; denn was wohl gerade dies Dichter-Produkt so anziehend macht, das ist jene zarte, schöne Weiblichkeit, der wir nicht widerstehen können, und eben darum möchte man wohl Schiller für den Verfasser halten, der gerade das Weib in seiner Würde so richtig auffassen und so schön wiedergeben kann; aber theils, meine Liebe, finde ich hier so viel Anderes nicht, was Schiller charakterisiert, theils wäre es selbst der höchste Grad der Kunst, wenn ein Mann so ganz im Geist und im Gefühl des Weibes reden könnte. Man wird so unwillkürlich fortgerissen, hier eine Dichterin zu finden. Aber wer ist es? Das fragen auch hier noch alle vergebens."

Über den s. 41 des tagebuchs erwähnten dichter Hagemeister schreibt Ehrenfried vWillich am 3 dec. 1802:

„Deinen letzten Brief, mein theurer Freund, erhielt ich in Anklam, in derselben Stunde, als ich mich von zwei geliebten Schwestern trennte. — Auch war mir die Stunde noch sehr merkwürdig durch den vielleicht letzten Abschied von einem Mann, der in feurigem Enthusiasmus für alles Gute u. Schöne und im Zorn gegen das Gemeine seine Jugend durchlebte, ohne sich fesseln zu wollen durch irgend ein Band, und wären es auch nur die Bande seines Körpers. Das ewige Feuer dörrte seinen Körper aus; er fühlte Mattigkeit, die er nicht ertragen konnte und — nahm zu spirituösen Getränken seine Zuflucht. An Maafs hat er nie gedacht, so ist sein Körper dem Grabe nahe und die gewöhnlichen Menschen glauben sich über ihm zu sehen. Er fühlt diese Erniedrigung tief, der alte Geist lebt noch in ihm, aber sein Organ ist zerstört. Ich war der einzige in der Gesellschaft, der ihn noch mit ganzer Achtung behandelte, und er erkannte das mit einem Blick und Tone beim Abschiede, der mich durch und durch erschütterte. Er heifst Hagemeister, ist Rektor in Anklam, Dichter mehrerer dramatischer Sachen und vieler einzelner zerstreuter, aber zum Theil trefflicher Gedichte. Philosophie und Geschichte sind seine Hauptfächer, worin er ganz zu Hause ist."

Im jahre 1804 führte Ehrenfried vWillich seine junge braut, Henriette vMühlenfels zuerst in das haus seines bruders, des pastors in Sagard, wo sie längere zeit verweilte, und von wo sie allmählich ihres bräutigams verwante und freunde auf Rügen besuchte. als sie zum zweiten mal verwitwet war, hat sie 1836 einen noch nicht gedruckten aufsatz über ihre jugend für ihre kinder geschrieben, in dem sie auch dieser zeit auf Rügen gedenkt. hier heifst es:

„Die Sommermonate, die ich als Willichs Braut in Sagard zugebracht Euch zu schildern, müfsten mir alle jugendlichen Farben zu Gebote stehen. Willichs Haus, berühmt wegen seiner Gastfreiheit, interessant durch den Zusammenflufs von Fremden, versammelte alle bedeutenden Menschen jener Gegend. Es war jene Zeit nicht blofs die

Blüthezeit dieses Hauses, sondern die Zeit der geistigen Blüthe der bedeutendsten Kreise der Insel. In dem Willichschen Hause war ein sehr feiner gehaltener Ton, die Frau, eine geb. v. Kronhelm, ein zartes weibliches Gemüth, die mich mit mütterlicher Zärtlichkeit aufnahm. — — Auch nach Altenkirchen in des Dichters [Kosegartens] Haus führte mich W. Mit welchem Herzklopfen betrat ich die von hohen Linden dunkel beschatteten Räume. Ich kannte seine Werke nicht, aber für mich war es damals genug, mein Herz klopfen zu machen, dafs ich sollte einen Dichter sehen, und seine Umgebung, von der man mir gesagt, dafs sie das Gepräge trüge seiner Stimmung und von ihm sinnvoll geordnet sei. Er sah sehr eigenthümlich aus. Grofs, blafs, dunkle feurige Augen. eine merkwürdig tiefe Stimme, sehr sorgfältig gekleidet [vgl. Humboldts Tagebuch S. 40] in einem Oberrock, der bis auf die Füfse ging; er sprach, was man schön sprechen nennt, dabei immer ernst und feierlich. Ich sah bei ihm die ersten herrlichen Kupferstiche, die besten Raphaels, und seine auserlesene Bibliothek, besonders reich an alten Mystikern, schien sein Steckenpferd zu sein. Seine schöne viel besungene Tochter Alwine wurde später Baiers Gattin. — — Dieses Rügen, was ich einst gesehen, wo ist es? Wo ist dieser Geist, wo sind diese Kreise geblieben? Wie die Brunnenau, dieses liebliche Thal mit seinem rauschenden Bach, seinen Bosquets, seinen Lauben, grünen Plätzen, wo die Musik ein Echo wiederholte — wie diese ein Gemeinde-Weide-Platz geworden, so sind fast alle die Stätten meiner Erinnerung nicht mehr kenntlich. — Gräber an Gräber! Fremde Geschlechter!"

Berlin, febr. 1895. F. Jonas.

Friedrich Hölderlin. sein leben und sein dichten. nebst einem anhange ungedruckter gedichte. von dr Carl Müller-Rastatt. Bremen, EHampe, 1894. 184 ss. 8°. — 3 m.

Wie der titel es verspricht, ist in diesem buche sowol die biographie Hölderlins gegeben als seine poetischen werke aufgeführt und besprochen. aber der schwerpunct liegt ganz deutlich im biographischen. zwar sind werke wie Hyperion und Empedokles kurz analysiert und auch über die lyrischen gedichte da und dort ein wort gesagt; aber der hauptsache nach figurieren H.s werke nur als ausflüsse seiner geistesart, als geburten seiner jeweiligen gemütsverfassung und als zeugnisse für dieselbe. von einer litterarhistorischen würdigung im grofsen ganzen oder einer eindringenden untersuchung über die einzelnen werke ist nirgends eine spur. bei einem so durchaus darstellenden, erzählenden werke fragt es sich, wie weit es über frühere darstellungen nach einer oder andrer seite hinausrage, um seine existenzberechtigung neben ihnen kundzutun. jedermann wird da zunächst die darstellung von Carl Litzmann vergleichen. Litzmanns erzählende abschnitte sind zusammen etwas länger als Müllers darstellung;

rechnet man ab, dass bei L. sich öfters auch discussionen der einen und andern frage eingestreut finden, so wird der umfang beider sich ungefähr die wage halten. neue tatsachen hat M. nicht beibringen können; es wird sich also nur darum handeln, ob und wie er in auffassung und darstellung der persönlichkeit über seinen vorgänger hinausgeschritten sei. im ganzen deckt sich die darstellung beider. man wird auch sagen können, dass die wesentlichen umrisse der gestalt ein für allemal feststehn, seit Christoph Schwab das wichtigste aus H.s briefwechsel vor einem halben jahrhundert schon veröffentlicht hat. Litzmanns werk hat dann nicht nur in vielen einzelheiten H.s biographie berichtigt und bereichert, sondern auch eine etwas natürlichere, minder sentimental-poetische, den realen factoren des lebens gerechter werdende auffassung angebahnt. in dieser spur geht M. weiter. er betont öfters H.s grofses selbstbewustsein, seine reizbarkeit und verwahrt sich s. 34 gegen die tradition, die ihn 'zu einem blutleeren heiligen' gestempelt habe. ob die abweichung von der durch Schwab üblich gewordenen auffassung H.s nun gerade in dieser richtung zu gehn hat, darf man wol anzweifeln. soll H. damit ein gröfseres mafs von sinnlichkeit nachgesagt werden, mehr weltläufigkeit, als man ihm früher zuschrieb, so würde man dagegen m. e. einsprache erheben müssen. ich will gewis nicht in den fehler derjenigen zurückfallen, die mit etwas pastoraler furchtsamkeit H. dadurch, dass sie ihm eine engelhafte reinheit in erotischen dingen nachsagten, ihn ganz besonders zu loben glaubten. solche reinheit kann sache einer vornehmen gemütsart sein, und ich bin weit entfernt, H. eine solche abzusprechen; aber sie kann auch zugleich mit einem mangel an robuster männlichkeit, mit abstracter richtung des geistes zusammenhängen, und bei H. ist das gewis ebenso sehr der fall wie das erste. M. selbst hat über H.s zwei jugendneigungen in Maulbronn und Tübingen richtig gesagt (s. 32): 'es war nicht die person, die in H.s herzen die liebe weckte, sondern sein vorhandenes liebesbedürfnis suchte sich an sie zu klammern'. setzen wir hinzu: dieses liebesbedürfnis entsprang weniger dem naturtrieb als der poetischen stimmung und dem gemütsbedürfnis, sich in und mit einer andern person glücklich zu machen. man wird das auch von seinem verhältnis zu Susette Gontard sagen dürfen. es ist am ende ein streit um worte, ob man für ein so durchaus platonisches verhältnis den namen liebe oder freundschaft gebrauchen will. wir besitzen ja die urkundlichen zeugnisse dieses bundes nicht mehr; das wenige, was wir haben, lässt mich vermuten, dass an eine leidenschaftliche neigung eher von der seite der frau zu denken ist als von der H.s. und wenn er eine solche nährte, so war ihm nicht gegeben, demgemäfs zu handeln. das lag nicht blofs an der edeln resignation, die das unerlaubte nicht wagen, die geliebte nicht blofsstellen wollte; es lag an dem von M. selbst

hervorgehobenen mangel jener brutalen, aber gesunden activität, welche die welt erobert. die stelle eines hauslehrers ist freilich nicht besonders geeignet, zuversicht in sich selbst zu erzeugen, aber andre haben sich anders mit den zumutungen solcher stellen abgefunden. M. redet von dem schroffen gegensatz zwischen H. und seinem brotherrn. man kommt in solchen fällen nur zu leicht in versuchung, dem manne des praktischen lebens unrecht zu tun und dem vertreter der höhern bildung uneingeschränkter recht zu geben, als richtig ist. mag es aber richtig sein, dass H. als diener behandelt wurde und doch nicht kraft genug besafs, sich darüber hochmütig wegzusetzen oder den andern seinerseits zu imponieren, so verrät es doch, glaube ich, eine geringe kenntnis des weiblichen herzens, wenn M. meint: 'er bedachte nicht, dass in den augen der liebenden frau ein solches märtyrertum den geliebten nur mit einer neuen glorie umgibt' (s. 91). M. wendet sich gegen Litzmann, der in Jügels erzählung von dem anlass des bruches H.s mit dem hause Gontard nur einen mythus sieht. er mag recht damit haben; Jügels erzählung von der schwäbischen pfarrerstochter, die in die geschichte verwickelt gewesen sei, sieht nur zu wahrscheinlich aus, und dass H. seiner mutter nichts schrieb, ist kein beweis. aber ein mann von gesunden nerven hätte nicht in einem gedicht rache geschworen — falls nämlich H.s gedicht '*Wenn ich sterbe mit Schmach*' sich überhaupt auf jene geschichte bezieht, wie M. s. 121 meint, und nicht allgemeinern inhalt hat —, ihn hätte die rücksicht auf die geliebte nicht bewegen können, den beleidiger ungestraft zu lassen und ohne eine erwiderung von dannen zu gehn. alles das lässt mich glauben, dass an eine würkliche liebesleidenschaft bei H. nicht zu glauben ist; und dass eine solche nicht vorhanden war, floss eben aus derselben quelle wie sein betragen in dieser und andern lebenslagen, aus seinem naturell. also möge man ihm den titel eines 'heiligen' versagen, auf den doch die hoheit seines ganzen wesens ihm, wenn einem unter unsern dichtern, einen gewissen anspruch verleihen könnte: 'blutleer' ist doch kein ganz unpassendes prädicat für einen, der nerven, aber keine muskeln, empfindung und stolz, aber keine tatkraft hat. und so war Hölderlin. M. stellt ihn in dieser beziehung ganz richtig dar. er weist darauf hin, wie wenig energie H. entwickelt hat, um sich fortzubringen, und auch den für den willensschwachen empfindungsmenschen höchst charakteristischen zug hat er sich nicht entgehn lassen, dass H. in jeder neuen lage seines lebens zunächst voll befriedigung und begeisterung ist, um bald wider entmutigt zu werden. er weist darauf hin, wie H. ganz das gegenteil ist von seinem hochverehrten Schiller, dessen idealismus bei denkenden menschen dadurch gewis nicht in der achtung sinkt, dass man weifs, mit welcher stählernen energie und zielbewusten zähigkeit er die praktischen ziele zu verfolgen wuste; das gegenteil in allen stücken

auch von seinem freunde Hegel, von dem er das für ihn selbst sehr bezeichnende wort geschrieben hat: *'Ich liebe die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientieren kann, wenn man nicht weiſs, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist'*; auch der in philosophischer mystik und poetischem schwung ihm nicht unähnliche Schelling unterscheidet sich von ihm durch die naturkraft und den egoismus des gesunden.

Ist also bei H. eine groſse schwäche und reizbarkeit des nervensystems und die damit notwendig verbundene schwäche des activen willens durchaus und von anfang an deutlich zu erkennen, so kommt noch ein weiteres hinzu, was schon gestreift ist, teils eben mit jener physischen verfassung zusammenhängend, teils durch seine bildungslaufbahn noch stärker herausgetrieben. das ist der hang zur abstraction, der ebenso würksam ist in den gedankentiefsten erzeugnissen des schriftstellers wie in der unfähigkeit zum praktischen ergreifen des lebens. H. kann ohne das Tübinger stift nicht gedacht werden; so fern auch seine vornehme natur den gemeineren stiftsunarten steht, so groſsen anteil hat er an der dort groſsgezogenen neigung zum speculieren, zum construieren der welt und zur flucht aus dieser welt, wenn sie anders ist als die construierte. speculation ist ja bei ihm sehr wesentlich, und es hätte sich gelohnt, diese seite seines wesens noch mehr zu beleuchten. was M. darüber sagt, ist nicht bedeutend. wie er es 'eigentümlich' finden kann (s. 63), dass Fichte H. fesselte, versteh ich nicht, ich finde es durchaus natürlich und will nur an die bekannte stelle H.s über das *ἓν διαφέρον ἑαυτῷ* erinnern; und dass M. s. 79 bei den versen '*Diotima, edles Leben*' usw. nicht auf Plato hinweist, muss um so mehr auffallen, als er Platos einfluss auf H. kennt — er ist freilich auch mit händen zu greifen! ganz richtig ist dagegen auf H.s abneigung gegen die theologie hingewiesen, die man früher verschleiern zu müssen glaubte, auch erst aus den durch Litzmann veröffentlichten briefen vollkommen kennen gelernt hat. es ist keineswegs bloſs der widerwille gegen den beruf, *'der Göttliches wie ein Gewerbe treibt'*, was H. veranlasst hat, sich gegen kirchliche verwendung zu sträuben, sondern die abneigung gegen den inhalt des christlichen dogmas, die er, wie so mancher andere, im stift eingesogen haben wird; später mochte noch der widerwille gegen die engen verhältnisse des landes und standes dazu kommen. mag man auch, wenn man blos auf die grundelemente der sittlichen reinheit und der religiösen empfindung sieht, sagen 'ein bessrer christ war nie': in beziehung auf den dogmatischen inhalt war H. ein so decidierter nichtchrist als einer; und wenn er in der 1799 an seine grossmutter (!) gerichteten elegie Christi person und werk besang, so beweist das doch wahrlich nicht für eine seit Frankfurt eingetretene wandlung (Müller s. 50. 120),

zumal die ausführung nicht sehr dogmatisch correct ist. wie endlich Müller s. 7 dazu kommt, H. ein 'gediegenes, solides, allgemeines wissen' abzusprechen, das weifs ich nicht; einen solchen mangel konnte der Heautontimorumenos selbst wol an sich finden, wir werden sagen müssen: es gibt wenige unter unsern dichtern, deren production von so tiefer philosophischer und classischer durchbildung zeugt.

Was H.s erkrankung anlangt, so konnte M. nichts neues aufstellen. es wird im einzelnen manches dunkel bleiben, da man aus Bordeaux so gut wie nichts weifs. jedesfalls muss man anlass und tiefere ursache unterscheiden. was jenen betrifft, so hat Litzmann an einen hitzschlag gedacht, der ihn auf der rückreise von Bordeaux getroffen haben könnte; aber die stelle von dem '*Feuer des Himmels*' in seinem brief an Böhlendorf beweist doch nichts, und die wenigen briefe aus Bordeaux zeigen schon den kranken, der noch herr über sich ist, aber seinen zustand kennt und deshalb ängstlich sich zusammennimmt. immerhin mögen die strapazen der fusswanderung denselben nicht verbessert haben. Waiblinger redet von ausschweifungen in Bordeaux. sie wären wol denkbar, aber doch nur als moment der krankheit selbst, als acte des verzweifelnden oder wie man es fassen will. ein gesunder mensch von 31 jahren wird durch excesse in venere während der zeit von 100 tagen nicht geisteskrank. also könnten solche excesse nur ein beförderndes moment gewesen sein. M. meint, Waiblingers nachricht werde durch H.s 'ganzen charakter und durch den reinen inhalt der zu jener zeit von ihm geschriebenen briefe widerlegt' (s. 140); ob wol zu erwarten ist, dass der vornehm empfindende mann so etwas an mutter oder freunde berichtet haben würde?! aber Waiblinger ist ein schlechter zeuge, der nicht nur, wie Litzmann s. 598 richtig sagt, falsches genug über H. verbreitet hat, sondern auch jene stelle ganz wol aus sensationslust geschrieben haben kann; war er doch selbst nicht der sauberste! mir ist gar kein zweifel, dass H. hereditär belastet war; auch der umstand, dass sein vater mit 36 jahren am schlage gestorben ist, weist darauf hin. wenn man das annimmt, so erscheinen weniger die ausdrücke jugendlicher schwermut, wie sie in gewissem alter auch gesunde anwandelt, als vielmehr seine ganze willensschwäche und schwerblütigkeit eben als symptome einer neuropathischen anlage; er ist nicht gemütskrank geworden, weil sein leben eine kette unbefriedigender stellungen und schmerzlicher enttеuschungen war — das konnte nur beförderndes moment werden —, sondern er ist in diese lebensbahn geraten und aus ihr nicht herausgekommen, weil er nicht die stärke hatte, sich in andere lagen zu bringen. um ihn, wenn es überhaupt möglich war, gesund zu erhalten, hätte man ihn etwa in stulpenstiefeln stecken müssen, dann hätten wir keinen Hyperion, keinen Empedokles, keine gedichte; denn H.s production ruht, wie sie ist, ganz auf seinen

studien. tragisch ist es aber zu erfahren, dafs der kranke 4 jahre lang keine ordentliche ärztliche behandlung fand, die ihn für längere zeit vielleicht hätte bessern können, und man darf sich freuen, dass wir jetzt in andern zeiten leben.

In diesen puncten etwa hätte ich gewünscht, dafs M. die sache tiefer gefasst und energischer herausgearbeitet hätte. sonst kann man sagen, dass er gut und fliefsend schreibt, nur mehr journalistisch als wissenschaftlich. ich rechne es ihm auch gut an, dass er den vortrefflichen, zu wenig bekannten aufsatz von Teuffel verwertet hat. öfters möchte man wünschen, dass die sachen etwas weniger buchstäblich genommen wären, zb. s. 8, wo es sich doch um amtliche schulpoesie handelt; oder dass weniger dahinter gesucht wäre, wie s. 24 bei der durch Klaiber ziemlich unnötig publicierten geschichte mit dem 'mägdleinprovisor'. ein paar einzelheiten, die der verbesserung bedürfen, stelle ich hier zusammen.

S. 16: das im anhang s. 170 mitgeteilte gedicht 'Preis der Schwabenmädchen' ist nicht blofs durch H.s seminarliebschaft hervorgerufen, sondern auch durch Schubarts bekanntes gedicht. — s. 27: woher stammt die angabe, dass Neuffer keinen humor gehabt habe? — ebendort: 'Stella nach Plato' muste genauer gesagt werden, s. Litzmann s. 19 anm. 4; wobei mir aber doch zweifelhaft bleibt, ob diese quelle würklich bei dem 17 jährigen vorauszusetzen ist: der gebrauch des namens 'Stella' für die geliebte kann aus Goethe, aus Swift oder sonstwoher stammen; ohne dass H. die betreffenden werke selbst kannte, mochte er den namen kennen und passend finden. — s. 43 unten sollte es über Matthisson nicht heifsen 'der sich damals viel in Württemberg aufhielt', sondern 'schon damals', denn er hat nachher fast zwei jahrzehnte in Stuttgart gelebt. — im litterarhistorischen haperts auch sonst mitunter: s. 44 wird eine wunderliche unterscheidung gemacht zwischen H.s älteren gedichten, welche 'den Schiller der Räuber und der Anthologie' zum vorbild hätten, und den späteren, welche an Sch.s philosophische gedichte 'Resignation, Götter Griechenlands, An die freude und an die Künstler' gemahnen; für die erstere periode seien 'zierworte, wie Elysium, Orione, äonen, äther, Urania, himmelsmaienglanz' charakteristisch. nun — von diesen sechs wörtern kommt das erste und das letzte in der Anthologie vor, die vier andern erst in Sch.s spätern gedichten! solche dinge muss man genau oder gar nicht geben. — unbegreiflich ist s. 45 f, wenn die äufserung H.s, wie er von einem ausflug nach Speier wider nach Maulbronn zurückgekehrt ist: '*Das Kloster war mir noch nie so eng*', auf seine empfindungslosigkeit gegen mittelalterliche architektur gedeutet wird! — wenn H. den namen Heinrich Meyers als Majer schreibt, so durfte das (s. 64) mindestens nicht ohne correctur so widergegeben werden. — s. 82: Heinse, der 1746 geboren war, würde sich 1796 wol

dafür bedankt haben, 'greis' genannt zu werden; an derselben stelle durfte nicht verschwiegen bleiben, wie wichtig der Ardinghello für die entstehung des Hyperion war. — problematisch ist die aufstellung s. 88: 'die liebe zu Diotima teilt alles, was er auf dem gebiete der lyrik schuf, scharf in zwei hälften; vor ihr sehen wir ihn immer noch in der anlehnung an vorgänger haftend; mit ihrem eintritt ringt er sich zur freiheit, zur vollen selbständigkeit durch'. — wenn AWSchlegel s. 110 'eines der häupter der jüngeren romantischen schule' genannt wird, so wollen wir zur schonung des vf. zwischen 'jüngeren' und 'romantischen' ein komma setzen. — über das gedicht 'Emilie' (s. 116) durfte wol etwas mehr gesagt werden; es ist doch zum mindesten auch interessant dadurch, dass es in der hereinziehung des corsischen aufstands seine verwantschaft mit dem Hyperion bekundet.

Als anhang hat M. dreizehn bisher ungedruckte gedichte H.s mitgeteilt. das wertvollste ist das letzte, der cyclus 'Brot und wein', 9 gedichte zu je 9 distichen, von denen zuvor nur das erste unter dem titel 'Die nacht' veröffentlicht war; die andern sind meist aus früher jugend und öfter wenig bedeutend. auch in den text sind gelegentlich solche mitteilungen aus dem überreichen Stuttgarter material, Schwabs nachlass, eingestreut. ich will mich in betrachtung dieser mitteilungen nicht einlassen. es ist noch genug ungedrucktes in Stuttgart vorhanden, und es braucht einen χαλκέντερος, um sich durch diese papiere hindurchzuarbeiten. aber es muss einmal geschehen und im zusammenhang geschehen. schwierigkeiten verschiedner art stellen sich der arbeit in den weg, von denen mir die gröste die scheint, dass H.s handschrift von der spätern Maulbronner zeit an sich so gut wie nicht verändert hat. manches rätsel wird wol ungelöst bleiben; aber es muss über kurz oder lang eine vollständige, zusammenhängende kritische untersuchung angestellt und eine vollständige, philologisch ausgearbeitete ausgabe veranstaltet werden. Litzmann hat dafür mit seiner unendlichen genauigkeit vorgearbeitet und sein sohn Berthold hat 1890 versprochen, 'in nicht allzu ferner zeit auch dies vermächtnis des teuren toten zu erfüllen.' möge das bald geschehen! nur eine derartige arbeit kann uns einen festen boden für H.s litterarhistorische beurteilung im einzelnen geben; für das persönliche sind schwerlich neue quellen von belang zu erwarten. bis jene fundamentierungsarbeit aber getan ist, möchte ich bitten: keine bücher mehr über H. und keine zerstreuten mitteilungen aus seinem nachlass!

Tübingen, 8 april 1895. HERMANN FISCHER.

Der einfluss Wilhelm Meisters auf den roman der romantiker. akademische abhandlung von J. O. E. Donner. Berlin, RHeinrich, 1893. III u. 211 ss. gr. 8°. — 4 m.
Novalis. (Friedrich vHardenberg.) eine biographische charakteristik von Just Bing. Hamburg und Leipzig, LVoss, 1893. VI u. 176 ss. gr. 8°. — 4 m.
Eichendorffs jugenddichtungen. von Eduard Höber. Berlin, CVogt, 1894. 80 ss. 8°. — 1,80 m.

Donners dissertation stellt sich ein dankbares thema. die geschichte des neuern deutschen romans bietet auch nach Mielke und Rehorn die fülle des erforschenswerten. auf die entwicklung dieser dichtungsform hat Goethes Meister gewaltig gewürkt. wenn D. seine untersuchung auf das gebiet der romantik einschränkt, so beweist die bloſse tatsache, dass neben ihm eine reihe andrer forscher demselben gebiete mit gleichen und ähnlichen absichten nahten, beweisen insbesondere die resultate dieser neben- und mitarbeiter, wie reich der stoff, wie anregend auch das eingeschränkte thema ist. reine freude kann ich freilich an dieser vielgeschäftigkeit nicht haben; ich beklage vielmehr in ihr eine nachgerade typisch gewordene eigentümlichkeit unsrer jungen wissenschaft: ein gelehrter nach dem andern wendet sich einem und demselben probleme zu. die gesichtspuncte, von denen aus dieses eine thema beschaut wird, sind wenig verschieden. natürlich decken sich auch die forschungsresultate zum groſsen teile. der leser ist gezwungen, wider und wider zu lesen, was ihm vielleicht lange schon bekannt ist; er fühlt sich wenig bereichert, beklagt seine verlorene zeit und die nutzlose mühe, die auf die sache gewendet worden war. noch fataler würkt die erwägung, dass trotz all dieser parallelarbeit das thema lange nicht erschöpft ist. noch immer ist eine beträchtliche anzahl von gesichtspuncten nicht erledigt. noch immer ist da und dort etwas zuzusetzen. ja vielleicht offenbart sich umfassenderer, auf eindringlicherer empirie aufbauender kritik eine ganz verschiedene formulierung des themas, vielleicht stehn alle jene untersuchungen in der luft, weil sie über ihr enges gebiet hinaus den blick nicht zu weiterer umschau erhoben. was D. und was jene andern über die nachwürkung des 'Wilhelm Meister' sagen, wird vielleicht zum überwiegenden teil als unrichtig, mindestens als einseitig sich erweisen, wenn Waldberg uns einmal die geschichte des romans der classischen und romantischen zeit schenkt. D.s arbeit und ähnliche versuche werden dann um so rascher aus unserm gedächtnisse entschwinden, als sie ja nur mit wenigen veränderungen widerholen, was Haym in seinem grundlegenden werke, und was Minor in einer beiläufigen, aber wege und ziele weisenden Eichendorffstudie (Zs. f. d. phil. 21, 214 ff) schon aufgezeigt haben. gleichwol sollte eine zusammenfassende behandlung des problems von selbst aufgaben stellen, deren erledigung wahre förderung bedeutete. D. hatte auch würklich die fäden in der hand, aus denen ein

neuartiges gewebe hätte erstehn können. allein seinem emsigen sammelfleifse war nicht gegönnt, in richtiges licht zu stellen, was besserer beleuchtung bedurfte. schon eine unzweckmäfsige disposition verdarb ihm den besten erfolg.

D. trägt in der einleitung seiner studie das material zusammen, aus dem sich die aufnahme des Goetheschen romans erkennen lässt, und stellt einige motive fest, von denen Goethes nachfolger gebrauch gemacht haben. ja er bringt diese motive sogar in eine übersichtliche tabelle. gewis ein glücklicher gedanke! aber wie dürftig ist seine ausführung. nicht rechten möchte ich mit D., wenn er nur Tiecks Sternbald und seinen Jungen tischlermeister, dann die Lucinde, den Florentin, Hardenbergs Ofterdingen, Brentanos Godwi, Eichendorffs Ahnung und gegenwart, endlich Immermanns Epigonen in den rahmen seiner untersuchung zieht. will er sich doch nur auf den bildungsroman einschränken. ohne zweifel findet sich aufserhalb des bildungsromans Meisterscher einfluss in den prosaisch-epischen schöpfungen der romantik. und ferner könnte wol noch mancher roman dieser richtung als bildungsroman in anspruch genommen werden. allein nicht an dieser stelle sollen dem fleifsigen D. ein paar büchertitel entgegengehalten werden. doch die tabelle: ihre erste rubrik zielt auf die vielfach hervorgehobene tatsache, dass alle romantischen schüler der Meisterschen lebenskunst ihrem bildungsstreben in 'relativem nichtstun' nachkommen. wenn FSchlegel und der held seiner Lucinde für den göttlichen müfsiggang schwärmen, so trägt etwa Eichendorffs Taugenichts die devise des faullenzens auf der stirne. ich nenne die beispiele nur, um den sachverhalt zu klären. denn gerade der Taugenichts ist ja von D. nicht einbezogen worden. relative nichtstuer sind nach seiner tabelle die helden der sämtlichen acht romane. die zweite rubrik stellt die 'sinnlichen schilderungen' zusammen, in denen jene romane gegenstücke zu dem nächtlichen besuche schaffen, den Wilhelm Meister im 5 buche des Goetheschen romans empfängt. D. weist jedem der von ihm besprochenen romane eine solche scene nach. freilich steht da neben der aus Heinses 'Hildegard von Hohenthal' herübergenommenen badescene des Sternbald und neben dem ganz andern quellen entsprungenen capitel 'Treue und scherz' der Lucinde die sinnlich nur wenig accentuierte nachtscene, die sich zwischen dem jungen tischlermeister und seiner jugendgeliebten Kunigunde abspielt. zu Philine findet D. nur im Ofterdingen kein pendant. dafür haben sich nur Tieck und FSchlegel eine Mignongestalt entgehn lassen. geheimnisvolle geburt und deutsch-italienische wahlverwantschaft stellt D. bei den gestalten Sternbalds, Florentins, dann im roman Brentanos bei Römer, Godwi und Eusebio, bei Eichendorffs Erwin, bei Hermann und Flämmchen in den Epigonen fest. lyrische einlagen mit nachbildender tendenz vermisst D. nur bei Tieck und FSchlegel. im

Sternbald möchte er nämlich den lyrischen einlagen diese nachbildende tendenz nicht zuschreiben (vgl. u. s. 224). doch davon später!

D.s tabelle ist unvollständig; aus seinem eignen büchlein liefse sie sich ergänzen. fehlt doch, um nur weniges herauszugreifen, die ganze reihe der gegenspieler Wilhelm Meisters, die pendants zu Lothario und Laertes. D.s interessanter hinweis, dass nur Brentano sich an die gestalt des harfenspielers wagte (vgl. s. 157f), gehört in die tabelle. ähnliche beobachtungen finden sich mehrfach in den analysen der einzelnen romane, die D. dichter für dichter, dichtung für dichtung durchnimmt. ich kann diese disposition nicht billigen; sie zerstört die übersicht und verdunkelt die resultate. liefse sich in der reihenfolge von Tieck bis Immermann eine allmälige entwicklung nachweisen, könnte man zeigen, wie éiner immer an den nächstvorhergehnden anknüpft und dem schema des bildungsromans ein paar neue züge hinzufügt, so hätte ich gegen D.s anordnung nichts einzuwenden, und er selbst hätte leicht ein rückgrat in seine darstellung gebracht. allein weder D. noch sonst jemand wird wagen, die angedeutete entwicklung zu behaupten. darum zerflattert auch das von D. mit vielem fleifse zusammengetragene material nach allen seiten. um so mehr, als unter den von ihm behandelten romanen sich dichtungen ganz verschiedener, schier incommensurabler eigenart finden. wer von Wilhelm Meister ausgehend bereits beim Ofterdingen und beim Godwi angelangt ist, der muss erst umkehren, muss erst einige schritte zurückgehn, ehe er zu Eichendorffs Ahnung und gegenwart oder zu Immermanns Epigonen kommen kann. gleichwol hätte D. nicht weit zu greifen gebraucht, um ein brauchbares einteilungsmuster zu finden. ich schätze CHeines schrift über den roman in Deutschland von 1774—1778 (Halle 1892) trotz ihrer äufserlichen, beinah schablonenhaften charakterisiermethode eben wegen des resoluten griffes, mit dem Heine die grofse fülle der romane jener fünf jahre in gruppen ordnet. liefsen sich nicht auch für die durchgreifenden unterschiede, die zwischen dem romane Goethes und der mehrzahl seiner romantischen nachzügler bestehn, beherzigenswerte bestimmungen auffinden, wenn man mit benutzung des Heineschen vorbildes die ganze gruppe nach dem ideal besonderer ausbildung der lebenskunst, nach dem ideal besonderer ausbildung der phantasie, nach dem ideal freier ungebundner moral, nach dem ideal der leidenschaft einteilte? nicht äufserliche oder von aufsen her geholte gesichtspuncte liegen in jenen worten; sie wären geeignet auf den ersten blick den grofsen unterschied von Wilhelm Meister und Ofterdingen, von Ofterdingen und Lucinde, von Lucinde und Godwi zu zeigen. vielleicht liefse sich dann in enger anknüpfung an diese gegensätze auch nach Heine eine beschreibung der in den romanen vorkommenden personen, ihres äufsern, ihres

wesens, ihrer beschäftigungen geben. wir bekämen dann ein sauberes resultat, wir sähen die helden Meister, Sternbald, Leonhard, Julius und wie sie alle heifsen in richtiger entfernung von einander; jetzt scheiden wir von D.s buche mit dem unsichern eindrucke, dass alle diese helden wenig, herzlich wenig miteinander zu tun haben. worin ihr unterschied liege, wird an keiner stelle zusammengefasst. eine solche psychologische vergleichung der einzelnen charaktere hätte auch verunglückte versuche der psychologischen ergründung einzelner romanhelden überflüssig gemacht. ich meine Röttekens wenig erfreulichen ansatz, die psychologie des Sternbald darzustellen (Zs. f. vgl. littg. n. f. 6, 188 ff).

Rötteken möchte die ursachen feststellen, durch die bei Sternbald gefühle ausgelöst werden, und dann will er die qualität dieser gefühle ergründen. um diese ziele zu erreichen, häuft er alle stellen zusammen, in denen Tiecks roman das gefühlsleben seines helden streift. ich sage: er häuft zusammen. denn eine lichtvolle ordnung wird nicht geschaffen. psychologische feinheit kann dem aufsatze nicht nachgerühmt werden; und sie wäre vor allem nötig gewesen, um ihn überhaupt zu rechtfertigen. das resultat ist denn auch karg. Sternbalds seele steht am schlusse um nichts klarer vor uns, als am anfange oder je vorher. den mangel psychologischen tiefblicks hätte Rötteken noch verdecken können, wenn er seine untersuchung nicht auf den Sternbald beschränkt hätte. ob diese oder eine andre situation in Sternbald ein bestimmtes mehr oder minder starkes gefühl wachruft, ist uns schliefslich gleichgiltig. gelingt indes der nachweis, dass irgend einer der helden einer verwanten dichtung in ähnlicher lage ähnliches empfindet, so ist ein beachtenswertes litterarhistorisches resultat gewonnen. D. spricht einmal (s. 69), auf den jungen tischlermeister blickend, von dem 'ewigen nachdenklichwerden' der romantischen helden — ein solches aperçü sähe ich gerne durch belege und beispiele zu einer psychologischen studie erweitert.

Zusammenfassende, nicht vereinzelnde, zusammengehöriges weit auseinander rückende darstellung wäre so bei Rötteken, wie bei D. zu wünschen. D. insbesondere hätte, wenn er seine beobachtungen gruppierte und nicht in rohstofflicher ordnung vorführte, manches in ganz andre, viel plastischere verbindung bringen müssen. die nachfolger des Wilhelm Meister haben zuweilen auch zu den vorbildern des Goetheschen romans eine unmittelbare beziehung, ein verhältnis, das fruchtbar genug war um beachtet zu werden. D. hat von diesem verhältnisse wol kunde. allein statt diese beziehungen von anfang an im auge zu behalten, gedenkt er ihrer nur an abgelegener stelle, meistens nur, wenn ein andrer ihm den weg weist. dem schlusse seiner untersuchung nahe, erwähnt D. erst (s. 174 f, vgl. s. 12) Scarrons roman comique und stellt die frage, ob nicht ein motiv von Eichendorffs Ahnung und

gegenwart ihm entnommen ist. und doch spielen nicht nur fast alle von ihm analysierten romane ins gebiet des kunstromans hinüber; sie treten zum teil mit dem Meister auf die bühne. von dem theaterwesen des Meister, des tischlermeisters, sollte man gar nicht reden, ohne Scarrons namen zu nennen. sonst könnte demnächst ein gleich kurzsichtiger Théophil Gautiers Capitaine fracasse als nachahmung des Wilhelm Meister hinstellen, obwol dem französischen romantiker der Meister wol eben so fern stand, als ihm Scarrons vorbild nahe lag. gerade so beiläufig wird Wielands Agathon erwähnt (s. 117[1]), und doch ist der Agathon das vorbild der deutschen entwicklungs- und bildungsromane im letzten drittel des 18 jhs. Heinse kommt bei gelegenheit von Tiecks Sternbald noch eher zu seinem rechte (s. 56 f). doch nicht zweifelnd und ungewis, sondern mit voller entschiedenheit hätte D. betonen können, dass die sinnlichen scenen des Sternbald, dann aber auch ähnliche züge im Godwi und bei Eichendorff den romanen Heinses viel näher stehn als dem Meister. wie oft begegnen in den romanen der gruppe sinnenfrohe prächtige schilderungen italienischen künstlerlebens. D. indes erwägt nicht einmal ernstlich das problem, welchen einfluss neben dem theaterwesen des Meister die auf malerei und musik gerichteten kunstromane Heinses auf unsre dichtungsgruppe ausgeübt haben.

Am wenigsten kann ich D. vergeben, dass er Jean Paul links liegen lässt. einmal citiert er (s. 60[1]) eine kritik des Sternbald aus der Neuen allgemeinen deutschen bibliothek; sie nennt Jean Paul; er sei Tiecks vorbild. D. geht der anregung nicht nach. ein andermal lässt er DFStraufs sagen, dass Immermanns Epigonen sich einzelne charaktere aus dem Titan holen (s. 210). ob der Titan sonst auf die romane der gruppe gewürkt hat, sucht D. nicht zu ergründen. darum steht er auch dem zweiten teile des Godwi ziemlich ratlos gegenüber. dass schon der Hesperus mit ähnlichen formscherzen arbeitet, weifs er nicht. ebenso wie Maria, dh. Brentano, selbst auftritt und eine rolle in seiner eignen erzählung spielt, ebenso greift Jean Paul zuletzt im Hesperus ein. dass ferner die geniale frau im gebiete des deutschen romans von keinem mehr gefeiert worden ist, als von Jean Paul, das weifs D. auch nicht (vgl. etwa s. 156[1]). ich begnüge mich mit diesen beispielen; denn ich hoffe, dass Kempners monographie über Brentanos jugenddichtungen, von der bisher nur ein vielversprechender anfang vorliegt, über Jean Pauls beziehungen zur romantik endlich ausführlicheres bringen wird. Kempners erste doctorthese ermutigt mich zu dieser hoffnung. D. indes hätte auf Jean Paul besser geachtet, wenn er die kritischen stimmen der romantik gehört hätte. FSchlegels Athenäumsfragment n. 421 (vgl. n. 125) und sein brief über den roman (bei Minor II 367) dürfen nicht übersehen werden, wenn man von romantischem roman oder gar von der Lucinde spricht.

Man wende nicht ein, dass Scarron oder Wieland, Heinse oder Jean Paul nicht in betracht kommen, wenn von dem einflusse Wilhelm Meisters die rede ist. der einfluss eines geistigen factors kann nur dann abgeschätzt werden, wenn seine neben- und mitfactoren erwogen werden. in unserm falle vollends sieht Wihelm Meistersches und Jean Paulsches motiv sich oft so ähnlich, dass allerfeinster beobachtung nur die differentia specifica sich offenbart. D. kümmert sich um solche feinere probleme nicht. doch nicht diese unkritische sorglosigkeit allein mache ich ihm zum vorwurf. ganz verfehlt ist fast alles, was er über die lyrischen einlagen der romantischen romane vorbringt. D. macht sich die ganz zwecklose mühe, auch bei diesen einlagen stoffliche verwantschaft zu suchen. da Tiecks Sternbald solche stoffliche verwantschaft der lyrischen einlagen vermissen lässt, so möchte D. ihn nach dieser richtung von Wilhelm Meisters einflusse freimachen. weit gefehlt! nur auf die tatsache kommt es an, dass überhaupt lyrik in den roman eingeflochten ist. lieder in die prosa einzuschieben haben die romantiker von Goethe gelernt. das muster würkt so stark, dass FSchlegel dichten lernt, um für den zweiten teil der Lucinde lyrische einlagen zu gewinnen. diese einlagen hat er würklich geschrieben; den zugehörigen romanteil freilich nicht. neben Wilhelm Meister kommen die fernerstehnden muster erst in zweiter linie in betracht, so Scarron oder Cervantes oder Boccaccio. FSchlegel selbst sagt: '*Ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so prosaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Giebt es einen Roman, in dem diess nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung, sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem.*' die worte stehn im 'Gespräch über die poesie' (Athenäum, 1800, III 124). das ganze gespräch wird von einer tiefeindringenden erkenntnis Goethes getragen. nur kritischer stumpfsinn kann zweifeln, dass FSchlegel seine ansichten über lyrik im roman nach Goethes Wilhelm Meister sich gebildet hat und erst aus der Goetheschen dichtung wahres verständnis für die analoge erscheinung in den schöpfungen von Cervantes und Boccaccio gesogen hat. deshalb ziehe ich im folgenden nur den Meister heran und dehne meine untersuchung auch nicht auf Tiecks Lovell und auf seine Magelone aus; ich will das thema nicht erschöpfen, sondern nur form an form messen.

Sobald einmal festgestellt ist, dass die romantik lyrische einlagen nach Goethes muster aus princip ihren romanen einfügt, interessiert uns nur noch die frage, ob ihr die verbindung der beiden verschiedenen dichtungsformen glückt, ob sie prosa und lyrischen vers mit gleichem erfolge zusammenschweifst wie Goethe. stoffliche verwantschaft wird sich in diesen lyrischen einlagen

einstellen, wenn verwanten gestalten, wenn den Mignons und Philinen und harfenspielern der nachahmer verse in den mund gelegt werden [1]. doch diese stoffliche verwantschaft ist bei der stoffgeschichte abzutun; sie ist bei den personengleichungen zu erledigen. sobald von der lyrik der romangruppen geredet wird, kommt nur mehr die form in betracht. und über die form, über die art der bindung von lyrik und romanprosa ist auch nach D. noch ein wort zu sagen.

Goethe versteht es meisterlich, ein lied ohne anstofs in die prosa hineingleiten zu lassen. ein pamphletartiges spottgedicht, wie die verse *Ich armer Teufel, Herr Baron, Beneide Sie um Ihren Stand*, wird überhaupt nicht gesungen, sondern nur als beleg zu einer mitteilung beiläufig abgedruckt. der närrische tollkopf Friedrich treibt am schlusse seinen gutmütigen spott mit der gesellschaft; er deutet in humoristischer prophezeiung auf die abschliefsenden ereignisse. die gesellschaft ist durch seinen all zu freimütigen ton beklommen. es wird still; und mit den versen: *O, ihr werdet Wunder sehn, Was geschehn ist, ist geschehn* ... sorgt er für seinen abgang. ähnlich, doch umständlicher ist Philinens liedchen *Singet nicht in Trauertönen* eingeführt. auch diesmal stockt die unterhaltung. *Man war aufgestanden, es war schon spät, man schien auseinander gehen zu wollen. Als man so unentschlossen dastand, fing Philine ein Liedchen auf eine sehr zierliche und gefällige Melodie zu singen an.* hier wie dort stellt das lied, stellt musik sich ein, da das gesprochene wort stockt. die motivierung ist realistisch, ebenso wie bei dem spottgedichte. und realistisch ist Goethe auch bei den liedern Mignons und des harfenspielers zu werke gegangen. dass fahrendes volk singt, ist begreiflich. der harfenspieler singt die ballade *Was hör' ich draufsen vor dem Thor* als berufssänger. ferner sind beide gestalten tief innerliche, verschlossene naturen, die nur in geberden oder in musik ihre gefühle ans licht treten lassen. nur einmal weicht Goethe von dieser realistischen einfassung seiner liederperlen ab. Mignons sang *Kennst Du das Land* ist ohne einführung an den anfang des 3 buches gestellt. dann heifst es weiter: *Als Wilhelm des Morgens sich nach Mignon im Hause umsah, fand er sie nicht, hörte aber, dass sie früh mit Melina ausgegangen sei, welcher sich, um die Garderobe und die übrigen Theatergerätschaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.* dann beginnt ein zweiter absatz und erst jetzt heifst es: *Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Musik vor seiner Thüre ... Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und sang das Lied, das wir soeben aufgezeichnet haben.* nur an dieser stelle verlässt Goethe den ton eines objectiven, ruhigen und unbeteiligten erzählers und offenbart sich als künstler, der ein lied zum

[1] ich verweise auf die lieder, die Werdo-Joseph bei Brentano singt, und auf die worte, die D. ihnen widmet (s. 159 f).



stimmungsaccord einer unterabteilung seines romans macht. so erzählt kein mensch; der künstler drängt den erzähler in den hintergrund. die form ist nicht mehr realistisch; kunstvoll ist ein besonderer dichterischer effect aufgebaut. an die stelle einer die natur nachahmenden mitteilungsform ist stilisierung getreten.

Viel schwerer als Goethe hatte es Tieck, wenn er, die überquellende fülle seiner lieder in den Sternbald einfügend, nicht all zu eintönige, wenig variierte einführungsformeln gebrauchen wollte. kein zweifel: es ist ihm auch würklich nicht geglückt, dem vorwurf der eintönigkeit zu entgehn. nur wenige beispiele. Franz fordert Sebastian auf: *Wenn Du mir gut bist, so singe mir hier noch einmal das altdeutsche Lied vom Reisen. Sebastian*, heifst es weiter, *stand sogleich still und sang, ohne vorher zu husten, folgende Verse* (I 1, 1). das ist ebenso sorgfältig aus der reisestimmung motiviert, wie wenn ein andermal (I 1, 8) *ein Lied eines alten Minnesängers* citiert wird. im selben cap. schreibt Franz am schlusse eines briefes ein paar strophen hin und bemerkt dazu: *Diese ungeschickten Zeilen habe ich gestern in einem angenehmen Walde gedichtet; meine Seele war ganz darauf hingewandt, und ich bin nicht errötet, sie Dir, Sebastian, niederzuschreiben; denn warum sollte ich Dir einen Gedanken meiner Seele verheimlichen?* realistisch motiviert und widerum von den angeführten fällen verschieden ist auch das lied *Über Reisen kein Vergnügen* (I 2, 3). die reisegesellschaft ist müde, einer nahe daran, einzuschlafen. er meint: *Ihr solltet nur etwas erzählen oder ein lustiges Lied singen,* und so geschiehts. am schlusse des 1 bandes (I 2, 5) lassen wir uns auch eine flüchtigere begründung gern gefallen. Sternbald und Florestan verlassen Antwerpen. *Sie hatten jetzt schon die Thore der Stadt weit hinter sich, sie hörten die Glocken aus der Ferne schlagen und Rudolf sang mit lauter Stimme: 'Wohlauf! es ruft der Sonnenschein!'* das lied bildet den abschluss des 1 bandes; und wie beim ende des 2 begreifen wir an ausgezeichneter stelle einen auszeichnenden ton. im 2 bande selbst ist Tieck oft sehr flüchtig zu werke gegangen. man spricht von den herlichkeiten Roms; Sternbald ruft: *Ach, Rafael! . . . wenn ich Dich doch noch im Leben träfe.* ganz unvermittelt sagt dann Rudolf: *Ich will Dir noch ein Lied vom Frühlinge singen* (II 1, 1). mehrfach und rasch hintereinander kehrt die wendung wider, dass man waldhorn- oder flötenmusik hört, die alsbald dem gesungenen worte platz macht (II 1, 3 oder II 1, 4). sehr ungeschickt und recht schlecht vermittelt erscheint eine einleitungsform des 1 bandes (I 1, 8) wider. Sternbald entdeckte eine auffallende ähnlichkeit: *Jetzt trat Rudolf zu ihm, dem er seine Entdeckung mitteilte; Florestan fand sie nach seiner leichtsinnigen Art nicht sonderlich wichtig, sondern brach das Gespräch darüber bald ab, indem er sagte: 'Ich habe gestern noch ein andres Gedicht geschrieben, in dem ich versucht habe, eine Stimmung auszudrücken*

und darzustellen, die schon oft meine Seele erfüllt hat'. Er las (II 1, 4). fortab spielt die schreibtafel, in die ein lied eingetragen oder aus der gesungen wird, eine grofse rolle (II 1, 6. 2, 2. 2, 3. 2, 6). und je weniger mühe Tieck auf variieren der eingänge verwendet, um so gleichgiltiger wird ihm ernste begründung. *Mir fällt soeben ein Lied von der Sehnsucht ein, das Euch vielleicht gefallen wird* (II 2, 1) heifst es einmal, und ebenso salopp, schier in selbstironie, ein andermal: *Da wir nichts Besseres zu thun wissen, will ich Euch ein Lied von der Einsamkeit singen* (II 2, 2).

Ich möchte nicht alle romane, die D. heranzieht, hier durchgehn. nur Eichendorffs Ahnung und gegenwart soll als einer der letzten und spätesten uns belehren, wie gewisse unarten Tiecks, wie gerade seine allersorglosesten motivierungsformen später zum festen bestande der romandichtung werden. auch bei Eichendorff spielt die schreibtafel eine grofse rolle (vgl. etwa s. 169. 185 der 1 ausg.); und nur eine variation des schreibtafelmotivs ist es, wenn Friedrich ablist, was Leontin auf das fenster mit seinem ringe geschrieben hat (s. 166). wie Tieck, stellt auch Eichendorff ohne weitere einführung ein lied vor den schluss, freilich nicht eines buches, sondern nur eines capitels hin. er begnügt sich mit den worten: *Friedrich hatte Leontins Guitarre mit hinaufgenommen. Er nahm sie in den Arm und sang.* nicht durch den capitelschluss motiviert sind folgende verwante einführungen: *Ihm fiel dabey ein Lied ein. Er stand auf und sang zur Guitarre* (s. 83). *Sie nahm die Guitarre, trat an das offene Fenster und sang* (s. 192). *Als sie wieder oben in ihrem Zimmer waren, ergriff Leontin Mariens Guitarre, die sie dort vergessen hatte, und sang über den stillen Kreis der Wälder hinaus* (s. 445). schliefslich verfestigt sich in dem leser der eindruck, dass die blofse gegenwart einer guitarre das absingen eines liedes genugsam motivieren müsse. heifsts doch auch (s. 461): *Leontin ergriff hiebey hastig die Guitarre, die neben ihm auf dem Rasen lag, und sang.* oder (s. 467): *Friedrich, den die Zurückrufung der grofsen Bilder seiner Hoffnungen innerlichst fröhlich gemacht hatte, nahm statt aller Antwort die Guitarre und sang nach einer alten schlichten Melodie.* ganz eigentümlich verwertet Eichendorff die art, in der Goethe Mignons lied *Kennst du das Land?* einführt. er stellt an den anfang des 7 cap. vom 1 buche ein lied *Stand ein Mädchen an dem Fenster.* wir suchen auf den folgenden seiten vergebens nach einer anknüpfung. doch am schlusse des vorhergehnden capitels heifst es: *Aber sie schlief nicht, denn das Fenster blieb offen und Leontins verführerische Töne stiegen die ganze Nacht wie auf goldenen Leitern in die Schlafkammer des Mädchens ein und aus.* der schlusseffect der stimmung eines capitels wird durch das an den anfang des nächstfolgenden gestellte lied in dieses herübergenommen. also eine stilisierung, die auf alle naturnachahmung verzichtet, die noch mehr als im Wilhelm Meister das kunst-

mäfsige verfahren des dichters in den vordergrund rückt. wenn aber Eichendorff realistisch motiviert, dann lässt er ein lied gerne aus naturstimmungen entkeimen: *Der Sonnenschein, der laue Wind und Lerchensang verwirrte sich in das Bild, und so entstand in seinem Herzen folgendes Liedchen* (s. 19); oder: *Er setzte sich an's offene Fenster. Das Wasser rauschte unten über ein Wehr. Der Mond blickte seltsam und unheimlich aus dunkeln Wolken, die schnell über den Himmel flogen. Er sang* (s. 26). oder ganz ähnlich: *Ein leichter Wind gieng rauschend durch die Wipfel des einsamen Gartens, hin und wieder nur bellten Hunde aus entfernten Dörfern über das stille Feld. Leontin setzte sich auf den Gartenzaun hinauf und sang* (s. 101). ich lasse es mit diesen wenigen beispielen genug sein. nicht an dieser stelle kann das thema erledigt werden. immerhin hoffe ich gezeigt zu haben, wie auch in dieser richtung freie kunstübung zuletzt in unfreier convention erstarrt. rasch bilden sich feste formeln, und was anfangs ganz plausibel, ganz begreiflich, ganz natürlich ist, würkt schliefslich in conventioneller widerholung fast komisch, wird oft unnatürlich. gerade bei Eichendorff hört man zuletzt lieder auf distanzen, die alle hörweite übertreffen. die zur convention herabgesunkene kunst verliert alle beziehung zur würklichkeit.

Ich bedaure aufrichtig, dass D. in seiner betrachtung der lyrischen einlagen den formalen gesichtspunct ganz aus dem auge verloren hat. es wäre ihm vielleicht erspart geblieben, unmögliche behauptungen über stoffliche verwantschaft aufzustellen (vgl. etwa s. 114). allerdings hat auch keiner seiner vorgänger ihn auf das formale moment hingeleitet. im wesentlichen begnügt sich ja D., zu einem ganzen zu verbinden, was andre vor ihm da und dort bemerkt haben. dem ausländer müssen wir danken, dass er bei solchem streben in rastlosem fleifse auch entlegene und entlegenste litteratur herangezogen hat. diesem fleifse ist wenig nur entgangen; so freilich Minors darstellung der Tieckschen novellistik (Akad. blätter I 129. 193); und vereinzelt steht ein böser schnitzer. D. erkannte nicht, dass die im 10 bde der werke FSchlegels abgedruckte 'charakteristik der Meisterischen lehrjahre' und die 'Meisterrecension des Athenäums' ein und dasselbe product sind, meint vielmehr, jene 'charakteristik' sei wahrscheinlich eine ergänzung zu der unvollendeten Athenäumsrecension (s. 23). hätte D. einen blick in Minors ausgabe der jugendschriften getan, so wäre ihm dieser lapsus erspart geblieben. er scheint indes diese grundlegende arbeit nicht zu kennen. Köster ferner hat uns belehrt, dass WSchlegel mit einigem recht behaupten durfte, Schiller habe von seiner Shakespeareübersetzung gelernt; D. hätte sich also ein ironisches lächeln ersparen können (s. 15[2]).

Dennoch freue ich mich des eindringlichen interesses für deutsche litteraturgeschichte, das in dem büchlein des ausländers

steckt, und freue mich um so mehr, als gleichzeitig auch ein zweiter ausländer dem gebiete der romantik Deutschlands seine arbeitskraft widmet. Just Bing schenkt uns ein scharfsinnig durchdachtes buch über den geheimnisvollsten der ältern romantiker, über Novalis. im thema manchmal mit Donner sich berührend, versteht B. doch weit besser, etwas eigenes, etwas originelles vorzulegen. D. arbeitet mit den mitteln litterarhistorischer forschung, sucht wenigstens den ansprüchen einer geschichtlich gedachten wissenschaft gerecht zu werden; B. verzichtet von vorn herein auf alle litterarhistorische methode. er möchte vor allem charakterisieren. die persönlichkeit und ihre entwicklung ist ihm hauptsache. welche dichter, welche philosophen auf Novalis gewürkt haben, das problem tritt in den hintergrund. auch ein zweites problem litterarhistorischer arbeit liegt ihm ferne, die beziehungen der dichtung Novalis zu seinem leben. hat ja doch schon Schubarts Novalisbiographie diesen beziehungen ein überwiegendes augenmerk geschenkt. B. konnte sich begnügen, das biographische nur so weit heranzuziehen, als er es zur charakteristik der persönlichkeit brauchte. er zeigt uns den menschen, den denker im menschen und den dichter, der sich aus dem denker entwickelte. nicht also blofs eine möglichst vollständige beschreibung bekommen wir zu lesen; auch B. zeigt einen entwicklungsgang auf, doch er erklärt diesen entwicklungsgang, so weit es angeht, aus sich selbst, und greift nur selten über den rahmen von Novalis eigner person hinaus. selten, aber doch hie und da. überschreibt er doch das 4 cap. seiner monographie 'Litterarische einwürkungen'; gerade in diesem cap. beschränkt er sich nicht darauf, oft gesagtes zu widerholen. er schenkt den gestalten von Zinzendorff und Franz Hemsterhuys sein besonderes augenmerk und sucht den in seinen allgemeinern zügen nur bekannten einfluss beider bestimmter zu fassen. in anmerkungsform stellt er (s. 170f) aus den schriften von Hemsterhuys sätze zusammen, die Novalis lieb sein konnten, und berichtigt unsre kenntnis Zinzendorffscher einwürkungen. auch Lavaters wird gedacht.

An derselben stelle kommt auch der Meister zur sprache. gleich hier (s. 29) fällt ein wort, gleich hier gibt B. ein aperçu, das helles licht nach einer seite hin wirft, wo Donner im finstern tappt. die romantische lebenskunst lässt die individualität sich frei ausleben. im romantischen romane spiegelt sich diese tendenz, und eben da gestaltet sich aus ihr jene von Donner so oft erwähnte nichtstuerei, jener müfsiggang der romantischen helden. B. indes deckt die quelle auf; er zeigt, dass nicht nur litterarische würkung und litterarische übertragung dieses princip der freien entwicklung in den romantischen roman hineingetragen hat, sondern dass ihr eigenes leben den romantikern jene anschauung nahe legte, und dass sie im Meister nur fanden, was sie selbst

erfüllte. der roman des kaufmannssohnes, der durch die lehrjahre der lebenskunst von einem buntscheckigen schicksal geführt und endlich in eine gesellschaft sittlichen adels versetzt wird, dieser roman trifft auf eine generation, die von dem höchsten selbstbewustsein erfüllt ist und die den druck socialer verhältnisse nicht empfindet. B. hebt hervor, wie die französischen umwälzungen gerade damals jegliche umgestaltung der societät möglich erscheinen liefsen. er weist auf Tieck, den sohn eines Berliner handwerkers; sein leben zeigt keine spur socialen druckes. und dem jungen geschlechte stellt B. Lessing gegenüber; er, der 'freieste unter den freien' muste nach lebenslangem kampfe für seine freie existenz doch schliefslich sein stolzes haupt bücken und fürstendiener werden. hätte B. die Denkwürdigkeiten Theodor von Bernhardis schon gekannt, er hätte nach ihnen am besten schildern können, mit welch naiver consequenz die romantiker den Goetheschen roman und seine tendenz in würklichkeit umsetzten. Bernhardis mutter, die schwester Tiecks, ist eine echte romantische lebenskünstlerin, wie aus einem romane ihrer genossen herausgeschnitten. sie verbindet sich in zweiter ehe mit einem livländischen adlichen und fühlt nie die unstandesgemäfse verbindung. im gegenteil: im livländischen exil mit der besten gesellschaft des landes verkehrend, malt sie dem sohne ein vielversprechendes bild aus von den schöngeistig angehauchten romantischen kreisen, in denen sie zu Berlin, Wien, München und Rom sich bewegt hatte. in ihrem urteile tragen diese kreise höchster bildung, dieser bildungsadel, den sieg über allen geburtsadel hinweg. sie lebte jenes leben, das uns heute in den romanen der romantiker unwahrscheinlich, kaum glaubhaft erscheint.

Allein solche und ähnliche historische betrachtungen sind nicht der hauptzweck des B.schen buches. er möchte vielmehr in dem gesamten leben und würken von Novalis einen einheitlichen grundzug nachweisen. B.s Novalis geht vom anfang an von dem streben aus, sich, seiner persönlichkeit alles zu assimilieren. man beachte den Fichteschen grundzug dieser tendenz. dieses assimilationsbestreben dient der ausbildung seiner menschlichen und künstlerischen individualität; und in diesem streben rückt poesie und würklichkeit auf éine stufe. poesie ist ihm nicht nur kunstform, sie ist ihm lebenselement. die vollendung dieser an poesie und an leben sich gleichmäfsig nährenden individualität kann indes, so wird Novalis von Zinzendorff und Lavater belehrt, nicht im engen rahmen der endlichen welt sich vollziehen. nur die ewigkeit reicht aus, die entwicklung der persönlichkeit zu vollenden. drum blickt Novalis immer wider ins jenseits, drum der immer wider auftauchende gedanke an den tod. ohne eine kritik dieser idee B.s versuchen zu wollen — ich müste sonst ein buch gleichen umfangs schreiben — bemerke ich nur, dass diese idee vom ersten augenblicke ab auf die deutung des

Ofterdingen zugeschnitten ist. man kann sich des scharfsinns freuen, mit dem B. von den ersten phasen der entwicklung Hardenbergs ab diese seine idee durchführte. allein auf der andern seite merkt man doch auch wider gleich die absicht und wird durch die musterhafte einheitliche construction mindestens unhistorisch angemutet. wir glauben heute nicht mehr gerne an eine vom ersten augenblicke ab sich einheitlich weiterbildende entwicklung. um diese einheitliche entwicklung durchführen zu können, versucht B. (s. 98 ff) eine neue datierung der Hymnen an die nacht. B. möchte sie nach den Geistlichen liedern ansetzen; und zwar in ihrer gesamtheit. nur auf diesem wege bekommen wir eine aufsteigende entwicklung heraus. die verwantschaft der beiden letzten hymnen mit den Geistlichen liedern hat man bereits früher bemerkt, dennoch für die übrigen eine frühere datierung angenommen. ich bekenne, dass B. seine spätere datierung sehr wahrscheinlich gemacht hat; dass er insbesondre in sorgfältiger analyse mit dem vorurteil gründlich aufräumt, als seien diese ersten und jene zwei letzten hymnen völlig disparate, nicht zusammengehörige schöpfungen. dennoch muss ein heute noch verborgenes äufseres zeugnis abgewartet werden, ehe B.s datierung und mit ihr seine construction der entwicklung Hardenbergs als sichergestellt betrachtet werden darf.

Auf die feinheit der analyse, die B. den dichtungen von Novalis gönnt, weise ich hier nur beiläufig hin und wende mich sofort einer dritten arbeit zu, die auf dem gebiete der romantik sich bewegt und stofflich mit Donners dissertation sich berührt. Höber liefert ein herzlich schwaches büchlein über die jugenddichtungen von Eichendorff. nicht ohne fleifs ist H. an seine aufgaben herangetreten; insbesondre hat er auch nach Meisners büchlein ('Gedichte aus dem nachlasse des freiherrn JvEichendorff'. Leipzig 1888) noch aus dem Berliner manuscripte Eichendorffscher dichtungen manchen gewinn gezogen (vgl. s. 10. 38). allein ihm fehlt die nötige kenntnis der romantik und der angrenzenden litteratur. wo Minor ihn nicht führt, weifs er anknüpfungen nicht zu finden, und insbesondre zu der analyse des romans 'Ahnung und gegenwart' bringt er nichts aus eignem hinzu. H. nimmt das jahr 1815 zur grenze und möchte innerhalb der zeit von 1801—1815 noch zwei epochen annehmen, die jahre 1808 und 1812. natürlich glückt es seiner wenig ausgebildeten charakterisierkunst nicht, diese drei perioden plastisch auseinandertreten zu lassen. und noch weit weniger findet er die vorbilder heraus. er spricht etwa in der darstellung der ersten periode von den religiös dh. katholisch angehauchten gedichten. er meint, Eichendorff habe in diesen gedichten nicht etwa eine 'bestimmte tendenz' ausdrücken wollen. 'sie waren nichts als der reine poetische ausfluss seiner damaligen stimmung' (s. 13). dass indes WSchlegel und Novalis ihm diesen dilettantisch angehauchten Mariencultus

vorgemacht haben, davon weifs H. nichts zu berichten. unrichtig ist es auch, wenn H. behauptet, dass die romantiker den gegensatz von materialismus und idealismus ausgleichen wollten. gerade sie, und insbesondre auch Eichendorff, treiben den gegensatz von dichterischer phantasie und plattem nützlichkeitssinn auf die spitze. über die metrik Eichendorffs erfahren wir sehr wenig; da wäre eine vergleichende behandlung am platze gewesen. von den feinern problemen ahnt H. nichts und spricht, wenn er der assonanz gedenkt, von romantik und Spanien, als ob mit solchen beiläufigkeiten die sache erledigt wäre. freilich bedarf die assonanz und ihre verwendung in Deutschland noch einer eingehnden untersuchung. wer gibt uns einmal eine darstellung der romantischen metrik?

Ich habe nicht lust, H. alle seine übersehen aufzumutzen; möchte ihm indes nur raten, sich erst eingehnder mit der deutschen romantik zu befassen, ehe er sich vielleicht an eine charakteristik der gesamten dichtung Eichendorffs wagt. dass neben Eichendorff auch ein dichter namens Uhland gewürkt hat und dass Eichendorff auch bei Uhland in die lehre gegangen ist, scheint er nicht zu wissen. um Heinses einfluss auf den jugendroman zu ergründen, müste er allerdings auch noch über die grenze der romantik hinaus seinen blick schweifen lassen. vielleicht erschaute er dann auch den text von Herders Volksliedern, die vor Arnim und Brentano für Eichendorff von bedeutung waren.

Berlin, 21 april 1895. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Jacob Grimm und das deutsche recht von dr RUDOLF HÜBNER. mit einem anhang ungedruckter briefe an Jacob Grimm. Göttingen, Dieterich, 1895. VI u. 187 ss. 8⁰. 3 m. — unter JGrimms papieren auf der k. bibliothek zu Berlin befindet sich ein 200 ss. starkes quartheft mit nachträgen zu seinen Rechtsaltertümern. ihm selbst war es nicht mehr beschieden, sie für die neubearbeitung des buches zu verwerten; mit einer solchen sind jetzt AHeusler und RHübner beschäftigt. den vorstudien dazu verdankt die kleine monographie, deren titel oben angegeben steht, ihren ursprung. trotzdem, wie der verf. freimütig einräumt, sie demjenigen kaum wesentlich neues zu bieten vermag, der mit Grimms werken und seinem briefwechsel, so weit er bisher publiciert wurde, vertraut ist, gebührt ihr doch dank und anerkennung. denn sie beruht auf genauer und umfassender kenntnis der einschlägigen litteratur, behandelt das thema nach allen seiten und mit woltuender wärme, zeichnet sich endlich durch ebenso klare wie geschmackvolle darstellung aus. ein erheblicher bruchteil der im anhang zum ersten mal gedruckten briefe darf teils um der persönlichkeit ihrer schreiber willen teils aus inhaltlichen gründen allgemeines interesse beanspruchen: ich verweise namentlich auf die zuschriften der freiherren vLassberg

und vStein. nur ein paar geringfügiger versehen bedarf der correctur. s. 16: Grimms in Kunst und altertum veröffentlichte versionen serbischer volkslieder entstanden nicht während des Wiener congresses, sondern später, s. Steig Goethe und die brüder Grimm s. 168. 174. s. 86 mitte wird irrig vom dritten statt vom vierten bande der Grammatik gesprochen. s. 102 z. 7 v. u. fehlt am anfang der zeile die klammer. s. 175 z. 3 v. o. fiel das todesjahr des kanonisten Phillips (-1872) aus. St.

Grundfragen der Homerkritik von Paul Cauer. Leipzig, SHirzel, 1895. 321 ss. gr. 8⁰. 6 m. — der verf., der auch früher schon in die Nibelungenforschung eingegriffen hat, zieht in seinen mannigfach anregenden und umgreifenden untersuchungen widerholt unsere volksepen heran (Nibelungen s. 289. 296. 301, Kudrun s. 264; auch das lied vom Moringer wegen des motivs, dass der verschollene gatte am vorabend einer neuen hochzeit der gattin heimkehrt s. 304). es kommt auch vielerlei zur sprache, was für unsere volkspoesie von wichtigkeit ist: grundfragen wie die über das verhältnis von mythus und dichtung (s. 220), wunder und märchen (s. 242) und über die bedeutung der widersprüche (s. 249 anm. s. 267 anm.) und widerholungen (s. 257 anm.); fragen zweiten rangs wie die behandlung des conventionellen (s. 175), die epitheta (s. 269). als interessant hebe ich besonders die discussion der frage, wie weit Homer absichtlich anachronistisch verfahre (s. 172), hervor. im übrigen gilt die hauptsorge des autors fragen, die bei uns eine genaue analogie nicht haben: der 'Pisistratischen redaction', der prüfung von culturschichten innerhalb des epos (bronze und eisen s. 179; mitgift s. 189 anm.), endlich text- und compositionsfragen specieller art. ein einheitliches princip, das methodische bedeutung hätte, wird nicht aufgestellt, es sei denn gerade dies: dass mit einem princip allein nicht durchzukommen ist (s. 277). wenn das nur nicht auch für das princip des eklekticismus gelten würde!

Berlin, 17 april 1895. Richard M. Meyer.

Die französische heldensage. akademische antrittsvorlesung gehalten am 25 jan. 1894 von dr Carl Voretzsch, aufserordentlichem professor der romanischen philologie an der universität Tübingen. Heidelberg, CWinter, 1894. 32 ss. 8⁰. 0,80 m. — mit gutem erfolg wird hier die these verfochten, dass wir zwischen den gedichten der heldensage und den ihnen zu grunde liegenden ereignissen prosaische mündliche erzählung als vermittelung anzunehmen haben. aber das historische volkslied so ganz abzulehnen, wie V. es tut, geht denn doch nicht an, und sein in anm. 9 ausgesprochener zweifel 'ich bezweifle überhaupt, ob man im eigentlichen sinne von historischen volksliedern reden kann', scheint mir so monströs, dass ich lieber nicht dagegen polemisiere, da ich fürchten muss, den autor nicht recht verstanden zu haben. seine einschränkung 'dh. die würklich im volke gesungenen

lieder' hilft nicht weiter, das zeigt ein blick etwa auf Liliencrons sammlung, wo auch dafür genügende zeugnisse beigebracht sind. gewünscht hätte man auch eine auseinandersetzung mit dem doppelten sprachgebrauch unseres wortes 'sage', das einerseits einen bestimmten inhalt, anderseits eine bestimmte (die prosaische) form für diesen inhalt bezeichnet.

Bern, 8 november 1894. S. SINGER.

KAREL DE FLOU EN EDW. GAILLIARD, Beschrijving van middelnederlandsche en andere handschriften die in Engeland bewaard worden. verslag ingediend by het Belgisch staatsbestuur en de koninglijke Vlaamsche akademie. Gent, Siffer, 1895. 234 ss. — dies verzeichnis ist die frucht einer wissenschaftlichen reise zweier mitglieder der Vlaamschen akademie, welche in vierzehn tagen sehr fleifsig titel und inhalt von 100 meist mnl. stücken in hss. des britischen museums aufnahmen. es soll fortgesetzt werden und wird sich gewis als nützlich erweisen, trotz einzelner mängel. insbesondre hätten die verff. die frühere wissenschaftliche arbeit an einzelnen der betreffenden stücke mehr berücksichtigen sollen, wie dies Scharpé in der zeitschrift Het Belfort nachweist. für die poetische mnl. litteratur ist übrigens nach dieser probe kaum viel neues aus England zu erwarten; das theologische überwiegt weitaus; auch sind es fast durchweg prosawerke in hss. des 15 jhs.

Strafsburg. E. MARTIN.

Die gedichte des Heinzelein von Konstanz und die Minnelehre. litterarhistorische untersuchung von FRIEDRICH HÖHNE. Leipz. diss. Leipzig, OSchmidt (in comm. GFock), 1894. 66 ss. gr. 8°. 1 m. — Höhne versucht die charakteristischen merkmale der drei gedichte in metrik und stil aufzufinden und ein bild von der persönlichkeit ihrer verfasser und von ihrer stellung in der litteraturgeschichte zu gewinnen. 'dabei muss sich auch die frage nach der identität der verfasser entscheiden'. so erhalten wir denn s. 9—15 eine — sehr flüchtige — besprechung der verskunst mit dem resultate, dass die Minnelehre (ML.) in dipodischen, die gedichte Von dem ritter und von dem pfaffen (R.), sowie Von den beiden S. Johansen (J.) dagegen in monopodischen versen abgefasst seien. auch in der reimtechnik unterscheiden sich die drei dichtungen, indem ML. traditionelle reime sehr häufig verwendet, während in den beiden andern denkmälern eine gewisse vorliebe für gesuchte bindungen zu constatieren ist (s. 15—18). — das 2 cap. beschäftigt sich mit dem stil. während J.-R. bekanntschaft mit KvWürzburg zeigen, fehlt es für ML., die sich von RvEms beeinflusst zeigt, an belegen dafür. umgekehrt macht ML. reichlichen gebrauch von stilmitteln in Gotfrieds manier, die bei J.-R. nicht zu finden sind (s. 18—22). nun wird der 'stil der Minnelehre im besonderen' (s. 22—32) einer kurzen betrachtung unterzogen. dabei macht H. auf einige weitere, bisher nicht beachtete entlehnungen aus Hartmanns Iwein und Gregorius auf-

merksam [1]. was H. sonst noch an traditionellen formeln zusammenstellt, befriedigt nicht. ebensowenig gelingt es ihm, würklich charakteristische züge in dem stil des gedichts nachzuweisen. — der nächste abschnitt enthält eine darstellung des stils der beiden andern gedichte, manches recht gut beobachtet, aber im ganzen ebenso unzureichend wie das vorhergehnde. auch hier ergibt sich H. dasselbe resultat wie bei der vergleichung der vers- und reimtechnik. — ein weiteres cap. (s. 40—59) ist 'Zum inhalt' überschrieben. beabsichtigt scheint etwas wie eine quellenuntersuchung. da jedoch H. keine directen vorbilder nachzuweisen im stande ist, so hängt dieser abschnitt vollkommen in der luft, indem er beständig als eigentum der beiden dichter behandelt, was vielleicht richtiger ihren quellen zuzuschreiben ist. zudem hätte sich manches schon bei einer nähern vergleichung andrer gedichte ähnlichen inhalts als fremdes eigentum erweisen lassen. der aufsatz von RKöhler Germ. 24, 385 ff, der mehrere parallelen für die streitfrage, ob Johannes der täufer oder Johannes der evangelist hervorragender gewesen sei, beibringt, scheint H. entgangen zu sein, obwol er in Goedekes Grundriss erwähnt ist. die ML. soll, was ganz unwahrscheinlich, nur aus der combination verschiedener anregungen entstanden sein, als welche aufser einigen stellen aus dem Wigalois, dem Lanzelet, dem Guten Gerhart sowie Barlaam und Josaphat besonders mit inschriften versehene wandgemälde figuriert haben sollen — eine idee, auf die H. schwerlich verfallen wäre, wenn nicht einige strophen von J. sich auf einem gemälde erhalten hätten (Pfeiffers ausg. p. xvii). so glaubt denn auch H. in der ML. mehrere incongruente teile nachweisen zu können und beruft sich besonders darauf, dass die lateinischen citate, die jenen gemälden entnommen sein sollen, nur in einer partie vorkämen. dabei übersieht er freilich nicht, dass auch aufserhalb jener partie ein lateinisches citat verwendet wird, aber er lehnt es mit der motivierung ab, es sei zu allgemeinen inhalts. dass es ganz unmethodisch ist, diese citate verschieden zu beurteilen, liegt auf der hand. ich bin fest überzeugt, dass der dichter den ganzen stoff in éiner quelle vorfand. dazu drängt mich besonders dér umstand, dass verwante lat. und franz. gedichte bald dieses, bald jenes motiv mit ML. gemeinsam haben. auch über die beschaffenheit dieser quelle möchte ich mir eine vermutung erlauben. die meisten lateinischen citate sind, was H. freilich entgangen ist, in einer auch den gesetzen der lateinischen prosodie gemäfsen rhythmik abgefasst, aber nicht in einem einheitlichen versmafse, sondern zt. in leoninischen hexametern, zt. in (? drei- und) vierhebigen reimversen. man urteile selbst: 733 ff *Ómnis sduciátús Á me fít sanátús, Cúm me píis précibús Adórat fléxis génibús*; 835 f *Hoc ígne quis cremábitúr,*

[1] dass der verf. die beiden dichtungen gekannt habe, hat schon Pfeiffer in seiner ausgabe nachgewiesen.

Léviter sanábitúr; 849 f *Ígnis hic mitissimús, Sed dúrat primo lóngiús*; 861 f *Fórtitér hic ignis fit, Sed vélocissimé tránsit*; 871 f *Ardor iste máximús Dúrat ét perpétuús*; 897 f *Amor vincit pér mé Ómnes fines térré*; 2005 *Quí cérta vúlt relinqueré Pro vánis péccat máximé*. dagegen 1983 f *Quí nimis ést segnis inimícus dátur amóris* und 1995 ff *Ést rota fórtunáe variábilis út rota lúnae: Créscit, décrescit, in eódem sistere néscit.* daraus scheint mir zu folgen, dass dem deutschen gedichte ein lateinischer prosatractat zu grunde lag, der zahlreiche citate aus verschiedenen poetischen werken enthielt. ob die wenigen lateinischen stellen der ML., die noch erübrigen, in prosa abgefasst oder teile von versen sind, das lässt sich nicht sicher entscheiden. das citat v. 1990 ausgenommen ist die versform recht wahrscheinlich: so hat in v. 260 *Cunctipoténtis* [*amoris*] *filiús* bereits Pfeiffer mit rücksicht auf den deutschen versbau *amoris* gestrichen; in v. 718 *Ego cúncta vinceré conór* wird *ego* zusatz des deutschen dichters oder ein rest des vorhergehnden verses sein, und umgekehrt fehlt 726 f *'Amori nullá Súnt impóssibiliá* nur éin fufs vor *Amori* zu einem vollständigen reimpaar mit vier hebungen. so bliebe also nur 1990 als prosa bestehn. mit meiner annahme einer einheitlichen lat. quelle fallen natürlich alle mutmafsungen H.s in sich zusammen. — was der anhang (s. 59—66) soll, der unter dem anspruchsvollen titel 'Über höfische minne von klerikern in der mhd. und afrz. litteratur' einige notizen bringt, die aus Langlois buche über den ursprung und die quellen des Rosenromanes, aus GParis altfranzösischer litteraturgeschichte und einigen andern nicht weniger bekannten werken stammen, ist mir nicht recht verständlich.

Das thema ist durchaus ungenügend bearbeitet. mehr als eine recht unsichere wahrscheinlichkeit, dass die ML. mit Heinzelein nichts zu tun habe, ergibt sich aus H.s untersuchungen nirgends. daraus möcht ich ihm keinen vorwurf machen, denn die aufgabe scheint mir die kräfte eines anfängers weit zu übersteigen. was aber auch von dem unerfahrenen neuling gefordert werden muss, das ist fleifs und sorgfalt. und diese beiden eigenschaften gehn der vorliegenden schrift vollkommen ab. das zeigt sich nicht nur in der nachlässigen durchführung und in der schlechten disposition der arbeit, sondern auch in äufserlichkeiten wie dem verwahrlosten stil und der unerhörten menge der druckfehler.

Wien, 16 febr. 1895. CARL KRAUS.

Die schöne Magelone, aus dem französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. nach der originalhandschrift herausg. von JOHANNES BOLTE. [Bibliothek älterer deutscher übersetzungen herausg. von AUGUST SAUER 1.] Weimar, EFelber, 1894. LXVII ss. und 87 ss. 8⁰. 3 m. — ein sehr begrüfsenswertes unternehmen wird durch diese mustergiltige ausgabe aufs erfreulichste eingeleitet. durch den glücklichen fund der originalhs. Warbecks von 1527 war B. in den stand gesetzt, uns einen authentischeren text zu liefern,

als der des ersten von Spalatin éin jahr nach W.s tode 1535 besorgten druckes gewesen wäre. denn obwol dieser wahrscheinlich auf ein zweites in W.s nachlass gefundenes manuscript zurückgeht (einl. s. L), was schon daraus ersichtlich ist, dass er wenigstens an einer stelle (einl. s. XLVIII) dem französischen urtexte näher steht als B.s hs., so enthält er doch eine solche 'reihe von lesefehlern und sinnstörenden auslassungen' (einl. s. LI), dass er jedesfalls einen minder reinlichen text gegeben hätte. B. druckt seine hs. mit recht unverändert ab, nur wenige mit sicherheit zu verbessernde fehler, die er einl. s. XLIII verzeichnet, corrigiert er. vergessen ist dabei die ergänzung von *wurde* 38, 6 und die vervollständigung des *wlichen* 19, 29 zu *trewlichen* nach dem druck, wo aber aus graphischen rücksichten sich vielleicht eher *werlichen* empfohlen hätte.

Ein zweiter glücklicher fund, wenn man diese durch imponierende kenntnis deutscher bibliotheken und durch methodisches suchen gewonnenen resultate so nennen darf, setzte B. in den besitz der directen vorlage W.s, einer auf der herzogl. bibliothek zu Coburg befindlichen hs. des französischen romans. schade ist es, dass er diesen sowol wegen W.s text als wegen der dabei befindlichen lateinischen interlinearversion gleich interessanten text nicht mit abdrucken konnte. die wenigen misverständnisse W.s hat B. einl. s. XLVIII verzeichnet; bei dem an erster stelle genannten möchte ich W. in schutz nehmen; denn 25, 3 ff *Jedoch die vernunfft, die da soll regiren das hertze eines jtzlichen adelichen menschen, erzeiget jm jr ehr*, bezieht sich *jm* auf *hertze*, was einen ganz guten sinn gibt, und ist wol nicht aus misverständnis, sondern absichtlich (um ein *jr jr* zu vermeiden) statt *jr* gewählt, das sich wie im urtext auf *Magelonna* bezöge. gerne hätte man erfahren, ob der offenbare fehler 52, 18 *vnd fing an aufs mitleyden zu weynen. Vnd die gůt fraw, do sie bey was, vermeinet, sie weynet aufs mitleyden* sich bereits im originale findet.

In der einleitung werden wir auf das gründlichste unterrichtet über I Das französische original und seine quellen. was B. mit der ableitung 'von der verbreiteten legende des Placidus-Eustachius' (s. XV ff) meint, ist mir dabei nicht klar geworden; er kann doch unmöglich auch die buddhistische erzählung von Paṭācārā daraus herleiten wollen. — II Die verbreitung des französischen romans: danach gehn nur die niederländische, die spanische, die griechische, die italienische und die rhätoromanische übersetzung auf diesen direct zurück, die portugiesische und die catalanische auf die spanische, alle andern aber, niederdeutsche, dänische, isländische, schwedische, böhmische, polnische und russische auf W.s übersetzung. die russische bearbeitung ist vielleicht doch nicht so 'unmittelbar aus dem bekannten volksbuche' hervorgegangen, wie JGrimm in der einleitung zu Dietrichs Russischen volksmärchen s. VIII meint; wenigstens sehen

die bei W. nicht vorkommenden namen Wolchwan, Petronida, Ruigandius, Andrei Skrintor, Landiot, Susanna nicht alle so aus, als ob sie erfindung eines slavischen autors wären. — III Veit Warbecks leben: die mitteilungen Holsteins Zs. f. d. phil. 18, 191 ff werden durch gründliche neue forschungen ergänzt und abgeschlossen. — IV Die französische litteratur am kursächsischen hofe. ich mache auf dieses cap. besonders aufmerksam, das mehr hält als der titel verspricht, indem es in seiner einleitung eine, so viel ich sehe, sehr vollständige zusammenstellung der übersetzungen aus dem französischen nicht nur in Kursachsen, sondern in ganz Deutschland gibt [1]. sehr wertvoll ist ferner die mitteilung des verzeichnisses der französischen bücher aus dem catalog der bibliothek des herzogs Johann Friedrich des Mittleren, der wol ganz abgedruckt zu werden verdiente. wenn man bedenkt, dass es B. gelungen ist, von diesen 67 nummern, die auf die lächerlichste art catalogisiert sind [2], nicht weniger als 58 mit gröfserer oder geringerer sicherheit zu identificieren, so wird man seinem spüreifer und scharfsinn die gröste anerkennung nicht versagen dürfen. die letzten capitel behandeln: v Warbecks Schöne Magelone; VI Die nachwürkung von Warbecks schöner Magelone; VII Bibliographie.

Bern, 28 januar 1895. S. SINGER.

Schweizerische schauspiele des sechzehnten jahrhunderts. bearbeitet durch das deutsche seminar der Züricher hochschule unter leitung von J. BÄCHTOLD. herausgegeben von der stiftung von Schnyder vWartensee. bd. III. Frauenfeld, Huber, 1893. 311 ss. 8°. 3,60 m. — der ausführlichen anzeige, welche ich vom ersten und zweiten bande (Anz. XIX 156—164) gegeben, habe ich, was den dritten und letzten betrifft, nichts hinzuzufügen. er bringt die beiden Tellspiele, das Urner und das Rufsche, welche beide bereits in neudrucken zugänglich waren. da die sammlung leider mit dem vorliegenden bande abschliefst, hätte es sich empfohlen, unbekannte oder schwer benutzbare werke an die stelle der Telldramen treten zu lassen, wie den versprochenen Bigandus von Schertweg. den grösten raum nimmt das ungedruckte Rufsche spiel Von des herren weingarten (1539) ein, das mehr durch einzelne bauern- und dienerscenen als durch seinen ermüdenden ungeschickten aufbau und seine sehr aufdringliche tendenz litterarisch wertvoll erscheint. in bezug auf die anmerkungen muss ich früher ausgesprochene vorwürfe widerholen : man gebe entweder gar keine oder erschöpfende. besonders in dem letztgenannten drama macht sich ihre spärlichkeit dem nichtschweizerischen leser recht empfindlich merkbar.

Wien, märz 1895. ALEXANDER VON WEILEN.

[1] die vermutung über die von Bartsch veröffentlichten bruchstücke einer deutschen Tristanprosa wird bestätigt durch einen vergleich mit Löseths inhaltsangabe des französischen prosaromans § 70 ff. [2] es sind jeweilen nur die zwei ersten worte des titels genannt zb. *La Treselegante.*

Faust vor Goethe. untersuchungen von dr Joh. W. Bruinier. i. das Engelsche volksschauspiel Doctor Johann Faust als fälschung erwiesen. Halle a. S., Niemeyer, 1894. ii und 107 ss. 8⁰. 2,80 m. — als ich im wintersemester 1893/94 im hiesigen germanistischen seminar übungen über die puppenspiele vom doctor Faust veranstaltete, war eins unsrer ersten resultate, dass das von manchen forschern, besonders von Bielschowsky geschätzte Engelsche Faustspiel eine moderne compilation sei. das zu erkennen, war nicht schwer; jedes der seminarmitglieder war auf die entdeckung gekommen. ich habe damals mit fachgenossen über diese beobachtung gesprochen und hätte auch wol bei gelegenheit eine notiz darüber veröffentlicht. jetzt hat mich Br. der mühe überhoben. nicht etwa — was reichlich genug gewesen wäre — nur einen kleinen aufsatz publiciert er über seine entdeckung, sondern ein werk von 107 seiten. und damit alle welt aufhorche, ist dem buche ein reclamezettel von der farbe der apfelsine beigegeben, auf dem mit etlichen sprachfehlern das verdienst des verfassers erörtert wird. dass sich zu solcher marktschreierei die firma Niemeyer hergibt, ist erstaunlich.

Das resultat Br.s ist unanfechtbar: das Engelsche puppenspiel ist ein verderbter text. die frage ist nur, wie man das verfahren Engels beurteilen soll. Br. spricht im ton äufserster entrüstung; wie ein staatsanwalt tritt er dem armen compilator entgegen. ich glaube, die sittliche entrüstung ist hier gar nicht am platze; die wissenschaft wird sich für die zukunft Engels mitarbeit verbitten, aber nicht weil er ein unehrlicher, sondern weil er ein unkritischer mann ist. aus seinem ganzen verfahren bei der herausgabe der puppenspiele geht hervor, dass er keine ahnung davon hatte, welches unheil er anrichtete. seine redseligen einleitungen zeigen, dass er immer eine rechte freude an seinen publicationen hatte. mit seiner betriebsamkeit hat er vielerlei gesammelt; es auch zu sichten, war ihm versagt. er besafs ohne zweifel echte puppenspieltexte; er wuste, dass diese verderbt waren, und so gieng er naiv genug daran, sie durch allerlei interpolationen aus früher veröffentlichten texten aufzubessern. ja wol, völlig naiv, lächerlich naiv sogar ist Engel vorgegangen; zu einem raffinierten fälscher hatte er gar nicht die begabung. dass er aus Lessing, Klinger ua. nichts in seine texte aufnahm, das war keine ‘ängstliche’ vorsicht, sondern die einfache erwägung, dass eben diese dichtungen bekannter verfasser mit dem volksschauspiel nichts zu tun haben. wie unbefangen er war in seinen interpolationen, dafür nur éin beispiel: die geschriebenen und gedruckten puppenspieltexte können kreuz und quer auf einander eingewürkt haben; hier sind wörtliche übereinstimmungen nichts auffälliges. nun besitzen wir aber in vdHagens bericht (Kloster v 732 ff) das bruchstück einer niederschrift, die während der aufführung von freunden des her-

ausgebers besorgt wurde. es ist selbstverständlich, dass in dieser alle scenischen bemerkungen, zb. 'Faust mit einer menge unsichtbarer stimmen ..... lachend', freie zusätze des nachschreibenden sind. aber selbst solche bemerkungen hat Engel in seinen text aufgenommen. das tut kein fälscher, der nicht völlig harmlos zu werke geht. Engels bemühen war ohne zweifel, dem publicum von dem alten puppenspiel alles auf einmal zu geben, was ihm erreichbar war. wäre ihm das gleiche mafs poetischer kraft und poetischen empfindens eigen gewesen wie Arnim und Brentano, so könnte man sein verfahren mit dem der herausgeber des 'Wunderhorns' vergleichen, die auch sehr unkritisch nach unsern begriffen waren und deshalb von Voss ua. als fälscher verschrien wurden.

Kurz und gut: es wird nach Br.s publication wol jeder das Engelsche puppenspiel als eine compilation ansehen; nur in der beurteilung des herausgebers gilt es vorsichtig zu sein. vollends ist es unstatthaft, wenn Br. s. 1 behauptet, dass sich der bei Engel (Volksschauspiel[2] s. 87) abgedruckte theaterzettel 'so ziemlich gänzlich' mit dem personenverzeichnis des puppenspiels E decke. das ist absolut nicht wahr; und deshalb ist auch die verdächtigung, dieser zettel solle nur die Engelsche fälschung verhüllen, sehr frivol.

Br.s letztes wort in der ganzen sache lautet (s. 3): 'mit Engel sind wir fertig'. diesem verdict erlaube ich mir meinerseits den satz entgegenzustellen: 'jetzt fängt die arbeit erst an'. denn die confrontation auf den 107 ss. war doch bei einiger geduld keine allzu erhebliche leistung. es wird aber Br. selbst aufgefallen sein, dass nach abzug aller entlehnten stellen nicht nur von jeder dritten, vierten rede einzelne reste bleiben, sondern dass ganze scenen sich bei Engel finden, für die kein andres Faustspiel ausreichende parallelen bietet. an dieser stelle nun hat die forschung einzusetzen. und da Br. noch weitere untersuchungen zur geschichte des volksschauspiels (ich würde vorsichtiger sagen: der volksschauspiele) vom doctor Faust in aussicht stellt, so ist er wol der nächste, der hier anknüpfen wird.

Marburg i. H., nov. 1894. ALBERT KÖSTER.

KKraus macht mich darauf aufmerksam, dass die von mir Zs. 38, 271 ff besprochenen akrosticha im Alexander des RvEms bereits Vilmar nach einer bemerkung in seiner schrift über Die zwei recensionen der weltchronik s. 12 bekannt gewesen zu sein scheinen.

Bern. S. SINGER.

Der aufserordentliche prof. der engl. philologie dr APOGATSCHER in Prag wurde zum ordinarius, der privatdocent der deutschen philologie dr ABACHMANN in Zürich und der privatdocent der engl. philologie dr RFISCHER in Innsbruck zu extraordinarien ernannt. prof. SCHICK in Heidelberg folgt einem rufe als ord. nach München.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXII, 3 mai 1896

Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters von Rudolf Koegel, ord. professor an der universität Basel. erster band: bis zur mitte des elften jahrhunderts. erster teil: Die stabreimende dichtung und die gotische prosa. Strafsburg, KJTrübner, 1894. xxiii u. 343 ss. 8°. — 10 m.

Ergänzungsheft zu band i: Die altsächsische Genesis. ebd. 1895. x u. 71 ss. 8°. — 1,80 m.

Koegels vortreffliches werk hat es nicht nötig, erst angepriesen zu werden; es befindet sich in aller händen und spricht am würksamsten für sich selbst. seit lange ist aus dem kreise der ältern deutschen philologie keine arbeit hervorgegangen, die in diesem mafse den forscher anregen und fördern, den anfänger einweihen und begeistern könnte.

Man möchte diesen ersten band 'poetische altertümer der Germanen' nennen. denn vieles von dem, was der poesie zum leben verholfen, ihr den stoff dargereicht hat, zieht K. ausführlich heran. einen wertvollen teil des buches bilden zb. sagengeschichtliche excurse (s. 12 Tuisto, s. 42 kosmogonie, s. 91 Balder-Phol, s. 99 Wieland, s. 146 Ermanrich, s. 153 die sagen im Beowulf). nach allerlei richtungen hin findet man schätzbare beobachtungen, die man in einer geschichte der litteratur nicht erwartete. wie viel belehrung aus dem wortschatz zu gewinnen war, zeigt eine lange kette von grösstenteils glücklichen etymologien.

Die starke und erquickende würkung des buches beruht zumeist darauf, dass es aus einer durchaus lebendigen, blutwarmen anschauung vom germanischen altertum heraus geschrieben ist. die ideale der heidnischen Germanen, die unserm leben so fern gerückt sind als nur einem volke seine vergangenheit gerückt werden kann, erfasst K. mit intimem verständnis. was in der germanischen dichtung als bewundernswert und ethisch-schön, als tragisch, als unheimlich, als geheimnisvoll empfunden wurde, das weifs er ausgezeichnet aufzudecken. die abschnitte über den flursegen s. 39, über die sagen der Langobarden und Franken s. 106. 122, über das Finnsburger fragment s. 163, den Waldere s. 235, das Hildebrandslied bes. s. 233f, die friesische rechtspoesie s. 242 erhalten dadurch ihren besonderen wert. aber K.s begeisterung ist nicht die des romantikers; sie ist moderner, abgeklärt; sie ist durch die vorstufe besonnener kritischer zer-

gliederung hindurchgegangen. in vielem verspüren wir Müllenhoffs geist — nicht nur stofflich verdankt K. dem grofsen forscher vieles, so dass man mitunter finden kann, eine ansicht Müllenhoffs werde zu sehr einem quellenzeugnis gleichgeachtet (zb. s. 173 Sigmund und Sigfrid hängen mit dem fränkischen Wodanscultus zusammen). doch tritt bei K. die quellenkritik mehr zurück, das ästhetische geniefsen mehr hervor. die litteraturwerke der vorzeit sind für K. in erster linie ein gegenstand der geniefsenden betrachtung; erst in zweiter linie materialien zur übung des scharfsinns.

Bezeichnend sind noch die zwei dinge. ein zug, den man modern im besten sinne nennen kann: die gesteigerte rücksicht auf die niedern gattungen der litteratur. die spottlieder, rätsel, sprichwörter, zauberformeln sind in keinem der bisherigen handbücher so eingehend und gedankenreich behandelt worden. und das zweite: K.s werk ist eine ruhmeshalle der untergegangenen poesie. er hat es trefflich verstanden, die *hellirûna* zu üben und altdeutsche sänge aus fremder übertragung oder aus kurzen andeutungen zum licht erstehn zu lassen. dazu kommt der leitende grundsatz: was zufällig nur bei Skandinaviern oder Engländern aufs pergament gelangte, aber nach innern gründen auch bei den Deutschen existiert haben muss, das gehört mit zur 'deutschen litteratur'. und darüber hinaus wird 'deutsch' im sinne der Jacob Grimmschen grammatik gebraucht (s. 193: die Skeireins 'das älteste denkmal originaler deutscher prosa'!); wie denn das cap. über Wulfila ungerechtfertigt in die 'deutsche' litteraturgeschichte hereinbricht.

Die methode hat etwas zwangloses, eklektisches. auf scharfe distinctionen im einzelnen wie auf strenge architectur im ganzen ist es nicht abgesehen. K. stellt zb. nicht an jedes denkmal eine widerkehrende reihe von fragen, um das gegensätzliche und das gemeinsame der gattungen zu erschöpfen; er strebt nicht nach einer formengrammatik. was im augenblick hervorleuchtet, wird mit regem instinct festgehalten. dem stile bleibt ein raum, den man nicht proportioniert nennen kann; hier hätten die vorarbeiten von Heinzel, ten Brink, RMMeyer zu kräftigerem auffluge reizen können. nach meinem geschmack wäre es, wenn die hypertrophierten metrischen partien drei viertel ihres raumes dem stile abträten, und wenn auch das übrige viertel mehr einer metrischen stillehre als dem versfüllungsdetail gewidmet würde, damit ein geistiges band zwischen innerer und äufserer form entstünde. doch will ich mich nicht des fehls schuldig machen, dem autor zu sagen: du hättest auch ein anderes buch schreiben können.

Im folgenden geh ich an all dem vortrefflichen, das mich belehrt und überzeugt hat, vorüber und notiere einige zweifel und widersprüche. auf metrische dinge geh ich nur insoweit ein,

als sie allgemeineres litterarhistorisches oder textkritisches interesse haben [1].

S. 7 ff. die ursprüngliche bedeutung des germ. **laikaz* soll sein: 'das aus der vermählung von lied, melodie und tanz (oder marsch) hervorgegangene kunstproduct'. die andern bedeutungen leitet K. davon her. ich ziehe die bisherige auffassung vor (= 'schnelle bewegung') und erblicke in eigennamen wie *Hugleikr*, *Ruadleih*, *Hartleih* den 'mutvollen, ruhmreichen, standhaften kämpfer', nicht zeugnisse für 'freudenlieder', 'preislieder', für 'die tiefe und die innere kraft des gebetshymnus' (s. 10). — s. 13. die messung *Hóltingàz* wird K. nicht für sprachgemäfs ausgeben, und sicherlich würde er den ältesten germanischen vers damit verschonen — wäre nicht die otfridische regel vom katalektischen versausgang! — s. 16. das *undir hendi* in Vafþr. 33 bedeutet eher 'in der achselhöhle' als 'aus der handfläche'. — s. 22. *Gerðr* = ahd. *gerta* ist bedenklich im hinblick auf *gaddr gazds*. — s. 32 f. eine der kühnsten folgerungen K.s! die kosmogonischen vorstellungen, von denen der brief bischof Daniels von Winchester spricht, setzen eine deutsche Völuspa voraus, dh. ein gedicht, das die weltanfänge schildert; denn das persönliche, einzigartige an der Völuspa, dass nämlich das gesamte weltgeschick vom anbeginn bis zum untergang in eine einheitliche fahle beleuchtung gestellt wird, darauf deutet nichts an dem deutschen zeugnis. aber auch Vsp. 3. 4 steht inhaltlich ferner als zb. Grimn. 40. Vafþr. 29. 31; denn die von dem bischof betonte vorstellung: die götter sind jünger als die materie; sie haben diese nicht geschaffen, wird in der Vsp. nicht ausgesprochen, wenn auch vielleicht vorausgesetzt. den s. 33 erwähnten 'wörtlichen anklang' kann ich bei dem völlig verschiedenen zusammenhange nicht in anschlag bringen. — zu dem *spell* (s. 32). die nord. poesie hat eine stelle, wo das wort in noch altertümlicherem sinne gebraucht ist als in der Vsp. 29 oder sonstwo (Schröder Zs. 37, 253): nämlich Egilssaga c. 44 (neue ausg. von Finnur Jonsson s. 125, str. 9): *ristom rún á horne, rjóðom spjǫll í dreyra* '... ich röte die runen, die zaubrischen zeichen mit blut' [2]. — s. 41. den namen von Attilas gattin, Erka (Þs.), mit ae. *Erce* 'erde' zu identificieren, scheint mir die bedeutung zu verbieten. Erka, wenn es germanisch ist, wird kose-

[1] zu K.s versuch, die stabreimpoesie otfridisch zu messen, kann ich nur sagen: und jeder schritt des wandrers ist bedenklich. es müste fast lauter gedrucktes widerholt werden, wenn man opponieren wollte. auch ist K. auf die eigentlichen streitpuncte nirgends eingetreten. seine versstatistik, obwol sie ziemlich viel raum füllt, bedeutet einen rückschritt gegen die Sieverssche: die unterscheidungen sind weniger fein; was gerade passt, wird aus dem zusammenhange herausgehoben; was nicht passt, in weitem schweigendem bogen umgangen. übrigens sind K.s ansichten noch im flusse. das ergänzungsheft bringt schon mancherlei revisionen.

[2] der herausgeber merkt an: '*spjǫll*, eigentl. 'ausgesprochene worte', hier einfach = *orð*', was weniger befriedigt.

form zu *Ereleuva* uä. sein. — s. 56 ff. als nordischen beleg für das spott-wechselgedicht hätte K. nicht sowol das epigramm auf Lopt und seinen oheim als etwa die naturalistischen strophen der Þorgils saga ok Hafliđa c. 10 (Sturl. I 17 ff) anführen sollen. kunstmäſsig ausgebildet ist der schmähdialog in bekannten teilen der Helgilieder, in partien der Ketils s. hængs und vor allem in der Lokasenna. die Harbarzljoð stehn etwas ferner: sie geben in mythischem costüm einen *mannjafnađ*, eine gattung, die geradezu typisch ausgeprägt ist in der Örvarodds saga c. 40. das Loptepigramm ist aus dem stabreim schon ziemlich herausgewachsen. übrigens heiſst *berin* nicht 'bärenfleisch' — dieses ist auf der isländischen heide nicht zu haben — sondern 'beeren', womit der spott gegen Sämund eine andere spitze bekommt. — s. 59 ff. K. erklärt sich jetzt gegen ein vorlitterarisches alter des liebesliedes. doch die möglichkeit, dass unter *winileih, winileod* (oder auch *orationes amatoriae*) balladen über Wieland, Brynhild verstanden wurden, kann man nicht einräumen. und wie wäre es denkbar, dass sich die nonnen um die niederschrift so umfänglicher poeme bemüht hätten? die frage wird verwickelter, wenn begriffe wie 'würkliche lyrik' gebraucht werden, ohne scharf definiert zu sein, und wenn immer die annahme im hintergrunde steht, eine allfällige ältere liebespoesie müsse mit der spätern, litterarisch fixierten ähnlichkeit gehabt haben.

S. 66—77 gnomische poesie. ein überschreiten des deutschen gebiets war hier am wenigsten zu vermeiden. K. stellt sich die aufgabe, 'die urgermanische form der gnome zu ermitteln und ihrer geschichte insoweit nachzugehn, als sie in den bereich des hier behandelten zeitraumes fällt'. aber gleich darauf leitet eine etwas abstracte betrachtung über urgermanischen versbau zu einer einteilung von ae. und an. gnomen in metrische typen hinüber. von 'geschichte' ist weiter nicht die rede; damit 'der begriff der urgermanischen gnome und die formen, in denen sie auftritt', würklich festgestellt wäre (s. 76), hätte doch auch ein wort über den inhalt, die prägnanz des ausdrucks, die wortwahl, das syntaktische gefüge fallen müssen.

Ich kann K. zunächst darin nicht folgen, dass er die vollzeile des ljođahatt dem sonstigen unpaarigen verse gleichsetzt und beide unter dem namen des parömiacus begreift. die ljh.-vollzeile hat nicht nur in ihrer cadenzgestaltung, sondern auch in andern dingen eine ausgeprägte formale eigentümlichkeit und gibt damit zu erkennen, dass sie als baustein einer (gesungenen?) strophe ausgebildet wurde. die unpaarigen verse, die als isolierte gnomen und formeln begegnen, kennen diese beschränkung der form nicht — lange nicht alle kurzversgnomen könnten so wie sie sind in das ljh.-system als vollzeile eingestellt werden — sie haben von anfang an eine sonderexistenz geführt. soll nun K.s vermutung, 'dass der parömiacus der alte urgermanische . . . hymnenvers sei;

bevor das epische lied aufkam, war er vielleicht der einzige vers der germanischen poesie' nur das bedeuten: anfangs hatten die stabreimenden Germanen nur unpaarige zeilen; erst mit dem 'epischen liede' gelangten sie dazu, durch den stabreim zweizeilige perioden zu bilden? oder sollen jene ältern unpaarigen verse die specielleren eigenschaften besessen haben, die die ljh.-vollzeile oder die einzelgnomen vom epischen kurzverse unterscheiden? beides erschiene mir nicht begründet. das erhaltene material stabreimender poesie erlaubt doch wol den schluss: zusammenhängende dichtungen in unpaarigen (dh. selbständig allitterierenden) versen haben die Germanen nicht gekannt. darum konnte für eine sammlung gnomischer einzelverse nirgends die form bloſser aneinanderreihung gewählt werden, sondern man muste zu einem periodischen gebände greifen, sei es dem der langzeile (Gnomica), dem des ljodahatt (Havamal), dem des drottkvætt (Malshattakvæði).

Über das chronologische verhältnis des 'parömiacus' zum epischen verse ist sich K. erst allmählich schlüssig geworden: noch s. 295 betrachtet er dieselben formen, die dem parömiacus geläufig sind, im epos als späte neuerung. in den nachträgen s. 343 modificiert er das; und in dem ergänzungsheft s. 40 f kommt er noch einmal darauf zu sprechen, ohne dass der leser zu voller klarheit durchdränge.

Dass der ljoðahatt 'in der Edda weit mehr der hymnisch-lyrischen als der gnomischen poesie diene' (s. 68), muss irgendwie auf irrtum beruhen. echte gnomen füllen freilich nur einen beschränkten teil des versmaterials; aber an hymnisch-lyrischem ist noch weniger vorhanden: vielleicht ein halbes dutzend ljh.-strophen könnte man dazu stellen. der löwenanteil fällt der didaktischen und eristischen poesie zu.

Bei der formalen schilderung zumal der altnordischen gnomen erweist sich der umstand hinderlich, dass K. in den germanischen sprichwörtern das mehr oder weniger otfridische versmaſs widerfinden will. er entwirft dadurch ein einseitiges, zt. auch verschobenes bild von der äuſsern form, auf die er doch das hauptaugenmerk gerichtet hat. ich gebe hier etliche gnomen, die sich entweder gar nicht oder nur unter zwang mit K.s vierhebungsregeln vereinigen lassen:

veldrat sá er varar Njala c. 41, 21. Fljotsd. 103, 12; *er gott góđu at una* Völs. c. 28, 33, ähnlich Kjaln. c. 4; *blóðnætr eru bráđastar* Vatnsd. s. 39, 16; Vigagl. c. 8. langzeilen: *þar er fangs ván | af frekum úlfi* Laxd. c. 19 Samf. s. 57, 12. Eyrb. c. 47. Reginsm. 13; *þađan* (*þar*) *er mér úlfs ván, | er ek eyrun sék* Finnb. s. 23, 2. Fafn. 35; *opt eru flǫgđ | í fǫgru skinni* Eyrb. c. 16 (*eru ok opt . .*); *vel lýgr sá, | er međ vitnum lýgr* þorst. s. Siðub. c. 3; *ǫndverđir | skulu ernir klóast* Hemingsþatt c. 7. Friðþ. c. 6 Samf. s. 20, 16; *hátíđir | eru til heilla beztar* Laxd.

c. 40 Samf. s. 151, 12; *unir auga* | *medan á sér* Völs. c. 5, 48; *fleira veit* | *sá er fleira reynir* Grett. c. 14 s. 23; *eigi fellr* (= *fellrat*) *tré* | *vid hit fyrsta hǫgg* Njala c. 103, 48. 138, 117; *sá er svinnr* | *er sik kann* Hrafnk. c. 7; *berr er hverr at baki,* | *nema sér bródur eigi* Njala c. 152, 18. Grett. c. 84 s. 185. mit andern stabstellungen: *firnum nýtr* | *þess er firnum fœr* Fostbr. c. 4 ende; *illt er þeim* | *er á úlandi er alinn* Njala c. 6, 5; *sá skal hafa happ* | *er hlotit hefir* Eyrb. c. 10.

Jene zwei fälle, die auch in strophen der Reginsmal und Fafnismal aufgenommen sind, geben die willkommene bestätigung, wofern es einer solchen bedarf, dass gnomen von ähnlichem umfang und nachdrucksgehalt nicht einen kurzvers, sondern eine langzeile füllen [1]. das zeugnis der Havamal steht damit in vollem einklang: gnomen wie *vin sinom* | *skal madr vinr vera* 42. 43. *mikit eitt* | *skala manni gefa* 52, *medalsnotr* | *skyli manna hverr* 54—56 konnte K. nicht mit einreihen, weil sie sich metrisch nicht fügen. wer mit der vierhebungslehre haus halten will, für den ist die gegend der sprichwörter ein dorniger boden.

Die langzeilen sind also in dem gnomenschatze sehr viel zahlreicher vertreten, als K. s. 74 und ergänzungsheft s. 41 note annimmt; sie tun es den einzelkurzversen beträchtlich zuvor. wer die ausgedehnte sammlung von Guðmund Jónsson studiert, kann darüber nicht im zweifel sein. sprüche wie *audsén er saur í annars nefi; feitr uxi hefir fulla sǫk* uä. verlieren als kurzverse (K. s. 72) jeden nachdruck; man vergleiche einmal unser *der mensch denkt, gott lenkt.* ich notiere noch ein paar fälle mit umschliefsendem stabreim: *sídar verdr at leita* | *er lítid sax hefir* Vapnf. s. 15; *vinr er sá annars* | *er ills varnar* Grett. c. 14 s. 23; *saman er brǿdra eign* | *bezt at* [*líta ok at*] *sjá* Gisla s. I 17. zu den 'mehrzeiligen' sprüchen (s. 74) stelle man noch die tiefsinnige, in den Isländergeschichten beliebte gnome: *án er ills gengis* | *nema heiman hafi* Njala c. 17, 13. Hænsaþ. c. 7. Gisla s. I 63. Dropl. s. 23 und die prachtvolle der Grettla c. 15 s. 28: *þræll einn þegar hefnist* | *en argr aldri* [2]. in die übersetzung von ae. *bliþe sceal bealoleas heorte* s. 70 hat sich ein versehen eingeschlichen. ein hinweis auf Wandrer v. 108 (Gr.-W. I 289) *her bid feoh læne, her bid freond læne,* verglichen mit Hav. 76. 77, dürfte

[1] in *er mér fangs ván* und *þar er mér úlfs ván* wird der unbefangene die beiden hauptictea nicht anders als auf die beiden substantive legen. darnach ist auch *falls er ván at fornu tré* nicht als kurzvers (K. s. 72), sondern als langzeile zu messen.

[2] in *eigi er alt sem sýnist* (s. 71) und ein paar andern kann ich keine stabreimende gnome erkennen. es ist nicht ganz selten, dass sögur einen satz als sprichwort aufführen, der zwar metrische prägung zu haben scheint, aber des reimes entbehrt; zb. *lengi skal manninn reyna* Grett. c. 20 s. 48; *margr ferr í geitarhús ullar at biðja* ib. c. 80 s. 174; *ferr orð er um munn líðr* Vapnf. s. 15; Þorst. s. Síðuh. s. 169. die auffällige reimlosigkeit in Havamal 36. 37 erklärt sich daraus, dass das sprichwort *bú er betra, þótt lítit sé* unverändert eingerückt wurde.

in einer betrachtung altgermanischer spruchweisheit am platze sein. die beiden Hildebrandsliedverse *chûd was her chônnêm mannum* und *dat sagêtun mi *swâsê liuti*, s. 76 f., gehören nicht in diese umgebung: sie sind zwar formel-, aber nicht sentenzenhaft; sie enthalten keine schlussfolgerung aus natur und leben, das wesentliche der gnome. und *mit gêru scal man | geba infâhan* bleibt eine tadellose langzeile.

Zu den zaubersprüchen s. 77 ff: eines der besten zeugnisse für die wettermacher (s. 83 note) findet sich Fostbr. c. 10 (s. 35): die zauberkundige Grima *minniz á þau en fornu kvæði, er hón hafði í barnæsku sinni numit. Í því bili fellr andviðrit þat er áðr hafði lengi á legit.* — s. 88. wenn K. meint, die schlussverse des 2 Merseburger spruches *bên zi bêna* ... 'klingen wie prosa', so ist daran gewis nur das otfridische versmafs schuld. ohne diese fessel würde K. trefflich im stande sein, die zeilen als markige verse zu lesen. wie sollte hier gerade die seele des zauberspruches der rhythmischen steigerung ermangelt haben? — ebd. den ae. zeilen *sæt smið, | slôh seax lýtel* und *ût spere! | næs in spere!* wird K. wenig gerecht, wenn er sie als kurzverse fasst. es gilt dasselbe wie vorhin bei den sprüchen: wo bleibt der nachdruck, der lapidare stil, für den K. selbst s. 290 so warm eintritt? es sind unverkennbar langzeilen, die aufserhalb der epischen regeln stehn; nach der analogie bekannter nordischer verse werden sie verständlich und haben auch für das heutige versgefühl nichts fremdartiges: man mache sich klar, in welchen rhythmus wir diese verse bei wortgetreuer übersetzung unwillkürlich kleiden würden! — s. 89. der *leysigaldr* des ersten Merseburger spruches muss darauf berechnet sein, von dem gefesselten selbst gesprochen zu werden. denn wenn sich ein dritter herannahen konnte, lagen andre mittel der befreiung näher; vgl. Hav. 149 *svá ek gel, at ek ganga má; sprettr mér af fótum fjǫturr, en af hǫndum hapt.* halten wir zu diesen beiden letzten zeilen die im Grogaldr 10 *ok stekkr þá láss af limum, en af fótum fjǫturr,* so blickt uns die echte, imperativische zauberformel entgegen: sie weicht von der der idisi ab und stellt sich näher zu der Wodans *bên zi bêna* ...

Zum epischen liede s. 96 ff. innerhalb der stücke, die ausschliefslich reden versificieren, muss man m. e. zwei grundsätzlich verschiedene gattungen anerkennen. die eine schreitet erzählend vor; die prosaeinschiebsel sind unentbehrlich als träger der ortsveränderung und der handlung; der standpunct ist beim dichter oder vortragenden, obwol er in den poetischen partien nicht selbst zu worte kommt; — dies ist die eigentliche 'gemischtepische' art (hieher zb. die Skirnisför, grofse teile des 1 und 3 Helgicomplexes, die Reginsmal). die andre gattung geht von den wechselreden beim opfer oder gelage aus: sie ist von anfang an dialogisch, dramatisch, sei es lehrhaft, sei es eristisch; götter

oder heroen als träger der reden setzen schon eine übertragung aus dem würklichen leben in die mythische, sagenhafte sceuerie voraus; der vortragende tritt zurück, der standpunct ist bei den figuren der wechselrede; man könnte sich diese art von liedern mit verteilten rollen gesprochen denken; prosaergänzung braucht diese zweite, ihrem wesen nach unepische gattung fast nur zur einführung in die situation (hieher zb. Lokasenna, Harbarzljoð, Vafþruðnismal). verwant sind die monologischen, unepischen gedichte (zb. Grimnismal, Loddfafnismal). indem die dialog- oder monologform dem erzählen einer lebensgeschichte dient, haben wir einen übergang zum epischen (Helreið, Guðkv. II, Örvarodds ævidrapa, das lied von Hrok, Halfssaga c. 16). — dass alle eddischen gedichte mit deutschem sagenstoff in der gemischten form gedichtet seien (s. 99 o.), trifft nicht zu: vgl. Brot, Atlakviða, Hamðismal ua. auch die Völundarkviða darf man nicht zu der gemischten gattung rechnen, da sie die handlung auch in verse fasst und sogar das 'inquit' ein paar mal dem poetischen texte einverleibt; darum darf man mit wahrscheinlichkeit in den prosastücken hinter str. 16 und 17 den ersatz für verse erblicken, die dem aufzeichner entfallen waren, und wird aus sonstigen lücken, auf die K. s. 103 hinweist, lieber nicht auf prosafüllung schliefsen.

S. 103 f. K. betont die strophische gliederung der ältesten epischen poesie ebenso nachdrücklich wie ihre ungleichstrophigkeit. nicht recht klar ist mir, worin eigentlich das wesen der 'strophe' gefunden wird. nehmen wir zb. den schluss der Völundarkviða von str. 36 an; da finden wir abschnitte von dieser zeilenzahl: 8. 10. 4. 6. 4. 10 zeilen. was versteht man darunter, wenn man das 'strophisch' nennt? solange das späte westgermanische princip des langzeilenenjambements noch nicht herschte, musten sich ja, bald hier, bald dort, am schlusse einer langzeile einschnitte ergeben: das führte der inhalt als selbstverständlich mit sich. einen strophenbau, dh. eine formale, dem inhalt sich überordnende gruppenbildung, kann man erst da erblicken, wo in den abschnitten eine überschaubare regel herscht. das ist zb. in jener partie der Vkv. nicht der fall, und wer hier dennoch von 'strophisch' spricht, müste definieren, was er unter 'unstrophisch' versteht.

S. 109. 'Wodansdiener sind die inguäischen Langobarden gewis erst in verhältnismäfsig später zeit geworden und sicher nicht eher, als bis sie auf ihrer wanderung mit Wodan-verehrenden völkern zusammentrafen. das geschah, als sie die Donau erreichten'. also gab es auch an der Donau völker, die in der Wodanverehrung den Franken concurrenz machten? mir scheint es das natürlichste, dass gerade die Langobarden und die benachbarten (nach K. s. 104 nah verwanten) Nordelbinger die völkergruppe waren, von welcher Wodans principat ausgieng: für

sie ist es bezeugt, nicht für die Franken; denn dass **Istwaz* = Wodan, müste erst wahrscheinlich gemacht werden, und Tacitus Hist. IV 64 schreibt einem Rheinvolk den Mars als 'praecipuus deorum' zu. es bleibt die 'höhere cultur' der Rheinvölker und Wodan als ihr träger. auch K. s. 15 schlägt diesen klang an (s. auch Anz. XIX 9). man muss Kauffmanns bemerküng (Idg. forsch., Anz. II 80) widerholen. Wodans runen haben keinen lateinischen beigeschmack; der gott ist ein hexenmeister, kein schriftgelehrter; ein magus, kein grammaticus. und dass Wodan seinen dichtermet aus römischen schalen geraubt habe, wird K. am wenigsten glauben!

Zum episch-historischen liede s. 111 ff. 'der sieg des Arminius .... bedeutet für die Germanen den eintritt in die weltgeschichte. älter kann auch die heldendichtung nicht sein' (s. 112). nun, Mittel- und Süddeutschland werden die Germanen nicht in einem 'zustande untätiger ruhe' den Kelten abgenommen haben, und ich möchte denken, dass ihnen nicht nur die erlebnisse als 'weltgeschichte' vorkamen, die uns zufällig schriftlich überliefert sind. — s. 114. bei der besprechung der frage, ob die historischen lieder massengesang oder einzelgesang waren, legt K. gewicht darauf, dass Jordanis c. 5 von harfenbegleitung redet. aber die harfe gehört auch zum chorischen liede; s. zb. Neocorus I 177: ... *dat se nha Erfordering der Wortt und Wise des Gesanges, item der Seidenspele, darup se ock ehre besondere Dentze hebben, den Trede tho holden unde den Vott tho setten weten* ... auch verliert die grenze zwischen dem volkschorgesang und dem kunstmäfsigen liede des berufssängers einiges von ihrer schärfe, wenn man bedenkt, dass auf der einen seite ein vorsänger und -spieler vorhanden ist, dessen kunst über der der masse steht; dass anderseits die sangeskundigen sich nicht als ein eigener stand abzusondern brauchten, sondern in den reihen der fürsten, kriegshelden, bauern stehn konnten.

K. stellt den 'heldengesang' als gattung für sich auf. er bemerkt, dass ihre abgrenzung schwierig sei. an kriterien gibt er 1) ein inhaltliches: wenn sich geschichtliche stoffe im laufe der überlieferung idealisieren und mit mythen durchsetzen, so erwächst aus dem historischen liede das heldengedicht; 2) ein stilistisches: bei dem beliebten heldenliede steigt 'die classicität seiner form'; 'denn die besten künstler bemühten sich im wetteifer, es zur idealen höhe der gattung emporzuläutern' (s. 132). dazu kommt 3) ein metrisch-musikalisches: das heldenlied ist unstrophisch und wird nicht gesungen, sondern recitiert; dazu erklingt die harfe; 'eine art melodram' (s. 143); 4) ein sociales: 'an den höfen haben die epischen sänger ihre stätte und unter dem anteil des hohen adels erblüht ihre kunst. das germanische heldenlied .... ist durchaus kunstdichtung, ja standespoesie so gut wie später das ritterepos' (s. 135; doch wird das durch die folgenden sätze eingeschränkt). wenn diese 4 kriterien ein ge-

wisses halbdunkel übrig lassen, so liegt das daran, dass man sich die viere nicht wol solidarisch denken kann; wird 1) vorzugsweise mit 3), mit 4) hand in hand gehn? usw. doch darüber lässt sich erst discutieren, wenn K.s ansicht vom mhd. volksepos dargelegt ist.

Das prädicat 'unstrophisch' taucht zum erstenmale s. 121 auf; dann wider s. 130. 142. unstrophisch und kunstmäfsig werden nahezu als gleichwertig gebraucht. es scheint die unstrophigkeit im stile des Beowulf und Heliand, mit zeilenenjambement, vorzuschweben, — oder soll der ausdruck 'der in reihen angeordnete langvers' (s. 130) etwas anderes besagen? leider nennt K. keinen grund, warum er das zur harfe vorgetragene heldenlied eo ipso für strophenlos hält. mir leuchtet mehr ein, dass wo die harfe ist, auch die strophe nicht fehlt, und dass mit der harfe stets ein würkliches singen, mit widerkehrender einfacher strophenmelodie zusammengeht; das melodram ist mir zweifelhaft — doch bin ich für belehrung empfänglich. — ich würde also vermuten, dass unsere unstrophische westgerm. poesie schon wegen dieser ihrer form nicht mehr zur harfe vorgetragen wurde; wenn im Beowulf von *hearpan swêg*, *swutol sang scopes* usw. die rede ist, kann das doch nicht beweisen, dass das uns vorliegende product auf den selben vortrag berechnet war. mir scheint, K. schliefst aus der erhaltenen epik zu unmittelbar auf die beschaffenheit des alten heldengesanges. ein echtes episches einzellied liegt uns bei den Westgermanen nur noch im Hildebrandsliede vor (wenn man in Waldere und Finnsburg die trümmer gröfserer, 'litterarischer' epen erblicken darf), und gerade über die form erlaubt der zustand des Hl. keine sichere aussage. vielleicht geben uns die reste des liedes von der Goten-Hunnenschlacht in der Hervararsaga das getreueste bild von dem altgermanischen heldensange. — in Cassiodors wichtiger stelle Var. II 41 (K. s. 130) kann ich den ausdruck *ore manibusque consona voce cantando* nicht ungezwungen auf ein melodram, nur auf einen würklichen gesang deuten. und wenn ahd. *leodslakkeo, liudari* den 'sänger epischer lieder' bezeichnet (s. 141. 144), so spricht ja auch dies für strophen (vgl. s. 7). s. 103 stimmt K. der ansicht Möllers bei, dass im Beowulf die strophen der vom dichter als quelle benutzten lieder durchschimmern. aber diese lieder, als zur gattung des heldengesangs gehörig, dürften ja nach K. keine strophen gehabt haben.

Wenn Chlodowech von dem ostgotischen Theodorich einen *citharoedus arte sua doctus* erbittet, so folgert K., dass den Franken bis zu jener zeit nur das volkstümliche chorlied, nicht der kunstmäfsige einzelvortrag des heldenmelodrams bekannt war. 'mit der übersiedlung des gotischen sängers an den fränkischen hof trat ein wendepunct des poetischen geschmacks ein: nunmehr wird das unstrophische, von kunstdichtern gepflegte epische heldenlied

bei den Franken und wol auch bei allen andern Westgermanen . . . eingeführt, das die einheimischen ansätze bald ganz zurückdrängt . . . . die sendung des gotischen rhapsoden ist also für die geschichte der poesie in Deutschland ein ereignis von einschneidender bedeutung' (s. 130). K. wird sich selbst gesagt haben, dass diesem gewis geistreichen schlusse bindende kraft nicht zukommt. wenn wir den citharoedus auch nicht mit Kelle Gesch. d. d. litt. s. 24 für römisch halten, liegen doch bescheidnere folgerungen näher: Chlodowech, mit dem institut des hofsängers recht wol bekannt, konnte sich vom hofe des Ostgoten einen glänzenderen vertreter dieser kunst versprechen; vielleicht war die 'cithara' des gotischen sängers ein anderes, vollkommneres instrument als die harpa (oder hrotta) bei den Franken.

Das 'grofse geschlossne epos' leuchtet K. als die krönung des heldensanges vor. das verhängnis war, dass den liedern 'die abschliefsende redaction und bearbeitung durch einen grofsen dichter' nicht zu teil wurde (s. 144). hätte sich jedoch ein schriftkundiger der einzellieder erbarmt und uns ein paar dutzend übermacht, so könnten wir ohne schmerz den germanischen Homer und seine epopöen vermissen. nicht dass es den Goten an dauer gebrach, 'die lieder der rhapsoden zu epopöen zusammenzufassen', müssen wir beklagen, sondern dass die blüte der einzellieder bei keinem südgermanischen volke in das schreibezeitalter hineinreichte.

S. 158. zu der schwierigen frage nach der nationalität von Hrodgar usw. möchte ich nur bemerken, dass die von K. abgewiesene, von Müllenhoff Beow. s. 40 bezweifelte gleichung *Hróðgár* = *Hróarr* (*Roe*) sprachlich möglich ist (Noreen Isld. gramm.² § 233, 2), und dass die wandlung der Burgunden zu Franken im Waltharius kein analogon dafür bietet, dass ein volk seine eigene vorgeschichte auf fremde überträgt. — was Offa anbelangt (s. 162), so wird man das deutsche an dem charaktertypus nicht betonen können, wenn man sich der massenhaften nordischen *kolbítir* erinnert (s. die aufzählung bei Finnur Jónsson Egilssaga 1894 s. 76). — gegen die ansicht, dass der Wîdsîð die Goten noch an der Ostsee kenne (s. 179), vgl. Sievers in Pauls Grundr. I 408; Heinzel Hervararsaga s. 103. — s. 237. zu Waldere A 2. 3 vgl. Grettissaga c. 19 s. 44 u. *munu eigi bila vápnin, ef þér dugir hugrinn.*

Zu den jüngern zaubersprüchen s. 259 ff. das unmögliche *za scedin werdan* im Wiener hundesegen könnte ein älteres *arwarten* verdrängt haben. — s. 262. der widerspruch gegen die regel, dass 'einfacher stabreim im typus C das erste kolon treffen muss', ist übereilt und vermehrt die kakophonen betonungen, an denen die vierhebungstheorie ohnedies nicht arm ist; vgl. meinen Germ. versbau s. 116. — s. 263. der Strafsburger blutsegen darf offenbar etwas schonender behandelt wer-

den, wenn man den Milstätter und die ergänzungen Denkm.[3] II 273 zur vergleichung heranzieht und bemerkt, dass die tautologien nicht erst dem versehen eines schreibers entspringen. man hat nur z. 5 hinter 2 zu rücken und erhält den schluss:

to uerstont taz plôt. uerstande tiz plôt!
stant plôt! stant plôt fasto!

Zum Wessobrunner gebet s. 270 ff. wenn, wie K. ansprechend vermutet, der eingang einem heidnischen kosmogonischen gedichte entlehnt ist, muss man sagen, dass dieses gedicht und die Vöiuspa denselben vorwurf nicht sowol 'übereinstimmend' als vielmehr erstaunlich verschieden behandelt haben, — wenn man die eine langzeile von erde und himmel, die zu dem gemeingermanischen formelschatze gehört, abrechnet. — die herstellung des textes, wobei hinter die 1 langzeile drei unpaarige verse zu stehn kommen, verrät m. e. nicht ganz die glückliche hand, die wir sonst an K. schätzen. das überstürzte *dat éro ni was noh úfhimil* wird zwar durch die im nachtrag gegebene lesung *dat éro ni wàs noh úfhìmil* merklich gebessert; aber ich bin mit Steinmeyer Denkm.[3] II 7 entschieden für die langzeile: der gewaltige vorstellungsinhalt des satzes fordert möglichst gewichtige, lapidare ausprägung — wie denn die zahlreichen parallelen dieser formel im nord., ae., as. (Denkm. II 3) fast immer ein verspaar füllen, was ohne frage der urgerm. behandlung entspricht. K.s metrisches bedenken (s. 272) fufst nur auf der vierhebungslehre. — *noh paúm noh péreg einig ni wás* wäre sowol als Otfridvers wie als stabreimvers ein monstrum. mit nicht stärkerem eingriff in die überlieferung kämen wir zu der tadellosen langzeile: *noh paum einig noh pereg ni was.* endlich in dem 3 der vermeintlichen vollverse muss neben dem hsl. *noh sunna ni stein* (conj. *scein*) etwas verloren sein, und das kann ebensowol ein ganzer halbvers wie ein einzelnes wort (K.: *sūdan*) sein.

S. 338 f. zu den eingängen der reden im epischen gedicht äufsert K. die glückliche vermutung, dass 'formeln, mit denen der vorsitzende des dinges einem redner das wort erteilte', eingewürkt haben möchten. doch dürfte sich dies nicht auf die fälle erstrecken, wo ein schmückendes epitheton oder gar ganze sätze den redenden einführen (auch die Edda kennt dies, zb. Þrkv. 15, HHund. I 32, Sig. i. sk. 31, Akv. 12): hier kann man in betracht ziehen, dass der übergang von der gemischten form, die jedes 'inquit' in prosa ergänzte, zu der durchgeführt poetischen den anstofs gab, den namen des sprechenden mit allitterierenden beigaben zu einem oder mehreren verspaaren aufzurunden.

Berlin, 2 märz 1895. ANDREAS HEUSLER.

Studentensprache und studentenlied in Halle vor hundert jahren. neudruck des 'Idiotikon der burschensprache' von 1795 und der 'Studentenlieder' von 1781. eine jubiläumsausgabe für die universität Halle-Wittenberg dargebracht vom Deutschen abend in Halle. Halle a. S., MNiemeyer, 1894. xxxix, 117 und 127 ss. 8°. — 3 m.

Hallische studentensprache. eine festgabe zum zweihundertjährigen jubiläum der universität Halle von dr John Meier, privatdocent der deutschen sprache und litteratur. Halle a. S., MNiemeyer, 1894. iv und 97 ss. 8°. — 2,80 m.

Deutsche studentensprache von Friedrich Kluge, professor an der universität Freiburg i. B. Strafsburg, KJTrübner, 1895. x u. 136 ss. 8°. — 2,50 m.

Die beiden erstgenannten werke sind gelegenheitsschriften zur jubelfeier der universität Halle. ein dort bestehender, aus lehrern und studenten der hochschule gebildeter, wissenschaftlich-geselliger verein, der 'Deutsche abend', hat in gemeinsamer arbeit ein Idiotikon der Hallischen studentensprache von 1795 aus dem buche: 'Bemerkungen eines akademikers über Halle und dessen bewohner in briefen', und Kindlebens Studentenlieder von 1781 herausgegeben und zu dem ersteren stücke anmerkungen beigebracht, die namentlich die frage beschlagen, was aus den vor hundert jahren in Halle für studentisch geltenden ausdrücken heute geworden sei, und sie entweder als ausgestorben, im veralten begriffen, in verschiedenen engeren kreisen conserviert, oder auch in die allgemeinere umgangssprache, derbere oder feinere, selbst in die gewählte litteratursprache übergegangen nachweisen. dazu hat Burdach eine interessante einleitung geschrieben, die wesentlich die verfasser beider stücke, den zu Halberstadt erst 1856 verstorbenen dr theol. und oberdomprediger Christian Friedrich Bernhard Augustin und den magister Christian Wilhelm Kindleben (1748—85) schildert; was über letztern beigebracht ist, ergänzt in manchem stück die lebensbeschreibung, die FMuncker ADB 15, 765 ff von diesem schäbigen subjecte gegeben hat. zu den anmerkungen, welche die mitglieder des Deutschen abends den studentenausdrücken beifügen, wäre im einzelnen manche kleinigkeit zu erinnern, zb. kann man *anführen* 'teuschen' nicht als wort der jetzigen burschikosen umgangssprache, sondern der umgangssprache überhaupt, *anhosen* 'ankleiden' nicht als nur studentisch, sondern als bestandteil der allgemeinen derben rede, *flott* nicht blofs als allgemein burschikos charakterisieren; wenn in zeitungen von kaufleuten ein flotter verkäufer oder in manchen manufacturen flotte arbeiter und arbeiterinnen gesucht werden, so ist das gewis nicht burschikos gemeint; die bedeutung von *kneifen* ist mit 'keine satisfaction geben, zu eng gefasst, es heifst auch 'nicht zu seiner sache stehn, auseinandersetzungen aus dem wege gehn' uä. zu *mogeln* ist zwar von den wörterbüchern ein litterarischer beleg nicht beigebracht, wol aber ist *Mogelei* aus Gottfried Keller bezeugt; das hätte vielleicht als wichtiges zeugnis für das eindringen des wortes in die litteratursprache erwähnung verdient.

John Meier hat in seiner kleinen schrift ein gut abgerundetes bild mit weiteren wissenschaftlichen ausblicken gegeben. der titel 'Hallische studentensprache' will natürlich bei ihm nicht etwa sagen, dass er damit etwas eigenartig Hallisches meine; jeder einsichtige wird verstehn, dass er, wie das zum überflusse bei ihm s. 4 auch besonders angedeutet ist, in der festschrift für seine universität die sprache der studenten mit besonderer rücksicht auf Halle und auf grund vornehmlich Hallescher quellen zu zeichnen unternimmt. er zeigt nach einigen allgemein orientierenden sätzen, woher jene sprache ihren stoff bezieht, wie sie ihn verwendet und nach form und bedeutung umwandelt: interessant sind die entlehnungen aus dem idiom der gauner behandelt (s. 5—18), nicht weniger die einflüsse classischer vorstellungen und sprachen (s. 19—37), die einwürkung des französischen seit dem 17 jh. (s. 37—41) und endlich die handhabung von material aus der muttersprache in eigentümlichem sinne und entsprechender umgestaltung nach form wie bedeutung, immer aus dem streben heraus, in kraftäufserungen zu schwelgen (s. 41—59); wobei die uns allen geläufigen kühnen entstellungen und verdrehungen in längerer reihe aufgezählt werden. ein anhang, aus einigen liedern und einem prosastück bestehend, sowie anmerkungen beschliefsen die schrift, an die ich in bezug auf einzelheiten nur wenige bemerkungen anknüpfe.

Was auf s. 2 f über studentensprache und studentenleben im mittelalter gesagt wird, und die behauptung, dass die anfänge einer studentensprache wol erst dem beginn des 16 jhs. angehören, ist nicht richtig; einzelnes davon, wie der satz: 'in bursen und convicten lebte er (der ma.liche student) im verein mit vielen unter strenger aufsicht ein mönchisches leben, und das recht der selbstbestimmung war ihm nicht gegeben', sieht etwas wie finsteres mittelalter aus. das studentenleben im ma., wie eigenartig es auch war, bietet dennoch manche vergleichungspuncte mit unserem, und eine ma.liche studentensprache hat es allerdings gegeben. ich werde weiter unten darauf zurückkommen. *schäkern* (s. 18) stammt gewis nicht aus der gaunersprache; ich erlaube mir dafür auf mein wörterbuch III 252 zu verweisen. dass zu *prosit* (s. 36) bemerkt wird, wir wissen nicht, wann es aufgekommen, versteh ich nicht, nachdem ich bereits 1893 aus Lindeners Rastbüchlein sein aufkommen im 16 jh. nachgewiesen habe (Wb. II 1206). zu den zwittergestaltungen wie *en wix* (s. 38) durfte vielleicht auch *en schwein* angeführt werden: *dieser kam jetzt in allzugutem humor, dh. ganz en schwein, vorbeigerannt*, heifst es bei HHeine in der Harzreise (Werke 1867 I 98). bei den ausdrücken für stehlen ist *schieszen* (Kindleben 183) zu erwähnen unterlassen. die form *gespiesen* (s. 47) von *speisen* gehört nicht zu den neckischen bildungen starker participien, wie die studentischen *gemorken*, *geprollen*, *geschunken* (wir sagten seinerzeit in Halle *geschonken*), sondern ist alt mundartlich oberdeutsch.

Das Klugesche büchlein tritt mit mehr anspruch auf, als die beiden vorgenannten, insofern es nicht fest- und gelegenheitsschrift, sondern neubearbeitung und erweiterung eines vortrages über deutsche studentensprache ist, der in einer beilage der Münchner allgem. zeitung von 1892 und in dem Jahresberichte des deutschen sprachvereins in Weimar in demselben jahre erschien. es hat sich über das verhältnis des Meierschen buches zum Klugeschen zwischen beiden autoren eine unerquickliche polemik entsponnen, auf die wir hier nicht eintreten. nur soviel scheint völlig klar, dass man von verschiedenen seiten selbständig forschend an einen und denselben gegenstand herantreten und ergebnisse erzielen kann, die sich mit denen eines andern berühren, selbst decken, und dass es ein privileg der forschung in einem bestimmten bereiche bei uns Gott sei dank nicht gibt, so dass man nicht wol vom sich bemächtigen eines neuerschlossenen gebietes sprechen kann. K.s werk ist ausführlicher und eindringender als das Meiers gehalten, die darstellung der studentensprache nach ihrem verhältnis zum philisterium, nach der nomenklatur des zechens, antiken, rotwelschen, französischen elementen und grammatischer eigenart enthält vieles wertvolle; hübsch und lustig ist besonders das cap. 'Burschikose zoologie'; und das angehängte wörterbuch der studentensprache, das einen breiten raum einnimmt (s. 77—136), ist des beifalls recht würdig. doch darf ich wol auch hier manches als verbesserungsbedürftig anführen.

Es ist gewis nicht richtig, wenn man die sprache des deutschen studenten als auf der universität erwachsend und sich ausbildend hinstellt. ihre wurzeln liegen vielmehr schon in der pennale, der eigentümliche sprachtrieb beginnt sich in den jungen leuten früh zu regen und worte zu schaffen, die mit auf die universität genommen, dort weiter verbreitet, umgeformt, wol auch mit anders schillernder bedeutung versehen werden. viele wörter der studentensprache gehören ursprünglich der schülersprache an, sind von dieser nach jener verpflanzt und nicht umgekehrt, wie eine bemerkung auf s. xii der Studentensprache vom deutschen abend in Halle anzunehmen scheint: *petzen, anpetzen, klemmen, schassen, schiefsen* uä. haben junge schüler, nicht studenten gemacht; und zu *stibitzen* habe ich eine vermutung vorgetragen, die, wenn sie richtig, das wort gänzlich als pennalistische bildung erweisen würde. auch kann ich K., sowenig wie vorher Meier, beistimmen, wenn er (s. 69) die wurzeln und die erste entfaltung der burschensprache im 15 u. 16 jh. sucht. diese wurzeln liegen schon im 11 u. 12 jh., und es wäre der mühe wert, den gegenstand durch das mittelalter zu verfolgen. wenn in einem vagantenliede (Carm. Bur. ii 5, s. 3) die verbindung *Codro codrior* statt *Codro pauperior* vorkommt, so erkennt man auf den ersten blick, dass hier derselbe übermütig-kühne sprachgeist tätig ist, der in der spätern burschensprache waltet; und sind nicht worte, wie die rücklatinisierung

des deutschgewordenen *becher* als *pecharius* (Carm. Bur. 182 s. 242) oder bildungen wie *leccator*, *trophator*, *trufatur*, *ruffianus* ua., echte burschikose bildungen?

Wenn das gebiet, das K. und Meier so verheifsungsvoll betreten, weiter ausgebaut wird, so werden frühere oder spätere quellen voll herangezogen werden müssen, die bis jetzt gar nicht, oder nur schwach angebohrt sind. vor der von K. gegebenen bierliste s. 22—27 findet man die seltsame behauptung, dass Fischart in seiner Geschichtklitterung cap. 4 bei aufzählung der deutschen biere nur die reiche liste widerhole, die der verf. der schrift 'De generibus ebriosorum' in einem besondern cap. 'De diversis cerevisiae nominibus' aufstellt. Fischart hat vielmehr in erster linie für seine bierliste benutzt das buch von Heinr. Knaust: 'Fünf Bücher, von der Göttlichen und Edlen Gabe der Philosophischen, hochthewren und wunderbaren Kunst, Bier zu brawen. Auch von Namen der vornembsten Biere, in gantz Teutschlanden. Erffordt 1573', widerholt 1614; und da Fischart den Knaust nicht völlig ausgeschrieben hat (zb. hat Knaust noch: *Schöps* in Breslau, *Pasanelle* in Pasewalk, *Klotzmilch* in Bautzen), so lässt sich schon aus diesem autor für K.s bierliste teils erweiterung, teils berichtigung gewinnen. ferner verweise ich auf Joh. Coler 'Oeconomia oder Hauszbuch, erste Theil, Wittemberg 1604' (die vorrede ist von 1593), wo sich s. 45—54 ein verzeichnis von bieren befindet, aus welchem ich hervorhebe: *das Nawenische bier heisset zicenille, wers trincken wil, der mus liegen drey tage stille*; auch *Juckkuck* in Wittemberg, *den alten Clausz* in Brandenburg, *Israel* in Lübeck; für biernamen des 17 u. 18 jhs. wäre noch heranzuziehen vRohr, Haushaltungs-bibliotheck (Leipzig 1716), s. 194 f. — von den quellen zur studentensprache des 17 jhs. verdienten ausnutzung überhaupt oder in ausgibigerer art: Zinkgrefs 'Facetiae pennalium, das ist, allerley lustige Schulbossen' (1618); Meyfarts bezügliche schriften, besonders 'Bildnis eines wahren Studenten' 1634; Philanders von Sittewald Höllenkinder.

Auf einzelne versehen im K.schen texte weise ich hin, hoffentlich ohne bei dem verf. in den ruf eines nörgelers zu kommen. das 'seltsame' *labaschke* (s. 29) ist nicht, wie 104 erklärt wird, 'bierkrug, waffe', sondern ein roher ausdruck für die lippenpartie des mundes. die stelle im Jus potandi 9, wo das wort vorkommt, lautet: *floricōs* (wird getrunken): *wenn man die gantze labaschke oder waffe oben um des glasses orificium oder mundloch herum zerret, und auf einen satz den gantzen trunck in die gurgel geust*; der synonyme ausdruck zu *labaschke*, *waffe* bedeutet das maul, sonst *waffel*, vgl. Schmeller[2] II 862, und *wafen, waffen*, in verächtlicher rede 'sprechen' (ebenda); *labaschke* aber ist eine ostmitteldeutsche, den endsilben nach jedesfalls unter slavischem einflusse stehende weiterbildung zu *labbe* (DWb VI 4), gebildet wie in Leipzig die *bummelätschche* 'herabhängendes' zu *bummel*

'quaste', oder *babbelätschke*, *popelätschke*, *bubbelätsche*, eine art verschlag (Albrecht Leipziger mundart 95. 82), dieses wol nichts als eine umformung des wendischen *poliza* und *polizka*, art geschirrschrank oder schaft. — die schreibung *gogen* s. 16 enthält einen orthographischen fehler: das mir recht wol bekannte und von Basel her geläufige wort ist bei Schmeller u. bei Schmid Schwäb. wb. als *kog*, bei Seiler Basler mundart 60[b] als *kog*, *chog*, bei Hunziker Aargauer wb. 153 als *kóg* verzeichnet und bedeutet einen lästigen, verdrehten, seltsamen menschen.

Zu dem wörterbuche nachträge zu liefern, fällt nicht schwer, und Erich Schmidt hat in der Zeitschrift des vereins für volkskunde 5, h. 2 u. 3 in dieser beziehung vieles und wichtiges beigebracht. ich beschränke mich auf einzelnes andere, was bei einer neubearbeitung des wörterbuchs zu berücksichtigen wäre. *abstemius* s. 78 ist älter als Kluge angibt: *dasz ich ein melancholicus und abstemius von frauenliebe sey* Cavalier im irrgarten (1738) 311. — das zeitwort *ackern* (in einem buche), mit *durchackern* (ein buch) und *einackern* (einem etwas) war nicht zu übergehn: will man einen litterarischen beleg, so bietet ihn ESchmidt in der oben angeführten besprechung: *die gesamte gedruckte und schriftliche überlieferung von alters her durchzuackern;* das ist noch ganz studentisch gedacht. — auch *aufstecken* (eine sache, das studium) gehört hierher; es hat sich von einem nd. sinnlichen *upsteken* (das schwert, einstecken und nicht mehr kämpfen) herausgebildet und ist wol zuerst auf norddeutschen universitäten gebraucht worden. — das wort *mompitz* (s. 108[a]), besser *mumpitz* geschrieben, ist kein eigentlicher studentenausdruck, sondern höchstens aus dem Berliner jargon hierher eingedrungen, und hat eine interessante entwicklungsgeschichte. in Hessen begegnet es als *mombotz* in der bedeutung 'gespenst, auch vermummte und durch ihre vermummung furcht erzeugende person, schreckgestalt' (Vilmar 275), die alte form aber ist *mummen-*, *mummbutz*, umkehrung von *butzenmummel* (DWb II 596; *butze* 'popanz' ebd. 588) und der begriffsübergang von der schreckgestalt zu erschreckendem oder blofs verblüffendem gerede, verflacht zu der bedeutung 'leeres geschwätz, unsinn' ist deutlich genug. — nachzutragen ist ferner *blödsinn*, *bulle* 'flasche', *dusel* 'unverdientes glück', *einspringen* (in eine verbindung), *einspinnen* (einen in den carcer), *kasper* (einem einen kasper bauen), *kaspern* (vgl. Kindleben 117), *karetenhüpfer* (in Leipzig ehemals subalterne schreiber: *diese federhelden, die man hier auch sehr bezeichnend karetenhüpfer nennt* Prasch Vertraute briefe über den politischen und moralischen zustand von Leipzig 1787 s. 82), *paff* (*ganz paff sein*), *schleifen* (einen auf den schwof, in eine gesellschaft), *vettel* (alte vettel, ein altes wort, aber zweifellos von schülerkreisen aus verbreitet). noch einige belege zu artikeln, die bei K. enthalten sind: *einer experimentalphysik beibringen* Prasch 123; früher: *ein exercitium cor-*

poris auf frantzösische art zum stande zu bringen in der 'Merkwürdigen geschichte des Göttingischen studenten mons. V. II 196 (1746); *extra: studenten . . welche jhrer eltern sauren schweisz, mit extra, mit fressen und saufen, mit spielen und grassiren, mit buhlen und stoltziren . . durchjagen und verzehren* Philander vSittewald (1642) 348; zu *schnurrbärte* die nebenform *schnorrbärte* (in Jena) Der reisende Avantürier II 431 (1749), daselbst auch plur. *die wechsel* für den gewöhnlichen sing. s. 457. die frage bleibt offen, ob der name *lausewenzel* für einen schlechten tabak nicht auch studentischen kreisen entstammt: *für canaster muste er lausewentzel rauchen* (ein soldat gewordener student) ebd. 451.

Göttingen, 21 november 1895. M. Heyne.

Über den gebrauch der casus in Albrechts von Eyb Deutschen schriften unter vergleichung des mhd. und nhd. sprachgebrauchs von Rudolf Wessely. Berliner diss. Berlin (Leipzig, GFock in comm.), 1892. VI und 58 ss. 8⁰. — 1,20 m.

Mit recht weist W. in der kurzen vorrede auf die bedeutung Eybs hin, dessen kenntnis die schönen arbeiten von MHerrmann in jüngster zeit so bedeutend gefördert haben. es ist gewis eine dankbare aufgabe, die syntax dieses hervorragendsten unter den humanistischen prosaisten des 15 jhs. zu erforschen, dem seine übersetzertätigkeit das gefühl für die eigenart der muttersprache nicht verkümmert, sondern gestärkt hat. von seinen schriften sind in W.s arbeit die dramenübertragungen (D), das ehebüchlein (E) und das rechtsgutachten (R) benutzt, und zwar in Herrmanns ausgaben; der didaktische teil des Spiegels der sitten von 1511 ist also unberücksichtigt gelassen. W. behandelt nicht die ganze casuslehre: ausgeschlossen bleiben die casus in präpositionalen verbindungen.

In der einteilung des stoffs lehnt er sich an Erdmanns Syntax der sprache Otfrids an, besonders beim acc. und dat., ohne jedoch auch hier auf selbständigkeit zu verzichten. interessant ist die gruppierung der freieren verbindungen mit dem dat. s. 52, die Erdmanns § 254 ausbaut. nicht immer aber ist die anordnung ebenso glücklich. so sind die unterabteilungen des 3 cap. (genitiv) ziemlich willkürlich und nicht scharf begrenzt: 1) gen. der urheberschaft, des besitzes, der zugehörigkeit, worunter fälle des gen. obj.; 2) der eigenschaft; 3) partitiver im weiteren sinne; 4) des ziels; 5) privativer; 6) des grundes; 7) der ergänzenden bestimmung; 8) adverbialer. das an sich sehr lobenswerte princip, sonstiges vorkommen des citierten zu berücksichtigen, führt bei der ohnehin schon weitgehenden subtilität der einteilung manchmal zu sonderbaren consequenzen: so erscheint zb. gleich s. 3 eine gruppe, deren verben im m h d. oder nhd. s e l t e n o d e r

gar nicht den acc. regieren, die zugleich aber im mhd. übliche, im nhd. gar nicht belegte oder heute erloschene constructionen bietet, wozu ua. *etw. weinen* 'beweinen' gehört. dem verständnis wäre es sehr förderlich gewesen, wenn W. häufiger die bedeutung der verben an den citierten stellen angegeben hätte, zb. s. 43 *zustehn* 'ergehn'. schade ist es auch, dass W. mehrfach, so s. 9. 39. 40. 47 bestimmte constructionen als bei Eyb üblich anführt, ohne belege dafür zu geben. ein einziger beleg wäre hier mehr wert gewesen als alle diese erwähnungen. die wortformen will W., wie er s. 2 anm. angibt, aufserhalb der wörtlichen citate in nhd. lautform geben. bisweilen ist aber in diesem puncte unklarheit bemerkbar. so ist s. 11 für das *benůgen* des citats mit voller berechtigung das heutige *begnügen* eingesetzt. weiter unten findet sich aber ebenso wie s. 7 *benügen* geschrieben. aufserdem ist die erste stelle: *wan die natur lasz sich an einem kleinen benůgen* E 36, 30 als unserm gebrauch entsprechend bezeichnet, während die zweite: *wann er het sich allzeit benůget an eim acker und den frůchten* E 89, 27 als besonderheit angeführt wird. es braucht dem gegenüber nur an Goethes *begnügen sollt' ich mich an diesen* Faust 7289 erinnert zu werden.

Im einzelnen bemerke ich weiter folgendes: s. 13 ist die stelle D 144, 18: *du wôllest dich der jungfrawen annemen* zweimal (beide male fälschlich als *annehmen* mit gen. d. sache) unter zwei sich ausschliefsenden rubriken angeführt. — s. 15 sind die stellen E 39, 23: *der drit teyl* (des erdreichs) *wirt genant zum mittentage, in latein meridies* und 26: *so wirt der vierd und letzte teyl genant zu mitternacht, in latein septentrio* als belege für *genannt sein zu* aufgeführt, während doch augenscheinlich das *zu* mit dem subst. einen begriff bildet und gerade so wenig zu *nennen* gehört als in der wendung: *in einem wirthshause, genannt 'zur traube'*. — s. 18 wird D 94, 7: *mich reuet, was ich zů lieb und willen kommen bin* als beleg für inneres (pronominales) object bei *reuen* angeführt statt bei *zu lieb und willen kommen*. — in der s. 31 angeführten wendung D 36, 23 *fordert gelts von mir, was ihr haben wôlt* hängt der gen. nicht, wie W. meint, direct von *fordern* ab, sondern ist nähere bestimmung zu dem objectiven nebensatz. — ebenda steht: 'die form *voller* findet sich schon mhd. öfter, auch vor substantivformen, die nicht auf *-er* endigen'. soll etwa das *-er* in *voller* durch das plur. *-er* von subst. beeinflufst sein? — s. 32 wird *innen werden* mit gen. 'gewahr werden, begreifen' als in der heutigen schriftsprache erloschen bezeichnet. Heyne belegt in seinem wb. diese construction noch aus Rankes Gesch. d. päpste I 227, und mir erscheint sie durchaus nicht ungewöhnlich. dasselbe gilt für die ebenda beliebte ansetzung von *unkundig* mit gen. als heute erloschene fügung. — D 27, 9: *kein mensch gelaube mir nymmer wort* ist s. 33 fälschlich als beleg für *glauben* mit gen. d. sache neben dat. d. pers.

angegeben. in der zweiten dort angeführten, fast gleichlautenden stelle D 44, 9 steht allerdings *worts.* — D 25, 30 *greiffe ir stätigs in den pusem* und die ähnliche fügung 25, 32 gehören selbstverständlich nicht nach s. 54 unter die transitiva, sondern unter die intransitiva s. 53.

Trotz diesen ausstellungen ist die arbeit als eine reiche, im allgemeinen sehr verständig geordnete materialsammlung und demgemäfs als ein schätzenswerter beitrag zur syntax zu betrachten. ihre brauchbarkeit erhöht ein register der citierten verben.

Göttingen, 28 febr. 1895. H. Seedorf.

Katalog over den Arnamagnæanske håndskriftsamling udgivet af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. II bind. Kopenhagen, Gyldendalske boghandel, 1892—1894. XXVI und 766 ss. gr. 8°.

Samling af bestemmelser vedkommende det Arnamagnæanske legat udgivet af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. Kopenhagen, Gyldendalske boghandel, 1892. 39 ss. gr. 8°.

Den ersten band des Kålundschen kataloges habe ich Anz. XVI 349 ff besprochen. der zweite und zugleich letzte, in zwei heften 1892 und 1894 erschienene band gibt nach einem kurzen vorworte der commission zunächst einen sehr interessanten überblick über die geschichte der Arnamagnæanischen bibliothek, zu welchem die das Arnamagnæanische legat betreffenden bestimmungen — von Arne und Mette Magnussons testament 1730 an bis zur königlichen bestätigung von KGíslasons testamentarischen dispositionen 1891 herab — eine ergänzung bilden; führt dann die beschreibung der sogenannten Arnamagnæanischen hss. zu ende und reiht hieran die dieser sammlung angegliederten einzelsammlungen. der letzte Arnamagnæanische quartant, AM. 1063, 4°, hat nach der fortlaufenden zählung die nummer 2195; mit der letzten Arnamagnæanischen octavhs., AM. 278, 8°[1], gelangt die laufende numerierung bis 2493 und mit der letzten der Arnamagnæanischen hss. der kleineren formate, AM. 481, 12°, bis 2572. sie steigt dann bei der Raskschen sammlung weiter bis 2695, bei der Stephensenschen bis 2774, bei der Eiríkssonschen bis 2780, bei der Kriegerschen bis 2784, bei der Gíslasonschen bis 2822 und bei der letzten, 'Accessoria' genannten, bis 2827 oder eigentlich — vgl. s. 764 — sogar bis 2828. mit einer nur ganz summarischen übersicht über die, eine eigene abteilung bildenden, Arnamagnæanischen dänischen, norwegischen und isländischen

[1] soweit ist nämlich die bei ausscheidung der von Jón Ólafsson als 208—413 mitgezählten octavdrucke zwischen AM. 207, 8° und AM. 414, 12° entstandene nummerlücke durch einfügung unnumeriert gewesener oder neuhinzugekommener octavhss. ausgefüllt. auch bei den Arnamagnæanischen manuscripten in fol. und 4° reicht der Ólafssonsche katalog nicht so weit wie der jetzige, nämlich nur bis AM. 379 b, fol. und AM. 901, 4°. anderseits sind mehrere von Jón Ólafsson katalogisierte hss. und sehr viele von ihm katalogisierte handschriftteile heute nicht mehr vorhanden.

diplome auf s. 611—612 erreicht der eigentliche handschriftenkatalog sein ende.

Es folgt eine bibliothekarisch commentierte ausgabe des in AM. 384, fol. enthaltenen Ólafssonschen kataloges über die von Arne Magnusson 1730 hinterlassenen gedruckten bücher, welche, im gegensatze zu den hss., der Kopenhagener universitätsbibliothek vollkommen einverleibt sind, sich aber zum grösten teile noch jetzt identificieren lassen; und nun kommen, mit gebrauchsanweisungen versehen, s. 652—760 die register über den handschriftenkatalog, nämlich: A ein systematisches inhaltsverzeichnis, B die personennamen, C die handschriftnamen, D die citierten hss., E 1) die hss. bis ca. 1600 nach ihrem alter geordnet, 2) die datierten von 1601 ab, 3) die auf pergament geschriebenen. die letzten seiten endlich füllen zusätze und berichtigungen, die aber selbst wider nicht nur einiger berichtigungen, sondern auch einiger zusätze, zb. einer widerholung der als '*Foreløbig meddelelse*' bereits am schlusse des ersten heftes des zweiten bandes gegebenen verbesserungen, bedurft hätten [1].

Was den eigentlichen handschriftenkatalog betrifft, so macht der 2 band im grofsen und ganzen denselben eindruck wie der 1. er zeugt etwas weniger von akribie, präcision des ausdrucks und redactioneller consequenz als von gelehrsamkeit und sachkenntnis. bei meiner bisherigen — allerdings cursorischen — lectüre ist mir nur an sehr vereinzelten stellen ein zweifel darüber aufgestiegen, ob der verf. würklich verstanden habe, um was es sich handelt: er gibt den inhalt von AM. 94, 8⁰ so an: 'D i m n a (*titlen fra den gl. katalog*). *En samling af dæmisögur og lign. Beg. med* Hinn fiörde Capitule' und führt diese hs. auch im register s. 713 als 'Dimna' — an der alphabetischen stelle dieses namens — auf, während ich nach 'Kalila und Dimna' ungefähr eben so wenig wie — in einem verzeichnis Goethischer werke — nach 'Hermann und Dorothea' unter D suchen würde und Kålund freilich zb. unter 'Galathea' [2] auf 'Pamphilus' verweist, nicht jedoch zb. neben 'Lea og Rachel' auch noch 'Rachel' mit einem hinweise auf 'Lea' notwendig findet. übrigens scheint schon Jón Ólafsson nicht recht bescheid gewust zu haben, da er 'Dimna' unter die 'Libri sacri' gesetzt hat.

[1] die aufklärung s. 766: "Benyttelse og beskrivelse' omfatter, som det vil ses, kun sådanne arbejder, der vidne om umiddelbar beskæftigelse med (første hånds undersøgelse af) vedkommende håndskrift' ist entschieden glücklicher formuliert als die entsprechende im 1 bande, reicht aber nicht als rechtfertigung dafür aus, dass der 5 band der Müllenhoffschen Altertumskunde auch jetzt noch nicht zum cod. Wormianus der Snorra Edda nachgeholt ist; denn Müllenhoff hat dort s. 208 ff mitteilungen von Hoffory und Guðmund Þorláksson veröffentlicht, welche ihm diese 'n a c h i h r e r b e k a n n t s c h a f t m i t d e r hs.' gemacht hatten.

[2] so ist dieser name hier durchweg — fünf mal —, obwol nie in anführungsstrichen, gedruckt.

Ein fall anderer art ist der: Kålund gibt den inhalt des ersten teiles von AM. 670f, 4° so an: '*Bl.* 3—7. 'De Sancto Magno Martyre glorioso'. *Latinsk legende. Varianter tilföjede af Arne Magnusson så vel i teksten som på bl.* 1 *og* 2' und bemerkt hierzu: '*Ang. varianterne til stykke* 1 *meddeler A. M. bl.* 2. For og bag inden paa bindet af den Snorre Sturlefens chronica, som ieg eier, og begynder af Sven Alfifefön, vare limede 2. pergaments blade i folio, hvor dog neden af vare bortſkaarne nogle liner. Paa diſſe 2. blade vare skrefne med en haand icke ret gammel, og hverken god eller ond, legenda S. Annæ matris B. Virginis, og begyndelfen af legenda S. Magni orcadenſis ſtrax efter den anden. Af dette fragmento membraneo ere tagne de Variæ lectiones, ſom her ſtaae med min egen haand ſkrefne. Bindet paa Snorre Sturlefen, er viſſeligen icke Iislandsſk. maae faa diſſe blade vere limede paa bindet, i Norge eller Danmark.' es ist so wahrscheinlich wie nur etwas, dass Arne Magnusson mit Snorre Sturlesens chronica keine geringere hs. als AM. 47, fol. — den Eirspennill — meint; denn erstens passt ja, was er hier über den anfang der chronica sagt, auf den Eirspennill; zweitens sagt er in AM. 435a, 4° vom Eirspennill dasselbe, nämlich: 'Snorra Sturluſonar æfi Noregs *konunga* tekr til á Sveine Alfifuſyne'...; und drittens muss ja der einband der hs., welche er meint, irgendwie besonders merkwürdig gewesen sein. aber katalog und register schweigen hier, wie in vielen der analogen fälle, vollkommen darüber, welche hs. Arne Magnusson im auge habe. manchmal wird der wert der citate aus seinen gewissenhaften notizen durch solchen mangel jeglicher erläuterung oder durch andere nachlässigkeiten nahezu illusorisch. was nützt es zb., dass es zu AM. 756, 4° heiſst: '*På en tilhørende seddel bemærker Arne Magnusson* 'þetta Eddu fragment heſi eg 1705. feinged af Monſieur Bryniolfi þordarſyne, ad frateknum þeim tveimur blődum, p. m. 113—153. þau ſeck eg ur einhverium ődrum ſtad á Islandi ante 1702'. *Hermed stemmer en notits AM.* 435*a*, 4*to* *bl.* 94v', da weder hinzugefügt ist, um welche beiden unter den achtzehn bll. der hs. es sich handelt — nach Finnur Jónsson Snorra Edda III, LXXVIII sind es bl. 9 und 10 —, noch auf welches exemplar Arne Magnusson mit p.[agina] m.[ea] hinweist. soll die unbefugtheit resp. berechtigung meines mistrauens in dem speciellen falle der hs. AM. 670f, 4° davon abhängen, ob Kålund schon bei der besprechung des Eirspennill die beiden auf den einband geklebt gewesenen blätter erwähnt hat oder nicht, so ist mein mistrauen berechtigt.

Aber man kann darüber verschiedener meinung sein, was in der geschichte einer hs. erwähnt zu werden verdient und was nicht, und gerade ich scheine mit Kålund hierüber nicht immer einer meinung zu sein. wenn eine hs., deren blätter früher in falscher reihenfolge eingesetzt waren, in unsern tagen, vielleicht gar erst während seiner eigenen amtsführung, umgeheftet worden ist,

so scheint mir dies ereignis wichtig genug, um in der beschreibung oder geschichte der hs. ausdrücklich — womöglich sogar mit angabe von jahr und tag — erwähnt zu werden; erst recht, falls die hs. bekanntermafsen bereits vor der umheftung litterarische verwertung gefunden hat. der katalog aber verweist bei AM. 31, 8⁰ für die ausführliche beschreibung auf Norges gamle love IV 607—609 ohne die leiseste anspielung darauf, dass die von Storm dort besprochenen, aber damals noch nicht tatsächlich redressierten buchbinderversehen seitdem in würklichkeit redressiert worden sind, so dass die bei Storm als bl. 98—104 bezeichneten blätter bei Kålund — und zwar sicherlich obendrein auch unter einander umgeordnet — als bl. 1—7 erscheinen, Storms bl. 1—97 also bei Kålund als bl. 8—104. dass hierdurch die lacune, die nach Storm zwischen bl. 35 und 36 fiel, zwischen Kålunds bl. 40 und 41 gekommen sein kann und gar die notiz des 'mauricius thorkil fon' von Storms bl. 116 auf Kålunds bl. 104, ist offenbar unmöglich. vermutlich liegt die schuld hier auf Storms seite; denn seine rechnung stimmt bei dieser hs. auch sonst nicht; aber ich muss es, wie schon beim ersten bande des kataloges, lebhaft bedauern, dass Kålund seine widersprüche gegen die letztvorangegangenen fremden beschreibungen so äufserst selten ausdrücklich als bewust gekennzeichnet hat, und finde diese unterlassung den Stormschen beschreibungen in NgL. IV gegenüber geradezu unverantwortlich; denn diese werden nicht etwa nur als litteratur citiert, sondern auf sie wird fort und fort zur vervollständigung der eigenen angaben hingewiesen, ja sie sind dem kataloge idealiter einverleibt durch sein register, das mit fett und rund eingeklammerter nummer solche namen mit aufführt, die unter der betr. nummer im kataloge selbst gar nicht vorkommen, sondern nur in Storms beschreibung der dieser nummer entsprechenden hs.

In eben so peinliche verlegenheit wie durch manche dieser directen widersprüche gegen frühere beschreibungen wird man versetzt, wenn man in der litteratur, die der katalog selber an die hand gibt, angaben findet, welche seinem sonstigen habitus nach durchaus in den katalog hineingehörten, aber doch vollkommen unberücksichtigt geblieben sind. wenn zb. Jón Þorkelsson Arkiv f. n. fil. 4, 277 ohne jedes wenn und aber erwähnt, dass die Sveins rímur Múkssonar in AM. 615 n, 4⁰ geschrieben seien 'með hendi Sigurðar á Knerri í Breiðuvík' und der katalog über den schreiber kein wort sagt, bedeutet das dann, Þorkelssons angabe sei irrig oder wenigstens unerweislich und unwahrscheinlich? gerade dass der katalog über den schreiber schweigt, obwol ihn andere namhaft gemacht haben, kommt öfter vor, auch schon im 1 bande, zb. bei AM. 414, fol.

Die einzige classe fremder irrtümer, die principiell der katalog ausdrücklich berichtigt, scheint, wie im 1 bande, die benennung

der hss. mit falscher nummer zu sein. obwol diese falsche benennung zuweilen auf einem solchen druckfehler beruht, wie ihn jeder aufmerksame leser aus dem zusammenhange heraus ohne schwanken verbessern kann, und obwol auch der fall vorkommt, dass der katalog sich durch die falsche benennung hat selber irreführen lassen — Þorkelsson Om digtningen på Island i det 15 og 16 århundrede meint s. 114 mit '723ᴬ 4to' die hs., die im kataloge '723b, 4to' heifst —, so sind doch diese correcturen sehr dankenswert. sie wären aber noch dankenswerter, wenn jede einzelne nicht nur bei der würklich gemeinten, sondern aufserdem auch noch bei der nominell citierten nr mitgeteilt wäre oder ein eignes register dieser falschen — genauer vielleicht: irrigen und veralteten — numerierungen angehängt wäre. was die veralteten bezeichnungen durch 'Addit. . . .' anlangt, so hat ja Kålund den wert eines solchen ariadnefadens durch ihre aufnahme in das register der im kataloge citierten hss., in das von rechtswegen die meisten von ihnen gar nicht hineingehören, selber anerkannt.

Welche register dem kataloge beigegeben sind, habe ich schon gesagt, und dass m. e. noch mehr beigegeben sein sollten, erhellt aus meiner anzeige des 1 bandes. selbst LLarssons viel bescheidenere wünsche (Arkiv f. n. fil. 9, 309 f) sind nicht alle stricte erfüllt; denn man findet im personennamen-register bei den durch einen stern hervorgehobenen handschriftabschreibern nicht etwa nur oder gesondert die von ihnen abgeschriebenen hss. zusammengestellt, sondern alle hss., bei deren besprechung der katalog die betr. person überhaupt erwähnt hat. darauf, dass verfasser-autographen und originaldocumente nicht als solche kenntlich gemacht, geschweige zu einem besondern register vereinigt sind, und dass keine zusammenstellung der hss. nach sprache und nationalität geboten werde, macht Kålund selbst im voraus aufmerksam. wenn er zum troste hinzufügt, dass dagegen die sprache eines bestimmten stückes gewöhnlich aus dem register hervorgehn werde, wiewol freilich 'under de större numre' übersetzungen der betr. schrift nicht immer als solche hervorgehoben seien, so ist das allerdings richtig, aber ich kann weder finden, dass zb. die anführung: 'Dimna 2297' — 2297 ist AM. 94, 8⁰ — den eindruck einer gröfseren nummer oder isländischer sprache mache, noch einsehen, was der zusatz '(*isl.*)' geschadet hätte.

Abgesehen von den registern E 1—3, die ich wenig controliert habe, scheint mir das systematische inhaltsverzeichnis A das beste und, angesichts der heillosen schwierigkeiten eines solchen verzeichnisses, überhaupt recht gut. auch das personennamenregister B wird verhältnismäfsig selten ganz versagen. ein paar inconsequenzen, versehen und wunderlichkeiten — auch aufser bereits angedeuteten — muss man freilich bei beiden mit in den kauf nehmen. zb. erscheint ein fragment der Historia ecclesiastica

des Eusebius und ein collegienheft aus den vorlesungen von Thomas Ittig — oder, wie er hier heifst, Ittingius — über Historia ecclesiastica saeculi I et II nicht im abschnitt XVII 2, der 'Kirkehistorie, dogmatik, religionsfilosofi' umfasst, sondern nur im abschnitt XVII 1: 'Bibel, bibelhistorie, legender'; bei Birgitta eben hier ist auf 'Moral' weiterverwiesen, di. abschnitt XVII 4, den man, um diese heilige widerzufinden, nur bis gerade zum letzten stichworte 'Åbenbaringer' durchzulesen braucht; im personennamenregister fehlt Birgitta ganz, fehlt zb. unter Snorri Sturluson eine reihe von nrr (106. 1674. 1824 usw.), ist ein artikel 'Tord', den man statt 'Thord' aufsuchen soll, nicht zu finden, u. dgl. mehr.

Weniger erbaulich sind die beiden nächsten register. das liegt teils an der redactionellen ungleichmäfsigkeit des kataloges, teils an der oft ganz mechanischen arbeitsweise des registrators. was man von dem register der handschriftnamen vor allem verlangen kann, ist doch, dass man auf den ersten blick sehe, welcher hs., vorausgesetzt, dass sie noch existiert und sich in der Arnamagnæanischen sammlung befindet, der und der name eignet. es gehört gewis auch in Dänemark noch nicht zur allgemeinen bildung, auswendig zu wissen, dass 'Hólmsbók' AM. 622, 4°, oder gar, dass Hólmsbók nach fortlaufender zählung nr 1610 ist. trotzdem kann man alle drei in register und zusätzen unter 'Hólmsbók' angeführten nummern aufsuchen und durchlesen, ohne irgend auf die angabe zu stofsen, Hólmsbók sei der name für AM. 622, 4°, geschweige dass etwa eine jener drei nummern selber = AM. 622, 4° wäre. die von andern natürlich längst constatierte, zb. bei Þorkelsson Om digtningen på Island i det 15 og 16 århr. im navneregister zu findende identität von Hólmsbók und AM. 622, 4° bleibt vielmehr dem leser von neuem zu ermitteln überlassen. und warum? weil Arne Magnusson in all den im kataloge unter AM. 622, 4° mitgeteilten excerpten zwar die herkunft dieser hs. mit den worten 'fra Þorde Petursfyne ä Holme' angibt, aber unseligerweise nicht gerade den namen Hólmsbók gebraucht und der katalog selber es versäumt hat, ihn irgend wo in der beschreibung von AM. 622, 4° zu nennen. sucht man nun im register der citierten hss. die hs. AM. 622, 4° auf, so sieht man hier nicht etwa ua. auch die im vorangegangenen register für Hólmsbók gegebenen belegstellen aufgeführt, nicht einmal als indirecte hinweisungen, sondern nur andere, nämlich zwei, an denen sich der katalog gemüfsigt gefühlt hat, Arne Magnussons bezeichnung 'bok Þordar Petursfonar ä Holme' durch ein '*(s: AM.* 622, 4*to)*' zu erläutern. und eine stelle wie 2365, wo sich der katalog hierzu nicht gemüfsigt gefühlt hat, erscheint weder in dem einen register unter 'Hólmsbók' noch in dem andern unter 'AM. 622, 4°', während sie zum mindesten hier, als indirecte hinweisung, di. in mageren runden klammern, zu stehn hätte. mit der unterschei-

dung der indirecten hinweise von den directen hat sich der registrator selber ein netz gestellt und, zumal da die mageren runden klammern um belegstellen bei ihm aufserdem schon zweierlei andere bedeutungen haben, den benutzern keinen grofsen dienst geleistet. doch sind die fälle, wo er sich durch anbringung resp. auslassung dieser klammern verfängt, belanglos gegenüber einer ganzen kategorie von fällen, wo er indirecte hinweisungen, anscheinend grundsätzlich, überhaupt nicht registriert. während er, principiell wenigstens, mit seinen klammern einen unterschied macht dazwischen, ob im kataloge zb. unter nr 1576 (di. AM. 613 f. 4⁰) gesagt ist — wie tatsächlich der fall —: '*som i AM.* 613*e*, 4*to*', oder — wie nicht hier, aber in sehr vielen analogen fällen geschehen —: '*som i foreg. nr*', lässt er diejenigen hinweise auf weitere nummern, die sich der katalog durch das leidige '*o. fl.*' oder '*m. fl.*' leicht gemacht hat, einfach bei seite. ich habe diese summarischen citate des kataloges schon s. 353 meiner anzeige des 1 bandes getadelt[1]. es handelt sich in meinem dabei gebrauchten beispiele um eine anzahl von nummern, die laut katalog zt. zwar auch noch anderweitig, zt. aber einzig dadurch in näherer beziehung zu einander stehn, dass in allen die hand eines und desselben vom kataloge nicht namhaft gemachten abschreibers vertreten ist; eine dieser hss. ist mit signatur bei sechs ihrer sieben schwestern citiert, eine andere bei zweien; auf die übrigen sechs wird höchstens durch '*o. fl.*' oder '*m. fl.*' hingewiesen. infolgedessen nun gelten diese sechs dem registrator überhaupt nicht als im kataloge citiert und fehlen in register D gänzlich.

So rächen sich die sünden des kataloges! —

Dass mir trotz diesen und ähnlichen sünden und einigen ihm von anderer seite nachgewiesenen fehlern der katalog nicht etwa nur ein sehr brauchbares, ein nunmehr ganz unentbehrliches, sondern auch — rein theoretisch beurteilt — ein sehr respectables werk scheint, wird sich für jeden meiner leser, der ihn schon benutzt hat, von selber verstehn.

Hamburg, märz 1895. FR. BURG.

Altsächsische sprachdenkmäler, herausgegeben von JHGALLÉE. LI u. 366 ss. 8⁰. Leiden, EJBrill, 1894. dazu: Altsächsische sprachdenkmäler. facsimilesammlung herausgegeben von JHGALLÉE. 29 tafeln fol. in mappe. Leiden, EJBrill, 1895. — 45 (für subscribenten 35) m.

Das werk besteht, wie schon der titel andeutet, aus zwei teilen, welche nicht notwendig einander bedingen und an sich besser getrennt worden wären. denn eine, falls mit sorgfalt und umfassender kenntnis hergestellt, gewis erwünschte neuausgabe der kleineren as. denkmäler, auf deren grund ein vollständiges

[1] man schalte dort '87 und' vor '88' ein.

wb. dieses idioms später sich aufzubauen hat, muss in aller germanisten hände kommen können und darf nicht verteuert werden durch beilagen, die für verständnis und kritik des mitgeteilten sprachmaterials entbehrlich sind. eine facsimilesammlung hingegen, deren mannigfachen nutzen ich keineswegs verkenne, braucht auf jeder gröfseren bibliothek nur in éinem exemplar vorhanden zu sein: das genügt durchaus für die zwecke, denen sie zu dienen vermag. die vereinigung der photographischen tafeln mit der edition hat hier, ähnlich wie bei dem ahd. Isidor, ihnen wol nur einen gröfseren abnehmerkreis schaffen sollen. mag man aber darüber denken, wie man will: die nachbildungen selbst, welche nicht nur proben sämtlicher in den textband aufgenommener stücke, so weit deren originale sich erhalten haben, sondern auch solche der Heliandhss. und der Genesis bringen, verdienen alles lob. man nimmt daher vier minder zur sache gehörige blätter mit darstellungen kunstvoller initialen des Essener und eines Pariser (vgl. s. 19) codex gern in den kauf. ich bedaure nur, dass einige mal statt eines ganzen blattes blofs ein teil reproduciert wurde. wäre XIX[a] vollständig widergegeben, so hätte der misratene holzschnitt s. 339, dessen obere hälfte sicher zu deuten ich nicht vermag (*israhel* der unteren gehört wol zu *egregi cantator*), gespart werden können.

Anders fällt das urteil über den textband aus. man wird zwar billigen, dass niederfränkische denkmäler wie die bruchstücke der psalmenversion und die mit ihr zusammenhängenden Lipsischen gll. fortblieben; aber schwere bedenken erheben sich, wenn gll., deren lautstand ganz und gar keine sächsischen charakteristica bietet, nur darum für sächsisch ausgegeben werden, weil die hs., in der sie stehn, irgend einmal in einem sächsischen kloster sich befand. das gilt von den Hamburger gll. und dem Werdener Prudentiusfragment. letzteres ist zum einband eines Werdener codex verwendet gewesen; das Hamburger ms. gehörte nach Corvey, doch erst im 14 jh., ob schon früher, weifs man nicht. auch der dialekt der Brüsseler Prudentiusgll. zeigt nichts specifisch sächsisches. somit enthält das buch folgende stücke, denen ich aus einem grunde, der bald ersichtlich werden wird, in klammern die citate der bisher mafsgebenden ausgaben beifüge: 1) Essener evangeliengll. (teilweise veröffentlicht von Crecelius, Jahrbuch des vereins f. nd. sprachforschung 4, 45—53); 2) Lindauer gll. zu Matthaeus (Gll. I 708 ff); 3) Düsseldorfer gll. zu Gregors Homilien; 4) Essener heberolle (MSD LXIX); 5) Homilie Bedas (MSD LXX); 6) Sächsische beichte (MSD LXXII); 7) Düsseldorfer Prudentiusgll. (Gll. II 575 ff); 8) Oxforder Vergilgll. (Gll. II 716 ff. 724. 725 ff); 9) Freckenhorster heberolle (Heyne[2] 67 ff); 10) namen von hörigen aus Corvey; 11) segen gegen *spurihalz* und *nesso* (MSD IV 4. 5); 12) Hamburger gll. (Gll. II 26. 352); 13) Wolfenbüttler gll. aus Lamspringe (Gll. II 366. 351); 14) stücke

eines Psalmencommentars (MSD LXXI); 15) Merseburger gll. (Heyne² 95ff); 16) Sächsisches taufgelöbnis (MSD LI); 17) Indiculus superstitionum (Heyne² 89f); 18) Runenalphabet und buchstabennamen (Germ. 13, 77ff); 19) Abecedarium nordmannicum (MSD V); 20) Strafsburger gll. (Heyne² 92ff); 21) Carlsruher gll. aus SPeter (Germ. 22, 392ff, in den Gll. I. II an verschiedenen orten verstreut); 22) Pariser Prudentiusgll. (Gll. II 595); 23) Brüsseler Prudentiusgll. (Gll. II 572ff); 24) Düsseldorfer Prudentiusfragment; 25) Werdener Prudentiusfragment; 26) Werdener und Münsterer ags. gll. (die letzteren von mir Zs. 33, 242ff herausgegeben oder excerpiert). neu sind also blofs ein teil der gll. von nr 1, ferner nr 3, deren existenz indes seit Hoffmanns Ahd. gll. s. XLII § 114 bekannt war, und, soviel ich sehe — denn die westfälische localliteratur ist mir hier nur lückenhaft zugänglich —, nr 10, endlich nr 24, blätter einer doublette des Düsseldorfer Prudentiuscodex, und die von FJostes entdeckten nrr 25. 26. übrigens passt nr 10 (und 18) nicht recht in die sammlung, sonderlich nachdem die vormals (s. den prospect des buches v. mai 1890) und noch während des satzes (s. 19) zur aufnahme bestimmte Werdener heberolle wenig stichhaltigen gründen (s. I) zu liebe fortgelassen wurde. auch der abdruck der ags. gll. nr 26 befremdet in einem buche, das die reste der as. litteratur vereinigen will.

In der hauptsache werden demnach bekannte, grofsenteils mehrmals veröffentlichte stücke widerholt. man darf erwarten, dass sie in besserer oder mindestens in eben so guter gestalt als sie bisher vorlagen erscheinen. spricht doch der herausgeber ausdrücklich (s. I) von der durch ihn vorgenommenen 'genauen vergleichung der hss.' und versichert uns (s. III), dass 'der text genau revidiert ist'. ich muss dem gegenüber constatieren, dass fast alle bereits publicierten denkmäler in erheblich incorrecterem zustand als früher auftreten, und kann die fachgenossen nicht dringend genug vor diesen angeblich 'genau revidierten' texten warnen. denn der Utrechter professor versteht entweder keine hss. zu lesen oder er list sie mit einer geradezu stupenden flüchtigkeit; aber auch das richtig gelesene misversteht er des öftern und alles verbrämt er mit druckfehlern, die dem sand am meer in ihrer massenhaftigkeit gleichkommen.

Ich erbringe den beweis hiefür auf grund 1) der facsimilia; 2) einer collation der nrr 4—6, welche ich gegen ausgang augusts 1895 in Düsseldorf veranstaltete; bei dieser gelegenheit verglich ich auch gröfsere partien der Prudentiusgll. mit dem dort bereits vorhandenen abdruck Gallées, denn zu vollständiger nachprüfung reichte weder meine zeit noch schien eine solche nach den ergebnissen meiner stichproben erforderlich; 3) der übereinstimmung meiner 1876 genommenen copie der SPeterer gll. mit Holders 1877 erschienener ausgabe; 4) der drucke, wo wir in folge des verlusts der hs. auf sie recurrieren müssen.

S. 116 Essener heberolle: z. 1 *uehus,* 2 *uiar* (ich erwähne das, weil im weiteren verlauf dieses stückes G. *u* und *v* nicht normalisiert hat). 13 *gerston.* 16 *similiter.* 17 *Te.* der sodann z. 19ff gedruckte passus, welcher auf bl. 149^b^ (richtiger 152^b^, s. u.) des codex sich befindet, ist ohne recht zur rolle gezogen : denn er rührt von ganz anderer hand her. zudem hat ihn G. sehr unglücklich dargestellt, indem er seine vorderste, direct an den text der homilien Gregors sich anschliefsende zeile *De p̄dio eilę. p̄pę* (dies bedeutet natürlich *prepositurę,* nicht *prope,* wie der grofse paläograph G. auflöst). *Creia. X. sict.* an den schluss hinter *Anhannine* setzt. gehörte sie dorthin, so wäre nach *hannine,* das fast am zeilenanfang steht, hinreichender raum für sie gewesen. wer ein nahezu correctes bild von der gestalt und ordnung dieses kleinen stückes gewinnen will, sehe Crecelius von G. verschwiegenen aufsatz Zs. des bergischen geschichtsvereins 11 (1876), 200 ein. natürlich muss es auch z. 22 *denarios* heifsen. — s. 118 Homilie Bedas: 1 *tho.* 5 *gefi — luidi* auf rasur. 19 *nouember.* 119 (gedruckt ist 191), 7 *gefullon.* 10. 11 *liua — drohtine* mit verweisungszeichen auf bl. 149^b^ oder richtiger 152^b^: weshalb nämlich die heberolle sowol wie die homilie dem bl. 150 zugewiesen sind, kann ich nicht verstehn, beide befinden sich auf dem letzten blatte des codex, der nach G.s eigener angabe (s. 107) 153 bll. zählt; auch facs. III^c^ zeigt mit bleistift eingetragen 153. — s. 123 Sächsische beichte: 7 *dimittere.* 15 *lubrica.* 16 *qs̄* dh. *queso* oder *quesumus.* 24 *PSALMV̄.* 124, 5 fällt der gröbliche lesefehler *ovem praedictam* für deutlichstes *pditā* um so mehr auf, als der von G. selbst citierte text bei Wasserschleben Bufsordnungen 253 das richtige gewährte. hinsichtlich des deutschen textes ist zunächst zu bemerken, dass die grofsen buchstaben bald beibehalten wurden, bald nicht, dass einige mal mit der hs. *vu,* meist aber gegen sie *uu* gedruckt ist, dass endlich die 3 *j* in *sundjono, sundja, uuerkjan* z. 16. 17 wider den codex und den späteren usus offenbar aus MSD herstammen, mit denen G. collationierte. 35 *helagon sunnun.* 125, 2 *minniu.* 8 steht unzweifelhaft *gisibtio.* 9 das erste mal *unrehtoro.* 10 das zweite mal *unrehtoro.* 12 *gilouian.* 13 das erste mal *an^a^.* 22 *othra.* 31 *sinan.* 34 *godas.* 35 *tui*] *tibi.* 126, 3 *et*] *atque.* 4 *et semper*] *nunc et im* (sic) *perpetuum.* 5 *uero illi poenitentia.* 8 statt *etc.* folgt: *ut quos conscientię reatus accusat. indulgentia tuæ miserationis absoluat. p* (vgl. dazu Wasserschleben 257). — s. 132ff Prudentiusgll. anm. 2. 4. 5. 6 muss ich meine lesungen durchaus aufrecht erhalten, zumal ich G.s vorschlag *ter clara* keinen sinn abzugewinnen weifs. 133^b^, 23 *huzscricta.* 134^a^, 5 fehlt *Pusio busicho.* 34 *gibógiándélicvn.* 138^b^, 3 *hrîthérinón.* 12 *thés is. té.* 27 *hángóthión.* 139^a^, 35 *mrota.* 139^b^, 6 *kindvom.* 7 *gispándan.* 31 *giuillia.* 140^b^, 21 steht nur *vvdid* auf rasur. 141^a^, 26 *gi áhtod.* 141^b^, 23 *dogalnússi* auf rasur, nicht die vorhergehnde gl. 142^b^, 5 *streidin.*

26 *vuithar.* 143ᵃ, 4 *pretoris.* 9 *giláuod.* 10 *mid.* 15 *sia.* 19 *portitor.* 20 *thia.* 29 *vvárdas.* 143ᵇ, 2 *ludónthion.* 30 *sniumi.* 144ᵃ, 15 *tréuuua.* 20 *kierzivn.* 144ᵇ, 8 *vuelono.* 30 *oɩarmódigo.* 145ᵃ, 9 *naglon.* 19 *kitilód.* 145ᵇ, 10. 11 *concinna* und *tractare.* 146ᵃ, 5 *periclum.* 146ᵇ, 18 *ik.* 23 *hélpánthivn.* 147ᵃ, 10 *hiabrámion,* keine spur eines hoch stehnden *t.* 31 *perspicuo.* 147ᵇ, 10 *ságid.* 37 *regulam.* 148ᵇ, 17 *gipáphi.* 22 *túrf* wahrscheinlicher als *tv́rf.* 149ᵃ, 4 *gihuddigon,* nicht *gihúddigon* : was G. als accent ansah, ist die schleife des über der gl. befindlichen *cęli.* 149ᵇ, 4 *si.* an allen diesen stellen stimmt mein abdruck Gll. II, den ich, als ich die strichproben nahm, nicht zur hand hatte, mit ihnen überein. — s. 172 ff Freckenhorster rolle : die in GFischers abdruck (Typographische seltenheiten heft 5) erhaltenen bruchstücke von Kindlingers hs. sind zur seite der Münsterer abgedruckt; mit welcher scandalösen flüchtigkeit, geht schon daraus hervor, dass G. zweimal, indem er von einem wort auf ein späteres gleichlautendes übersprang, ganze satzteile fortliefs und damit den schein erregte, dass K lückenhafter gewesen sei. 172ᵃ, 6 *ahte.* 7 *banano.* 16 *peninggo.* 173ᵃ, 17 *gei huue thar.* 19 *Scharezzehon.* 174ᵃ, 7 *Van.* 10 *thorpa en malt rokkon. Ende Hemoko uan themo seluon thorpa.* 12 *Van.* 18 *rokkon. Bernhard an themo seluon tharpa tuentich muddi rokkon.* 19. 22. 24. 25. 31 *Van.* 32 *Grupilingi.* anm. 1 *fforo.* 175ᵃ, 3 *Van.* 178ᵃ, 34 *Uriling.* 179ᵃ, 1 *Endi.* 180ᵃ, 14 *thru.* 22 *the si sehstein.* 181ᵃ, 8 *Suihtinhouile.* 10 *mudi.* 21 f *gimalena.* — s. 208 Beschwörungsformel (facs. VI): 1 *SPURIHAIZ.* 5 *Feruina.* 6 *cælos.* 26 *margę.* — s. 239 Merseburger gll. (facs. Xᵃᵇ): 10 *dićunt* dh. *ducunt.* *est,* nicht *esse.* 15 *accipiunt.* 19 *quę.* 241, 3 *humane.* 6 f *deum.* 8 über *occasionem* las Bezzenberger ... *stat,* was auch ich zu sehen meine, wenngleich die photographie sehr dunkel und undeutlich ausgefallen ist; G. bietet *gascopun m* ..., welche für ein sächsisches denkmal unmögliche form sicher nicht dagestanden hat, und setzt es zu dem vorhergehnden *intulimus,* indem er wie zuweilen auch sonst stillschweigend den platz der glosse verändert. 10 zwischen *ad* und *mittat* gehört die blattzahl 105ᵈ. 12 *debeant.* — s. 260 priesternamen und buchstabenbezeichnungen (facs. XIᵇ): 1 *Hugbertus,* nicht *Hugᵈbertus.* 2 *monacus.* 6 *Aodolđ*] das erste *d* aus *t* corr. 7 der name für *g* kann weder *gas* noch *ges* noch *gos* gelesen werden, sein letzter buchstabe war vielmehr ein *d.* — s. 273 ff Strafsburger gll.: 274, 34 *geuuelid.* 275, 21 *ueldhón.* 31 *háp.* 35 es stand *caloa.* 276, 3 *cicendela.* 17 *nubilis.* — s. 284 ff gll. aus SPeter: 289, 4 *caui.* 5 *Caluaria.* 32 *nezzilon.* 292, 35 *pertussura.* 294, 27 *Decuplo.* 295, 8 *stirpus.* 12 *uuihiri.* 297, 25 *dumbę.* 32 *ephili.* 301, 14 *affatimire.* 303, 24 *Flabrum.* 30 *gettsan.* 304, 5 steht *concharu.* 7 *Plectitur.* 14 *pupilla.* 305, 5 *Specubus.* 307, 12 *lahhahtirost.* 19 *Irrecitus.* 24 steht *Obrita.* 308, 34 *Librans.* — 361 ff Münsterer gll. nominum (facs. XIXᵈ): 363, 25 *priuiginus.* 364, 13 *preduo.* 18 *priuigemus.* 25 *nidrę.*

Hat die prüfung, welche sich, um allen einwänden vorzubeugen, auf ein minimales material beschränken muste, fehler in fülle nachweisen können, die den bisherigen ausgaben fast immer fremd waren, wie wird es erst um die stücke bestellt sein, welche noch keinen abdruck erfuhren! allerdings für die Lindauer gll. benutzte G. eine copie Holders, der ob seiner genauigkeit rühmlichst bekannt ist; und wenn ich, abgesehen von einem dutzend leichterer druckfehler, in den Essener evangeliengll. eigentlich nur s. 38, 22 die worte *thát hé hisuor* in *thár hé bi suor* zu verbessern weifs (wodurch zugleich G.s conjectur *he gisuor* sich als unnütz ergibt) und bemerken muss, dass s. 43, 27 *sithun* gl. zu *quia nunc* ist, so rührt das daher, dass G. mir correcturbogen derselben, meiner erinnerung nach i. j. 1892, mit dem verlangen zusante, sie mit meinen 1883 genommenen abschriften zu vergleichen, und dass ich dieser naiven zumutung in angeborener gutmütigkeit nachkam. um so greller beleuchten die facsimilia der Werdener fragmente G.s paläographische schulung und akribie. 336, 2 (facs. XVIII[b]) *peculari scripto.* 338, 57 (facs. XIX[a]) *modia · CC · alia · C.* 63 *similis.* 339, 83 *elifantiacus.* 87 *emorphor.* 88 der strich nach *nex̃* ist vom übel, wenn er, wie sonst, zeilenschluss bezeichnen soll; das letzte wort der zeile kann keinesfalls *exisrt* gelesen werden, denn *x* besitzt überall einen langen, nach unten gezogenen schweif: wahrscheinlich steht *easrt*, das ich freilich nicht zu deuten weifs. in der anm. zur zeile muss es natürlich 'Judic.' statt 'Judith' heifsen. 345, 251 (facs. XIX[b]) nicht *censum quod censori soluctur* [sic], sondern *censum quod censeri solet.* 261 *triplunas · g · nuge* zu lesen ist unmöglich: nie zeigt der linke schenkel des *u* sich oben mit einem *m* oder *n* verbunden, *l* dagegen weist stets unten eine rundung auf. es kann nur *triphinas · g · migc* dagestanden haben; ob dies *migc* als 'culex' zu nehmen sei, mögen andere feststellen. 264 *tubuli stemne theuta* G. aber von dem buchstaben vor *emnę* ist nur ein geringer rest vorhanden, der unmöglich einem *t* angehört hat, weil sonst spuren von dessen oberem wagerechten balken müsten wahrzunehmen sein. ebenso wenig lässt sich die vor dem angeblichen *t* oberhalb eines loches im pergament sichtbare tintenspur als ausläufer von *s* fassen: so hoch hinauf reichen nur die zeichen für *b, l, h.* ich vermute *laemnę theuta* 'irdene röhren'. 265 bei *mansionarius* bleibt nichts unsicher. 273 vielleicht *uicarius,* zweifellos *loci.* 278 *uiridarum.* 353, 52 (facs. XIX[c]) *sarabaides uagotores uel si uiuentes* (= *sibi viventes,* vgl. Salom. gll. bl. 191[d] der incunabel). 13 *scris.* unter den aus den Gll. nominum des Amplonianus (CGL II 563 ff) ausgehobenen ags. wörtern fehlt 357[a] *arca funebris sacrofagum cest* (567, 36) und 358[a] *Blata pigmentum hauiblauum* (570, 12), obwol beide Kluges Ags. lesebuch s. 4, das G. benutzt und citiert hat, aufführt. — manchmal entstehn in folge flüchtigen lesens reine phantasiegebilde. aus den Gregorgll. bl. 129[a] (facs. III[a]) ver-

zeichnet G. s. 113 [*Tantaque*] *Subito flaglantia miri odoris aspersa est, thar quam tho geliko salih ruk.* jedesfalls schliefst die deutsche zeile mit den klar erkennbaren silben *nussi*, welche, wenn sie gleich möglicherweise durchstrichen sind, notwendig hätten erwähnt werden müssen. davor aber steht keineswegs *ruk*, sondern sicher *stan*[k]. an dem vorhergehnden wort ist corrigiert; mir scheint ursprünglich *so silo* (statt *filo*) geschrieben gewesen und dies in *sulik* geändert zu sein. — zum schluss ein pröbchen aus dem lat. teil der Essener gll. ich habe die stelle ganz zufällig mit rücksicht auf Otfrid in meiner abschrift notiert. G. 85, 10 *gentilis populus*] *gentilem populum. Johannes prior*] *Johannes qui prior.* 11 *attamen*] *et tamen.* 12 *Synagogen*] *synagogam. que*] *quę. surrectione*] *resurrectione.* 13 *audierat — nolebant*] *audiera*ⁿ*t — nolebaⁿt.* allerdings erklärt G. s. III, es hätten in diese lat. gll. 'einige' fehler sich eingeschlichen: aber wenn auch anderwärts wie hier auf 5 druckzeilen 8 fehler kommen, die den zusammenhang des abschnitts total zerstören, dann wäre besser gesagt worden, dass in den durchgängigen unsinn auch einiges richtige sich eingeschlichen habe.

Wenige der angeführten fälle könnte G. damit entschuldigen, dass in den hss. offenbare fehler vorlägen, die von ihm gebessert seien. dann war er aber verpflichtet, die lesart des codex unter dem strich mitzuteilen.

Eine besonders kräftig strömende fehlerquelle bildet für G. das auflösen der abkürzungen. im allgemeinen huldigt das buch, wol aus typographischen gründen, dem princip der auflösung, freilich ohne consequenz. s. 131 macht sechs spalten des Düsseldorfer Prudentiuscodex namhaft, auf denen die abbreviaturstriche für *m* und *n* aufgelöst seien; die einzelnen fälle werden dann zum teil auch noch in den noten ausdrücklich angezeigt. aber auch auf andern bll. ist das gleiche geschehen, ohne dass eine notiz darüber sich findet, so 11^b v. 14 *tēpérod*, 52^d v. 298 *dūbo*, 54^b v. 552 *vuĕmánthiun*, 68^d v. 183 *béqúā*; 53^d v. 495 steht gedruckt *crāpón*, begleitet von der sonderbaren anm. 'l. *crámpon*', während 51^c v. 110 dasselbe *crāpon* richtig aufgelöst in den text gesetzt war. bei den SPeterer gll. sind, so viel ich sehe, die *m* oder *n* andeutenden abbreviaturstriche sämtlich stillschweigend aufgelöst und nur *scirm̄to* = *scirmento* s. 302 ausdrücklich hervorgehoben. dagegen in den Brüsseler Prudentiusgll. s. 322 bleibt 46^b *caffent̄*, 51^b *crāpp*, 68^a *holant̄* jedoch wird falsch umgesetzt in *holantere* statt in *holanter.* überhaupt scheint *t̄* handschriftlich wie gedruckt G. böse schwierigkeiten zu bereiten. denn er schreibt 296, 7 *bisanct. stoc* statt *bisanct̄* = *bisancter*, 304, 4 *giriget* statt *giriget̄* = *girigeten*, 291, 28 *excusat* statt *excusat̄* = *excusationes*, und behauptet s. 361 anm. 4, in meinem abdruck der Münsterer bll. stünde Zs. 33, 244 *iupii* statt *iupit̄*: er wolle gefälligst einmal

genau hinsehen! s. 276, 9 wird *ham'tra* der hs. in *hamstra* verschlechtert: gemeint ist *hamustra*, wie schon Mone wuste. anderwärts schafft G., wenn er, ohne darüber ein wort zu verlieren, abkürzungen falsch auflöst, den blühendsten unsinn. zu Prudentius Apotheosis 293 *deuotus cippo ficulni et stipitis unctor* bringt er s. 323 die durch gesperrten druck als deutsch gekennzeichnete gl. *tillodon*, nebenbei gesagt das einzige neue, das er, ungerechnet einige druckfehler, ohne die nun einmal er es nie tut, meinem abdruck Gll. II 572 ff hinzuzufügen hat. nun steht in der hs. über *cippo stoche ł illodõ*, wie bereits Martin in seiner collation Zs. 14, 192 angibt. da diese mir notwendig bekannt sein muste, so hätte G., wenn er ein gewissenhafter editor wäre, sich fragen sollen, aus welchem grunde wol ich *ł illodõ* fortgelassen: bei geringstem nachdenken würde dann ihm eingefallen sein, dass *illodõ* nichts als *illo deo* meint. aber nachdenken gehört nicht zu G.s gepflogenheiten, wie gleich 338, 62 beweist: *domuncula domus dimĩ* wird aufgelöst in *dimidium* statt in *diminutiuum!* 345, 272 *uimelle aures sicli p q̃ sansa mit̄* heifst *per quas ansa mittitur*, nicht *per quem sansa mittunt*, was G. schwerlich selbst verstanden hat.

Derselbe mangel an consequenz, welcher bei den abbreviaturen sich zeigte, tritt auch anderwärts zu tage. cursiver satz dient in den texten, ohne dass der uneingeweihte darüber aufschluss erhielte, den verschiedensten zwecken: bei dem eben angeführten *holant*ere oder bei *cred*imus 136ᵃ, 13 bezeichnet er auflösung der abkürzung; bei *vuertha*d s. 137ᵃ, 15 und *feral*em 142ᵇ, 34 soll *d* resp. *m* als ergänzt kenntlich gemacht werden; bei *sciep* s. 274, 5 wird Graffs verfahren nachgeahmt, der bekanntlich einzelne cursive buchstaben an stelle von 'sic' verwante. zum ausdruck einer ganz gleichartigen ergänzung gebraucht dagegen der herausgeber 140ᵇ, 29 (*giscu*ʳᶦᵗᵃᵐᵒ) hoch stehnden und kleineren antiquasatz. daneben endlich — und dort allein ist ihre bedeutung sofort klar — markieren cursive typen einige mal (138ᵃ, 4. 138ᵇ, 29. 139ᵃ, 3) correcturen, über welche die noten auskunft geben. auch der vorwort s. II ausgesprochene verständige grundsatz 'die in den gll. getrennt geschriebenen glieder von compositis sind hier zusammengeschrieben, was mir für das verständnis wünschenswert erschien' ist keineswegs durchgeführt, vgl. zb. 133ᵇ, 1 *and bermida*. 5 *ant slagada*. 135ᵃ, 21 *half diarigo*. 24 *hóua uuárde*. 137ᵃ, 26 *avent sterro*. 139ᵇ, 35 *vif fóldámo*. 144ᵃ, 26 *fer kopton* usw. 286, 2 *hauid loca*. 31 *mu uuerf*. 287, 8 *meri minnon*. 28 *gét isarn*. 290, 19 *horo dubil* usw.

Nicht minder oberflächlich sind die beschreibungen der benutzten hss. ausgefallen. für den SGallensis 878, der das Abecedarium nordmannicum enthält, begnügt sich G. s. 263 f mit einem unübersichtlichen auszug aus Scherrer, statt mitzuteilen, dass der codex aus 6 ursprünglich getrennten teilen sich zusammensetzt, von denen der zweite vorn unvollständige s. 178—321, die lagen

13 ff eines umfänglichen ms., für uns hier allein in betracht kommt. — über die Düsseldorfer hs. B 80 wird s. 107 nur gesagt: '9—10 jh., 153 foll. in lagen von 8 bll., 16 ss.; nach 63[b] fehlt ein doppelquaternio, ebenso ein quaternio nach 69[a] [sic]. die hs. enthält die homilien, die homilie Bedas und die Essener heberolle, alle von derselben hand'. zunächst ist die behauptung unrichtig, dass die (19 unsignierten) lagen sämtlich quaternionen ausmachten : andere verhältnisse weisen auf bl. 17—22 (davon 17 und 19 einzeln), 23—31 (davon 23 einzeln), 48—56 (56 angeklebt), 57—61, die beiden einzelbll. 62. 63, 64—69, 118—133 (die mittleren bll. 125. 126 einzeln). endlich stellen 150—153 die vier vorderbll. einer lage dar, deren correspondenzbll. jetzt fehlen. ebenso wenig kann ich zugeben, dass der ganze codex von éiner hand herrühre. während bis bl. 63[b], wo die grofse lücke platz greift (ob sie gerade zwei quaternionen befasste, steht dahin), die satzanfänge rot angetupft sind, fehlt fernerhin alles rot und lassen sich verschiedene hände scheiden; nur diejenige darunter, welche den letzten abschnitt der homilien schrieb, kann dieselbe sein, welche die deutschen stücke bl. 153[ab] eintrug. übrigens ist das ms. vorn unvollständig, es beginnt mit den worten *quo eū laborare usque ad mortem* = hom. 22 p. 1532 mitte, sodass wahrscheinlich eine lage zu beginn mangelt : dann bildete den inhalt des ganzen der zweite teil der homilien. zwischen hom. 25 und 26 findet sich bl. 23[a]—24[b] eine kurze predigt Augustins eingestreut (anfang *Cum ergo esset sero die illa una sabbatorum* usw.), und hom. 38 ist doppelt vorhanden. auf die lücken nach bl. 63 und 69 entfallen die stücke *sufficit* p. 1587—1595 *in uiam pacis* und *peccatores* p. 1601—1607 *secretorum.* — die Düsseldorfer hs. der Sächsischen beichte, signiert D 2, besteht aus drei verschiedenen teilen: 1) bl. 1—26 (drei lagen); 2) bl. 27 —197 (einundzwanzig quaternionen : die bll. 87. 176. 177 wurden beim foliieren übersprungen; nach bl. 51 und 67 sind unsignierte halbbll. eingeschaltet; vielfach vertritt das mittelste doppelbl. der quaternionen ein paar einzelbll.); 3) bl. 198—234 (darauf noch ein leeres; bl. 204. 205 doppelt vorhanden; zusammen ein ternio, vier quaternionen, ein doppelbl.). nur dieser dritte teil ist also für die Beichte von bedeutung : darin bl. 203[a] das Gloria in excelsis und das glaubensbekenntnis griechisch wie Clm. 19440 s. 2—4.

In den litteraturangaben über die verschiedenen denkmäler herscht ungleichheit. bei dem Sächs. taufgelöbnis sind sie sehr ausführlich gehalten und wörtlich aus MSD² abgeschrieben, nur dass Heynes Denkmäler hinzukamen, welche den principien von MSD gemäfs dort nicht genannt werden konnten : dafür blieb die von mir Anz. xiv 287 (vgl. MSD³ ii 316) nachgewiesene würklich erste publication Holstens fort und fehlt auch die früheste der deutschen ausgaben unseres jhs., Mafsmanns nämlich in den

Heidelb. jbb. 1827 s. 1087, welche freilich den Denkmälern sich nicht entnehmen liefs. hingegen vermisst man bei den Düsseldorfer Prudentiusgll. und bei den Hamburger jeden hinweis auf meine veröffentlichung derselben; dass ich die Lindauer Matthaeusgll. — in welchem besitz sie sich befänden, erfuhr erst auf seine frage G. von mir — längst herausgegeben, wird in raffinierter weise verschwiegen. dass zuweilen G. die litteraturangaben aus MSD ohne sie nachzuschlagen herübernahm, erweist das ergötzliche misverständnis anm. 9 des Abecedarium nordm. s. 266 'JGrimm Zs. f. d. a. 14, 131 *bihabendi* durch falsche verbindung von *endi* (für *midi*) mit *bihabe*'; vgl. damit MSD³ II 57. ebenda werden lesungen Pipers verzeichnet, dessen name vorher nicht genannt war: sie stammen aus der 3, die litterarischen notizen aus der 2 ausgabe der Denkmäler, wie denn überhaupt durch das ganze buch bald diese bald jene citiert ist. nach dem wortlaut s. 122 unten gewinnt es den anschein, als habe Crecelius die Sächs. beichte herausgegeben und sei dieser sein abdruck von JGrimm recensiert.

Überall hängt G. von seinen vorgängern ab und widerholt deren verbesserungsvorschläge. dawider wäre nichts einzuwenden, wenn er entweder generell dies abhängigkeitsverhältnis klargestellt oder in jedem einzelfall seinen gewährsmann genannt hätte: weil er aber nur hin und wider, und meist polemisch, emendationen als von anderen herrührend bezeichnet, so muss bei minder kundigen sich die meinung bilden, der weitaus gröste teil der vorgebrachten conjecturen sei G.s eigentum. nach den schlimmen proben ags. weisheit, die der letzte abschnitt des buches bietet (über einige s. unten), war ich geradezu verblüfft durch die hübsche vermutung *aequanimus biliwit* 357 anm. 2 für *aequimanus bylipti* der hss., bis ich fand, dass sie bereits Kluge im glossar zu seinem Ags. lesebuch vorgetragen hatte. so werden denn zb. bei den Brüsseler Prudentiusgll. sämtliche steganographische gll. in den noten nach meinem vorgang aufgelöst. ich bilde mir weifs Gott darauf nichts ein: aber ich vermute, dass G., der an der einen der zwei stellen, an denen allein er in dem ganzen buche selbständig geheimschrift auflöst, gründlichsten unsinn zu tage fördert, sie schwerlich ohne vorgänger immer würde haben richtig deuten können. s. 309, 6 bieten nämlich die gll. von SPeter *satisfaciens kfubgpnis*: die stelle steht in den Gll. noch nicht, weil der abschnitt erst unter den Adespotis des IV bandes zum abdruck kommt, und Holder hatte die verification der gl. verabsäumt. G. löst also *kfubgpnis* auf in *ifuagonis*. dabei denke sich einer etwas! schon Graff III 420 sah, dass *keuagonti* gemeint ist; nur dürfte graphisch *kfubgpntf* = *keuagonte* näher liegen.

Gelehrsamkeit über das mafs landläufigen oder von anderen (zb. s. 252. 314) ihm suppeditierten wissens hinaus besitzt G. nicht. ein herausgeber altsächsischer gll. muss bei den engen

beziehungen zwischen ihnen und den ahd. einerseits, den ags. anderseits auch mit diesen vertraut sein. G. veröffentlicht die gll. aus SPeter von neuem, vermerkt auf grund meiner ausgabe die stellen, an welchen in dem SGaller codex die gleichen worte begegnen, weifs aber nicht, dass seitdem eine dritte hs., der aus Frankenthal stammende Palat. 288 der Vaticana, dessen deutsche gll. bis s. 288, 8 seines abdrucks reichen, zweimal bekannt gemacht wurde, 1886 durch Reitzenstein Germ. 31, 331—34, 1890 durch Stokes Academy nr 924 s. 47, vgl. auch Bartsch Altd. hss. in Heidelberg s. 186: die kenntnis dieser quelle wäre geeignet gewesen, sein urteil über den as. charakter des Carlsruher ms. zu modificieren. im zweiten, ags. glossierten Erfurter vocabular klafft hinter bl. 33 eine lücke von mindestens éinem bl. (CGL v 333, 62): 33[b] endet mit *Spartum linea,* 34[a] beginnt mit *Tropeum signum uictoriae.* einen teil dieser lücke füllt jetzt das von Jostes abgelöste Werdener fragment 6[a] *Testudo densit . . . romanum* (gemeint wol *densitas romanorum*) — 6[d] *Tropeum preda de hostibus facta* (G. 353—356) aus. aber ein anderes supplement war längst durch Hoffmann von Fallersleben Zs. 3, 383 publiciert, ohne dass freilich die herausgeber des CGL und gar Sweet oder G. darum gewust hätten. weil es im IV bande der Gll. nicht wol untergebracht werden kann, will ich hier rasch darüber das nötige bemerken. die fragmentenmappe Cgm. 187 enthält unter e 4 zwei zweispaltige doppelbll. in quart saec. IX. das erste derselben reicht auf bl. 1 von *Bisum syricū tortū* (CGL v 271, 19) bis *Casabundus uacellans instabilis* (273, 10), auf bl. 2 von *Cilex pirata* (276, 61) bis *Coryli arborabellanus* (278, 52): zwischen beiden hälften fehlt somit ein doppelbl. das zweite befasst, ohne lücke, *Serio necessaria aduerbiū* (332, 22) bis *Stuprum uirginitatis perditio ł societas turpis cum feminis tantum* auf bl. 3 und *Stragulat sariat* bis *Tepore calore* auf bl. 4. darin die schon im Amplofianus (= Sweet OET 109, 1132—34) vorhandenen gll. (3[a1]) *Setes nrysti. sax̄* (332, 23), (3[a2]) *Sinapiones cressa sax̄ qui in aqua crebcit* (333, 3), (3[b1]) *Spalagius musca uenenosa est autem similis fifęlde sax̄* (333, 43) und die neuen (4[a1]) *Stilo cueldehęredę sax̄* [1], (4[b1]) *Sura hammę sax̄,* (4[b2]) *Taxata* [2] *broc sax̄.*

Aber nicht einmal was ihm längst durch mich bereit gestellt war kennt G. vollständig. er widerholt, indem er gleich mir 110[b] *Pharisęi farra* Juv. 3, 241 und 118[b] *Ipsum percontant imuragant* oder *unuragant* 3, 648 übersieht, die gll. des Helmostadiensis 553 (der, nebenbei gesagt, durch die vorgesetzte signatur 601, die

[1] *Stilo* = *stilio* = *stellio*; zum zweiten teil des ags. wortes vgl. *hreāđemūs vespertilio* (Wright-Wülker 48, 29 *stilio hraeđemuus*), seinen ersten teile mit Schmeller II[2] 185 ich von an. *kveld,* ags. *cwild* ab: die bedeutung der auch unter den ags. tiernamen des Vocabularius SGalli (s. 141 *quœlderœde* Hattemer I 10[a]) widerkehrenden bezeichnung wäre sonach 'abendfalter'. [2] = *taxus* = *melus.*

fortlaufende nr des Heinemannschen catalogs, recht irreführend bezeichnet wird) zum Poeta Saxo sowie zum Juvencus, bemerkt aber nicht, dass der gleiche codex auch der Passio Adalberti drei gll. beischreibt, die bei mir II 741 gedruckt stehn. sodann war in meiner recension von Heynes Altnd. denkmälern[2] Anz. IV 138, deren kenntnis bei einem herausgeber der kleineren as. sprachdenkmäler ich doch wol voraussetzen darf, auf Mones collation der Strafsburger hs. C. IV 15 in dessen Anz. 4, 490 hingewiesen worden: G. aber weifs nach wie vor nur von Langs durch Holtzmann angeführten proben. mit welcher flüchtigkeit er übrigens diese Strafsburger gll. behandelt hat, erhellt aus der bemerkung s. 270: 'zwei gll., die Graff hinter l. XII, c. angibt, 8 [lis: c. 8 angibt] (*vesicula blasa* und *displosa testotan*) konnte ich nicht auffinden. wahrscheinlich sind es randgll. gewesen; zum texte von lib. XII, c. 8 gehören sie nicht, denn mit *gurgulio* schliefst dieses capitel ab'. sie gehören zu XIII 8, 2 *Quod mirari quis non debet, quum vesicula, quamuis parua, magnum tamen sonitum displosa emittat;* das unmittelbar vorangehnde cap. 7, welches mehrere gll. enthält, muste G. doch durchlesen.

Eine pseudodeutsche gl., das famose *tillodon*, hat uns bereits beschäftigt. solcher wechselbälge gibt es noch unterschiedliche[1]. zur Passio Fructuosi 90 lautet der ansatz aus der Düsseldorfer Prudentiushs. 66[d] bei G. s. 149: '*vestia pura* (ed. *vestigia*). *giuádą*'.

gi *nvda*

letzteres wort soll as. sein. tatsächlich bietet der codex: *vestia pura,* also *vestia* in *vestigia* corrigiert und *pura* durch *nvda* erklärt; zum überfluss folgt alsbald *Stabat calce mera,* · *i* · *nudis pedibus.* über lat. wörtern begegnen in dieser hs. accente nicht selten. s. 315 letzte zeile *haurit* mit der angeblich deutschen gl. *achar:* aber das ist der Psychom. 537 genannte name. z. 14 auf derselben seite neben *Ludebant resons* [?] *meditantes vulnera* die randschrift *Hillabant:* diese bedeutet nicht vielleicht, sondern zweifellos *Irridebant* (so die Glosa der Prager Prudentiushs.). lat. sind weiter die für deutsch ausgegebenen gll. 286, 34 *Pinnula penna.* 297, 11 *Bitalassimore. talassis more.* 303, 12 *Gete Gothi.* 305, 7 *Exhalent anhebent* (s. Gll. II 498 anm. 5). 16 *Cicatrix ulcela* (aao. anm. 20).

[1] ich sehe von allen fällen ab, in denen G.s irrtum auf einem druckfehler beruhen kann, erwähne somit nicht, wo sicher lat. worte durch gesperrten satz als deutsch oder sicher deutsche bei mangelndem durchschuss als lat. bezeichnet zu werden scheinen. überhaupt gab ich stets nur ausgewählte beispiele: hätten alle versehen berichtigt werden sollen, so wären bogen erforderlich gewesen. deshalb will ich auch nur im vorbeigehn rügen, dass das ganze buch denkbarst unbequem eingerichtet ist: keine zeilenzählung sorgt für bequemes citieren; nur bei den Werdener ags. gll. stehn marginalien, bis plötzlich s. 362 dem setzer dazu die lust ausgeht: sogar bei der paginierung ist unerhörte sparsamkeit entfaltet, indem die vielen unnützen schmutzbll. und die neue texte beginnenden seiten unsigniert blieben; einmal entraten acht einander folgende seiten der bezifferung (s. 208—215), sodass man in einem fort blättern muss.

355, 46 *Tipo dracho* (s. CGL v 398, 20). 356, 101 *Trapete mole* (s. ebenda 396, 2; hier bezweifelt allerdings G. selbst deutschen ursprung). auch das s. 347 note citierte *Cunabula cynna* 277, 17 [so zu lesen] kann nicht mit Sweet OET 108 als ags. betrachtet werden. denn später (CGL v 283, 9) steht *Cunabula nutrimenta uel cyna infantium*, gemeint ist also *cuna*; wegen des *y* s. Isidors Etym. 20, 11, 6. hier und sonst werden zudem sonderbare besserungsvorschläge gemacht, denen die tendenz gemeinsam ist, möglichst viele der behandelten ags. worte für das continentale Sachsenland zu retten. zb. s. 347 anm. '274, 35 *Cartilago grurzapa dicitur rustice*; l. *gnurzana*, vgl. ndd. *gnorsebot*': es liegt aber *grundsopa* vor (Bosworth-Toller 492ª). s. 352 anm. '312, 32 *muccus sax. horch*; l. *horth* für *hroth*. i. e. *hrot*': indes belegt Bosworth-Toller 553ª ags. *horh* reichlichst. das ganze system der sternchen und kreuze, welches zur unterscheidung der blofs ags. und der sowol ags. als as. worte von dem herausgeber ersonnen ist, will mir recht verfrüht erscheinen: würklich alter ags. gll. besitzen wir doch recht wenige; dass aber gar manches wort, welches bisher nur in ags. quellen sich belegen liefs, auch auf continental sächsischem gebiet umlief, ersieht man aus dem jetzt zugänglichen glossar Tz. (Gll. III 715 ff).

Ein eigentümliches verdienst freilich scheint sich G. durch die bestimmung der verschiedenen hände, welche bei der niederschrift der Essener evangelien- und der Düsseldorfer Prudentiusgll. beteiligt waren, erworben zu haben. ich sage 'scheint': denn tatsächlich sind diese scheidungen für den Prudentiuscodex, den ich gerade daraufhin näher ansah, höchst problematischer natur. und G. selbst erklärt s. 127 'an der hauptmasse der gll. (welche in altsächsischer sprache geschrieben ist) haben 6 verschiedene hände gearbeitet; von diesen sind einige einander so ähnlich, dass es nicht unmöglich ist, dass in würklichkeit eine geringere händezahl tätig war' und hängt den auffälligen schluss an 'es schien aber aus graphischen und grammatischen rücksichten angezeigt, an dieser scheidung der hände festzuhalten'. was die gll. aus Essen anlangt, möge man facs. IIᵈ mit dem text s. 31 vergleichen: *léhnon* soll von derselben hand wie *scathod*, aber von anderer als die randgl. *endi thi an is duoma bithuindan uuillia* herrühren. mein urteil ist das entgegengesetzte. trotz den vorbemerkungen s. 22 ff, welche zwischen 8 händen unterscheiden, bleibt mir übrigens noch manches unklar: weshalb eine menge gll. ohne händezahl auftreten, weshalb s. 51, 19 eine zehnte hand erscheint, weshalb eine gl., die s. 24, 4 der achten hand zugeschrieben ist, s. 30, 21 den exponenten 2 trägt usw. aber wäre selbst die sonderung der hände verlässlicher, so würde meines erachtens ihr wert der aufgewanten mühe kaum entsprechen: denn es kann nicht unser ziel sein, für jeden as. schreiber eine specialgrammatik zu schreiben, zumal wir nur selten in der lage sind, sein indi-

viduelles eigentum von dem, was er mechanisch nachmalte, zu trennen. darüber spricht auch G. s. II absatz 3, eigentlich sich selbst desavouierend, ganz verständig.

Noch nicht gedacht ist der sehr aphoristischen und kaum fördernden notizen über die Heliandhss. und der einleitung. obschon diese nicht gerade viel zur sache dienliches bringt und ziemlich desultorisch von der geographischen und kirchlichen einteilung des alten Sachsens, von den technischen ausdrücken für christliche begriffe, von klosterschulen und bibliotheken, von hss. und deren herstellung handelt, scheint sie mir darum an dem buche das beste, weil sie selbständige bemühung und eifrige sammeltätigkeit des verfassers bezeugt.

Aufser den wenigen oben genannten stücken, welche hier zum ersten mal gedruckt sind, beschränkt sich das neue des buches auf folgende details : bei den Düsseldorfer Prudentiusgll. kamen 4 resp. 5 deutsche worte hinzu: bl. 2[d] Hymnus ante cibum 51 *Findit hie* (artikel; in den ausgaben *fundit),* 14[c] Apoth. 399 *Nuntia sia* (gleichfalls artikel), 21[d] Hamart. 174 *Subtacitam gegnion* [?], 67[d] P. Cassiani 78 *Virgulas ualdon* (die beiden letzten eingekratzt) sowie 11[c] am rand neben Apoth. 32 *domed,* dessen deutsche herkunft mir sehr problematisch erscheint. ferner bei den Oxforder Vergilgll. zwei : 5[a] Georg. 3, 25 *Scena ut versis. videre thea the* (mir nicht ganz klar) und 170[a] Aen. 10, 23 *Quin neuan,* bei den Pariser stark verblassten gll. zur Psychomachie vier sichere : 151[a] v. 327 *Calathos senkiphatu,* 335 *Lora sel,* 151[b] v. 358 *Cesariem loci,* 155[a] v. 470 *Fuluis brun rad* und zwei zweifelhafte : 155[b] v. 485 *oppositum baculo nul,* das G. für *mit* nimmt, sowie die marginale *mot sandium* 161[b] neben 688 *Ostentans — coreis,* endlich bei den Münsterer ags. gll. eine : *Dudum ungeora* (338, 66). wesentlich mehr als früher konnte von den bruchstücken des Bernburg-Dessauer psalmencommentars [1] gelesen werden : die facsimilierten seiten 225. 227. 229. 231 gewähren jetzt eine sichere grundlage für ergänzung der lücken, da G.s

[1] diese bezeichnung verdient den vorzug vor der von G. Alts. gramm. s. 3 eingeführten 'psalmpredigt', die jetzt s. 221 folgendermafsen begründet wird : 'dass es worte sind, welche an das ohr gerichtet waren und nicht für die lectüre dienen sollten, erhellt aus satzteilen wie : *wi sculun ferneman* (44), *gethenked* (48), *wola* (62. 64). die wörter *verba mea* ua. weisen auf den lat. text, der in der homilie immer der ausgangspunct einer neuen exhortatio sein muss'. die vier zahlen sind falsch (die beiden ersten geben die zeilen von MSD an!), sie müssen lauten 50. 54. 68. 70. *wola* vor dem vocativ des lat. psalmtextes hat nicht die mindeste beweiskraft; *gethenked* ist unsicher ergänzt; es bleibt nur *wi sculun ferneman.* will man auf diese widergabe von *intelligendum est* einen schluss bauen, so kann ich dagegen anführen, dass auch der lat. mehrfach von mir verwertete commentar des Clm. 3729, welcher genau wie der deutsche jeder erläuterung das anfangswort des betr. psalmverses vorausschickt, Ps. 5, 5 einen solchen plural aufweist : *Mane adstabo. Post cursum noctis uitæ presentis. uidebimus eum siculi est.* übrigens müste das eine sonderbare predigt gewesen sein, die zwei verschiedene psalmen in einem atem ohne pause behandelt hätte.

füllsel mehrfach den widerspruch herausfordern. spärliche deutsche worte, zum teil namen oder federproben, die Bezzenberger vielleicht mit absicht fortliefs, haben sich in der anfangspartie der Merseburger hs. ergeben. auch die namen des Vatic. 266 erfuhren an einigen orten berichtigungen.

Ohne die verdienstlichkeit dieser nachträge herabsetzen zu wollen, kann ich nicht umhin, sie dürftig zu finden gegenüber der sintflut von fehlern, mit welchen alle schon bekannten texte, wie nachgewiesen, verbösert worden sind, gegenüber der unzahl von bibliotheken und gelehrten, welche laut vorwort dem buch in einer oder der anderen form ihre hilfe haben angedeihen lassen, gegenüber dem zeitraum von fünfzehn jahren, welche derselben quelle zu folge die arbeit gewährt hat.

Ich habe freilich anlass, G.s chronologischen angaben zu mistrauen. er sagt s. III 'seine [Crecelius] ausgabe der Essener gll., auf das evangelium des Matthaeus [und Marcus] beschränkt (Jahrbuch des ver. f. nd. sprachf. IV 44), war eben erschienen, als ich mit meiner abschrift der Essener gll. zu ihm kam. mit seltener uneigennützigkeit überliefs er mir, sobald er meine abschriften gesehen hatte, die ganze ausgabe'. darnach hätte G. den Essener codex spätestens 1879 copiert. das ist nicht der fall: er hat ihn erst im sommer 1887 abgeschrieben. wenn es nötig sein sollte, kann ich jeden augenblick den urkundlichen beweis dafür erbringen.

Erlangen, februar 1896. STEINMEYER.

Die entwicklung des dialoges im alten Hildebrandsliede von WILHELM LUFT. Berl. diss. Berlin 1895. 39 ss.

Der gegenstand ist für eine dissertation ziemlich hoch gegriffen, wenn nach so vielen bemühungen unserer fachgenossen, darunter solcher ersten ranges, noch etwas neues geboten werden sollte. allerdings konnte auch eine kritische zusammenfassung des bisher geleisteten verdienstlich sein. der verf. hat zunächst die ansicht Lachmanns, dass unsere hs. erste niederschrift sei, angenommen, mit recht, wie mir scheint: nur hätte er sie auch näher begründen sollen und können. mit unrecht aber meint L., dass der mischdialekt der hs. sich aus der übertragung aus dem obd. ins nd. erkläre. syntax und wortwahl sind nd., und sie beweisen mehr als gewisse lautliche und flexivische abweichungen vom altsächsischen, die L. inzwischen in der 'Festgabe an Karl Weinhold, dargebracht von der gesellschaft für deutsche philologie' s. 20—30, nochmals zusammen gestellt hat: diese abweichungen erklären sich einfach daraus, dass wir einen grenzdialekt vor uns haben, der sich in einigen puncten dem mitteldeutschen näherte. mit unrecht legt auch L. ein entscheidendes gewicht auf gewisse schwankungen der orthographie, insbesondere darauf dass zuweilen einfaches *t* =

as. *t* ist, während meistens *tt* dafür steht. wenn as. *k* auch hinter vocal durch *k ch hh h* vertreten ist, got. *o* durch *o uo*, *au* durch *au ou* resp. *ao o* usw., so ist doch an ein völlig consequentes verhalten der schreiber in der widergabe des as. *t* nicht zu denken. damit entfällt aber der grund, auf den sich L. bei weitgehnden abänderungsvorschlägen stützt, wie s. 11 ff v. 2 *heizmuotin* (was doch auch *hettmuotin* heifsen müste) oder *ubarmuotin*. — ganz besonders stark ist die umgestaltung und umdeutung (s. 24 ff) von v. 30—32, wo *gileitos* präsens sein soll, dann vor *sippan hôh* eingeschoben und der ganze satz übersetzt wird '(ich mache dich zum bürgen), weltengott oben im himmel, dass du mich mit einem mann, der so hohe verwantschaft hat, nicht einmal in einen rechtsstreit bringest (geschweige in einen waffenstreit)'. das soll nun ein mystificierender scherz Hildebrands sein, den Hadebrand falsch verstehe, so dass aus diesem unglücklichen misverständnis der grässliche ausgang sich ableite. man darf wol abwarten ob diese auf gewaltsam veränderter und doch zuletzt dunkler rede beruhende, alle bisherige deutung auf den kopf stellende ansicht zustimmung findet.

Auch die deutung von v. 35 *bi huldi* 'aus gnade', wodurch Hildebrand seinen sohn schwer gereizt habe (s. 19), leuchtet nicht ein. eine gute parallele gibt Heliand 4675 *Petrus . . sprac bi huldi uuið is herron*, als er ihm die versicherung gibt treu auszuharren, wenn auch alle andren ihn verliefsen: Petrus sprach 'aus liebe' oder 'um die liebe seines herren zu gewinnen'; in beiden fällen liegt aber doch keinerlei überhebung, die verletzen konnte, in seinen worten.

Nicht immer gibt übrigens L. die ansicht der von ihm angezogenen philologen richtig wider. s. 23 merkt er irrig an, dass Steinmeyer die vv. 46—48 Hildebrand belasse. ich allerdings tu dies, da mir, abgesehen von der willkür, wonach v. 45 abgetrennt werden soll, der zusammenhang weit besser erscheint, wenn wir Hildebrand sagen lassen, nachdem Hadebrand seine gabe zurückgewiesen hat: 'ich sehe wol an deiner rüstung, dass du daheim einen guten herren hast und unter dem gegenwärtigen könige noch nicht verbannt wurdest' (also hast du nicht nötig von fremden gaben zu empfangen). daran schliefst sich vortrefflich v. 55—57: 'immerhin wirst du leicht meine rüstung erobern können, wenn du nur irgend ein recht dazu hast'. der ruhige, freundliche, nachgiebige ton der ganzen stelle passt vortrefflich zu Hildebrand. soll dagegen Hadebrand 46 ff sprechen, so fehlt der zusammenhang mit dem vorhergehnden; es muss der gedanke ergänzt werden: 'du kannst mein vater nicht sein; denn du bist kein vertriebener'.

Ref. wendet sich von der dissertation ab; nur die bemerkung, dass der druck correcter sein sollte, drängt sich noch auf: p. 17 wird *strit ledan* als ags. angegeben uä.

Dagegen möge es gestattet sein einige weiterführende bemerkungen hier anzuhängen. in der von Luft s. 36 angeführten redensart aus der liederedda, Frá dauða Sinfjötla: *Hann* (*Sigmundr*) *sagdi 'Láttu gron sia þá, sonr'* findet sich eine merkwürdige belegstelle in Fischarts Gargantua (1600) s. 63 *nit durch die Sip sondern durch den Bart seigern.* es war dies also ein altgermanischer trinkerausdruck.

Zum Hildebrandslied selbst sei noch folgendes bemerkt. in v. 61 *dero hregilo hrumen* wird neuerdings vielfach *rûmen* gelesen und die redensart übersetzt 'sich der kriegsgewänder entäufsern'. gegen diese auffassung hatte schon Lachmann (Kl. schr. s. 440) eingewendet: 'die construction ist schwer zu begreifen: sich der kleider räumen — etwa soviel als sie ausziehen müssen'. in der tat ist *sich eines dinges rûmen* weder ahd. oder mhd. noch as. belegt. Otfrid v 6, 33 gebraucht *sih rûmen* im sinne von 'sich entleeren, reinigen', wie Hel. 3749 *rûmde* (*that hêlaga hûs*) von Schmeller gewis richtig mit 'vacuefecit, purgavit', übersetzt worden ist. Kelles erklärung der Otfridstelle 'sich ergeben' ist willkürlich. — ganz unmöglich aber ist die übersetzung von *dero hregilo* 'der kleider, gewänder', wenn darunter verschiedene stücke der kleidung oder rüstung verstanden sein sollen. zwar die ahd. stellen, an denen *hrekil regil* glosse zu 'coturnus, spolia, trophea' ist (Gl. I 90, 28. 259, 35), geben über den sinn und gebrauch des wortes keine nähere auskunft. aber das angelsächsische lässt keinen zweifel. hier erscheint *hrägl*, sowie seine composita (s. Grein) stets im singular, wenn von der bekleidung eines einzelnen menschen die rede ist. es ist meist ein tuch, das um schulter oder lenden geschlagen wird, gleich dem taciteischen 'sagulum'; daher *merehrägl* 'segel' bedeutet; dann auch rock oder panzer. im plural wird *hrägl* nur gebraucht, wenn von mehreren personen geredet wird. *hregilo* ist also gleich *brunnono* im folgenden vers, und die ganze wendung ist nur eine variation zu *eddo desero brunnono bedero uualtan;* so wird *eddo* auch in v. 11 gebraucht. es muss also bei Lachmanns *hruomen* für *hrumen* verbleiben, wenn nicht jeder der beiden helden mehrere waffenröcke oder panzer getragen haben soll.

V. 37 *mit gêru scal man geba intfâhan* ist metrisch in der zweiten hälfte zu kurz, aber auch sachlich lückenhaft. soll man jede gabe mit dem spiefse annehmen? gewis nur die des verdächtigen feindes. vielleicht könnte man vor *geba grames* oder etwas ähnliches einschieben; zwei liedstäbe bringt der zweite halbvers auch 17. 25. 41. 49. 61. man könnte auch an *sulica* denken, und in der tat haben die brüder Grimm 1872 s. 7 und 19 'solche gabe' übersetzt. doch ist das wohl nicht gehoben genug. also nur soviel erscheint sicher, dass etwas fehlt; was? wird sich vielleicht nie bestimmen lassen.

Zu v. 43 liegt eine parallele vor in Elene 131 *sume wîg fornam.*

Strafsburg, 31 jan. 1896. E. Martin.

Beiträge zur sittengeschichte aus Tandareis und Flordibel. von KARL BÜNTE. Kieler diss. Kiel, HFiencke, 1893. 64 ss. 8°.

Bünte hat in 7 abschnitten über höfische erziehung, ritterweihe, ritterliche ausrüstung und kleidung, ritterliche spiele, geselliges leben, über das verhältnis des landesfürsten zu seinen untertanen und das der ritter zum bürgerstande gehandelt. Pleiers dichtung ist also blofs nach gewissen seiten betrachtet worden, und die vervollständigung des culturbildes bleibt einem andern überlassen. hätte B. nicht allbekanntes widererzählt, hätte er nur wichtigeres und der erklärung bedürftiges ausführlicher besprochen, alles übrige aber möglichst kurz behandelt resp. übersichtlich zusammengestellt, so wäre es wol möglich gewesen, den gesamten stoff, den Tandareis darbietet, auf den 64 seiten zu behandeln, auch wenn alle belegstellen in betracht gezogen werden, was bei solchen specialarbeiten unbedingt gefordert werden muss. ist es doch auch von wert zu erfahren, welche bezeichnungen und ausdrücke in der quelle vorkommen, welche vorwiegend, welche seltener gebraucht werden usw.; dazu aber ist eine genaue statistische zusammenstellung nötig.

Abgesehen von der stofflichen beschränkung und der vielfach unnötig breiten darstellung ist leider noch vieles auszusetzen. B. besitzt ungenügende fach- und litteraturkenntnis; schlecht unterrichtet, zt. auf veraltete und wenig verlässliche werke sich stützend, hält er vieles für neu, auffallend, bemerkenswert, geeignet, die bisherigen darstellungen zu klären, was es in der tat nicht ist; er verbreitet sich über dinge, die bekannt genug sein sollten, und wo würklich etwas aufzuhellen ist, unterbleibt es oder es misglückt häufig. ich führe nur aus den ersten abschnitten belege hierfür an.

§ 1 glaubt B. aus v. 198 ff für den beginn des 'knappendienstes' eine sichere zeitbestimmung zu gewinnen, die den bisher geläufigen berichten entgegensteht. sie widerspricht jedoch nur Wackernagels annahme, nicht der von ASchultz, da der 'knappendienst' mit dem 12. lebensjahre beginnen konnte, nicht aber allgemein in diesem alter anfieng. ohne zweifel richtete sich dies nach der körperlichen entwicklung und auch nach den rechtsbestimmungen über die mündigkeit. dass schon anderwärts (s. Specht Gesch. d. unterrichtsw. s. 232 ff) zeugnisse beigebracht worden sind, ist B. entgangen. — § 7 wird der unterschied zwischen *knabe* und *juncherre* nicht festgestellt. — § 8 begnügt sich B. mit 'einigen bemerkungen' über die verschiedenartigkeit der anrede. — § 11 hält er v. 2043 ff für einen 'neuen wichtigen' beleg für das segnen des schwertes, welcher brauch indes hinlänglich bezeugt ist. zu allem überflusse verweise ich noch auf Garel 10089; Helbl. VIII 302 ff; Lohengr. 2414 ff. 3809.

Besonders mangelhaft und oberflächlich ist der 3 abschnitt. hier waren vor allem die auf ritterliche ausrüstung und kleidung

bezüglichen ausdrücke zu gruppieren und ihre bedeutung, ihr gebrauch im T. darzulegen. jenes ist unterblieben, und die sachlichen erläuterungen zeigen, dass B. das gedicht nicht einmal aufmerksam durchgelesen hat, sonst hätte er bei dem bescheidensten wissen nicht zu so verkehrten ansichten kommen können. man braucht nur zu lesen, was § 14 über *harnasch*, § 15 über *halsberge* gesagt wird, und die angezogenen textpartien zu vergleichen. § 16 wird wol darauf aufmerksam gemacht, dass *kursit* und *wâpenroc* nicht selten mit dem gemeinsamen namen *wâpenkleit* zusammengefasst werden; im übrigen erfahren wir aber blos, dass der von Lexer angenommene unterschied (*wâpenkleit* = an den leib — des mannes, rosses — zu legende schutzwaffe, rüstung; *wâpenroc* = über den panzer gezogenes oberkleid) aus unserer dichtung keineswegs ersichtlich sei. dazu sei bemerkt, dass für *wâpenkleit* im T. nirgends die von Lexer angegebene bedeutung nachweisbar ist. es entspricht *wâpenroc* 12112 (vgl. 1212), in der regel aber versteht Pleier darunter *wâpenroc, kursit* nebst *decke* des pferdes, also die *kleit,* die in den wappenfarben gehalten und mit der wappenfigur geziert zu werden pflegten: 9784 *dô was dem degen unverzeit nâch sînem willen wâpenkleit bereitet kostecliche von einem pfelle rîche, der was rœter dan ein rubbîn, dar ûz gap kostlichen schîn golt von Arâbîd; dar ûz wart dem helde aldâ ein wâpenroc gemachet an koste niht verswachet und des selben ein kursît unde ein decke lanc und wît;* s. aufserdem 12236 ff: 12500 ff: 12508; 12250: 13530 ff: 13524. 13629; 12255 ff: 14102 f: 14094. 14113, an welchen stellen von den *drier hande wâpenkleit* 12280 (s. auch 14900. 14917) die rede ist; ferner 9079 ff: 9094; 10080: 10067. sonst begegnet der ausdruck noch 2642. 5496. 12809. 13703, wo nähere angaben fehlen; 4771 ff wird neben andern stücken wol auch *îsengewant* angeführt; doch ist sicher auch hier *w.* (v. 4787) nicht darauf, sondern auf *wâpenroc* und *kursît* (4782. 4807. 4810 f) zu beziehen. — § 17 schliefst sich B. San Martes ansicht an, dass das *härsenier* vom eigentlichen panzerhemd getrennt gewesen sei, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, dieses auf leib und arme zu ziehen! — § 18 wird das *spaldenier* zuerst für ein gefüttertes weiches kleidungsstück, dann für ein fest gepolstertes ausgegeben. — § 20 ist über *zimierde* in recht oberflächlicher weise gehandelt; die wappenzeichen bleiben unbesprochen, nur über die oft vorkommenden *poyen* sucht sich B. klar zu werden, doch vergeblich, wozu allerdings die ungenaue angabe im Mhd. wb. beigetragen hat. *poye* ist bekanntlich nicht die kette, sondern die fessel, der ring, welcher um arm, bein oder hals des gefangenen gelegt wird, wornach *arm-, bein-* und *halspoyen* unterschieden wurden. so sind in einem inventar des schlosses Thaur (Tirol) vom j. 1488 verzeichnet: III *arempoyen, painpoyen* II *mit ketten, ain hallspoyen, sechs malenslosser, die fur die poyen geslagen werden.* als wappenbild gibt sie Pleier auch im Garel

(4408 ff) einer ritterschaar mit der gleichfalls für T. geltenden erklärung: *den fuortens alle geliche niwan von den mæren, daz si gevangen wæren.* — § 23 beschäftigt sich mit v. 14109 ff, woraus mit unrecht auf gebrauch der helmdecke geschlossen wird. — § 25 belehrt uns ua., dass auch 'unbehauene baumstämme' (= *sper unbesniten*) als speerschäfte verwendet wurden. — § 28 f wird über kleidung einiges mitgeteilt, aber durchaus nicht alles, was dem gedichte zu entnehmen ist. die weiteren ausführungen, deren kritische betrachtung ich unterlasse, vermögen den ungünstigen eindruck nicht zu mindern. B. hätte gut daran getan, sich nicht auf dies ihm fremde gebiet zu wagen. durch solche 'beiträge' erfährt die wissenschaft keine förderung.

Czernowitz, märz 1895. Oswald v. Zingerle.

Thomas Murners Narrenbeschwörung (text und bilder der ersten ausgabe). mit einleitung, anmerkungen und glossar von M. Spanier. [Neudrucke deutscher litteraturwerke des 16 und 17 jahrhunderts. nr 119—124.] Halle a. S., MNiemeyer, 1894. xxxvi u. 372 ss. 8°. — 3,60 m.

Spanier hat bereits Zs. f. d. phil. 26, 220 ff und Beitr. 18, 1 ff von eingehnden Murner-studien zeugnis abgelegt, zu denen ihn Braune veranlasst hat. nun liefert er uns eine sehr dankenswerte ausgabe der Narrenbeschwörung, zum erstenmal eine ausgabe nach der editio princeps von 1512 (Strafsburg, Hupfuff = A), während Goedeke, wie schon Ries Quellenstudien zu ThMurners satirisch-didakt. dichtungen i Berl. diss. 1890 s. 32 anm. bemerkte, und der Goedeke copierende Balke den text von 1518 (B) zu grunde legten in dem glauben, in dem Göttinger exemplar ohne schlussblatt eine ältere ausgabe vor sich zu haben. sehr dankenswert ist, dass Sp. in seinem neudruck die holzschnitte des originals reproducieren liefs. Ries hat auf die wichtigkeit der bilder hingewiesen und gezeigt, wie Murners dichtung an holzschnitte des Brantschen Narrenschiffs anknüpfte; durch Martin wissen wir, wieviel Murner selbst gezeichnet hat. für die Brauneschen Neudrucke ist damit zugleich eine wichtige neuerung eingeführt. hoffentlich werden künftig noch häufiger die texte von billigen reproductionen der holzschnitte begleitet. aufschlüsse über litterarische zusammenhänge werden sich vielfach spielend ergeben, wenn uns die illustrationen von druckwerken des 16 jhs. bequem zugänglich sind. aus Balkes ausgabe des Grofsen Lutherischen narren, deren einziger vorzug die bilder sind, und aus Bobertags Narrenbuch kann jetzt jeder bequem sehn, dass der holzschnitt GrLuthN ed. Balke s. 80 aus dem Kalenberger stammt (Narrenbuch ed. Bobertag s. 51); vgl. dazu NB 5, 191 f. dergleichen entlehnungen werden sich mehr ergeben. wir philologen pflegen auch heut noch auf die bilder viel zu wenig zu achten. ich habe mir einmal vor jahren zu den bildern in Wickrams Knabenspiegel und Goldfaden notizen gemacht,

in der hoffnung, die fragen, die sich mir aufdrängten, bei gelegenheit erledigen zu können, und ich will doch in kürze auf die dabei zu tage gekommene merkwürdige tatsache hinweisen, um die bedeutsamkeit der holzschnitte für litterarhistorische fragen an einem neuen beispiel darzutun. die bilder im Goldfaden, der ältesten bekannten ausgabe (Strafsburg 1557) sind grösstenteils eigens für die geschichte geschnitten. Clemens Brentano hat sie in seiner bearbeitung in der regel negativ reproducieren lassen mit kleinen veränderungen; die Frankfurter nachdrucke von Weygand Han haben schlechte und unpassende holzschnitte. nun finden sich aber einige holzschnitte des Goldfaden von 1557 schon im Knabenspiegel von 1555, öfter die darstellung eines mittagessens, ferner ein schachspiel Goldf. Nij (s. 100) = Knab. Niiij, ein jagdbild Goldf. ciij (s. 205) = Knab. Miiij[b], ein hirtenbild Goldf. v (s. 153) = Knab. Giij. dabei stellt sich heraus, dass die holzschnitte in den Goldfaden von 1557 weit besser passen als in den Knabenspiegel von 1555. das schachbild stellt dar, wie ein junger schlicht gekleideter mann mit einer geputzten jungen dame spielt, während am anderen eck des tisches ein älterer mann mit vollbart in pelz und baret, mit einer kette geschmückt, handschuhe in der hand haltend, also eine standesperson, zuschaut. dazu stimmt was der Goldf. erzählt: Walther und Angliana spielen; der graf sieht zu. im Knabenspiegel spielen der hochmeister und Marina; von einem zuschauer hören wir nichts. im Goldf. wird zweitens erzählt, wie Leufried einem hirschen nachjagt, den der löwe Lotzmann mit den zähnen anpackt. und eben das stellt das jagdbild dar. im Knabensp. illustriert es den bericht, dass Wilbald forstmeister wurde: was hat damit der löwe zu tun? das hirtenbild passt zwar für den Goldfaden gar nicht. es findet sich, wo erzählt wird, wie der schildbub dem einsiedel das essen bringt und Leufried sich ihm zu erkennen gibt. aber es passt auch für den Knabenspiegel nicht besser. allerdings wird berichtet, dass Willibald zum hirten wird; und das war die veranlassung es anzubringen. aber während es in der geschichte ausdrücklich heifst, er sei ein schweinehirt geworden, sieht man auf dem holzschnitt einen mann seine schafe weiden, und was der ritter soll, den jener um eine gabe zu bitten scheint, ist aus der geschichte nicht zu ersehen. es muss ein älterer holzschnitt für beide drucke benutzt sein. das mittagsmahl ist indifferent, ebenso ein paar andere widerholt benutzte bilder. doch scheint zb. auch die linke hälfte des mit zwei stöcken gedruckten holzschnittes Knab. Liij = Goldf. O eher für den Goldf. als für den Knab. geschnitten. in einem garten steht ein herr von stande und hält einen brief in der hand. als ergänzung dient im Goldf. die gestalt einer närrin. dazu passt die erzählung, wie eine närrin den liebesbrief Leufrieds dem grafen ausliefert. im Knabensp. schliefst sich statt dessen rechts die gestalt eines demütig nahenden jungen

mannes an. es ist die heimkehr des verlorenen sohnes; aber Wickram erzählt die scene anders: '*Wilbaldus ..... stund auff von dem tisch, fiel seinem Vatter zů füssen*'. es kann nicht zufall sein, dass bilder in einem druck von 1555 besser zu einer erzählung von 1557 passen. aber die folgerungen sind doch nicht ganz einfach zu ziehen. überdies kann ich leider die ausgabe des Knabenspiegels von 1554 nicht einsehen (einziges bekanntes exemplar in Wolfenbüttel). dass Wickram nach den bildern gedichtet habe, ist ausgeschlossen. dass der Knabensp. älter ist als der Goldf., geht aus der 'Wahrhafftigen History von einem ungerathnen Son' hervor (s. Goedeke Grundr. II 463). aber ist vielleicht der Goldfaden erstmals schon vor 1555 (1554?) gedruckt worden? ist eventuell auch für den Knabenspiegel eine frühere entstehungszeit anzusetzen? ich will die frage wenigstens aufgeworfen haben, die der wird beantworten können, der alle Wickramdrucke miteinander vergleichen kann. wer uns Wickrams romane neudruckt — ein sehr dringliches desiderat —, darf uns die bilder nicht vorenthalten.

Eine andre neuerung ist es, dass Sp. seiner ausgabe der NB einen commentar und ein glossar beigefügt hat, die beide recht verdienstlich sind. ich will darauf verzichten allerhand kleinigkeiten nachzutragen; dies und jenes, was ich mir notiert hatte, bringt jetzt JMeier Zs. f. d. phil. 27, 547. namendeutungen treffen nicht immer zu. sehr zweifelhaft ist mir zb., dass *herr pantlean* (5, 58), *herr pantle*, der einen korb *vol nüwer mere* bringt (11, 34), der pantalone der italienischen commedia dell' arte sein soll. *herr thoman* 3, 64 ist umbildung von *herr domine*, das im glossar s. 347 richtig erklärt wird. der text ist nach den für die Brauneschen neudrucke feststehenden grundsätzen behandelt, dh. offenkundige druckfehler sind verbessert; gelegentlich ist wol auch einmal ein neuer leicht erkennbarer untergeschlüpft (zb. *Quch* = *Ouch* 5, 121). für die eigentliche textkritik bleibt bei Murner noch viel zu tun. hie und da fällt einmal dem setzer eine ganz sinnlose lesart zur last. besonders lehrreich ist 5, 145ff: *Predigt ir schon den ganzen tag So blybt es vff der alten sag, Die der hirt sagt von syn kelber: 'Wer es war, sy thetens selber'.* Sp. schweigt über die unverständliche stelle. was sollen denn die kälber selber tun? zu lesen ist natürlich *Die der hirt sagt vnd* (hs. etwa *vn̄*) *syn kelber.* selbst der hirt und selbst das liebe vieh, will Murner sagen, ist so klug, um einzusehen, dass die geistlichkeit dem, was sie selbst predigt, nicht nachlebt; also hören sie auf zu glauben. 12, 27 lis *geilet.*

Auch sonst ist es bei den gewis höchst schätzbaren neudrucken mislich, dass wir immer und immer wider von der setzerlaune abhängig sind und durch all den wust der überpinselung so schwer bis zu einem würklichen bild der dichtungen vordringen. die dichtungen des 16 jhs. würden ganz anders vor uns stehn,

wenn wir sie in den sauberen kritischen ausgaben lesen könnten, in denen wir die mhd. dichtungen zu lesen gewohnt sind. eine würklich kritische ausgabe scheint mir durchaus nicht in das reich der unmöglichkeiten zu gehören. allerhand fehler würden gewis unterlaufen, zt. recht verdrieſsliche. aber es muss doch einmal damit angefangen werden. mir scheint, dass wir zu ängstlich geworden sind und vergeblich darauf harren, dass eine mit allem raffinement arbeitende erforschung der sprachgeschichte uns noch bessere aufschlüsse geben wird. die sprachgeschichte wird mit ihren aufschlüssen nie fertig werden, und für sie sind allerdings die originaldrucke im 16 jh. ebensowenig zu entbehren wie für frühere zeit die handschriften, wie denn überhaupt alle feinere arbeit sich nie mit sog. kritischen ausgaben wird begnügen können; aber es ist doch nicht gleichgiltig, ob der litterarhistoriker sich einstweilen zb. von Murners metrik ein ungefähres, nicht in allen stücken zutreffendes, bild machen kann oder überhaupt keines.

Eine kritische ausgabe würde gerade bei Murner auch sonst manche interessante aufgabe finden. Murners art zu arbeiten scheint eigenartig gewesen zu sein. manche abschnitte lesen sich sehr glatt; in andern hat er eine auffallende vorliebe für parenthetische zwischenbemerkungen von einem oder mehreren versen. ich habe vielfach den eindruck, als habe Murner nachträglich beim durchlesen seines manuscripts einen witzigen einfall, eine belehrung, einen fluch, eine sprichwörtliche oder formelhafte wendung zugefügt. ein beispiel statt vieler möge genügen.

6, 60 ff könnte bei der ersten niederschrift gelautet haben:

Darnoch kummendt die teüffel bschwerer
  Vnd worheyt in die hende lerer.
Eyner hatt küng ſalomons ringkt
  Und lügt, das vor den leuten stinckt;
Der ander hatt eyn ſpiritum
65 Im glaſs, im daumen incluſum.
70 Sy handt küng ſalomons ſpiegel ouch;
  Sehſtu dreyn, du sehſt ein gouch!
Ich ſandt usw.

zwischen 65 und 70 schiebt sich aber erstens eine auf v. 65 bezügliche witzige zwischenbemerkung über den *spiritum im glaſs*, v. 68 f:

(Ich hab jm glas vil teüffel gſehen
  Wen ich dranck vnd rört meyn trehen.)

zweitens eine weitere spöttische bemerkung, die einerseits die beziehung von v. 68 auf 64 f erschwert, anderseits dadurch auffällt, dass derselbe reim verwertet ist wie 64 f, v. 66 f:

(Beſichs durch gott wol vmmendumb,
  So findſtu nüt den bûbentrum!)

ich will selbstverständlich nicht behaupten, dass die entstehung der stelle die hier skizzierte gewesen sein m ü s t e, sondern nur die auf-

merksamkeit auf die Murnerschen parenthesen lenken. man vergleiche in dieser hinsicht den GrLuthN mit der Narrenbeschwörung. im GrLuthN liegt die sache bei den häufig verwerteten dreireimen so, dass in der erdrückenden mehrzahl der fälle einer der drei reime, meist der letzte, schlechterdings entbehrlich, vielfach direct störend ist. vgl. zb. 356. 358 ed. Balke : *Stein und krüter, wörter kraft Eröffnen alle meisterschafft.* umschreibung von *In verbis, herbis et lapidibus magna virtus.* dazwischen steht v. 357 als Murnerscher witz : *Von einer wüsten nasen safft.* irgend einen innern grund muss es doch haben, dass dergleichen entweder witzige oder nicht witzige, aber immer überflüssige zusätze stets grade die paarreime unterbrechen. ich könnte den ganzen Luther. narren ausschreiben, um an ähnlichen stellen zu zeigen, mit welcher leichtigkeit sich ein überschüssiger dreireim herausheben lässt. am auffälligsten sind stellen, wo eine verwickeltere satzfügung durch herausheben eines verses nicht geschädigt wird. 610 ff heifst es von den Lutherischen, sie versicherten

Ir ler fei vfs der heiligen gefchrifft,
Wie wol fie vnter diefem gifft
Und funft vff erden nichtz herfür ziehen,
Alle andere leren Christi fliehen.

es fehlt v. 612 : *Suchen, das ein mort betrifft.* wo der dreireim sich auf den ersten blick nicht gleich entfernen lässt, wird man bei näherer betrachtung vielfach erst recht in der vermutung bestärkt, dass er dem dichter trotzdem nicht bei der ersten niederschrift in die feder geflossen ist. vgl. v. 764 ff von den aufrührerischen bauern:

Sie wolten geteilt haben das lant,
Wie wol ich fie vff den rädern fand.
Dan teilen, nemen frembdes gůt
Vnd ftelen, rauben thet nie gůt.

dazwischen steht 767 ff die parenthese:

Einer war der Vlman genant,
Den die zů Basel haben gericht,
Als billich was zů der gefchicht.

man mache die gegenprobe und suche andre verse und verspartien im GrLN zu entfernen : es wird nicht gelingen ohne schädigung des zusammenhangs. bei der Schelmenzunft aber scheint es mir mit den dreireimen allerdings eine andre bewantnis zu haben.

Auf diese dinge wird vielleicht ein künftiger herausgeber Murners sein augenmerk zu richten haben. vor der hand hat man allen grund, die förderung der forschung durch Sp. anzuerkennen.

Göttingen, 29 märz 1895. VICTOR MICHELS.

Hieronymus Boner. leben, werke und sprache. ein beitrag zur elsässischen litteraturgeschichte von dr Gustav Wethly. [Alsatische studien. 4 heft.] Strafsburg, KJTrübner, 1892. 71 ss. 8°. — 2 m.

Leider kann ich mich zur entschuldigung des ungewöhnlich grofsen zeitraums, der zwischen dem erscheinen der W.schen schrift und der abfassung der vorliegenden anzeige liegt, nicht darauf berufen, dass zur ermittelung ihres wertes eine besonders zeitraubende tätigkeit von nöten gewesen wäre. W.s studie gehört vielmehr zu den arbeiten, denen die kritik zwar in folge eines gewissen gelehrten anstriches leicht das prädicat 'hübsch' zuerkennt, die sich aber schon bei einigermafsen genauem zusehen als das ergebnis flüchtigster dissertationsmacherei erweisen.

Ein schönes thema — EMartin hat es gestellt — ist hier gründlich verdorben worden. gewis eignete sich Boner ausgezeichnet dafür, als typisches beispiel der deutschen und speciell der elsässischen übersetzer aus dem zweiten drittel des 16 jh. zu erscheinen; aber diese bedeutsame stellung muste erst aufgezeigt werden. statt dessen wird für die einleitung die allergewöhnlichste, zum teil vielfach zertretene weisheit über den Elsafs in seiner stellung zum humanismus von der strafse aufgelesen: nicht der geringste versuch ist gemacht, B. seine stellung in der reihe der elsässischen übersetzer anders als durch die apodiktische zählung 'der erste' anzuweisen. ja, die namen dieser männer, der Hedio, Schreyer, Vielfeld, Lautenbach, Selbet, Müntzer, Herr, Eppendorf, werden nicht einmal genannt, geschweige denn, dass der kreis ihrer werke gemustert wäre: sonst hätte W. auch nicht nur von historikern als den vorlagen dieser übersetzungen reden können, — das passt auf B., aber nicht auf seine elsässischen zeitgenossen, die, von modernem ganz abgesehen, auch Lucian, Seneca, Plutarchs Moralia, Augustin im deutschen gewande erscheinen liefsen. Vielfelds übersetzungen haben neuerdings eine kurze würdigung durch BWenzel, 'Cammerlander und Vielfeld' (Rostocker diss. 1891) gefunden, wenngleich dieser sie nicht in den mittelpunct seiner betrachtungen stellen konnte. aber freilich: wie sollte man von W. erwarten, dass er diese neuere arbeit zu nennen wüste, wo er nicht einmal auf Strobels geschichte des Elsasses iv (1844), s. 142ff aufmerksam zu machen weifs, dessen zusammenstellungen eine viel nützlichere einführung in die behandlung des W.schen themas liefern als das was W. zu bieten hat.

W.s verhältnis zu seinen vorgängern ist überhaupt eigenartig: er stellt Gottsched, Jöcher (soll heifsen Adelung), Merzdorf, Scherer, Rocholl, Goedeke zusammen und vergifst den wichtigsten: JFDegen, der dann erst in der bibliographie auftaucht, ohne dass der titel seines werkes je genannt würde. auf Degen fufst Goedeke; wenn W. nun behauptet, auch hier wäre in den bibliographischen angaben keine vollständigkeit erzielt worden, so ist das eine den tatsachen ganz und gar widersprechende auf-

stellung, die nur den zweck haben kann, W.s eigenen spüreifer in heller beleuchtung erscheinen zu lassen: in wahrheit hat — von den zwei deutschen chroniken abgesehen, die Goedeke principiell bei seite lassen muste und die W. einfach von Merzdorf herübernehmen konnte, — W. auch nicht eine einzige ausgabe mehr zu nennen, als Degen und Goedeke verzeichnen.

Der einleitung folgt der beste teil der arbeit: 'Boners leben'; der beste teil, denn hier stützt sich W. auf Colmarer archivalien, die ihm ein tüchtiger kenner oberrheinischer geschichte, EWaldner, zur verfügung gestellt hat; auch von der hier merkwürdig gut vertretenen speciallitteratur wird wol nicht wenig auf Waldners freigebigkeit zurückzuführen sein, was ich wenigstens für einen fall mit sicherheit nachzuweisen vermöchte. B., wol in Türkheim als sohn des dortigen stadtschreibers geboren, bekleidete 1527 bis 1552 die höchsten städtischen ämter in Colmar und ist um 1555, vielleicht geisteskrank, gestorben; die Waldnerschen archivalien beziehen sich hauptsächlich auf B.s politische tätigkeit auf den reichstagen von Speier, Augsburg, Regensburg und im besondern auf seine stellung zum protestantismus, sie zeigen ihn als einen charakteristischen vertreter der Colmarer politik, die im ganzen conservativ war, ohne doch mit voller entschiedenheit eine gewisse neigung zur reformfreundlichkeit von der hand zu weisen. was W. dazu getan hat, bleibt an der oberfläche: über B.s bildungsgang hat er nur die mitteilung, dass sein name in der Heidelberger und Baseler matrikel fehlt, und ein versuch, B.s beziehungen zu den fürsten und herren, denen er seine bücher dedicierte, weiter nachzugehn, ist nicht gemacht. eine dieser dedicationen bringt W. s. 17 ff zum abdruck; in den 47 reihen finden sich nicht weniger als 81 fehler.

Im ganzen hat dieser teil litterarhistorisch kein sonderliches interesse: ein zusammenhang der politischen und der litterarischen tätigkeit B.s springt zunächst nicht in die augen, und W. hat, abgesehen von ein paar im humanistenpathos gehaltenen sätzen, keinen versuch gemacht, die mittelparteiliche stellung B.s mit den politischen anschauungen, die in seinen vorlagen sich aussprechen, zu vergleichen; ebenso wenig hat er daran gedacht, die gelegentlich einmal erwähnten 'beträchtlichen' kürzungen — so beträchtlich sind sie, dass von Herodots buch 4 nur etwa der vierte teil deutsch gegeben wird — zu einer charakteristik der denkweise des übersetzers zu benutzen, obwol es doch zb. schon interessant genug ist, dass B. gern die dem 16 jh. sonst so wertvollen geo- und kosmographischen allotria der vorlagen beschneidet. bei W. soll der abschnitt 'Boners werke' vielmehr nur das bieten, was ungefähr eine bibliographie zu liefern hätte. die entstehungszeit der einzelnen übersetzungen wird nach den daten der widmungen zusammengestellt, — als ob nicht zb. die erste übersetzung, zumal sie W. Boners beste arbeit nennt, schon in den zwanziger

jahren begonnen sein könnte. B.s hauptverleger ist HSteiner; mir ist es wahrscheinlich, dass die geschäftsverbindung 1530 auf dem Augsburger reichstag sich angesponnen hat. aber wie verkehrt ist W.s charakteristik dieses verlegers (s. 30): seine firma lasse den verdacht eines unerlaubten nachdrucks nicht aufkommen; mit noch gröfserem staunen list man freilich unmittelbar davor die behauptung, dass der büchervertrieb von Strafsburg aus in den dreifsiger jahren noch ziemlich gering gewesen sei. über den wert der einzelnen übersetzungen wird hier und dort mit einem epitheton des lobes oder des tadels geurteilt, — die begründung, die einzig und allein interesse hätte, fehlt durchaus. den grösten teil dieses abschnittes füllt W. vielmehr mit den copien der titel und der schlussschriften B.scher bücher und proben aus den dedicationsbriefen; auch das hat seinen wert, wenn der bibliograph mit sorgfalt arbeitet. statt dessen sind diese mitteilungen derart, dass der benutzer, der eine B.sche originalausgabe mit W.s druckproben vergleicht, überall zu der ansicht kommen muss, eine W. unbekannt gebliebene ausgabe vor sich zu haben. ich habe mir die mühe gemacht, fast alle diese W.schen titelcopien usw. zu collationieren, und habe in etwa 200 druckzeilen 460 fehler gefunden. grösteuteils sind es buchstabenfehler, namen sind böse entstellt (*Dracellus* statt *Bracellus*, *Jovianus* statt *Jovinianus*, *Brumer* statt *Brenner*), wie denn im darstellenden text *Ninus* zu *Minus*, *Vives* zu *Vires* geworden ist; doch auch ganze worte, sogar zeitangaben fehlen; auch wird behauptet, die widmung des deutschen Bonfinius sei ohne datum, während sie tatsächlich die angabe: Colmar, 3 märz 1545 enthält. den schönsten beleg aber für W.s art, titelcopien udgl. zu behandeln, wird man darin erkennen, dass er einmal die formatangabe: *fol.* und ein anderes mal gar seine notiz über die illustrationen des druckes in der seltsamen orthographie '*mit ſchönen holtzſchnitten*' den citaten der druckervermerke angehängt hat. die frage nach den editiones principes nimmt er hie und da auf, ohne sie, wo sie schwierig ist, zu lösen; dabei schliefst er sich so genau an Degen an, dass er s. 25 wie dieser die titelcopie des Herodian von 1532 bietet und auf s. 26 erzählt, Degens vermutung, es gebe auch schon eine ausgabe von 1531, habe sich bestätigt, er selbst habe sie in Colmar gefunden: warum er nun nicht die wertlose titelcopie des nachdrucks beseitigt und den, übrigens auch in Berlin vorhandenen, druck von 1531 zu grunde gelegt hat, ist nicht zu begreifen. Degen ist die quelle auch für die anführung der neuauflagen; nur den Plutarch von 1547, den Degen nach Gottsched anführt, hat W. vollständig unterdrückt, während er doch diese titelauflage zb. in München hätte finden können; der lange titel des Feyerabendtschen Orosius, den W. s. 34 widergibt, ist schon 1576, nicht erst, wie W. mit Degen anführt, 1581 verwendet worden. ganz wunderbares endlich kommt bei den erörterungen über die

vorlagen B.s zu tage, für die es nach des übersetzers eigenen angaben von vornherein aufser frage war, dass niemals griechische originale, sondern stets lateinische zwischenstufen benutzt worden sind. für W. gibt es nun nur solche ausgaben, die seine paar Elsässer bibliotheken besitzen. der lateinische Herodian soll also vor B. nur zweimal gedruckt worden sein, — tatsächlich vierzehn mal; ausgaben des Justinus gibt es, sagt W., 'bis z. j. 1530 drei', — in wahrheit, so viel ich sehen kann, dreifsig, unter denen eine: Hagenau 1526, von vornherein wol einigen anspruch darauf hat, die gesuchte zu sein. ungefähr ebenso steht es für die andern übersetzungen; nähere angaben wird man mir erlassen. für den Herodot hat B., so nimmt W. an, die 'interpretatio Laurentii Vallae und Conradi Heresbachi benützt... dieselbe erschien 1493'. Heresbach ist 1496 geboren. beim letzten antiken autor, Demosthenes, leistet W. ganz darauf verzicht, von den lateinischen versionen zu sprechen, obgleich gerade hier bearbeiter zu nennen gewesen wären, die die deutsche litteraturgeschichte auch sonst kennt: Melanchthon und Hegendorf. gar nicht hat W. daran gedacht, dass B. ja auch französische oder italienische übersetzungen zur hilfe herangezogen haben könnte und dass auch eine blofse zusammenstellung des dahingehörigen materials wenigstens einen interessanten vergleich zwischen Deutschland und den nachbarländern hinsichtlich der aufnahme der alten autoren ermöglichte. Justinus (Boner 1531) wurde schon Venedig 1477 in der italienischen übersetzung des HSquarzafico gedruckt (neue ausg. Bologna 1880); eine französische übersetzung von GMichel de Tours erschien 1525. Thukydides (Boner 1533) wurde 1527 von Cl. de Seyssel ins französische übertragen, Plutarch (B. 1534 bezw. 1541) ins italienische schon 1482 von BAJaconello de Riete, band II von GBordone und in dieser form im 16 jh. noch zu widerholten malen aufgelegt. den Herodot (B. 1535) hat schon im 15 jh. kein geringerer als Bojardo ins italienische übersetzt; einen druck kenne ich erst aus d. j. 1533. ein französischer Xenophon (B. 1535?) von dem schon genannten Seyssel erschien 1529. nichts von alledem bei W., denn — Degen hat nichts davon. dagegen lieferte dieser wider material für die anführung der deutschen nachfolger B.s; warum fehlt für Justinus der hinweis auf Schweserns, Cassel 1649—97 fünfmal aufgelegte übertragung? das schlimmste aber steht beim Herodian. eine alte, leicht erklärliche verwechslung, die sich von Schummels Übersetzerbibliothek auf Degen vererbt hat, schreibt dem Georg Schwartzkopf, der 1593 in Frankfurt a. M. einen deutschen Herodot erscheinen liefs, auch einen deutschen Herodian desselben druckortes und druckjahres zu. W. aber, in unklarer erinnerung an die Degensche notiz, steigert die verwirrung aufs höchste, indem er bei Herodot keinen Schwarzkopf erwähnt, sondern nur bei Herodian, und er hat die keckheit, diesen gar

nicht existierenden Schwarzkopfischen Herodian mit dem hinweis auf B.s leistung einer tadelnden kritik zu unterziehen. man verzeiht es erstlingsarbeiten gern, dass sie ihren helden auf kosten anderer gar zu sehr herausstreichen, aber dies W.sche verfahren dürfte wol die grenzen des erlaubten bedenklich überschreiten. das interessanteste des ganzen abschnitts ist eine Waldnersche archivnotiz, durch die wir erfahren, dass der Colmarische rat den vertrieb der B.schen bücher übernahm und dass 1542 in seinem auftrag Jörg Wickram, damals buchhändler in Colmar, 204 exemplare des Plutarch nach Speier führte, um sie dort auf dem reichstag oder später auf der Frankfurter messe zu verkaufen.

Um im nächsten abschnitt 'Boners übersetzungsweise' zu charakterisieren, teilt W. zunächst mit, dass viele abweichungen vom original durch die schuld der lateinischen vermittlung entstanden sind, und führt dann einige beispiele dafür an, dass B. gelegentlich auch das latein falsch verstanden hat. dann soll eine charakteristik des B.schen stiles folgen. Szamatólskis vorläufig immerhin mustergiltige behandlung deutscher übersetzungen des 16 jhs. ist W. unbekannt geblieben, und so hat er im ganzen vier kriterien: 1) ein lateinischer ausdruck wird durch zwei deutsche; 2) zwei lateinische ausdrücke werden durch einen deutschen gegeben; 3) ein lateinisches wort wird durch einen ganzen satz umschrieben; 4) anachronismen. schlimmer aber als diese dürftigkeit ist die behandlung einzelner dieser kriterien. die zweigliedrigkeit des ausdrucks, die allerdings, und noch mehr als es bei W. geschieht, als ein hauptcharakteristikum B.schen stiles zu betrachten ist, behandelt er als 'ein zeichen von unbeholfenheit', als ein 'herumtasten', während es doch jetzt aufser zweifel steht, dass wir es hier mit einer stilmode zu tun haben, die aus der canzlei stammt. nicht umsonst war B.s vater stadtschreiber, B. selbst zuerst gerichtsschreiber, — der canzleistil kommt hier, und auch in andern puncten, mit überwältigender deutlichkeit zum ausdruck. auch hier wäre wider ein vergleich mit dem gebrauch der übrigen elsässischen übersetzer nützlich, ja notwendig gewesen: bei Vielfeld zb. scheint mir die zweigliedrigkeit gar keine rolle zu spielen, während Caspar Hedio, der in der an den Strafsburger rat gerichteteten zueignungsschrift seines Josephus sich direct auf den stadtschreiber Peter Brutz beruft, reichlich von ihr gebrauch macht. canzleistil aber ist offenbar damals im Elsass modestil der übersetzer; Michael Herr entschuldigt sich in einem übersetzungswerk medicinischen inhalts, den 'Schachtafelen der Gesuntheyt' (Strafsburg, HSchott 1533 s. 259) mit der schwierigkeit der arabisch-lateinischen fachausdrücke für den fall, dass *einer das teütſch straffen würd, das es nit so zyerlich, vnnd nach regelen der Cantzleyen gesetzt wer* und erklärt, er habe manche solcher termini . . *von not wegen vnverteütscht müsszen lasszen, ettlich aber mit hilff der synonomarien verteütscht, vnder welchen mir*

selbs etlich nit genůg thůn . .: hier werden also geradezu die handbücher der urkundenschreiber als hilfsbücher für den übersetzer herangezogen. aus dieser kritik der W.schen auffassung der zweigliedrigkeit ergiebt sich schon, dass sein zweites kriterium gar nicht als seitenstück zu diesem ersten benutzt werden darf. endlich hätte für die anachronistischen amtsbezeichnungen ein versuch gemacht werden sollen, sie speciell auf Colmarer verhältnisse zurückzuführen und anderseits widerum die ausdrucksweise wenigstens der elsässischen übersetzer vergleichend heranzuziehen; Vielfeld schickt seinem Sallust und seinem Sueton sogar besondere listen voran, in denen er über die verdeutschung der römischen beamtennamen usw. rechenschaft ablegt. endlich folgen einige syntaktische beobachtungen: über das vorkommen des accusativs mit dem infinitiv, des nominativs mit dem infinitiv, die vermeidung der participialconstructionen, das auftreten der *ἀπὸ-κοινοῦ*-stellung namentlich des verbums. aber was sollen uns da ein paar herausgegriffene beispiele, wie sie W. bietet? vollständig verkehrt ist es zb., wie W. die nachahmung des acc. c. inf. in den vordergrund stellt und nur hinzufügt, dass B. 'manchmal' auch *dass*- oder *wie*-sätze zu bringen sich bemühe. ich habe einige stücke durchgenommen und finde zb. im Herodian das verhältnis folgendermafsen:

	a. c. i.	*dass*- oder *wie*-sätze	andere übersetzung
fol. 1—6	4	20	11
fol. 65—70	4	22	7
im Justinus:			
fol. 15—17	2	10	7

diese zahlen zeigen, wie gering die rolle ist, die bei B. der acc. c. inf. spielt, während man nach W.s darstellung beinahe an Wylesche manier denken möchte. auch hier fehlt jeder hinweis auf das verhalten der zeitgenossen. CHedio scheint mir widerum B. nicht unähnlich zu sein, wenigstens finde ich im ersten cap. des Josephus das verhältnis 2 : 16 : 7, während es sich in Vielfelds Sallust fol. 1—6 ganz anders stellt: 0 : 3 : 19, — das fehlen des acc. c. inf. und das bemühen, auch die von Boner und Hedio bevorzugten *dass*-sätze zu vermeiden, ist offenbar eine eigentümlichkeit Vielfeldschen stiles. endlich aber hätte W. auch nicht blindlings in alle B.schen schriften hineingreifen dürfen, um proben seiner eigenart herauszuholen und uns in buntem durcheinander vorzuführen, sondern zunächst einmal untersuchen müssen, ob sich denn nicht innerhalb einer übersetzertätigkeit von mindestens 16 jahren eine historische entwicklung der einzelnen stileigentümlichkeiten aufzeigen lässt.

Ein letzter abschnitt schliefslich handelt von 'Boners sprache', dh. von seiner laut- und flexionsbildung. hier hätte, wo es sich um einen aus der canzlei hervorgegangenen autor handelt, die Colmarer urkundensprache zu grunde gelegt werden müssen, ihr

verhältnis zu der sprache, wie sie in Boners manuscripten aus der zeit vor dem druck seiner ersten übersetzung erscheint, wäre zu erörtern gewesen. dann hätte — vgl. auch Edw. Schröder, Gött. gel. anz. 1888, s. 275 — die sprache der Steinerschen officin speciell an Boners werken studiert werden können, dh. die abweichung zwischen den Bonerschen drucken und jener ältesten schreibweise des autors: gab es dort eine so feste orthographie, dass sie die des schriftstellers, vielleicht gegen seinen willen, meisterte? gegen seinen willen: dafür sprechen die bisher bekannt gewordenen äufserungen deutscher autoren über das verhältnis zu ihren druckern; ganz vereinzelt scheint mir die anschauung des CHedio zu sein, die vBahder (Nhd. lautsystem s. 15) anführt, die aber schon im Strafsburger Josephus von 1531 zum ausdruck kommt, nicht erst 1535, wie Bahder angibt: 1535 geht dann gerade Strafsburg in der bewusten unterordnung des druckers voran. darauf würde es sich um die frage handeln: beeinflusste diese Augsburger druckersprache die spätere orthographie B.s, wie sie in seinen briefen hervortritt? und endlich wäre das verhältnis der nicht-augsburgischen originaldrucke zu dieser etwa modificierten B.schen sprache festzustellen. statt dessen behandelt W. in dem üblichen schema sämtliche hss. als eine masse und ebenso die drucke, wobei er den Augsburger Plutarch von 1534 und die Schweizer ausgabe der Ungarischen chronik von 1545 besonders gern heranzieht —, letztere weil sie 'dem mhd. sprachgebrauch und somit den hss. bedeutend näher steht'. diese sinnlose grundanlage nimmt W.s zusammenstellungen natürlich jeden wert; er würde aber auch schon dadurch sehr in frage gestellt werden, dass für W.s hauptquelle, für B.s eigenhändige schreibweise, uns die texte nicht zugänglich sind: die zuverlässigkeit aber, mit der W. seine texte zu behandeln pflegt, wurde oben schon zur genüge gekennzeichnet.

Nachforschungen über die würkung, die B.s übersetzungen geübt haben, wird man in W.s so nachlässig zusammengeschriebenem und -geklebtem buche nicht suchen; nicht einmal auf Hans Sachs ist er gekommen, der die möglichkeit zur abfassung einer sehr stattlichen zahl seiner dichtungen erst unserm autor verdankt. so wenig ich aber mit diesem hinweis unsern Hans Sachsforschern eine anregung gegeben haben möchte, eine studie 'Hans Sachs und Hieronymus Boner' zu fabricieren, so dringend wünsche ich dem von W. mishandelten gesamtthema einen neuen bearbeiter.

Berlin, 11 april 1895. MAX HERRMANN.

Die singspiele der englischen komödianten und ihrer nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien von JOHANNES BOLTE. [Theatergeschichtliche forschungen, hsg. von BERTHOLD LITZMANN VII.] Hamburg und Leipzig, LVoss, 1893. VII und 194 ss. — 5 m.

'Einer mitteilung, auch nur éiner dieser jigs für unsere leser können wir füglich überhoben bleiben, sie verdienen und ver-

tragen keinen widerabdruck'. mit diesen worten gieng Tittmann in seiner ausgabe von Schauspielen der engl. komödianten in Deutschland (einl. p. XVIII) über die singspiele hinweg, die wir heute in reicher sammlung, wolgeordnet, auf ihre quellen untersucht, nach den einzelnen drucken verglichen und mit laa. versehen, in dem vorliegenden bande teils inhaltlich widergegeben, teils vollständig abgedruckt finden. B.s sorgfalt und mühevolle arbeit auf diesem oft so reizlosen gebiete verdient den uneingeschränkten dank der litteraturhistoriker, die ja oft genug erfahren haben, von welchem werte für die erkenntnis bedeutenderer litteraturperioden oder -gattungen es ist, auch geringwertige erscheinungen geistigen lebens auf die bedingungen ihres entstehns und ihrer entwicklung hin zu prüfen. so drängen sich an der hand der B.schen materialsammlung fragen auf, die vom engumsteckten untersuchungsfeld weit ab führen und wichtige capitel der bühnengeschichte überhaupt berühren. leider hält sich B. allzustreng innerhalb seiner grenzen und unterlässt die fäden aufzusuchen, die den von ihm untersuchten teil an das ganze knüpfen. was er uns bietet, ist zunächst ein verzeichnis der erhaltenen singspiele der engl. komödianten in Deutschland, Holland und Skandinavien, sodann eine geschickte auswahl von texten, in der er uns durch gegenüberstellung der drucke zur vergleichung derselben singspiele in verschiedenen ländern anregen will oder uns zwei fassungen eines deutschen stückes aus verschiedenen zeiten überblicken lässt, und schliefslich die widergabe einiger melodien[1], die B. zt. aus entlegensten quellen gewonnen hat.

In dem mafse, wie wir die grundsätze der sammlung und diese selbst anerkennen, lässt uns die einleitung B.s unbefriedigt. diese allzu kargen ausführungen, von denen man ihrem titel nach aufklärung über 'entstehung und charakter der singspiele' erwartet, füllen kaum 7 ss. und bieten doch gutenteils wider nur bibliographische notizen und untersuchungen über die musik. das wesentliche ist auf der ersten seite gesagt, und hier steh ich mit den ansichten B.s in manchem widerspruch. der entstehung der oper in Italien ist die des singspiels in England kaum an die seite zu stellen; dies ist beträchtlich älter. und wenn B. der oper das singspiel als gattung der operette entgegenhält, so wundern wir uns, ihn trotzdem dies singspiel als isolierte erscheinung mit bestimmtem anfangs- und endpunct betrachten zu sehen, da wir doch unter dem begriff der operette gerade das anders geartete singspiel aus der 2 hälfte des 18 jhs. verstehn.

[1] der hinweis auf melodien von mehreren englischen jigs, die, soweit ich sehe, B. entgangen und nach JOHalliwells einl. zu Tarltons Jests in Dowlands musikalischer sammlung in der univ. library zu Cambridge enthalten sind, soll gleich hier angefügt werden (Halliwell Mss. rarities of Cambridge p. 8: die melodie zu einem jig von Kemp, doch ohne begleitenden text).

ich glaube nun würklich, dass da ein zusammenhang besteht; dass das singspiel nicht spurlos verschwindet, sondern nach mannigfacher steter umgestaltung in der modernen operette wider auflebt. anderseits möchte ich das singspiel keineswegs mit B. für 'eine erfindung von routinierten komödianten' halten, 'die dem schaulustigen publicum ein neues unterhaltungsmittel bieten wollten'. in wahrheit ist es das product einer allmählichen ausgestaltung bestimmter, in den verhältnissen der engl. bühne gegebenen traditionen. so fügen wir anfang und ende des singspiels in den verlauf des grofsen ganzen; es erscheint uns nicht mehr als episode sondern als ein integrierender und darum für den litterarhistoriker nicht untergeordneter bestandteil der bühnengeschichte mit bestimmten voraussetzungen und würkungen.

An stelle der langatmigen erklärungen der englischen schriftsteller über das wahre wesen der jigs[1] ist zu sagen: das jig ist nichts anderes als ein bänkelsängerlied, vorerst vom komischen darsteller allein, dann mit hilfe von mehreren personen auf der bühne getanzt und gesungen.

B. spricht s. 5 von den beiden allein erhaltenen englischen stücken dieser art ('Singing Simpkin' und 'The black man'), die, wie er ganz richtig hervorhebt, dem verlorenen original des engelländischen Roland gegenüber einen erheblichen fortschritt darstellen[2]. wir besitzen aber noch ein drittes jig, das, noch älter als das original des Roland, den anschluss an unmittelbar vorhergehnde erscheinungen der engl. bühne erleichtert. wir haben es freilich nur in einer hs. des 17 jhs.; da es aber unzweifelhaft von dem komiker T a r l t o n († 1588) herrührt, so müssen wir seine entstehung und aufführung im Curtain theatre in die mitte der 80er jahre des 16 jhs. verlegen. abgedruckt ist es in Tarltons Jests and Newes out of Purgatory etc. by JOHalliwell (London, Shakespeare society 1844) einl. s. xx. unter dem titel: 'Tarltons jigge of a horse loade of fooles'. Tarlton, nach Giffords zeugnis der volkstümlichste komische darsteller, der je die bühne betrat, war vor allem ausgezeichnet 'for his extemporal rhyming and his jigs'. es ist wahrscheinlich, dass auch manche strophe des folgenden jigs in dem augenblicke entstand, da Tarlton vor das

[1] vgl. zuerst Kemps Nine Daies Wonder ed. by ADyce (1840), daraus wörtlich in der citierten einl. von Halliwell zu Tarltons Jests (1844); desgl. bei Collier The history of engl. dram. poetry (1879) III 338: 'A jig was a ludicrous metrical composition, often in rhyme, which was sung by the clown, who likewise occasionally danced, and was always accompanied by a tabor and pipe', was Collier noch mit folgendem ergänzt: 'There can be no doubt that drollery and satire were intermixed in them with a great deal of droll buffoonery' usw.

[2] doch haben wir wenigstens sichere kunde von dem engl. Roland und seiner beliebtheit a. d. j. 1592, in dem prolog zur komödie 'Summers Last Will and Testament' von ThNash: *'I'll be sworn the jig of Rowlands godson is a giant in comparison of it'* (Dodsley - Hazlitt Old engl. plays VIII 19).

publicum trat. ihm bereitet er mit schwank und narretheiden ein lustig zwischenspiel. Tarlton tritt auf und *Schleppt hinter sich an einer Leinen Alle Narren grofs und kleinen, Dick und hager, gestreckt und krumb, Allzu witzig und allzu dumb.* mit dem rufe, den die krämer in der City an die passanten ergehn lassen, beginnt er, seine narrenpuppen vorzustellen:

1) What do you lacke? what do ye lacke?
Ive a horse loade of fooles,
Squeaking, gibbering of everie degree;
Ime an excellent workeman,
And these are my tooles:
Is not this a fine merie familie?

Wie schon die fahrenden spielleute zur zeit der minnesänger mit ihrer um den leib geschlungenen trommel und der pfeife den bauern zum tanze aufspielten, so erschien Tarlton nie ohne handtrommel und pfeife auf der bühne; so zeigt ihn auch sein portrait, das der ausgabe der jests beigegeben ist. wir denken uns die benützung dieser instrumente bei der 3 und 6 widerkehrenden zeile. zu spiel und gesang kam noch der tanz hinzu, der dieser scenischen aufführung den namen gab. von ihm wird später die rede sein.

Zum grofsen ergötzen der zuhörer führt Tarlton sich selbst als ersten der narren vor. in der 7 str. kommt dann die reihe an den puritaner, den er mit scharfer anspielung auf die tagesgröfse Stephen Gosson und dessen 1579 erfolgten angriff auf die bühne (The School of Abuse) *Goose son* nennt. schon nach 2 strophen wagt er nicht, mehr vom puritaner zu sagen; die zuhörer mögen das weitere raten. aber er zieht sogleich einen anderen narren hervor, den staatsmann (str. 10) *This one that in my hand I holde, I call him a foole of State,* etc. aussehen und haltung ist sehr gravitätisch, aber — und hier wird Tarlton die passende veränderung seiner puppe vorgenommen haben (str. 13):

Could you turne him inside out,
You would presentlie see,
Squeaking etc.
He is a more true begotten foole
Then ever I bee,
And not of so merie a familie.

dass Tarltons puppen ihrem charakter entsprechend aufgeputzt und wahrscheinlich auch karrikiert waren, mögen wir aus folgendem ersehen (str. 14):

This one you perchance might know,
By his dresse and his shape,
Squeaking etc.
Is a poett, or if he is not soe,
He is a poett ape:
They are of he same familie.

in den folgenden, den dichter-narren betreffenden strophen 15—17 glaubt Fleay A biogr. chron. of the engl. drama II 258 William Elderton zu erkennen.

An die charaktere des öffentlichen lebens schliefsen sich typen der komödie. doch sind auch diese national gefärbt. es wundert uns nicht, wenn die kraftvolle englische bühne den aufgenommenen gestalten des Dottore, Pantalone oder Leandro eigene züge verleiht. den nächsten platz auf Tarltons narrenschiff erhält der weise dr. Dunse *of a wonderfulle learned familie.* wenn er euch gesunden einredet, dass ihr krank seid und sich dafür bezahlen lässt, wer ist der gröfsere narr, er oder ihr? Tarlton entscheidet sich für das letztere. wir begegnen weiter dem sentimentalen liebhaber; dann kommt die obrigkeit daran und muss ihre unfreundliche gesinnung gegen die bühnen und schauspieler bitter büfsen; den schluss macht *a countery foole*, der in die stadt kommt, um aus einem *rusticke clowne* ein *gentleman* zu werden. Tarlton gibt ihm den rat, so närrisch als möglich zu reden, dann sei seine erziehung vollendet. nun singt er zum schluss:

34) I have many other fooles here,
And all of sundry sort,
[Squeaking etc.]
Lawyer fools, Sir John fooles,
Fooles of the Court:
A large and loving familie.

35) But noverint universi
Good neighbours, I have done.
[Squeaking etc.] [of fooles,
You have seene my horse loade
And I must now be gone
With my most merie familie.

In diesem ältesten jig, dem einzigen, das an Tarltons namen sich knüpft, haben wir ohne zweifel ein echtes bänkelsängerlied vor uns. statt mit dem stäbchen auf gemalte figuren zu zeigen, nimmt der sänger die puppen in die hand und hält sie dem publicum vor augen. ton, metrum, refrain und melodie spricht für abkunft von der ballade, die im munde des clowns zum bänkelsang wird. auf der bühne findet die ballade, die um diese zeit in immer tiefere schichten des volkes sank, noch andere mittel der darstellung als auf der strafse; hier vereinigen sich tanz, musik und gesang zu erhöhter komischer würkung. wie aber gelangte die ballade auf die bühne?

Um das eindringen balladischen gesanges auf die engl. bühne bis zu Tarltons auftreten zu verfolgen, müssen wir rückwärts schreiten, bis wir zuerst in den moral plays tanz und volkstümliche lieder finden. eines der ältesten 'Nature' schliefst mit *a goodly ballet*, von den darstellern auf der bühne gesungen. tanz der komischen darsteller zur melodie einer ballade finden wir in einem andern moral ('Like will to Like' [1]). im Misogonus (c. 1560)

[1] 'Like will to Like, quoth the Devil to the Collier' von Ulpian Fulwell, gedr. 1568 (Dodsley-Hazlitt Old engl. pl. III 302ff). die ballade, die von Lucifer, Newfangle und Tom Collier gesungen und getanzt wird, ist: 'Tom Collier of Croydon hath sold his coal'. dabei ist die bühnenanweisung zu beachten: *Nichol Newfangle must have a gittern or some*

werden *country dances* aufgeführt und 3 volkstümliche melodien genannt, zu denen jedesfalls auch gesungen wurde. doch findet vorerst überall als begleitung des tanzes chorgesang bekannter balladen statt. der einzelgesang knüpft sich an die rolle des Vice. unter verschiedenen namen tritt der von altersher beliebte spafsmacher als träger dieser figur auf. in einer moralität (bald nach der thronbesteigung Elisabeths entstanden und betitelt: 'The longer thou livest the more foole thou art') erscheint der held Moros als darsteller des Vice, ein unwissender und lasterhafter mensch, bekannt allein mit balladen und volksliedern; ein zug, der ihn noch verächtlicher und lächerlicher machen soll. er singt bei seinem auftreten einzelne brocken von balladen durcheinander, in ihrem widersinn und dem durch zufall herbeigeführten reim seine würkung findend. die bühnenanweisung lautet: *Here entreth Moros, counterfaiting a vaine gesture and a foolish countenance, synging the foote of many songes, as fooles were wont* (Collier II 248 f). die schlusswendung lässt dies beispiel für mehrere gelten. dies komische durcheinander[1] enthält den keim von Tarltons jig. die darsteller des Vice wie die clowns überhaupt sind es gewesen, die mit den althergebrachten schwänken auch die form der ballade auf die bühne brachten.

Der clown als ballad-monger, der singend seine waare anpreist, kommt in einem der spätesten moralstücke vor, hier Simplicity genannt[2]. Tarlton selbst, den jener Simplicity gleichsam als patron verehrt, dichtet balladen und singt sie auf der bühne. 'Old Tarltons song' heifst eine alte ballade, die von ihm auf die bühne gebracht und vom volke nachgesungen wurde. heute ist ein ammenlied daraus geworden. in Greenes 'News from Heaven and Hell' (1593) tritt Tarlton als clown auf und singt die strophe: *If this be trewe, as true it is Ladie ladie* usw. nun lebt er vor allem als jigsänger und -tänzer im andenken der nachwelt. ein pamphlet, von dem noch die rede sein

other instrument (if it may be); but if he have not, they must dance about the place all three and sing this song that followeth, which must be done also although they have an instrument.

[1] von dem hier nach RBell Songs from the dramatists (London 1855) p. 46 ff eine probe stehn soll:

> 'I can sing a song of 'Robin Redbreast',
> And 'My little pretty Nightingale'
> 'There dwelleth a jolly Foster here by the West',
> Also 'I come to drink some of your Christmas ale'.
> When I walk by myself alone,
> It doth me good my songs to render.'

[2] 'The Three Lords and Three Ladies of London' von RWilson, der wahrscheinlich auch die rolle des Simplicity gab, die durchaus keine blofse personification ist. Simpl. im versteck erinnert mit seinen zwischenbemerkungen an Simpkin. gedr. 1590 (Dodsley-Hazlitt VI 371 ff). Wit singt mit Simpl. um die wette balladen: *Here Simpl. sings first and Wit after, dialoguewise, both to music, if ye will.*

wird, erzählt, dass er im fegefeuer immerzu nur jigs spielen müsse [1]. eine der allegorischen personen in dem obenerwähnten stücke zieht aus dem korbe Simplicitys ein bild hervor, das Tarlton vorstellt mit trommel und pfeife, wie im jigspiel. allein hier erscheint es an der spitze von balladen, die auf fliegenden blättern gedruckt sind, als typus des balladensängers; das gibt also deutlich auch den äufseren beweis vom zusammenhange des letzteren mit dem darsteller des jigs. —

Tarltons jig blieb, was es von anfang war, ein zumeist satirischer bänkelsang. er führte es immer allein aus, auf der bühne wie im fegefeuer. allein aus seinen puppen wurden lebende personen, die zwar typen blieben, aber ihre rollen selbst spielten. der bänkelsänger verschwand hinter seinen figuren, die selbst agierten, tanzten und sangen, aber nun erst recht bewiesen, dass sie nichts anderes seien als eben seine marionetten. nach wie vor konnte sich Tarlton ihren vater nennen, wie er es in der 17 str. seines jigs tat. Kemp, der unmittelbare nachfolger Tarltons in der gunst des publicums, dramatisierte das bänkelsängerlied, oder vielmehr es dialogisierte sich selbst, vermöge der dramatischen expansionskraft der ballade, die sich auch in ernsten stücken bewährt hat.

Weder den namen Richard Tarltons, der das jig auf die bühne gebracht, noch den William Kemps, der es zum singspiel entwickelt, finden wir bei B. erwähnt. Kemp wird alsbald nach Tarltons tode von Nash (1589) genannt: *Jestmonger and Vicegerent generall to the Ghost of Dicke Tarlton.* er steht mit andern schauspielern neben WShakespeare unter den unterzeichnern einer petition, das Black friar theater betreffend (1596); er spielt in Shakespeares stücken und hatte im stegreifspiel grofsen beifall: doch vor allem ist auch er darsteller von jigs. er sagt es selbst, in seinem pamphlet 'Nine daies wonder': *hath spent his life in mad Jigges and merry Jestes* (s. 2 d. ausg. von Dyce). auch von Kemp haben wir ein bild erhalten, das, neben das Tarltons gestellt, uns die entwicklung, die mit anderen scenischen darstellungen auch das jig genommen, lebhaft vor augen stellt. wie Tarlton mit seinem knappen kurzen rock, der niedrigen mütze und den plumpen schuhen den mann aus dem untersten volke — er soll als schweinehüter vom grafen Leicester aufgegriffen worden sein — erkennen lässt [2], dünkt sich Kemp weit vornehmer und theatra-

[1] *that I should sit and play jigs al day on my tabor to the ghosts without cesing, which hath brought me into such use, that I now play far better than when I was alive* (Tarltons Newes out of Purg. by JOHalliwell, s. 105).

[2] so wird uns auch Tarlton von HChettle (Kind-Harts Dreame 1592) beschrieben: *the next, by his sute of russet, his buttond cap, his taber, his standing on the toe, and other tricks, I knew to be either the body or resemblaunce of Tarlton . . .'* ganz ähnlich in Tarltons Newes out of Purg. p. 54, wo noch hinzugefügt wird: *a great bag by his side, and a strong bat in his hand.*

lischer in dem langen rocke mit den weiten ärmeln und dem hohen hute. aber wichtig vor allem ist, dass Kemp nicht mehr selbst mit tabor and pipe auftritt, sondern auf dem bilde wie auf der bühne mit seinem taborer erscheint. zwei personen sind bereits zur darstellung des jigs notwendig geworden, und man wird in der annahme nicht fehlgehn, dass die hauptperson, Kemp, ihren musikalischen gehilfen auch zur action, zur gegenrede, zur erhöhung der würkung benützt[1].

Endlich ist es wol angezeigt, den charakter des tanzes, der dem jig den namen gab, näher ins auge zu fassen. von B. erfahren wir nicht viel darüber (s. 2). man streitet über die heimat der gigue, engl. jig. Böhme hält sie für keltisch; noch heute ist dieser lebhafte tanz unter den schiffern Englands und Irlands im gebrauch. ich finde eine stelle in einem ae. drama von 1560 (Misogonus), die gleichfalls für die schottische heimat des tanzes spricht: *I would aske no more of hir but one Scottish jigge.* aus dem lande der balladen stammt die melodie, die zunächst vom gesange getragen war. dieser verstummt, und an seine stelle tritt die geige. die tanzweise hatte sich vom gesange losgelöst, aber sie blieb die alte balladenmelodie und verlangte wider nach dem begleitenden worte. auch der bänkelsang konnte diesen text bieten, denn er hatte den rhythmus der ballade bewahrt. so wird die tanzweise trägerin eines balladischen gesanges. während vordem zur ballade, d. i. dem tanzliede, getanzt und der tanz nach dem liede benannt wurde, wird jetzt zum tanze gesungen und das lied nach dem tanze benannt.

Zu den fremden, wälschen tänzen, deren aufführung durch englische instrumentisten und komödianten in Deutschland bezeugt wird, gehörte jedesfalls die längst in der heimat geübte jig. die musik ertönt wol auch im zwischenact und begleitet das auftreten des clowns, dessen balladenbrocken sich zu ihrer weise fügen. die durch zufall herbeigeführte vereinigung des wortes mit dem ton und der tanzbewegung gewinnt beifall, wird widerholt und ausgedehnt. man stellt gröfsere ansprüche an den text, der zu einem zusammenhängenden ganzen geformt wird. so tritt schliefslich Tarlton auf. ohne den nötigen nachdruck darauf zu legen, erwähnt doch B. selbst, dass nach der beliebten und im singspiel vielfach angewanten melodie des engl. Roland ursprünglich eine ballade gesungen wurde (s. 9). leicht möglich, dass auch die älteste gestalt des singspiels vom Roland nur von éinem darsteller gesungen wurde. zumindest soll es nicht unbeachtet bleiben, dass es im ältesten deutschen zeugnis von diesem singspiel heifst (Marx Mangolds Markschiff): *Einer sang: O Nachbawr Ruland, Ein*

[1] an der fähigkeit des gehilfen ist nicht zu zweifeln; erscheint doch in einem englischen stücke Kemp mit seinem jungen, der ihm wol auch als taborer gedient hat, auf italienischem boden, wo sich beide in das ensemble eines stegreifspiels fügen; s. u.

lied, *kommen aufs Engelland* —, wenn auch nicht vom schauspieler, sondern vom ausrufer in der buchgasse, also vom balladenkrämer die rede ist. genug, er sang es allein als ballade nach einer melodie, die früher schon balladen gedient hatte und lange nachher in Deutschland gesungen wurde (B. s. 11). darum nochmals: die mittel der bühne gestalteten aus der ballade das strophische singspiel.

Noch ein anderes, wesentliches moment, das bei der bildung der singspiele mitgewürkt hat, soll nicht übergangen werden. es ist die vorliebe für den reim, die charakteristisch ist für die volkstümlichen gestalten der engl. bühne. 'in the days of Tarlton and Kemp', wie es in einer komödie des 17 jhs. verächtlich heifst, finden wir den reim überall eingestreut. im jest and merriment (zb. Men of Goteham)[1] tat der reim aus dem stegreif besondere würkung. Tarlton besitzt in hohem mafse diese gabe. sinn und versmafs musten sich dem reim zu liebe viel gefallen lassen: *He fagotted his notions as they fell*, *And if they rhym'd and rattled, all was well.* denselben mitteln, lachen zu erregen, begegnen wir auf der engl. schaubühne in Deutschland. Pickelhäring unterbricht die reden der mitspielenden (*Sie hat mich lieb* — *Wie leuget der alte Dieb* usw.), gibt gereimte antworten udglm. seit Marlowe 1586 verwarf, was er vielleicht nicht ohne anspielung *the jigging vein of rhyming motherwits* nannte, wurde der reim in komischen darstellungen um so beliebter. *Like the quaint comedians of our time That, when the play is done*, *do fall to rhyme* (Nash, Pierce Penniless, 1592). jeder reim, berichtet uns Fletcher (Fair maid of the inn 1626) wird stürmisch beklatscht; u. zw. bei der darstellung eines jig. der reim muste durch einen derben, unerwarteten gegensatz oder eine starke pointe würken. solche reime boten den komischen figuren der bühne die verderbten balladen der strafse. sie erzielten die gewünschten misverhältnisse der reimwörter, indem sie balladen durcheinander warfen und zeilen mit einander reimten, die aus dem ganzen herausgerissen waren. so spielt in der tat ein balladenkrämer die hauptrolle eines jigs, wo sich nun der komische reim mit gesang und tanz verband.

Aufser Tarltons jig fehlt es nicht an nachricht von anderen, die sich allerdings nur auf die titel erstreckt. dennoch hätte man erwarten können, dass ihrer in B.s buche erwähnung geschehe, zumal sich eines darunter findet, dass im buchhändlerregister vom 21 oct. 1595 folgendermafsen eingetragen ist : *a ballad called Kempe's new Jygge betwixt a souldior and a miser*, *and Sym the*

[1] Kemps applauded Merrimentes (stegreifspiel) of the men of Goteham, eingeschoben in die komödie 'A Knack to know a Knave', abgedr. bei Dodsley-Hazlitt, mit der NB: 'we may presume that here a couplet was intented'.

clown, und das auf den ersten blick gewisse beziehungen zu dem bei B. abgedruckten englischen singspiel 'Singing Simpkin' verrät, welches die quelle des in Deutschland so beliebten pickelhering in der kiste wurde. Singing Simpkin hat 4 hauptpersonen, nämlich mann und frau, pickelhering und soldat, während das obengenannte jig von Kemp in dem erhaltenen titel blofs 3 aufzählt, bei denen also die frau fehlt. wenn auch aus dem blofsen titel keine weiteren schlüsse auf den inhalt des jig zu ziehen sind, so wird es um so eher erlaubt sein, aus der identität der namen des clowns, der in dem einen falle *Sym*, in dem anderen *Simpkin* heifst, auf ein und denselben träger dieser rolle zu schliefsen. B. bemerkt ganz richtig (s. 18), dass 'Singing Simpkin' nicht von dem als verf. auftretenden Robert Cox herrühren könne, sondern viel früher, schon im 16 jh. entstanden ist, wobei, wie ich hinzufügen will, die deutsche übersetzung einem älteren original als dem von Cox entspricht. da nun das unter Kemps namen 1595 in die buchhändlerregister eingetragene jig mit dem Singing Simpkin gleichzeitig ist, so möchte ich auch das letztere für Kemp, sei es als autor und darsteller des Simpkin, wie er in jenem den Sym gespielt hatte, sei es nur als darsteller, reclamieren[1].

Die weiteren consequenzen dieser annahme werden sich später ergeben. hier haben wir in der aufzählung der erhaltenen titel von jigs fortzufahren. die buchhändlerregister erwähnen noch 3 andere jigs, in denen Kemp der hauptdarsteller war ('WKemp' in Diction. of nat. biogr.): 1) 28 dec. 1591 ohne titel; 2) 'A pleasant newe Jigge of the broome man'; 3) 2 mai 1595: 'A ballad, of Mr. Kempes Newe Jigge of the Kitchen stuffe woman'. — dass gerade balladendichter als verf. von jigs genannt werden, kann uns nicht überraschen. von dem 'Jig for the ballad-mongers' war schon die rede. ein anderes, betitelt 'John for the King' rührt von dem volkstümlichsten balladendichter seiner zeit, von Thomas Deloney, her. in 'Kemps humble request to the impudent generation of balladmakers and their coherents' etc. (anhang zu K.s Nine Daies Wonder) nennt ihn der verf. *the great balletmaker* oder auch *jigmonger*, synonyme ausdrücke, die uns abermals die nahe verwantschaft zwischen ballade und jig vor augen stellen. — ein beliebtes jig hiefs 'Garlick' und wurde nach Greens komödie 'Tu quoque' aufgeführt. — in dem buchhändlerreg. von 1595 finden wir ein 'Jig of the Slippers', als dessen autor der musiker und schauspieler Augustine Phillips angegeben ist. — von einem weitern jig wissen wir nur den titel, nämlich 'The ship'; von andern erfahren wir das sujet, indem diebe und gauner

[1] offenbar ist Kemp in bestimmten clownrollen des öfteren unter dem namen *Sym* (*Simon*) oder dem deminutiv *Simpkin* aufgetreten, wie später zb. auf deutschen wanderbühnen Thomas Sackville sich *John* (*Jan*) nannte.

sich beklagen, dass ihre kniffe von den schauspielern zum besten gegeben und dadurch verraten werden[1].

Es muss eine grofse menge dieser jigs gegeben haben. die meisten waren improvisiert und wurden nie gedruckt; doch lebten sie im gesange der strafse fort, wie uns von Kemps jigs bezeugt wird. es waren nachspiele, die dem hauptstücke angehängt wurden, ohne angekündigt zu sein; sie wurden nur auf verlangen des publicums gegeben[2]. jigs wurden gesungen (HChettle Kind-Harts dreame 1592), getanzt (StGosson Playes confuted in five actions, c. 1580), agiert (Tarlton Newes out of Purgatory c. 1590). es gab jigs von dem umfange einer ballade: *half-penny jigs*, bis zu dem eines ganzen stückes: *six-penny jigs*. schon ein von Tarlton allein ausgeführtes jig konnte, wie wir aus einer stelle von Newes out of Purg. erfahren, eine stunde lang dauern.

Ausdrücklich sei constatiert, dass das jig in seiner heimat vorerst nur als nachspiel am ende des hauptstückes und nicht, wie alsbald in Deutschland, als zwischenactsspiel verwendet wurde. aufser den obigen zeugnissen diene zum beweis folgende stelle aus Shirleys Love in a Maze v. j. 1632 (ed. Gifford and Dyce II 339):

Many gentleman
Are not, as in the days of understanding,
Now satisfied without a j i g, which since
They cannot, with their honour, call for after
The play, they look to be serv'd up in the middle.

Wir haben gehört, dass Kemp das von Tarlton hinterlassene jig dramatisierte; dazu kommt, dass er sein stoffgebiet erweiterte. er begnügte sich nicht mehr mit der blofsen satire, sondern benutzte für seine singspiele die volkstümlichen schwänke und die stoffe verbreiteter novellen. es geschah dies unter dem einflusse des ital. stegreifspiels, dessen stoffe und masken er aufnimmt. dass er diesen einfluss erfahren hat, ist gewis, mag er nun, wie es von ihm heifst, in Italien gewesen sein oder nicht. ein englisches drama, in dem Kemp persönlich auftritt, zeigt ihn in genauester verbindung mit dem personale der ital. volksbühne. schon der verf. einer flugschrift von 1589 weifs zu berichten, dass der ruf des Signor Chiarlatano Kempinobis nach Bergamo

[1] HChettle Kind-Harts dreame 1592. Tarlton erscheint Kind-Hart im traume (Tarltons Jests, appendix p. 134): '*for no sooner have we a tricke of deceipt, but they make it common, singing jigs and making jeasts of us, that everie boy can point out our house as they passe by*'. 'The ship' wird im Fortune theater gegeben, s. die komödie 'Amends for Ladies' von Nat. Field, 1618 (Dodsley-Hazlitt XI 115). eine interessante scene der komödie 'The Hogge hath lost his Pearle' von RTailor 1614 führt uns die verfertigung eines jigs auf offener bühne vor (aao. XIV 433 f). zugleich gibt das obenerwähnte jig 'Garlick' das muster ab.

[2] '*as the jig is called for after the play is done*' in Jack Drums Entertainement 1601; s. Collier Hist. of engl. dr. p. aao.

gedrungen sei, wo Arlekino Francatrippa (*Francatrip' Harlicken*) in den ausdrücken höchster bewunderung von ihm rede. in dem stücke selbst, das 1607 gedruckt, aber früher gespielt wurde und 'The Travailes of The three English Brothers' betitelt ist, lässt sich Kemp bei Sir Anthony Shirley melden, und da gerade auch *an Italian Harlaken* mit seinem weibe ankommt und seiner lordschaft zum spiele sich erbietet, schlägt dieser Kemp vor, mit den Italienern gemeinsam zu spielen. Kemp erklärt sich gern bereit, wenn der italienische komödiant *'invent any extemporall merriment'*. nach einigen frivolen misverständnissen, die sich auf das weib des Italieners beziehen und die ihren grund darin hatten, dass Kemp auf der heimischen bühne nicht gewohnt ist, mit frauen zu spielen, einigen sie sich über den plan (*the proiect*) der komödie. die rollen werden dann verteilt; die des *'old Pantaloune, some iealous Coxcombe'*, wie Kemp hinzufügt, übernimmt, wie immer, der ital. harlequin. sein weib spielt *the Curtizan*. vergebens strengt Kemp sich an, die rolle des Amorado, der den Pantalone cornuto macht, für sich zu erlangen; er muss sie dem boy, seinem ständigen begleiter, abtreten und sich selbst mit der rolle des dieners des Pantalone begnügen. Kemps rolle also ist der *rustic clown*. die bekanntschaft englischer autoren mit dem ensemble der ital. komödie, in das sie den heimischen schauspieler versetzen, gibt uns den fingerzeig, in welcher richtung sowol das jig als das 'merriment'[1] unter Kemps leitung sich entwickelten. was das jig betrifft, so gewann es durch diesen einfluss lebhaftere dramatische bewegung, eine durchgeführte handlung mit bestimmtem endzweck. ziehen wir das engl. singspiel 'Singing Simpkin' heran, das wahrscheinlich mit Kemp zusammenhängt, so finden wir nun in seinen 4 hauptpersonen den Pantalone, die Curtisane, den Capitano und Arlekino, und einen stoff, der ganz allgemein genommen, alle formen von der poetischen erzählung (fabliau) bis zur dramatischen bearbeitung als interludium, fastnachtspiel, schwank, bauern-, lust- oder singspiel und oper durchläuft.

So weit war das engl. singspiel ausgebildet, als es nach Deutschland kam. geschah dies durch Kemp selbst? ist er je in Deutschland gewesen? bekanntlich ist man darüber nicht im klaren. wir wissen, dass er 1586 am dänischen hofe war, wohin er von seinem herrn, dem grafen Leicester, gesendet wurde. den von Dänemark nach Dresden ziehenden englischen instrumentisten scheint er sich nicht angeschlossen zu haben. aber um 1600 ist er wol wider auf dem continente gewesen; wenigstens hat er die reise dahin in seinem pamphlete angekündigt. der begrüßung der Cambridger studenten in dem stücke 'The

[1] das sind die in ein drama eingeschobenen stegreifscenen, wie die gesprochenen, gleichfalls improvisierten, in Deutschland 'pickelheringsspiele' genannten nachstücke.

Returne from Parnassus', wo Kemp abermals in persona auftritt, mit den worten : '*Welcome, M. Kemp, from dancing the morris over the Alps*' wird man des spöttischen tones halber und mit rücksicht auf die unverblümte antwort Kemps kein allzu grofses gewicht beilegen (4 act, 3 sc.; Dodsley-Hazlitt Old engl. pl. IX 193ff). doch wie dem sei, möglich ist es ja, dass Kemp, der meister des jigs, diese gattung in Deutschland eingeführt habe.

Hier fesselt unsere aufmerksamkeit vor allem Ayrers production. bei der besprechung seiner singspiele werde ich mich kürzer fassen dürfen, obwol ich auch hier B. den vorwurf nicht ersparen kann, seine bemerkungen auf angaben der strophenzahl[1], der melodie und der quelle des stoffes beschränkt zu haben. zwar meint B. in der allgemeinen einleitung mit recht, dass Ayrer im inhalte wie in der einführung volkstümlicher figuren sich an das fastnachtspiel angelehnt habe; er muste aber hervorheben, dass diese anlehnung sich auch auf die form erstreckt und Ayrers singspielen eine eigentümliche stellung gegenüber den englischen vorlagen sichert. aber auch seine bemühung, die würkungsvollsten mittel der Engländer sich zu eigen zu machen, trägt dazu bei, diese mittel selbst, wie das wesen des singspiels überhaupt kennen zu lernen.

Bekanntlich hat Ayrer nach dem muster der Engländer auch in seinen dramen musikalische einlagen verwendet. ich erinnere an die komische gesangscene in der 'Comoedia von zweyen brüdern aus Syracus', wo 4 personen, darunter Jahn, je ein lied zum besten geben. die ständchen, buhllieder und reihen fallen hier nicht ins gewicht; dagegen werden bei Ayrer auch derbe bauernschwänke in balladenform gesungen, deren inhalt sich ebenso hätte in dialog und action umsetzen können, wie dies auf der englischen bühne geschah. so singt in 'Hofflebens kurtzer begriff' ein bauer namens Kuhboff von einer jungen wittwe, die ihren hölzernen Hans, den sie sich hatte zum troste anfertigen lassen, zum feuertode verurteilt, als sie am gewohnten platze einen lebendigen stellvertreter fand. die strophen brauchten nur zwischen die personen verteilt zu werden, um ein singspiel abzugeben, während der ton, wie es in würklichkeit geschieht (in Ayrers singspiel von einem ungerechten juristen, nr 12 bei B.), beibehalten werden konnte[2]. nun wurde aus England das fertige singspiel herübergebracht, dessen sich Ayrer alsbald bemächtigt. er hatte zur zeit seiner production gewis nur solche gesehen, die im Rolandston und in dem des gegenstückes, nämlich des

[1] dabei ist in nr 3 43 strr. statt 47 und in nr 9 88 statt 89 strr. zu lesen.

[2] die beiden lieder in 'Hofflebens kurtzer begriff' sind derselben quelle entnommen, die Ayrer für seine singspiele ausnützt, nämlich Kirchhoffs Wendunmut. vgl. EPistl Quellen f. Ayrers sing- und fastnachtsp., VJL 6, 430ff, wo die angaben in manchem puncte genauer sind als bei B.

ungetreuen Jahn[1], abgefasst waren. diese sind ja auch die ältesten der erhaltenen englischen singspiele; sie müssen wir zur vergleichung mit Ayrer heranziehen.

Gegenüber dem engl. Roland, dem Ungetreuen Jahn, den Streitenden liebhabern, Singing Simpkin und selbst den anderen in der sammlung von 1620 vereinigten stücken sind die Ayrerschen singspiele zu beträchtlichem umfange angewachsen. das kleinste unter ihnen im Rolandston hat 43 strophen, während der Roland selbst blofs 9 zählt; das längste weist 76 strr. auf. es ist eben kein nachspiel mehr wie das original, sondern darauf angelegt, die zwischenacte zu füllen. leicht begreiflich, dass diese verwendung der singspiele nicht nur auf ihre form, sondern auch auf die stoffwahl einfluss hat. Ayrer schreibt dann singspiele, deren sujet nicht abgeschlossen ist, sondern beliebig fortgesponnen werden kann, zb: 'Von etlichen närrischen Reden des Claus Narrn und anderer zusammen colligirt' oder er behandelt den 'Engelendischen Jann Posset, wie er sich in seinen Diensten verhalten', wobei unzählige altüberlieferte schwänke platz finden können; schliefslich lässt er Eulenspiegel auftreten, dem der stoff gleichfalls nicht ausgeht. zwei schwänke werden lose miteinander verknüpft, wenn der eine nicht reicht, um die verbindung des zwischenspiels aufrecht zu erhalten ('Von dreyen bösen Weibern' usw. und 'Der Forster im Schmaltzkübel'). demselben vorgang begegnen wir in den sogenannten 'pickelheringsspielen', den gesprochenen darstellungen von schwänken, deren stoffe denen des singspiels völlig gleichen. Creizenach hat in der einleitung zu seiner ausgabe der Schauspiele englischer komödianten (s. CVIII) gezeigt, wie die abgesonderte stellung der clowns zur zeit der aufführungen in engl. sprache ihre possen und schwänke von der haupthandlung unabhängig machte und in die zwischenacte drängte. daraus ergab sich in Deutschland eine komische nebenhandlung, deren zusammenhang nur auf ihren trägern beruhte. auf der engl. bühne war dem hauptstück, in dessen handlung die clownscenen verflochten waren, in der regel ein gesprochenes (*merriment*) oder gesungenes nachspiel (*jig*) gefolgt. mehrere merriments lose aneinander gereiht, füllten bei den aufführungen in Deutschland die zwischenacte aus. so tritt zb. in der posse 'Von der schönen Maria vnnd alten Hanrey' der ehemann auf, der die treue seiner frau erprobt, indem er zum scheine verreist; er wird betrogen und überlistet. im nächsten zwischenact setzt er die probe fort, indem er sich tot stellt. in dem andern pickelheringsspiel der sammlung von 1620 treffen wir das paar, den bauer Hans und seine frau, zunächst im streite an, wer die thür schliefsen solle; darauf folgen ohne zusammenhang die possen, die Hans mit dem zauberstein vollführt. es ist kein zweifel, dass

[1] der im namen auf Thomas Sackville hinweist, den schöpfer des Jann Posset.

in der regel diese pickelheringsspiele nicht zum schlusse als ganzes, sondern in ihren lose verbundenen scenen geteilt in den zwischenacten gegeben wurden. nach analogie dieser gesprochenen possen hat Ayrer seine gesungenen eingerichtet, und sein beispiel beeinflusst die späteren der in der sammlung von 1620 vereinigten singspiele. eines der ältesten stücke, von dem noch die rede sein wird (Arch. f. litg. 6, 48ff), schliefst mit den worten *Ade zu gueter Nacht* und kennzeichnet sich selbst als nachspiel. wir können ja nicht wissen, ob Ayrer als muster seiner singspiele nicht doch eines vorlag, das sich durch mehrere zwischenacte fortgesetzt hat; nach den vorhandenen quellen aber war dies nicht der fall. es mag den engl. komödianten wol schwerer geworden sein, in einer fremden sprache gereimte strophen zusammenzustellen als improvisierte clownspäfse. darum dürfen wir JAyrer als urheber der neuen verwendung der singspiele betrachten, die für die ausbildung ihrer technik nicht unwichtig ist.

Das zusammenhanglose, zerpflückte der dargestellten vorgänge, das Ellinger, Arch. f. n. spr. 88, 267, als charakteristisch für die singspiele der engl. komödianten erkennt und das auch später noch zu beobachten ist, geht auf Ayrers neuerung zurück. ein blick auf sein erstes 'singets spil von dreyen bösen Weibern' zeigt uns, dass es in 4 handlungen zerfällt, die fast gar nichts miteinander gemein haben, aus verschiedenen erzählungen seiner quelle geholt ('*zusammen colligirt*') und nur als zwischenspiele gedacht sind. jede dieser scenen endet mit einer prügelei. 1) Wilhelm kommt mit den stiefeln, die er nur dem geben will, der herr im hause ist; Wolfram rühmt sich zwar dessen, besteht aber die probe schlecht. (1—8); 2) des Wolframs frau und 2 nachbarinnen streiten miteinander, ob es regnen oder schön bleiben solle (9—16); 3) die ehemänner geraten in streit über den zank ihrer weiber. (17—25); 4) mann und frau zanken sich um eine kuh, die erst gekauft werden soll (26—43). jede der ersten 3 scenen hat die ausdehnung des englischen Roland, in dessen tone dies singspiel abgefasst ist, und ersetzt das in den zwischenacten eines stückes übliche, bisher gesprochene possenspiel. sämtliche Ayrersche singspiele lassen sich in dieser weise teilen[1].

Die einwürkung der gesprochenen pickelhäringspossen auf das singspiel, die sich bei Ayrer zum ersten male zeigt, hat in der künftigen entwicklung der singspiele eine weit gröfsere rolle gespielt. denn dieselben schauspieler geben dieselben possen bald singend bald sprechend zum besten. und wie sie die motive hinüber und herüber trugen, so drang bald in das singspiel die gesprochene rede,

[1] man nehme zb. das 'von dem Engelendischen Jann Posset'. 1) Jan verlässt das elternhaus; 2) er wird in dienst genommen, wo er allerhand verkehrte sachen macht; 3) im nächsten zwischenact kommt er mit einem korbe birnen, die er fortzutragen hat und selbst aufisst; 4) schliefslich ist er verheiratet und streitet mit seiner frau um die herschaft im hause.

in das pickelheringsspiel das lied ein. um dieselbe zeit, da unter ganz anderen musikalischen voraussetzungen Valentini das intermezzo auf der ital. bühne einführte, gab es bei den engl. komödianten singspiele, die sich von jenem nur dadurch unterschieden, dass gesprochene rede das recitativ vertrat und dass an stelle der arien strophen nach volkstümlichen melodien gesungen wurden. um es kurz schon hier zu sagen: aus der auf der volkstümlichen bühne sich vollziehenden vermischung des gesprochenen und gesungenen possenspiels entstand die operette. Ayrers singspiele gaben vielleicht den anstofs zu dieser entwicklung.

Auch das heimische fastnachtsspiel hat den aufbau und die form der Ayrerschen singspiele beeinflufst: hat er doch selbst widerholt ein bereits gedichtetes fastnachtsspiel in die neue form gebracht, (nr 4 u. 7 bei B.); gerade in diesem falle ist leicht zu bemerken, was von der früheren art haften blieb. das sing- und fastnachtsspiel vom verlarften Franciscus ist für die vergleichung besonders lehrreich. die ausführliche exposition durch den prologus erscheint im singspiel als entreelied wider, das im gegensatz zum engl. muster bei Ayrer stets das spiel eröffnet. ein epilog, der die lehre aus der fabel zieht, beschliefst es. dabei ist beachtenswert, dass diese lehre im fastnachtspiel eine sociale, im singspiel eine politisch-religiöse ist. die letztere erinnert in ihrem hasse gegen papst und geistlichkeit an die politischen lieder der reformationszeit. der gang der scenen im singspiel folgt genau dem fastnachtspiel. auf ihm beruht auch die eingehnde charakteristik der personen, die behagliche breite ihrer reden, die der natur des singspiels zuwider sind. wo finden sich in Ayrers vorlagen, die reden und gegenreden schlag auf schlag folgen lassen, gedanken ausgesponnen, wie hier im munde der magd? das derbe weltkind mit gesundem verstand, das seiner überspannten herrin beigegeben ist, erinnert am Molièresche charaktere. im singsspiele aber sind wir gewohnt, nur typen zu finden.

Das verhältnis des sing- zum fastnachtsspiel wäre einer eindringenden untersuchung wert. wenn ein lebhafter dialog des fastnachtspiels zum monotonen 6strophigen bericht im singspiel[1] wird, so kommt der bänkelsang zum vorschein, aus dem das singspiel entstand und der nur durch die lebhafte teilung der strophen unter mehrere personen verschleiert wird. dass Ayrer, wie wahrscheinlich noch seine vorlagen, nur éine melodie verwendet, verschärft die monotonie. die Engländer hatten, die eintönigkeit zu vermeiden, das singspiel in der weise ausgearbeitet, dass wo möglich jeder vers von einer anderen person gesungen wurde. man sehe den Roland. dabei ist äusserste kürze am platz. im 'ungetreuen Jan' wird gar die zeile halbirt und wie folgt gesungen:

[1] str. 36—41, wo Ehrnfried nicht nur berichtet, was die frau (im fastnachtsspiel würklich) gesagt, sondern auch seinen plan enthüllt.



1. O Nachbar Jan! 2. Was saget ir?
1. Ewer fraw ist todt 2. O weh ist mir.

oder in demselben stücke:

1. Ach weh ist mir 2. Was mangelt Euch?
1. Mein Hertz ist wehe 2. Sie wirdt gar bleich.

hier besteht die strophe nur aus 4 zeilen, und doch finden wir von der gesamtzahl 27 nur 6 ungeteilt von éiner person gesungen. dafür sind 5 str. unter 4; 2 str. unter 5 und 1 str. unter 6 personen geteilt. wenn wir 'Singing Simpkin' (ohne die erst später angefügten schlussstrophen) auf die geteilten und ungeteilten strophen hin ansehen, finden wir von jenen 6+18, von diesen nur éine. im procentsatz ausgedrückt ergeben sich 96 % geteilte strophen. 8 verteilen sich unter 4 personen, 3 unter 5, 1 unter 6 (nur von der 2 melodie). wie schwerfällig dagegen ist Ayrer! ganze strophen werden ohne unterbrechung von derselben person abgesungen; ja sie verfliefsen durch zahlreiche enjambements ineinander. wenn Ayrer am schlusse seines ersten spieles versprach: '*Wolt wirs auffs künfftig bessern gern*', so muste er vor allem trachten, den Engländern dies würksamste mittel abzulernen. während in seinem ersten singspiel von 43 strr. 13 geteilt gesungen werden, also 30¼ %, erreicht er im 'Eulenspiegel' das günstigste verhältnis zwischen geteilten und ungeteilten strophen, nämlich 50 %, indem von 76 strr. genau die hälfte ungeteilt bleiben. immerhin ist er noch weit hinter der englischen vorlage zurück. ein genaues viertel der strophenanzahl vom 'Wittenbergischen Magister' (22 strr. von 88) ist geteilt; also 25 %. das letzte in der reihe der Ayrerschen singspiele enthält unter 70 strr. blofs 8 geteilte; hier ist das verhältnis am ungünstigsten, nämlich 11½ %. 62 strr. werden in diesem singspiel ohne unterbrechung abgeleiert, und mehrere davon zumeist von éinem darsteller. in dem engl. muster teilen sich mitunter 6 personen in éine strophe. bei Ayrer kommt nur eine einzige strophe vor, die von 5 personen gesungen wird uzw. in dem singspiel, das durch die 50 % geteilter strophen sich am meisten der engl. art nähert. aber anderseits entfällt eben hier von 38 geteilten strophen nur éine unter 5, éine unter 4, zwei unter 3 personen, während alle andern strophen blofs von 2 personen gesungen werden. das erste spiel verteilt nur 2 strophen unter 3, die andern unter 2 personen; das letzte hat schliefslich nur strophen, in die 2 personen sich teilen.

Diese zahlenverhältnisse geben uns ein deutliches bild von Ayrers stellung zu seinem vorbild. es wird noch vervollständigt durch die beobachtung der pointierten schlusszeilen, in die gleichfalls die Engländer ihre stärke setzen. sie stammen aus Tarltons bänkelsängerlied und den gewohnheiten der engl. clowns. im letzten verse der strophe wird ihrem inhalt ein unerwarteter abschluss gegeben durch unterbrechung des singenden oder durch

ein 'beiseite', das für das publicum bestimmt ist. zumeist befleifst sich der clown dieser pointen, die in der gegensätzlichkeit der gedanken und der verknüpfung durch das reimwort ihrer würkung sicher sind. wir ersehen ihre beliebtheit aus den zahlreichen nachahmungen: Roland stellt sich tot, um die treue seiner frau zu erproben. der küster sagt zu dessen frau: (str. 4, 7) ... *So will ich dich nun haben*, worauf als abschluss der strophe der am boden liegende Roland bemerkt: *Aber hie ligt einer, spricht: Nein.* im 'ungetreuen Jan', dem seitenstück des Roland, singt Agnes, die auf dieselbe weise die treue des mannes prüft, am schlusse der 19 str.: *Aber ich bin hie, und sage: Nein.* 'Die streitenden liebhaber' (VJL 1, 111 ff) aus einer hs. von 1605/8, haben in der 4 str. die schlusspointe: *Ach Bruder, ich sag nein.* und die 'Tugendhafte bäuerin' desgleichen: *Aber jch sich woll Nein.* dies nur ein beispiel von der art, wie sich die pointen durch ihre beliebtheit fortpflanzen[1]. pickelhäring in der kiste schliefst aus seinem sichern verstecke jede str. mit einer boshaften oder groben pointe. die situation ist der des tot am boden liegenden Roland durchaus ähnlich. wir sehen deutlich, wie Ayrer sich abmüht, diese würkung zu erzielen. nur éin beispiel. im fastnachtsspiel vom verlarften Franciscus klagt die witwe:

Ach weh des Jammers, Leids und Schmertzen,
Den ich nun trag in meinem Hertzen,
Weil mir mein lieber Mann ist todt!

diese zeilen werden im singspiel gleichen namens zerdehnt, um der magd am schlusse der strophe die pointe zu gestatten:

Ach weh meins jungen Hertzen,
Dass mir mein Mann ist todt!
Das bringt mir grofsen schmertzen,
Dazu jammer und noht,
Dass ich auff dieser Erden
All meines Lebens tag
Nimmer kan fröhlich werden.

Ancilla singt:

Ach Frau, was soll die klag?

Wie sehr Ayrer diese pointen sucht, erhellt auch daraus, dass er oft die letzte zeile einer strophe abtrennt und mit der ganzen oder selbst mehreren folgenden strr. éiner person in den mund legt. er scheut auch hierbei das enjambement nicht. unsere beobachtungen über diesen punct der singspiele Ayrers zusammenzufassen, reihen wir sie in das oben gegebene schema der ge-

[1] noch in dem a. d. j. 1632 stammenden liede von Magdeburgs belagerung, das im *Rolandstone* zu singen ist und ein gespräch zwischen Tilly und der eroberten stadt enthält, beschliefst Tilly die 19 str.: '*Ich sage lauter Nein!*' (Ditfurth nr 61, s. 159 ff).



teilten und ungeteilten strophen ein und finden in jenem singspiel, das durch die teilung seiner strr. der engl. vorlage am nächsten kam, auch die meisten pointen, 13 an der zahl. wie wir dort beobachten konnten, dass Ayrer — aus welchem grunde, bleibe hier unerörtert — sich den eigenschaften der engl. singspiele zuerst nähert und dann wider sie vernachlässigt, so finden wir hier, dass in eben diesem verhältnisse Ayrer auch zu der eigenheit der pointen steht. welchen andern mafsstab der beurteilung können wir an diese singspiele legen, als den der geschickten handhabung der neuen, aus England herübergebrachten form? wir müssen daher den 'Eulenspiegel' als das gelungenste der Ayrerschen singspiele bezeichnen.

Obgleich in der einleitung zu Ayrers Opus thæatr. behauptet wird, dass die sujets der singspiele ganz und gar eigene erfindung seien, so haben wir doch allen anlass, unter den engl. gesungenen oder gesprochenen dramat. schwänken nach Ayrers quellen zu suchen, soweit nicht Kirchhoffs Wendunmut in frage kommt. denn er benutzt die stoffe, die ihm unter der oder jener form die bühne bot, ohne scheu und gestaltet sie nach willkür bald als singspiel, bald als episode im drama, bald als komödie. die Engländer selbst stellten beliebte stoffe in allen formen dar. es ist leicht möglich, dass den deutschen pickelheringsspielen engl. singspiele zu grunde liegen; denn es muste den fremden leichter gelingen, ihre singspiele in prosa zu verdeutschen als mit reim und strophe. anderseits konnte Ayrer aus einer prosaischen darstellung der Engländer leicht ein singspiel machen. es soll daher nicht unbeachtet bleiben, dass eine sammlung von engl. erzählungen, die sich an Tarltons name knüpfen (Newes out of Purgatorie), die sujets dreier singspiele, darunter eines von Ayrer, enthält. diese schrift, ein pamphlet, das kurz nach Tarltons tode erschien, berichtet von dessen abenteuern im fegefeuer, von ihm selbst erzählt. s. 66 ff des Halliwellschen neudruckes findet sich die geschichte des h. Franciscus, von Ayrer im sing- und fastnachtspiel behandelt, unter dem titel: 'The Tale of Friar Onyon' : 'why in Purgatorie he was tormented with waspes' (von dem hsg. mit bibliogr. notizen begleitet, die bei B. s. 13 nachzutragen sind). freilich gelangt der mönch hier ans ziel seiner wünsche, wird aber, nachdem die witwe geschwatzt hatte, um so grausamer bestraft (wie in Boccaccios Dec. 4, 2). eine andere erzählung 'Why the Gentlewoman of Lyons sat with her haire clipt off in Purgatory' stimmt noch genauer mit einem engl. singspiel überein, mit Singing Simpkin, das zur zeit, da das pamphlet herauskam, wahrscheinlich schon auf der bühne war. Simpkin heifst hier P i e r und seine charakteristik ist folgende : *hee was a faire man and well featured, yet shee found fault with him, because he was a m e a c o c k e and a m i l k e s o p p e,* was im hinblick auf Jahn Bouset, den von Sackville geschaffenen typus, erwähnung ver-

dient[1]. aus einer dritten geschichte 'of the two Lovers of Pisa', die Straparolas Notti entnommen ist, erscheint die schlusswendung im deutschen singspiel von der müllerin und ihren 3 liebhabern wider[2]. mit grösserer wahrscheinlichkeit, als diese erzählungen auf engl. singspiele, die in Deutschland aufgeführt worden, uns aber nicht bekannt sind, hinweisen, können wir auf ein engl. original des aus d. j. 1675 erhaltenen singspiels: 'Der viesierliche Exorcist' (Bolte s. 37) schliefsen, das mit dem schott. schwanke 'The freirs of Berwik' genau übereinstimmt (s. vWeilen Ein zwischenspiel des Cervantes in der Beilage zur Allgem. zeitung 1894 nr 176).

In dem nur fragmentarisch in einer 1610—40 angelegten hs. überlieferten singspiel von der Tugendhaften bäurin erkennt B. noch vielfach die fünfzeilige strophe abccb (nr 21, s. 27). aber ich konnte in dem ganzen stück nicht zwei aufeinanderfolgende reime finden. die erhaltenen verse scheiden sich vielmehr leicht in 8zeilige strophen im ton des englischen Roland, zb.:

Edlman: Eur grofse Schönheit zwinget mich
und krenkhet mier mein Herz:
Peurin: Eur unkheuschheit betriebt mich sehr,
und bringt mier grofsen Schmerz:
Edlman: Alfs was ich Hab dz gib ich euch,
dorzue eur Puel will sein,
Darauf habt jhr mein hertz und handt,
Peurin: desgleichen jhr auch mein.

man beachte die schlusspointe, die aus dem munde der treuen bäuerin überraschend kommt. vorher schon war die rede von einer in diesem stück vorkommenden pointe, die aus dem Roland selbst entlehnt ist: *Aber jch sich woll Nein.* es schliefst sich überhaupt an Roland an: in der zahl der personen, die in 2 paaren bestehn, in dem lebhaften dialog innerhalb éiner strophe, den zahlreichen pointen und in der balladischen kürze. darnach wird es wol in das 2 jahrzehnt hinaufzurücken sein; B. setzt es erst nach den singspielen des 'Liebeskampfes' (1630) an. überdies ist dies singspiel bemerkenswerter als manches andere durch den österreichischen dialekt, der wol auf rechnung des schreibers kommt, durch die volkstümlichen redewendungen und schliefslich auch durch die gute moral. B. hätte versuchen dürfen, das singspiel wider hergestellt in seine texte aufzunehmen. es ist ver-

[1] diese charakteristik Piers, die ihn zum clown macht und die sich in keiner andern version derselben erzählung widerfindet, lässt deutlich den einfluss der bühne auf novell. schwänke erkennen. mit recht hat Bolte (Zs. f. d. phil. 25, 563ff) auf den engen zusammenhang von bühnendichtung und anekdotensammlungen aufmerksam gemacht. Tarltons Newes out of Purg. stellt sich wol an die spitze der dort von B. aufgezählten schwanksammlungen.

[2] in derselben sammlung findet sich eine unbekannte version der alten geschichte von Bürgers 'Kaiser und abt'.

mutlich einer österreich. aufführung nachgeschrieben. darauf lassen die zahlreichen prosaauflösungen schliefsen, eingeleitet zb.: *Jetzt Redt Die Peurin mit jhr selbst*; was wir aber nicht so auffassen dürfen, als ob schon hier gesprochene rede unter die gesungenen strophen gerät. es wird nur ein und dieselbe person eine ganze strophe oder darüber gesungen haben; hierbei ist die widergabe ungenau und in prosa aufgelöst[1].

Den ferneren entwicklungsgang des singspiels, seine vermischung mit dem gesprochenen schwanke, aus der die operette hervorgeht, haben wir schon gestreift. galt es auf der einen seite das engl. singspiel zu seinem ursprung, dem bänkelsang, zurückzuverfolgen, so müssen wir auf der anderen seine verbindung mit der modernen operette ins auge fassen. wenn die kurze beweisführung gelingt, ist der zweck dieser anzeige erreicht. wir eilen daher zum schlusse.

Die veränderungen des singspiels in England selbst lassen sich aus dem 'The black man' betitelten stücke erkennen, das in einem drucke von 1672 erhalten, aber lange vorher, da es schon 1633 von einem Holländer nachgeahmt wird, abgefasst ist (B. 23 a. b., s. 28 f). zunächst fallen uns manche ähnlichkeiten mit 'Singing Simpkin' ins auge: wie dieser tritt Thumpkin, schon im namen an ihn erinnernd, zu beginn des singspiels mit seiner geliebten auf und empfängt die versicherung ihrer liebe. beidemal werden sie plötzlich unterbrochen, dort durch den zweiten liebhaber, hier durch zwei edelleute, die dem mädchen nachstellen. wie Simpkin in die kiste kriecht und von hier aus mit seinen in pointen gedrängten bemerkungen die handlung begleitet, so kommt hier Thumpkin als alter mann verkleidet und beschliefst in gleicher weise die strophen (s. B.s abdruck v. 49. 53 u. 61)[2]. aber um so gröfser ist der unterschied zwischen beiden singspielen in der form. den 2 melodien des Simpkin stehn hier mehrere, 6 oder 7, gegenüber (wie schon in einem singspiel des 'Liebeskampfs' v. 1630 5 melodien vorkommen), von denen sich keine widerholt. wir finden in dem jüngeren singspiel die verschiedensten strophenformen, liederartige einschübe und vor allem auch prosastellen. v. 31—41: *Prethee, look merrily, Prethee, look chearily* usw. fallen aus dem balladentone, der v. 46—101 festgehalten ist, heraus, muten wie ein lyrisches duett an und

[1] im stoffe ähnlich, doch mit schlimmerem ausgang für den ungetreuen mann, verläuft die 9 der Cent nouv. nouvelles; Poggios 'Vir sibi cornua promovens'; La Fontaines 'Les Quiproquos'.

[2] inhaltlich erinnert das stück an die 'Comoedia vnd Prob getrewer Liebe' (Liebeskampf 1630), wo Florisel als alter mann verkleidet in den wald geht und Floriana aus der gewalt des wilden mannes errettet (Creizenach aao. p. LXXX). — das '*mum*' (Bolte s. 29) bedeutet *silent* oder *silence* und kommt in alten stücken häufig vor. vgl. Dodsley-Hazlitt I 74; III 310. 313. 352 und glossar.

erinnern an die operette. aufser der im texte angeführten prosa war dem stegreifspiel raum genug geboten; wir können wol annehmen, dass der gesang widerholt und auf längere zeit von gesprochener rede unterbrochen war, zb. nach v. 93, wo Thumpkin als geist verkleidet wird. es ist unverkennbar die richtung der burleske, die hier das singspiel einschlägt.

In Deutschland können wir dieselbe beobachtung machen. neben den nur gesungenen possenspielen, die am ende des jhs. mit 'Harlekins hochzeit', nicht ohne von der oper beeinflusst zu sein, abermals zu grofser beliebtheit gelangten, gab es singspiele, in denen die prosastellen so sehr überhand nahmen, dass sie schliefslich die gesungenen stücke überwogen. dies ist bei den 'redend und singend vermischten possenspielen' der fall, die uns der bearbeiter des stückes von der 'Kunst über alle künste Ein bös weib gut zu machen' hinterlassen hat (Bolte nr 25 c, 26 u. 27; vgl. auch Ellinger aao.). der druck stammt ungefähr aus derselben zeit wie der von 'The black man'. auch hier werden mehrere, 7—8 melodien, verwendet, und sie kehren zumeist nicht wider. B. meint, dass der anonyme hsg. wie zu seiner bearbeitung des Shakespearischen stückes, so auch zu der widergabe der singspiele einen druck benutzt hatte und nicht, wie er selbst angibt, blofs aufschrieb, was er *von Comoedianten auff dem Schauplatz fürgestellet, gesehen, wegen ihrer Artigkeit behalten* und *wie sie mir nach Gutdünken beyfallen.* in solchen drucken nun ist dem schauspieler nur ein fingerzeig geboten und alles übrige seiner improvisation überlassen. dass die prosa in würklichkeit noch mehr raum einnahm, als selbst die drucke bezeugen, lehrt ein blick auf die holländische fassung der 'Müllerin und ihrer drei liebhaber', 'Domine Johannes' betitelt, und von B. als nr 8 u. 9 parallel abgedruckt. da sehen wir bald in dem einen, bald in dem andern prosareden eingeschoben, von denen der andere druck nichts weifs und die ohne zweifel in beiden stattgefunden haben. oder wir finden auch eine bemerkung wie : *Er saget, dass ein Traum allein gewesen ist* (B. s. 126), welche uns schliefsen lässt, dass die rede auf der bühne nicht so kurz ausfällt, als es zum blofsen verständnis des lesers nötig ist. die vorbereitungen zum gesange wie : *Aber nun fange ich an* (B. s. 135) oder : *Soll ichs sagen oder singen?* (s. 122), und der schlussgesang mit einfallendem chore mahnen an gewohnheiten der operette. der gesang erhebt sich aus der gesprochenen rede; das anheben zum gesange wird betont. die holländische fassung ist nach jener person betitelt, die durch ihre burlesken reden mehr als durch gesang sich in den vordergrund drängt. diese figur, der verliebte schulmeister, war in den gesprochenen possen und komödien ausgebildet worden, und sie gieng, wie sie war, mit ihren gewohnten reden in das singspiel über; sie zeigt uns, wie die vermischung des gesprochenen und gesungenen possenspieles auf den darstellern

beruhte und ohne litterarische mitwürkung auf der bühne selbst sich vollzog [1].

Die weitere entwicklung des 'redend und singend vermischten possenspieles' fällt unter den einfluss der oper, ein gebiet, das B. nicht mehr berührt. in äufserster kürze sei also gesagt, dass die oper, welche kunst- und volksdichtung gleicherweise in den bann zog, die volksweisen der aus dem singspiel und der burleske entstandenen mischgattung in arien und duette verwandelte. dadurch, dass schon in den 80ger jahren des 17 jhs. an stelle des recitativs gesprochener dialog verwendet wurde, gelangte die volkstümliche lustige person in den komischen partien und burlesken nachspielen der oper zur geltung. sie brachte die alten burlesken und singspiele mit, die eine den neuen musikalischen anforderungen und mitteln entsprechende bearbeitung erhielten. so begegnen uns frühere singspiele als komische opern : 'Der galan in der kiste' (B. s. 20), 'Domine Johannes' (s. 34), ferner als burleskes nachspiel einer oper : 'Pickelhäring im kasten', das wahrscheinlich mit prosaischen einschüben versehen, von Velthen in Hamburg 1688 (nicht wie B. s. 184 vermutet: 1730) aufgeführt wurde (EdDevrient Gesch. d. d. schausp. I 246 f). nachdem die alte oper verschwunden war, blieb ihre musik in den liedern der burlesken und schäferspiele zurück. die arien waren liedartig, selbst mehrstrophig; ihre melodien volkstümlich und einfach. als fortsetzung dieser gattungen betrachtet mit vollem recht EdDevrient aao. II 76 die operette, und er fügt hinzu : 'sie war durchaus nichts neues', als sie wie das alte singspiel aus England herüberkam. zugleich kennzeichnen die beiden heimischen gattungen der burleske und des schäferspiels die zwei später hervortretenden arten der operette: die englische, deren derb realistischer stoff dem täglichen leben der niedrigsten volkskreise entnommen ist, und die französische mit ihrem idyllischen schäferstil, der von Rousseau ausgeht.

Die moderne operette also ist die, wie der name sagt, durch die oper modificierte form des alten singspiels, das sich allmählich mit der burleske vermischt hatte. sie ist eine vornehmere litterarische gattung geworden, nicht mehr den schauspielern allein überlassen, sondern von litteratoren und componisten gepflegt und schriftlich fixiert. zugleich eine volkstümliche reaction

[1] über 'Domine Johannes' in PhWaimers komödie v. j. 1591 vgl. jetzt Boltes Danziger theater im 16 u. 17 jh. (1895), s. 25 ff. doch ist es nicht unbedingt nötig, mit B. die (nicht erhaltene) engl. gesangsposse als quelle Waimers anzunehmen; es kann ja wol auch eine gesprochene gewesen sein. — ein nachtrag zu dem letzten der von B. besprochenen singspiele (nr 32: Der officier im nonnenkloster) sei hier noch angeschlossen. Fritz Reuter erzählt aus seinen kinderjahren, dass tante Christiane des abends vor dem haustor ein terzett im bass, alt und discant, oder wie sie es nannte '*fin un groww*' zum besten gab. personen: ein officier, die pförtnerin des klosters und die priorin. nur einige strophen sind dem dichter in erinnerung geblieben, denn seine mutter hatte sich der fortsetzung des gesanges widersetzt (Reuters werke 1878. VI 144).

gegen die unnatur der oper, wie gegen den schwulst der haupt- und staatsaction gründet sie sich auf die traditionen der volkstümlichen bühnen im gegensatze zu denen der höfe und grofsen städte. sie steht in entschiedenem zusammenhang mit dem singspiel; in demselben, der die volkstümliche kunstdichtung des 18 jhs. mit dem volkslied verbindet. mit aller deutlichkeit zeigt sich uns dies verhältnis in der ersten operette, der 'Beggars opera' von John Gay a. d. j. 1728, von der Hettner die widererweckung der alten, schlichten volksweise datiert. keine entlehnung findet statt, kein bewustes anknüpfen, sondern ein durch die bildung des verf. beeinflusstes wideraufleben des volkstümlichen geistes. dieser, der seinerzeit die jigs geschaffen hatte, schuf unter geänderten verhältnissen mit andern mitteln die operette. gleich den alten jigs, 'in which thieves were exposed' (Collier aao.) bringt Gay diebsbanden, die London unsicher machten, auf die bühne. und was das wesen dieser operette betrifft, genüge uns das urteil Hettners (Engl. litt. s. 267), der es als 'dramatisiertes bänkelsängerlied' betrachtet.

Wien. BERTHOLD HOENIG.

LITTERATURNOTIZEN.

EDWARD TOMPKINS MC. LAUGHLIN, Studies in mediaeval life and literature. New-York and London, Putnams sons, 1894. XI u. 188 ss. 8°. 5,50 m. — das hübsch ausgestattete büchlein, aus dem nachlasse eines professors an der Yale-universität in New-Haven herausgegeben, verdient eine kurze anzeige schon deshalb, weil es der erste versuch ist, über kleinere erscheinungen der mhd. poesie das englisch-amerikanische publicum in gefälliger weise zu unterrichten. der erste aufsatz, über das mittelalterliche naturgefühl, ist wesentlich von Burckhardt und WvHumboldt abhängig, bringt doch aber über Kudrun und Tristan urteile aus selbständiger kenntnis. der zweite erzählt von UvLiechtenstein, der dritte von Neidhart vReuental, wobei McLaughlin (s. 85. 91) vor überschätzung des biographischen gehalts warnt; der vierte gibt eine prosaübersetzung aus Meier Helmbrecht. dann folgt ein sehr anziehender kleiner essai über 'die kinder in der mittelalterlichen litteratur'. die kinderfreundschaft zwischen Walther und Hagen, die kinderlehre der Winsbekin, die elegie des wilden Alexander, die jungfrau, die den armen Heinrich rettet, Flore und Blancheflore, Wolframs kinderliebe werden vorgeführt. ein belesener und geschmackvoller freund unsrer mittelalterlichen litteratur hat diese aufsätze geschrieben und mit meist wol gelungenen übersetzungen ausgestattet; als besonders hübsch möchten wir die nach Neidhart und dem wilden Alexander hervorheben. sie genügen, um dem früh verstorbenen autor bei uns ein gutes angedenken zu sichern.

Berlin, 13 juli 1895. RICHARD M. MEYER.

Deutsches leben zur zeit der sächsischen kaiser. ein beitrag zu den deutschen privataltertümern von dr Johann Sass. Berlin, JSpringer, 1892. ix u. 81 ss. 8°. 2 m. — der darstellung liegen grösstenteils historische quellen zu grunde; poetische erzeugnisse kamen weit weniger in betracht, und dies bedauert Sass, da in diesen 'die kleinen dinge des tages, das charakteristische in sitte und brauch und damit das allgemein menschliche eines zeitalters' weit mehr ins auge gefasst werden. wenn dies auch mehrenteils der fall ist, so sind doch die geschichtsquellen nicht so armselig, wie sie in der vorrede hingestellt sind. aus den einen ist mehr, aus den andern weniger material zu gewinnen; alles zusammengenommen genügt es, um die zustände der zeitperiode in der hauptsache kennen zu lernen. den beweis hierfür liefern auch die ergebnisse der vorliegenden arbeit. hätte S. die benutzten quellen vollständig ausgebeutet, hätte er einige andre nicht unberücksichtigt gelassen und wenigstens in fällen, wo ein aufschluss versagt blieb, die litteratur der unmittelbar vorausgehnden und nachfolgenden zeit vergleichend zu rate gezogen, so würde manche lücke ausgefüllt worden sein. in der einleitung ist zwar bemerkt, dass nichts, es möge noch so geringfügig und selbstverständlich erscheinen, übergangen worden sei, doch sieht man sich gleichwol nicht selten vergeblich nach details um, die aus den verzeichneten werken zu erfahren waren. bei weiterer umschau würden aufserdem manche angaben modificiert oder corrigiert worden sein. zuweilen verlangen die quellenangaben eine aufklärung, und ihr darf man nicht, wie es ab und zu geschehen ist, aus dem wege gehn. um landschaftliche eigentümlichkeiten zu constatieren, dazu ist das material allerdings unzureichend; doch hätte nach möglichkeit die eingeschränkte verbreitung betont werden sollen. manchmal wäre ein litteraturverweis am platze gewesen; auch hätte S. mit mitteilung von textstellen nicht so sparsam sein sollen. wenn die arbeit auch keineswegs erschöpfend ist und im einzelnen manches der berichtigung bedarf, kann sie doch jedem, der sich über deutsches leben im 10 jh. unterrichten will, empfohlen werden.

Czernowitz. Oswald von Zingerle.

Kudrun übertragen und erläutert von H. Löschhorn, 2 durchgesehene auflage. Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses, 1896 [Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht an höheren lehranstalten im sinne der amtlichen bestimmungen hsg. von G. Bötticher und K. Kinzel i Die deutsche heldensage 2] 126 ss. 0,90 m. — an den preufsischen gymnasien ist bekanntlich der unterricht im mittelhochdeutschen, der um 1870 vielfach eingeführt war, wider abgeschafft worden, was namentlich mit rücksicht auf die dadurch gewährte grammatische einsicht in den bau der deutschen sprache zu beklagen ist. für das litterarhistorische interesse lässt sich ja auch durch übersetzungen

sorgen — soweit eben übersetzungen einen begriff des originals geben. von der Kudrun gibt Löschhorns auszug fast die hälfte der strophen wider. er erkennt die berechtigung von Müllenhoffs kritik an einzelnen puncten an, nimmt aber auch zahlreiche unechte strophen auf, die ja zt. ganz anmutig sind. wenn er s. 2 und sonst davon spricht, dass diese zusätze von spielleuten erfunden seien, so möchte ref. eher schreiberpoesie darin finden: den schreibern stand auf jeden fall die benutzung Wolframs uä. dichter, welche sich in diesen zusätzen bemerklich macht, näher als den spielleuten. die übersetzten strophen sind zt. in einer form gegeben, die sich der Nibelungenstrophe nähert: warum nicht durchgängig in der Kudrunstrophe? s. 11 wird *gabilûn* erklärt: ein in der luft lebendes tier; richtiger wäre: von der luft.

Strafsburg. E. Martin.

Bruchstücke aus einem mhd. passionsgedichte des 14 jhs. aufgefunden und veröffentlicht von Conrad Schiffmann. [separatabdruck aus dem 53 Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum s. 119 bis 130.] Linz, verlag des vereines Museum Francisco-Carolinum, 1895. 12 ss. 8°. 40 kr. — die bruchstücke stammen, wie bereits der bibliothekar des stiftes Schlägl GVielhaber erkannt hat[1], aus Philipps Marienleben. ich gebe den umfang der einzelnen stücke nach Rückerts ausgabe an und setze in klammern die bezifferung des hg.s hinzu, der die richtige reihenfolge mehrfach verfehlt hat: 6364—76 (1 a α). 6377—92 (2 a β). 6394—6409 (2 b α). 6415—27 (3 a β). 6432—44 (3 b α). 6587—99 (3 b β). 6604—16 (3 a α). 6656—68 (1, 1 [!] β). 6674—85 (1 b α). 6720—34 (5 a β). 6737—51 (5 b α). 6788—6801 (4 a β). 6805—18 (4 b α). 6822—35 (6 a β). 6839—53 (6 b α). 6856—69 (6 b β). 6873—86 (6 a α). 6890—6904 (4 b β). 6908—21 (4 a α). 6959—73 (5 b β). 6976—90 (5 a α). die bruchstücke wurden von S. aus drei incunabelbänden gelöst, die sich früher im besitze des 1811 aufgehobenen regulierten chorherrnstiftes Ranshofen befanden, und sind jetzt, wie es scheint, in der bibliothek des bischöflichen priesterseminars zu Linz aufbewahrt. auf eine angabe der wichtigeren laa. verzichte ich, da ein zukünftiger herausgeber des gedichtes die bruchstücke ohnehin neu wird vergleichen müssen; denn es finden sich nicht nur mehrfach lesefehler, sondern es scheint, dass mindestens éine seite oder spalte überhaupt nicht abgedruckt wurde (sonst wäre die zahl der stücke, 21, nicht zu erklären). S., der mit sichtlichem streben nach akribie zu werke gegangen ist, aber nicht fachmann zu sein scheint und überdies die stark beschädigten blätter ohne kenntnis der Rückertschen ausgabe las, trifft deshalb kein vorwurf. — ich benutze die gelegenheit, um auf ein weiteres fragment des Marienlebens hinzuweisen, das in den aufzählungen

[1] Linzer Montagspost 1895 nr 28; vgl. dagegen Albin Czerny Linzer Tagespost 1895 nr 168, ferner die replik Vielhabers Montagspost nr 30 und die duplik Czernys Tagespost nr 177.

Goedekes (Deutsche dichtung s. 130, Grundriss[2] s. 228) und Haupts (WSB 68, 157 ff) fehlt. es sind zwei zusammenhängende quartblätter, acht unvollständige spalten enthaltend, in der kaiserlichen öffentlichen bibliothek zu SPetersburg, vgl. Minzloff, Die altd. hss. der kais. öffentlichen bibliothek zu SPetersburg, Petersburg 1853, s. 13 ff, wo die bruchstücke abgedruckt sind. sie beginnen mit v. 3815 der Rückertschen ausgabe und reichen mit zahlreichen lücken bis zu v. 4892.

Wien, 12 october 1895. CARL KRAUS.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

XIV.

Der vorige bericht war bereits fertig gedruckt, als die Beiträge zur geographie der deutschen mundarten in form einer kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs von OBremer (Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten III) erschienen. heute brauche ich nur auf die gründliche abfertigung hinzuweisen, die jener 'kritik' auf dem fuſse gefolgt ist: Der Sprachatlas des deutschen reichs. dichtung und wahrheit. Marburg 1895 [1].

68. ***beiſsen*** (satz 14).

Über den anlaut *b*- s. streitschr. 40 f.

Die lautverschiebungsgrenze des stammauslautenden dentals (vgl. zuletzt o. s. 109) stimmt zur normallinie der tenuisverschiebung bis an die Elbe mit ausnahme von *Neuſs* und *Düsseldorf*, zieht weiter über *Roslau, Wörlitz, Wittenberg, Zahna, Seyda, Schönewalde,* Dahme, *Golſsen,* Baruth, Teupitz, *Buchholz,* Königswusterhausen, *Storkow, Beeskow, Müllrose, Frankfurt,* Lebus, Göritz, *Sonnenburg,* ungefähr mit Warthe und Netze bis Driesen und schlieſst wie *ik/ich*; das hochpreuſsische hat seine übliche begrenzung. das nd. *t* ist analog dem in *weiſse* (o. s. 109)[2] und *sitzen* (Anz. XIX 358) zu *d* erweicht, soweit nicht durch synkope der endung *-et* (s. u.) das ursprüngliche verhältnis verwischt ist (dabei beachte anderseits im satzzusammenhang den *d*-anlaut des folgewortes); die erweichung in den genannten drei fällen ist aber noch nicht so weit vorgeschritten wie in *wasser* (Anz. XIX 282) und *besser* (XX 329), bei denen auſserdem der erweichte dental in *r* übergehn, ja gänzlich ausfallen konnte: das wird also in der folgenden endung *-er* dort seinen besondern grund haben. das hd. *ſs* ist auf dem grösten teil seines verbreitungsgebietes ebenfalls zur lenis geworden, wie zahlreiche *s*-schreibungen dartun: sie fehlen so gut wie ganz nur im niederrhein. *ī*-gebiet, im schlesischen und hochpreuſsischen, sind selten im bairischen, sonst überall mehr oder weniger häufig[3]. dabei ist dann diese

[1] im folgenden kurz als streitschrift citiert.
[2] Anz. XX 210 ist z. 14 f die notiz über *ūd* zu streichen.
[3] ich sehe dabei ab von den bezirken mit gekürztem *i*, wo natürlich zumeist *ss* geschrieben wird, s. u.; wenn ferner bei *weiſse* die *s*-schreibungen

junge lenis (< ahd. *z*) mit dem alten germ. *s* zusammengefallen, wie auch etliche umgekehrte *fs*-schreibungen bei *häuser* zeigen (wenn auch nicht gleich zahlreich und deshalb Anz. xx 216 noch ignoriert); das beweisen ferner sieben vereinzelte *beisch-* in dem gebiet zwischen Mittelmain und Neckar, das sonst nur die alten germ. *s* im inlaut und auslaut zu *sch* wandelt (zuletzt in *ochsen* Anz. xxi 265). hess. *bix-*, *bex-* usw. wie *wix-* usw. u. *weifse* aao.

Die grenzen der nhd. diphthongierung stimmen zu *eis* Anz. xviii 409 bis auf Medebach (Anz. xx 210), *Herzberg*, *Bischofsburg*, Ravensburg. östlich der Elbe daher einerseits *bīfs-*, anderseits *beit-* als übergangsformen zwischen nd. *bīt-* und md. *beifs-*, vgl. streitschr. 49 f und Anz. xx 210. die westfälische diphthongierung zeigt die gleiche formenbuntheit wie bei *eis*, stimmt im w., n., o. zu der ebenda, genauer u. *leute* xx 220 gegebenen begrenzung, überschreitet jedoch gen s. nur vereinzelt die ungefähre linie Plettenberg-Meschede, die Diemel und Carlshafen-Osterode a. H. das zwischen dieser ihrer südscheide und der hd. grenze gelegene land hat vielmehr gemeinnd. monophthong (über die schreibung der länge streitschr. 42 f) bewahrt, der etwa westwärts von Medebach-Brilon verkürzt ist (*bitt-*). diese verkürzung setzt sich nordwestwärts zwischen der niederfränk. grenze und Lenne-Ruhr fort und mündet jenseits Essen in das niederrhein. kürzegebiet, das ebenso schon bei *eis* xviii 410 uö. zu constatieren war. sonst zeigt sich kürze im nd. nur vereinzelt, so zwischen Oder und Weichsel (östlich der Persante um Bublitz diphthongische formen wie bei *eis*). von den hd. gegenden mit altem monophthong haben diesen verkürzt (*biss-*) das ripuarische gebiet etwa zwischen Montjoie-Hünshoven und Roer, das Siegerland, die westliche hälfte des hess.-thür. monophthongbezirkes ganz ungefähr bis Heiligenstadt-Plaue und die teile des süddeutschen, die u. *weifse* o. s. 110 bezeichnet wurden. für die einzelgestaltung des nhd. diphthongs genüge ein hinweis auf *eis* aao. 411, speciell fürs mittelschlesische aufserdem auf *bleib* xxi 282; der ganze nordzipfel der hessischen diphthongierung an Schwalm und oberer Lahn zeigt bunten wechsel von *āi*, *ēi* uä., die bei den früheren beispielen erst südwestlicher begannen, und an der Eder sogar häufige *e*; ähnlich längs dem südrande des hess.-thür. *ī*-gebietes.

Für die flexionsendung (3 pl. ind.) genügt ein hinweis auf die für *sitzen* Anz. xix 358 ff gegebene skizze, unbedeutende einzelabweichungen können hier übergangen werden. notiert sei nur, dass im ndsächs. *-et*-gebiet die synkope des *e* hier besonders oft und ausgedehnt bezeichnet ist, was sich aus satzzusammenhang und -rhythmus erklären wird; so ist sie in dem westfälischen bezirk mit stammsilbenverkürzung nördlich vom Rothaargebirge

viel seltener sind, sodass ich sie o. s. 109 gar nicht berücksichtigt habe, so wird unsre gewährsmänner dazu lediglich der in der schule stets betonte unterschied von *weifse* und *weise* veranlasst haben.



(s. o.) allgemein, wo sie für *sitzen* vollkommen fehlte, sodass sich dort in Winterberg und Schmallenberg, Attendorn und Plettenberg, Meinerzhagen und Lüdenscheid und umgegend in den vorliegenden sätzen *bitt* und *sittet* gegenüberstehn. ferner war in Schwaben für *beifsen* die darstellung der endung auf unserer karte insofern erschwert, als das folgende enklitische *dich* sich so eng angeschlossen hat, dass sein *d-* häufig das endungs-*t* des verbums mit zu vertreten hat (*beifsade, beifsa di* uä.); eine deutliche abgrenzung des schwäbischen *-at*, *-et* wie für *sitzen* aao. war daher hier nicht möglich; aus gleichem grunde wird das *-end* am Bodensee meist nur *-en* geschrieben.

Dän. überwiegen die schreibungen *birrer, birre.* fries. auf Sylt *bitt*, Amrum und Föhr *bitj*, den Halligen und der küste *bitte*, im Saterland *bīte.*

69. *hof* (süddeutsch, vgl. o. s. 95).

Lothringen und Elsass zeigen kurzen vocal. das westlichste Lothringen hat *haff*, nicht ganz bis an die Nied, das übrige *hoff*; Elsass *hoff* und *hoft*, wovon letzteres im s. des 48 grades noch selten ist (hier daneben einzelne *hōf*), nach n. immer mehr zunimmt und im gebiet von Zorn und Moder durchaus herscht. die bairische Pfalz nördlicher spricht *hōf* und in einer enklave mit den grenzorten Rheinzabern, Bergzabern, Annweiler, Edenkoben, Deidesheim, Germersheim *houf.* dasselbe *houf* gilt ferner rechtsrheinisch im innern der ungefähren curve (*ou*-orte *cursiv*) Speyer, *Wiesloch*, *Hilsbach*, Gartach, *Schweigern*, Heilbronn, *Neckarsulm*, *Öhringen*, Löwenstein, Murrhardt, Gaildorf, *Hall, Ilshofen, Crailsheim,* Ellwangen, *Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Herrieden*, Ansbach, *Windsheim*, Neustadt, *Scheinfeld*, Aschbach, *Prichsenstadt*, *Gerolzhofen,* Zeil, Königshofen, Neustadt, *Kissingen*, Brückenau (neben regelmäfsigem *ou* etliche *au,* besonders in der südhälfte). am nordrande dieses gebietes schliefsen sich winzige *ū*-enklaven an, so bei Neustadt a. S., bei Münnerstadt, bei Königshofen. *u*-formen gelten ferner für den nordostzipfel des kgr.s Baiern und zwar etwa östlich von Heldburg-Bamberg-Ansbach-Dinkelsbühl, nordöstlich von Dinkelsbühl-Wassertrüdingen-Monheim, nordwestlich und nördlich von Monheim-Vilseck-Pleystein: für den östlichsten teil dieses bezirkes, dessen innere grenze Hof, Münchberg, Weifsenstadt, Goldcronach, Neustadt, Eschenbach, Grafenwöhr, Weiden nicht mehr einschliefst, gilt *huaf* (seltener *huef*, *huof*), für den nordstreifen an der coburgischen grenze im sw. des Frankenwaldes bis einschliefslich Schesslitz, Weismain, Burgkundstadt, Steinach gilt *huef, huof, huaf,* sonst gilt *hūf,* das von etlichen *houf* und *hōf* durchsetzt wird. alles noch übrige Süddeutschland, also namentlich das ganze schwäbisch und fast ganze bairisch, spricht *hōf,* woneben nur am nordwestende des Bodensees um Radolfzell und Stockach einige orte vocalkürze und an der Lechmündung bei Rain, Monheim, Neuburg eine enklave

wider diphthongiertes *houf* und *hauf* zeigen; *houf* auch sonst ganz vereinzelt im bair. dialektgebiet, besonders längs dem Lech.

70. ***tische*** (satz 32).

Die Anz. XIX 350 für *tot* gegebene skizze der schreibungen des anlautenden dentals gilt im grofsen und ganzen auch für *tische*, nur dass im hd. hier der procentsatz der *t*-schreibungen durchgängig etwas höher ist; im übrigen bleiben alle lautlichen schlüsse vorbehalten, vgl. XX 322. XXI 293.

Bei der beschreibung des stammsilbenvocals kann zunächst das zu *sitzen* Anz. XIX 356 f bemerkte auch hier zu grunde gelegt werden. nur ändere man in der begrenzung des md. -*e*-gebietes das dortige stück *Frankfurt*-*Gehren* hier in Frankfurt, Hanau, *Gelnhausen*, Orb, *Salmünster*, *Steinau*, Brückenau, *Schlüchtern*, Fulda, *Tann*, *KNordheim*, Fladungen, Meiningen, *Wasungen*, Zella, *Plaue*, *Ilmenau*, *Gehren* und vgl. dazu noch Anz. XXI 293 f. die süddeutschen, für *sitzen* besonders erklärten -*e*-, -*ä*-, -*a*- von Bamberg südwärts fallen für *tische* natürlich fort.

Die *ö*- statt *e*-schreibungen finden sich bei beiden worten in gleicher weise; dazu kommen aber bei *tische* weitere *ö*- und ebenso im sonstigen *i*-lande noch *ü*-bezirke, wo die *ö* und *ü* nicht lediglich graphischer, sondern lautlicher natur sind und auf labialisierung durch das folgende *sch* beruhen. *ö* statt *e* gilt durchaus (über dehnung s. u.) linksrheinisch zwischen Geldern-Orsoy und Aachen-Hittdorf, ferner rechtsrheinisch gröstenteils von der Ruhr bis zur Sieg, ja über die obere Sieg hinaus bis zum Westerwald, wo nördlich und östlich bei Dillenburg eine enklave mit *o* (selten *u*) sich findet; *ö* ferner linksrheinisch etwa inmitten Sinzig-Adenau-Mayen-Lahnstein; ebenso am südrande der skizzierten md. *e*/*i*-grenze um Steinau und Schlüchtern und längs derselben von Tann und Nordheim über Schmalkalden bis an den Rennstieg; vereinzelte *ö* noch in dem ganzen übrigen md. *e*-gebiet mit ausnahme des nördlichsten teiles jenseits Geldern-Orsoy und des ripuarischen zwischen Aachen-Hittdorf und der Eifel. dieses *ö* wird jenseits der *e*/*i*-grenze als *ü* fortgesetzt in kleinem westfälischem district um Gummersbach und Neustadt, ferner zwischen den *ö*-bezirken um Schlüchtern und Tann an der obersten Fulda, von wo es sich gen o. und s. noch über die Rhön hinaus erstreckt bis (*ü*-orte *cursiv*) *Fladungen*, Ostheim, Neustadt, Münnerstadt, *Kissingen*, *Hammelburg*, *Gemünden*, *Rieneck*, Orb; vereinzelte *ü* aufserdem in der mark Brandenburg.

Dehnung, ja sogar diphthongierung des stammsilbenvocals bleibt noch zu besprechen, ohne dass nach diesem einen paradigma die frage aufgeworfen werden soll, wieweit sie etwa auf synkope der endung beruht, ob sie nur für den vorliegenden dat. sg. gilt usw.; für solche probleme sind viel mehr beispiele abzuwarten, ja vielleicht reichen die im atlas vorhandenen für sie kaum aus (vgl. zb. u. *luft* Anz. XIX 279). am linken Rheinufer

schreibt das *ô*-gebiet von Geldern-Orsoy aufwärts massenhaft *ō̈* und besonders südwestlich im Roergebiet circumflectiertes oder diphthongiertes *öe*, *öi*, *öü* uä., das sich südlich anschliefsende *e*-gebiet bis Montjoie-Sinzig weniger oft *ē*, doch ebenso oft *ei*, *eï*. vor allem aber gilt langer vocal (*ī*, resp. *ü*) in einem grofsen mittel- und oberdeutschen bezirk, den man ganz ungefähr abgrenzen mag gegen nw. durch die o. gegebene *e/i*-scheide von Wasungen bis Orb, gegen w. durch die verbindungslinie Orb-Eberbach a. N.-Löwenstein-Weilheim-Ehingen-Füfsen, gegen o. durch den Lech, die Donau bis Ingolstadt und etwa Ingolstadt-Neumarkt-Eger, gegen no. durch Thüringerwald und Frankenwald, von dessen südostende aus *ī* noch die reichsgrenze längs den abhängen des Erzgebirges begleitet; in diesem — übrigens durchweg endungslosen (s. u.) — gebiete ist das *ī* in zwei kleinen enklaven bei Mellrichstadt und bei Teuschnitz und Naila am Frankenwalde schon weiter zu *eï* diphthongiert. endlich erscheint *tīsch*- sporadisch in Schlesien und dafür in dem mittelschlesischen teile auch *teisch*- und *taisch*- (ich zähle 140 orte), vereinzelt auch *tēsch*-, die in die Anz. xxi 161 besprochenen erscheinungen einzureihen sind.

Für die lautgestaltung des *-sch* mag diesmal noch ein citat von *fleisch* Anz. xx 332 genügen.

Formen ohne endung *-e* können sowol apokopierte dative als auch alte accusative sein (vgl. u. *felde* Anz. xix 285 f, sonst zuletzt xx 329). ich beschreibe hier mechanisch das gebiet mit vorhandenem *-e*. seine nordgrenze ist bei Friesoythe einzusetzen, verläuft unsicher über Wildeshausen, Syke, Rethem, Hudemühlen und weiter zwischen (endungsorte *cursiv*) *Celle*, *Gifhorn*, Wittingen, *Öbisfelde*, Calvörde, *Helmstedt*, Neuhaldensleben, *Seehausen, Wanzleben*, *Kroppenstädt*, *Cochstädt*, *Stassfurt*, Calbe, *Nienburg*, Aken (dem letzten grenzstück von Öbisfelde an sind gegen o. und no. bis in Berlins nachbarschaft zahlreiche ausnahmeorte mit *-e* vorgelagert, aber diese *-e* werden letzte reste des im nächsten wort des satzes folgenden präfixes *ge-* sein, sodass *tische funden* für *tisch* (*g*)*efunden* geschrieben ist, vgl. hierzu o. s. 97), *Cöthen* und von hier unsicher auf *Ruhland* oder *Senftenberg* a. d. schw. Elster, von hier gen no. auf Frankfurt, ebenso schwankend weiter die Oder aufwärts etwa bis *Steinau*, endlich gegen no. ins polnische etwa auf Schrimm zu verlaufend. die west- und südgrenze geht von *Friesoythe* über Haselünne, *Fürstenau*, Freren, Ibbenbüren, *Tecklenburg*, Telgte, *Versmold, Rheda,* Ölde, Beckum, *Soest*, *Werl,* Hamm, *Unna*, Dortmund, unsicher gegen sw. auf Opladen und nördlich an Gladbach, Blankenberg vorbei, weiterhin zwischen Freudenberg, *Olpe*, Hilchenbach, *Schmallenberg*, Berleburg, *Hallenberg*, *Sachsenberg*, *Frankenau*, *Wildungen*, *Homberg a. E.*, Rotenburg, *Spangenberg, Waldkappel*, Sontra, *Treffurt,* Creuzburg, *Langensalza*, *Tennstedt*, *Erfurt*, Gotha, *Arnstadt*, Ohrdruf, *Plaue*, Ilmenau, *Gehren*,

Ludwigstadt, *Probstzella*, Leutenberg, *Ranis*, Ziegenrück, *Triptis*, *Weyda*, Berga, Werdau, Hohenstein, *Waldenburg*, Burgstädt, *Rochlitz*, *Waldheim*, Hainichen, Freiberg, *Dippoldiswalde*, *Geising*. innerhalb dieses hiermit abgegrenzten *-e*-gebietes erscheinen ausnahmen ohne endung öfter in seinem etwa zwischen Harz und Wendei gelegenen teile und überwiegen in der nachbarschaft des Isergebirges.

Fast längs der gesamten holländischen grenze ist der *tisch* durch die *tafel* ersetzt.

Die dänischen formulare schreiben *bord*, *bor*, *boer* uvä., nur die von Alsen *disk*. von den Nordfriesen hat Sylt *staal*, Amrum und Föhr *bösel*, *båsel*, die Halligen *tafel*, ebenso das südlichste ende des friesischen küstenstriches, sein mittlerer teil *scheew* und *skeew*, der nördlichste *sköw* und *sküw*.

71. *nähen* (satz 17).

Der grenzen-, farben- und zeichenreichtum dieses kartenbildes nötigt, den bericht so mechanisch wie möglich zu gestalten; die zusammenhänge der einzelnen lauterscheinungen, des fehlens oder vorhandenseins stammauslautender übergangsconsonanten usw. ergibt dann die kartenskizze, auf deren herstellung die folgende beschreibung allein abzielt.

Man trage auf das pausblatt den westlichsten teil der *ik/ich*-linie (mit den änderungen *Kempen*, *Hüls*, Neviges, Ronsdorf) bis Hückeswagen, ziehe dann aber weiter zwischen Rade vorm wald, *Vörde*, *Schwelm*, Barmen, Langenberg, Hattingen, Hagen, Altena, *Lüdenscheid*, Neuenrade, Menden, *Werl*, Hamm, Ahlen, Beckum, *Ölde*, *Rheda*, Gütersloh, *Delbrück*, *Detmold*, Horn, *Steinheim*, *Schwalenburg*, Höxter, *Uslar*, Dassel, *Moringen*, Northeim, *Grund*, um die Oberharzer colonie herum und wider mit der *ik/ich*-linie bis zur Saalemündung, mit der Elbe abwärts bis zur Ohremündung, dann zwischen Gardelegen, *Calbe*, Salzwedel, Arendsee, Schnackenburg, Lenzen, Dömitz, folge ungefähr der mecklenburgischen landesgrenze (doch unter einschluss von Putlitz) bis zu ihrem östlichsten puncte und schliefse die linie zwischen *Ückermünde* und Swinemünde. in diesem norddeutschen gebiete herscht im allgemeinen der stamm *nei-*, *nai-* [1]. nur an der Vechte von Nordhorn abwärts gilt *näi-* und *näj-*, und letzteres ist auch die fast alleinherschende schreibung am Niederrhein. einen ausnahmebezirk bildet ferner das land der obersten Hase mit Osnabrück als mittelpunct und Tecklenburg, Lengerich, Versmold, Borgholzhausen noch einschliefsend: hier gilt *nägg-*, das auch einer östlicheren kleinen enklave um Lemgo zukommt. das zwischen diesen beiden *nägg*-districten und südlich von ihnen bis zur angegebenen grenze gelegene land schreibt zumeist *neigg-*, *neig-*, *neijj-* uä. (oder *naigg-* usw.), und *neig-*, *naig-* (selten mit *j*) überliefert der

[1] von dem schriftsprachlichen *h* im stammesauslaut wird in der ganzen folgenden skizze abgesehen.

mit obiger grenzlinie von Hagen bis Hamm beschriebene winkel, bis ausschliefslich Witten, Dortmund, Werne. westlich von Hannover bis zur Weser und südöstlich bis zur Oker überwiegt *nā-*, das vereinzelt noch östlicher bis über die Aller hinaus vorkommt (um Wittingen einige *nar-*, *narr-*). sonst wird das *nei-*, *nai-* des westelbischen teiles unsres gebietes noch in Ostfriesland von etlichen *neij-*, *naij-* durchsetzt und im Jeverlande von wenigen *neid-*. dies *neid-* kehrt vereinzelt auch bei Bremervörde wider und wird dann jenseits des 28 längengrades immer häufiger, um in Mecklenburg-Schwerin die überwiegende schreibung zu bilden, wenn auch daneben noch zahlreiche *nei-* und im östlichen teile *neig-* auftreten; in der westlichen hälfte dieses mecklenburgischen *neid*-bezirkes stehn aufserdem viele *nēd-* (und *nē-*) daneben, sodass hier ein *ē(i)* mit mehr oder weniger schwachem *i* vorliegen wird. der noch übrige östlichste zipfel unsres abgetrennten norddeutschen gebietes in Strelitz und Pommern schreibt *neig-*.

Wir schliefsen die beschreibung des andern nd. landes an, dh. desjenigen, das zwischen der oben gegebenen scheide und der *ik/ich*-linie ligt. seine westlichste ecke etwa bis Lüdenscheid-Hilchenbach hat *näg-*, der folgende teil bis zur Weser *nägg-* (*näjj-* uä., bei Gütersloh und bei Schwalenburg *nagg-*), der nächste bis zum Oberharz wider *nǟg-*, *nǟj-*. rechtselbisch schneide man einen bezirk mit Berlin als mittelpunct heraus durch die ungefähre nordgrenze Ohremündung-Fehrbellin-Schwedt a. d. O.-Landsberg a. d. W. und die ungefähre südgrenze (orte im innern des gebietes *cursiv*) Coswig, Zahna, Jüterbogk, *Luckenwalde*, Teupitz, *Zossen*, *Königs-Wusterhausen*, *Strausberg*, *Müncheberg*, *Seelow*, Lebus, *Göritz*, Drossen, *Sonnenburg* und Warthe aufwärts bis Landsberg: für diesen bezirk gilt *nǟ-*. das diesen *nǟ*-bezirk umgebende nd. schreibt bis zu einer ungefähren scheide Swinemünde-Stargard i. P.-Tempelburg-Wirsitz-Thorn *nǟg-*, das in dem linkselbischen zipfel mit massenhaften *nǟ-*, *näi-*, *nei-* wechselt, rechtselbisch überall mit *nǟj-*. dieses *nǟg-*, *nǟj-* setzt sich jenseits jener curve Swinemünde-Thorn als *nēg-*, *nēj-*, das vereinzelt durch *negg-*, *nigg-*, an der küste zwischen Haff und Rega durch *nē-*, *nā-*, *nei-*, zwischen Wipper und Stolpe durch *nē-*, *nǟ-* abgelöst wird, fort bis etwa Stolp-Bütow-Carthaus-Thorn und östlicher längs der russischen grenze (hier meist *negg-*, *nigg-*) bis einschliefslich Rehden, Neumark, Lautenburg. das sich anschliefsende küsten- und Weichselgebiet bis Elbing und an die hochpreufsische enklave hat *nei-*, *nai-*, nördlich der Leba meist *neig-*, das auch bis Bütow-Carthaus noch vereinzelter auftritt. das hochpreufsische überliefert die schriftform. alles noch übrige nd. preufsisch schreibt *nēg-*, *nōg-* (selten mit *j*), über deren wechsel streitschr. 43f zu vergleichen.

Im hd. trage man zunächst ein paar sonderbezirke mit *i*-vocal auf die karte. so einen an den westlichsten teil der *ik/ich*-linie sich südwärts anschliefsenden bis (*i*-orte *cursiv*) *Gräfrath*,

Merscheid, Leichlingen, *Opladen*, Gladbach, *Mülheim*, *Köln*, *Brühl*, *Bonn*, Euskirchen, *Zülpich*, Gemünd, Schleiden, *Montjoie*. in diesem gebiet hat der nördliche teil, dessen südgrenze Kaldenkirchen, Heinsberg, Grevenbroich, Düsseldorf nicht mehr einschliefst, den stamm *nīn-*, *nïen-*, *niän-*, an den Rheinufern auch *nēn-*, entwickelt (also inf. *nīne*, *nīnen* usw.); dasselbe *nīn-*, *nïen-* gilt für seine südwestliche ecke bis (-*n*-orte *cursiv*) Hünshoven, *Aldenhoven*, *Eschweiler*, Düren, Zülpich; in dem übrigen *ï*-lande erscheint der inf. geschrieben als *nien*, *nie* oder *nïen*, *nïe* : bei ersterem bleibt im einzelnen falle zweifelhaft, ob *nīn*, *nī* oder *nïen*, *nïe* zu lesen sei, bei letzterem, ob *nïe-n* oder *nï-en*, *nï-e* zu trennen (vgl. dort *schnie schnïe* = *schnee* Anz. xx 105, *wie wïe* = *weh* ib. 333), doch wird im allgemeinen für die gröfsere östliche hälfte der stamm als *nī-* anzusetzen sein, was öfter auftauchende *nig-*, *nigg-* und zwischen Eschweiler und Düren *nīd-* nahe legen, für die kleinere westliche als *nïe-*. südlicher gilt *nī-* innerhalb des winkels Malmedy-Zell a. d. M.-Trier. östlicher kommen zwei gebiete mit *ī*-formen hinzu, von denen man das gröfsere durch die ganz ungefähre verbindungslinie Thüringerwald-Eisenach-Dingelstedt-Wettin-Leipzig-Waldenburg-Berga-Schkölen-Königsee umgrenzen mag, das kleinere im n. durch die nordgrenze des kgr.s Sachsen, im s. etwa durch Wurzen-Colditz-Meifsen-Ortrand : für die inf. *nie* und *nien*, *nïe* und *nïen* in diesen gegenden gelten wider die gleichen zweifel, wie für dieselben formen o. im ripuarischen; deutlich ist der wortstamm nur in einem schmalen von Ebeleben über Kindelbrück und Heldrungen bis Artern sich erstreckenden streifen mit beginnender diphthongierung zu *neï-*, sowie in der form *nīb-*, *nïeb-*, die dem Thüringerwald seiner ganzen länge nach in schmaler zone nordostwärts vorgelagert ist.

Das zwischen diesen beiden thür.-obersächs. gebieten mit *ī*-vocal und der nördlicheren *ik/ich*-linie gelegene land schreibt zumeist *nē-*, das die letztere rechts der schwarzen Elster sogar etwas überschreitet. auch die südliche nachbarschaft jener beiden gebiete bis an Frankenwald und Erzgebirge bevorzugt dies *nē-*, das sich dann noch weit gegen sw. bis zur Rezat ausdehnt zwischen der südostgrenze des endungslosen infinitivs (s. u.), also etwa Lobenstein-Iphofen, einerseits und der nordwestgrenze des bair. *nā-* (s. u.) anderseits. gegen w. und sw. lehnt sich an die gegebene scheide Eisenach-Dingelstedt ein drittes *nē*-gebiet an, dessen eine grenze der *ik/ich*-linie bis zum Rothaargebirge und südwärts ganz unsicher etwa dem 26 längengrade bis Mainz nachgeht, dessen andre grenze etwa von Eisenach nach Alsfeld, gegen s. mit dem 27 grade bis Miltenberg a. M. und über den Odenwald nach Mannheim gezogen werden mag, zwischen Mainz und Mannheim wird der Rhein vom *nē-* überschritten, das dann noch der gesamten hessischen und bairischen Pfalz zukommt. innerhalb dieses

nē-bezirkes, dem sich am Spessart und südlicher um Stadtprozelten, Amorbach, Walldürn, Külsheim eine *nö*-enclave anschliefst, bezeugen für seinen nördlichen teil vereinzelte, um Marburg häufigere *nī*- den ganz geschlossenen vocal. von Marburg südlich tauchen im ganzen gebiet vereinzelte *nēj*- auf, und *nēw*- wird in einem deutlich umschreibbaren district überliefert, den man auf der kartenskizze durch das unregelmäfsige viereck Giefsen-Lauterbach-Windecken-Bockenheim darstellen mag. endlich noch dasselbe *nē*- im äufsersten westen südöstlich vor dem *nī*-bezirk an der Eifel etwa bis Idarwald, Hochwald, Nied (um Saarburg und südwestlicher auch *neĭ*-), und im äufsersten südosten längs dem schlesischen südrand des reiches vom Riesengebirge an, besonders auch in der grafschaft Glatz.

Nunmehr bringe man auf die karte einige süddeutsche sondergebiete. zuerst das scharf abgegrenzte bair. *nā*- bis (*nā*-orte *cursiv*) *Selb*, Weifsenstadt, *Wunsiedel*, Goldcronach, *Kemnat*, *Pressat*, *Grafenwöhr*, Auerbach, Velden, *Königstein*, Hersbruck, Altdorf, *Allersberg*, Roth, *Spalt*, Gunzenhausen, Heidenheim, *Monheim*, mit dem Lech bis Augsburg, Friedberg und in der entfernung des Ammersees mit ihm parallel. westlich vom Lech zieht sich durch das östliche schwäbisch ein schmaler *nai*-streifen mit den hauptorten ObRoth, Sulzbach, Ellwangen, Aalen, Giengen, Günzburg, Burgau, Thannhausen, Schwabmünchen. dasselbe *nai*-, oft *nāi*-, kommt dem südsaum des reiches zwischen Iller und Bodensee zu und setzt sich jenseits des Bodensees in einem grofsen alemannischen bezirke fort, der sich so begrenzt (*nai*-orte *cursiv*): Überlingen, *Radolfzell*, Stockach, *Tuttlingen*, Mühlheim, *Spaichingen*, *Rottweil*, Binsdorf, *Sulz*, Horb, Rottenburg, Herrenberg, Wildberg, *Berneck*, Calw, *Pforzheim*, Ettlingen, Rastatt, Kuppenheim, *Gernsbach*, Baden, *Steinbach*, rheinaufwärts bis *Breisach* und unsicher gen sw. auf Maasmünster. das *nai*- und *nāi*- dieses gebietes wechselt im schwäbischen ostteile öfter mit *nae*-, am Rhein und im südlichen Elsass mit *nāj*-, und dieses *nāj*- gewinnt dann im übrigen Elsass, also nördlich von Maasmünster-Breisach, immer mehr die oberhand. im nördlichen Elsass tritt neben *nāj*- wider *näj*-, das an der Lauter und im südwestlichen Lothringen bis Saaralben und SAvold herscht.

Für alles jetzt noch übrige land gelten *ä*-vocale. mit übergangsconsonanten erscheint *näg*-, *näj*-, das südöstlich von Berlin im Dahme- und Spreegebiet galt, hier noch über die *ik*/*ich*-linie hinaus bis Lübben und Lieberose und geht zwischen Müllrose und Fürstenberg an der Oder und an der untern Neifse bis gegen Forst in *nāj*- über. als fortsetzung des wetterauischen *nēw*- gilt *näw*- bei Alsfeld und Grebenau, ebenso südlicher um Soden und Salmünster in kleinen enklaven. als fortsetzung des ripuarischen *nīn*- findet sich der stamm *nän*- an der untern Sieg um Siegburg und Blankenberg bis hinauf nach Unkel und Linz; wenig öst-

licher zwischen Altenkirchen und Freudenberg eine winzige enclave mit *när-*. ferner *näj-* im mündungsgebiet von Mosel und Lahn. endlich *näw-*, *näaw-* (seltener mit *-b-*) an Kocher, Jagst und oberster Tauber im innern der grenze (*-w*-orte *cursiv*) Forchtenberg, *Künzelsau*, Krautheim, *Hollenbach*, *Weikersheim*, Röttingen, Creglingen, Uffenheim, Burgbernheim, *Rothenburg*, *Schillingsfürst*, Leutershausen, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, *Crailsheim*, *Vellberg*, Gaildorf, *Hall*, Mainhardt, *Neuenstein*, Öhringen. man beachte das völlig verschiedene auftreten solcher übergangsconsonanten u. *bauen* o. 105 ff. für das gebiet zwischen Iller, dem beschriebenen ostschwäbischen *nai*-streifen und dem nördlich anstofsenden *näw*-bezirk einerseits, der Rezat und dem bair. *nā-* anderseits wird der inf. *näa* überliefert: da dort *schnea* und *wea* für *schnee* und *weh* (aao.) gelten, so bleibt (ähnlich wie o. beim md. *nie*) zweifelhaft, ob *nä* + endung *a* zu lesen oder diphthongiertes *näa* mit synkopierter endung. wo dagegen nördlicher im bezirk des endungslosen infinitivs (s. u.) solch *näa* erscheint, wird man es ohne bedenken in der letztgenannten deutung verstehn dürfen, so zwischen Steigerwald und Spessart und im gebiet der obersten Werra. südlich hiervon um Coburg und Sesslach wechselt *nä-* mit überwiegendem *nā-*. endlich bleibt noch für das schles. *nä-* zu erwähnen, dass es mit massenhaften *niä-* durchsetzt ist, die gelegentlich auch mit *nia-* oder mit *nī-* wechseln, hingegen im w. bis in den ostzipfel des kgr.s Sachsen hinein auch mit *njä-*.

Zur infinitivendung vgl. *bauen* o. s. 108 f. da aber das auftreten von stammauslautenden übergangsconsonanten in beiden paradigmen so verschieden ist, so sind auch die fälle der im hiatus beschleunigten synkope *-en* > *-n* nicht dieselben: das gebiet an Eder, Schwalm und Fulda, das bisher immer *-en* aufwies, hat hier *nēn*, und in Schlesien fehlt das *-a* der gebirgsgegenden, das für *bauen* wenigstens noch in einer letzten kleinen enklave galt, für *nähen* selbst in dieser. der bezirk mit ständig fehlender infinitivendung dehnt sich bei *nähen* im n. noch in schmaler Curve über Treffurt, Wanfried, Eschwege, Allendorf, Heiligenstadt, Worbis, Bleicherode bis gegen Sachsa, Ellrich und Nordhausen aus und sendet ferner von seiner nordwestecke einen dünnen endungslosen saum längs dem nordrande des westlich anstofsenden *-e*-gebietes über Neukirchen, Neustadt, Rosenthal aus, der sich westlicher verbreitert, um Hatzfeld und Berleburg, Siegen, Haiger, Driedorf und Westerburg noch einzuschliefsen. endlich reicht das an das endungslose gebiet im hochfränkischen sich anschliefsende *-a* hier bei *nähen* nur bis an das oben beschriebene bair. *nā*-gebiet, das selbst die endung *-n* hat, in seiner osthälfte auch diese häufig abwirft (*nā̱*). das Vogtland stimmt im allgemeinen zu *bauen*. von kleineren einzelabweichungen wird hier abgesehen.

Von synonymis erscheint neben *nähen* oft *flicken* in einem mehr oder weniger zusammenhängenden streifen, der von der

nordspitze des kgr.s Württemberg sich nordwärts zwischen Steigerwald und Spessart-Rhön ausdehnt und nordostwärts über Thüringerwald und Frankenwald bis an die Unstrut und Pleifse zieht. ferner ist das *nīen* und *nēen* an der luxemburgischen grenze sehr häufig durch *betzen, beïtzen* uä. ersetzt, das in dem lothringischen südwestzipfel sogar durchaus herscht (auch im Schwarzwald fünf orte mit *biatze, büatze*).

Dän. *sy* und *sye*. fries. auf Sylt *sij*; sonst *sai-*, *sei-*, auf Amrum und Föhr ohne endung, sonst auf *-e*; den *s*-anlaut überliefern im Saterlande zwei orte mit *s-*, zwei mit *z-*, einer mit *sz-*, womit jedesfalls stimmlosigkeit bezeichnet sein soll.

72. ***mähen*** (satz 38).

Statt *mähen* wird in weiten gebieten so überwiegend *hauen* gebraucht, dass diese für die dialektische entwicklung von *mähen* nicht in betracht kommen können. so in einem deutlich abgrenzbaren ripuarischen bezirk, den man durch verbindung von *Opladen*, Grevenbroich, Düren, *Zülpich*, Bonn, BgGladbach umschreiben kann, dergestalt dass die *cursiven* orte innerhalb, die übrigen aufserhalb hart an der grenze liegen. nicht so ausschliefslich, aber doch für die mehrzahl der orte wird *hauen* überliefert in einem teil des ostmd. sprachgebietes, den man begrenzen mag im n. durch Heiligenstadt-Ellrich-Schkeuditz, die nordgrenze des kgr.s Sachsen, Elsterwerda-Spremberg-Meseritz-Posen, im w. durch Heiligenstadt-Eisenach und den Thüringerwald, im s. durch (*hauen*-orte *cursiv*) Gräfenthal, *Saalfeld, Pössneck, Neustadt,* Triptis, *Weyda, Berga, Werdau*, Reichenbach, *Lengenfeld*, Treuen, *Auerbach*, Falkenstein : also der gröste teil des thüring., obersächs., schles. dialektgebietes. dazu kommt endlich noch das preufsische östlich vom 36 längengrade. von sonstigen synonymen wörtern ist besonders *schneiden* zu nennen im westfälischen etwa innerhalb Münster-Lünen-Gütersloh, im thüringischen bis an die Saale neben dem häufigeren *hauen*, vereinzelt im schlesischen um Grünberg und östlicher, noch vereinzelter im preufsischen. im thüringischen tritt endlich neben *hauen* und *schneiden* selteneres *abmachen*. im Vogtlande erscheint noch *mähdern*, das häufiger in der nachbarschaft von Iser- und Riesengebirge widerkehrt. *austen* schreiben zwei mecklenburgische formulare zwischen Hagenow und Ludwigslust und 36 über das preufsische verstreute orte. endlich bei Gangelt an der holländischen grenze dreimal *sechten*.

Im übrigen kann die skizze der stammentwicklung von *nähen* (o. s. 327 ff) auch für *mähen* gelten, wenn ich das dabei nötige granum salis nunmehr als selbstverständlich voraussetzen darf. doch notiere man folgende gröfsere besonderheiten. die norddeutschen *meid-* und *mēd-* fehlen hier überall, wo die endung (hier 3 pl. präs., s. u.) -(*e*)*t* lautet, und sind durch *mei-*, *mē-* zu ersetzen. eine enklave zwischen Essen und Dortmund, Ruhr und Emscher mit Bochum als mittelpunct hat hier *māt*, während sie

dort *nain* wie die umgegend hatte. das gebiet zwischen dem thür.-obersächs. *hauen* und der *ik/ich*-linie, das dort *nē-* aufwies, braucht hier *mäg-*, *mäj-*, *mäch-*. der *-w*-bezirk an Kocher, Jagst und Tauber (*mäw-*, *mäaw-*, auch mit *-b-*) ist auch hier vorhanden, dehnt sich aber in ganz andrer weise viel weiter gen n. aus: der grund wird darin zu suchen sein, dass diese gegend, die also *nä-* und *mäw-* zu combinieren scheint, statt *nähen* sehr häufig *flicken* schrieb, dass dies also die dialektgemäfse vocabel und *nähen* schriftsprachlicher eindringling ist. für dies *-w*-gebiet bleibt die bei *nähen* gegebene südgrenze von Forchtenberg bis Uffenheim auch hier in geltung (nur Schillingsfürst fällt heraus); von Forchtenberg setzt sie sich nördlich fort zwischen *Ballenberg*, Osterburken, *Boxberg*, *Lauda*, *Tauberbischofsheim*, Külsheim, *Dertingen*, Stadtprozelten, *Lohr*, *Rieneck*, ebenso von Uffenheim weiter zwischen Marktbreit, *Ochsenfurt*, Kitzingen, Dettelbach, Arnstein, *Karlstadt*, *Gemünden*; von *Gemünden* und *Rieneck* ziehen sich die *-w*-formen nordöstlich in schmalem saume zwischen Saale und Rhönabhängen hin und erweitern sich dann wider zu einem weiteren district inmitten Bischofsheim, *Gersfeld*, Fulda, Hünfeld, Geisa, *Tann*, *Lengsfeld*, *Salzungen*, *Schmalkalden* (hier im n. ganz unsichere begrenzung), *Zella*, *Suhl*, *Schleusingen*, Hildburghausen, Römhild, Königshofen, *Münnerstadt*. im s. und so. dieses *-w-* (und *-b-*) gebietes, ungefähr bis Forchtenberg-Würzburg, wechseln *-ä-* und *-äa-*, in des Spessarts nachbarschaft überwiegt *-ea-*, im nördlichen teil stehn *-ä-* und *-ē-*, *-ēe-* uä. nebeneinander.

Zur flexionsendung (3 pl. ind.) vgl. *sitzen* Anz. XIX 358 ff; soweit diese mit der infinitivendung überhaupt gleiche dialektische entwicklung zeigt, ist ferner das u. *nähen* o. s. 331 (resp. u. *bauen*) gesagte auch für *mähen* giltig, und soweit formen ohne stammauslautenden consonanten in *mähen* und *fliegen* zusammentreffen, auch das XXI 288 bemerkte, nur dass von den dort aufgezählten hessischen ortschaften Hünfeld, Schlitz, Fulda, Tann hier fortbleiben (mit regelmäfsigem *-e*). das bair. hat *mān*, ostwärts von Tegernsee-Ingolstadt-Furth wechselnd mit *mānd*; das anstofsende hochfränk. bis zum Steigerwald und zur nordgrenze des kgr.s Baiern die endung *-a*. auf sonstige locale einzelabweichungen wird hier verzichtet. da aber mit *mähen* die vier paradigmen des Sprachatlas (abgesehen von den anomalen *stehn*, *tun*, *sind*, *haben*) zur 3 pl. ind. präs. erschöpft sind (noch *sitzen*, *fliegen*, *beifsen*), so sei aus einer gesamtbetrachtung dieser vier karten hier einiges notiert über diejenigen dialekterscheinungen, die eben nur dieser 3 pl. eigentümlich sind, nicht auch andern flexionsformen auf nhd. *-en* zukommen. das sind die bewahrten auslautenden *-t* oder *-d*.

Eine combination jener vier einzellinien von ndsächs. *-(e)t* auf éin pausblatt zeigt gröstenteils eine vortreffliche übereinstimmung, wie sie bei stammsilbenerscheinungen selten zu finden ist, und bestätigt von neuem meine vermutung, dass bei einer

deutschen dialektkarte, einer definitiven einteilung und gliederung der deutschen mundarten, die nebensilben und besonders etliche flexionsendungen ein gewichtiges wort mitzureden haben werden; vgl. zb. Anz. XXI 295 f. für das ndsächs. -*(e)t* füge ich ein paar bemerkungen an, die sich beim vergleich mit der ältesten und der jüngsten politischen karte, der alten gau- und der heutigen kreiseinteilung ergeben. für die westgrenze des gebietes auf dem rechten Rheinufer kann der XIX 358 gegebene verlauf als definitiv gelten; nur einzelne hart an der grenze gelegene ortschaften schwanken zwischen -*et* und -*en*, von den dort aufgezählten nur Essen und Rade vorm wald. Essen, von haus aus westfälisch, ist im atlas durch vier formulare vertreten, von denen drei nur -*t*-formen überliefern, eins zwischen -*t*- und -*n*-formen wechselt; man mag diesen anfang der unsicherheit darauf zurückführen, dass Essen heute eben nicht mehr zu Westfalen, sondern zur Rheinprovinz gehört, jedesfalls wird man es nach den drei andern formularen ohne bedenken auf die -*t*-seite der grenzlinie setzen. der fragebogen von Rade vorm wald bringt zwei -*t*- und zwei -*n*-formen; der ort ist ebenfalls unmittelbarer grenzort und gehört heute zur Rheinprovinz. diese ganze westgrenze von Isselburg bis Eckenhagen[1] stimmt ausgezeichnet zu der alten scheide zwischen westfälischen und niederrheinischen gauen — die richtigkeit der karte bei vSpruner-Menke nr 32 vorausgesetzt! von Eckenhagen wendet sich die linie gen no. über das Rothaargebirge, im allgemeinen mit der gaugrenze und mit *ik*/*ich*, verlässt an dessen ende jedoch diese und läuft nördlicher. auch in diesem stück bis zur Weser hin zeigen die vier einzellinien eine derartige übereinstimmung (von den aao. hergezählten grenzorten schwankt kein einziger), dass mir in diesem zwischen der lautverschiebungs- und unserer -*et*-linie belegenen bezirk (mit Medebach, Fürstenberg, Corbach, Freienhagen, Landau, Wolfhagen, Zierenberg, Immenhausen) die annahme eines mechanischen vordringens des südlicheren -*en* ausgeschlossen, jene -*et*-linie vielmehr uralt zu sein scheint. erst östlich von der Werra bis zum Harz vereinigt sie sich wider mit der sächsisch-thüringischen gau- und der heutigen verschiebungsgrenze, um dann jenseits des Harzes ihren eignen aao. skizzierten weg zu nehmen. und erst für diese ostgrenze ist mit gröfseren schwankungen und mit veränderung im laufe der jahrhunderte zu rechnen, die grenzlinie wird zu einer bald schmaleren bald breiteren grenzzone: sie läuft durch die nordthüringischen gaue, deren bunte stammesmischung bekannt ist (Zs. 39, 279), und durch gegenden, die dem Slawentum abgerungen worden sind, wo also nirgends ein alter ge-

[1] der verlauf der grenze in Holland geht uns hier natürlich nichts an; der nach Holland hineinragende westteil des heutigen kreises Lingen an der Vechte von Neuenhaus abwärts hat -*(e)t*, obwol er auf der gaukarte noch zum 'lothringischen' Thwentegau gehört.

schlossener dialekt bestanden hat. für die richtung dieser grenzzone behält die XIX 358 gegebene skizze ihre giltigkeit: sie zieht vom Harz aus ungefähr mit Holzemme und Bode bis Hadmersleben, von hier nordwärts auf Calvörde; das folgende stück ist ziemlich fest und weniger schwankend, es läuft mit der Ohre und östlich an Wittingen vorbei, übereinstimmend mit der südwestgrenze des alten Osterwaldegaues und in der zweiten hälfte mit der grenze der Altmark und des kreises Salzwedel; der weitere verlauf nördlich zur Elbe und mit ihr bis über Boitzenburg ist ein teil der alten engrischen ostgrenze und die heutige der kreise Ülzen und Lüneburg; der rest zieht mehr ostwärts als der alte limes saxonicus und ungefähr mit der jetzigen westgrenze Mecklenburgs, doch ist die schwankende zone hier am breitesten. interessant sind endlich die beiden aao. genannten ausnahmebezirke in diesem grofsen ndsächs. -(*e*)*t*-bezirke, die -(*e*)*n* aufweisen: sie liegen nicht auf altem sächsischem stammesboden, sondern im alten Dänen- und Friesenlande. die grenze in Schleswig ist sehr schwankend, hat die alte Eidergrenze aber überschritten und zieht jetzt ungefähr mit Schlei und Schleswig-Tönning. für die -(*e*)*n*-ecke in Ostfriesland läuft die südgrenze scharf und einheitlich mit der des reg.-bez.s Aurich, die widerum mit der fries.-sächs. gaugrenze stimmt, die ostgrenze mit der westlichen landesgrenze Oldenburgs bis zum meer (endend zwischen Spiekeroog und Wangeroog, dessen plattdeutscher dialekt -*t* hat) und zwar ebenfalls als scharfe linie bis dahin, wo die übereinstimmung der heutigen oldenburgischen mit jener alten friesisch-sächsischen scheide aufhört, nördlicher als schwankende übergangszone, doch so, dass dieses schwanken ganz auf die preufsische seite fällt und Oldenburg reines -*t* hat; dieses kommt also auch den einst friesischen bezirken des Jeverlandes und der Wesermündung zu [1].

Für das -*t*-gebiet des schwäbischen (Anz. XIX 358 f) gibt es eine feste linie zur begrenzung nur im o., wo der Lech (genau so wie für bair. *enk* Zs. 37, 301) scharf die scheide bildet. im übrigen jedoch handelt es sich durchweg widerum um keine grenzlinie, sondern nur um einen grenzsaum. bei beurteilung dieser schwäbischen -*ət*-begrenzung führt ein vergleich mit der politischen geographie, der alten wie der neuen, schlechterdings zu keinem allgemeinen resultat. da aber dennoch in dieser flexionsendung eins der augenfälligsten kennzeichen schwäbischen dialekts vorliegt und von ihr bei HFischer kein kartenbild vorhanden ist, so sei die aao. gegebene skizze hier etwas ergänzt. die grenzzone setzt am Rhein unmittelbar unterhalb Laufenburg ein, zieht zum Feldberg, nordöstlich auf Bräunlingen, nordwärts an die

[1] von andern mundartlichen eigenheiten Ostfrieslands hat zb. *twölf* = *zwölf* (Anz. XXI 274) die gleiche begrenzung, während zb. *bröer* = *bruder* (XX 107), *rōd*(*e*) (mit bewahrtem *d*) = *roten* (XX 322), *sēr* = *weh* (XX 332) auch dem Jeverlande noch zukommen.

württembergische landesgrenze, die bei der südspitze des oberamts Oberndorf erreicht wird, mit jener weiter bis zwischen Wildbad und Gernsbach, längs der Murg zum Rhein und über Ettlingen zur landesgrenze zurück, mit dieser wider bis Heimsheim, dann nordöstlich über Sachsenheim an den 49 breitengrad, mit diesem ungefähr bis an die Jagst, östlicher gegen Dinkelsbühl, wider mit der württembergischen grenze etwas südostwärts über den 49 grad hinaus, schliefslich über Nördlingen und etwa mit Wörnitz und Donau zur Lechmündung. wer sich diese linie auf seine karte zeichnet und sie zu einer nach beiden seiten hin unsicheren zone verbreitert, schafft sich diejenige begrenzung, die ich bis jetzt für eine praktische dialektgeographie als die mafsgebende scheide des schwäbischen empfehlen möchte. die in den einzelberichten noch erwähnten obd. *-nd* gestatten keine feste abgrenzung. —

Mähen wird im dänischen dialektgebiet übersetzt durch *höst* und *höest, jöst, hüest, slaa, hog, mei,* die für gut abgrenzbare bezirke gelten. das nordfriesische hat *hau-*, auf Föhrs osthälfte *hāw-*, auf Sylt und Föhr endungslos, sonst mit *-e*; das Saterland schreibt *mjo*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BERICHTIGUNG: Zs. 40, 195 z. 12 v. o. l. *stǫpvigak* st. *tǫpvigak*.

Am 1 febr. starb 70jährig zu Charlottenburg der gymnasialdirector a. d. dr FRIEDR. STREHLKE, bekannt namentlich durch seine bemühungen um erklärung und kritik des Goethetextes; am 2 febr. starb zu München der geschichtsschreiber der deutschen mystik, oberconsistorialrat dr WILH. PREGER; am 10 febr. entschlief zu Heidelberg der ord. professor der geschichte, dr EDUARD WINKELMANN, dessen arbeiten zur geschichte der Hohenstaufen auch das verständnis der mhd. politischen dichtung fördern halfen; am 16 märz starb zu Hamburg der durch seine tätige liebe für die niederd. heimatssprache wolverdiente herausgeber des Correspondenzblattes des vereins für nd. sprachforschung, dr WHMIELCK; am 22 märz verlor diese Zeitschrift einen hochgeschätzten und treuen mitarbeiter in dem 51jährig zu Stuttgart entschlafenen dr LUDWIG LAISTNER, dessen menschlich freier, von starker anschauung und poetischem verständnis geleiteter geist sich zumal in mythologischen studien fruchtbar erwiesen hat.

Der ord. prof. der geschichte dr AL. SCHULTE in Freiburg i. Br. folgte einem rufe nach Breslau; der docent der engl. philologie prof. dr JOH. HOOPS in Tübingen wurde als extraordinarius nach Heidelberg berufen, der privatdocent der engl. philologie dr WWETZ in Giefsen zum aufserordentlichen prof. befördert. für deutsche philologie habilitierte sich in Göttingen dr RUDOLF MEISZNER, in Halle dr FRANZ SARAN.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXII, 4 juli 1896

Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie af FINNUR JÓNSSON. bind I. København, GECGad, 1893—1894. 650 ss.

Die neue altnordische litteraturgeschichte ist auf drei bände berechnet; der erste vorliegende umfasst die skaldenperiode (c. 850—1100), der zweite soll die sagenperiode (c. 1100—1300) enthalten, der dritte endlich sich mit der periode, in der vorwiegend gesammelt und abgeschrieben wurde, beschäftigen (c. 1300—1450).

Die bezeichnung 'skaldenperiode' für die lieder der sogenannten Edda sowol wie für die eigentliche skaldendichtung hängt mit der auffassung J.s von dem verhältnis beider dichtgattungen zu einander, der ich nur beipflichten kann, aufs engste zusammen. da nämlich die Eddalieder schon längst nicht mehr als volkslieder im gewöhnlichen sinne des wortes betrachtet werden, da anderseits auf die grofse ähnlichkeit zwischen ihnen und der ältern skaldenpoesie schon widerholt überzeugend hingewiesen ist, so nimmt J. folgerichtig auch für die Eddalieder skalden als dichter an. dass, auch wenn für sie keine bestimmten dichternamen überliefert sind, ein principieller unterschied zwischen beiden poetischen richtungen nicht besteht, zeigt sich auch darin, dass sie, wie J. nachweist, in gleicher weise in ihren ältesten vertretern, Bragi dem alten und dem verf. der Loddfafnismal, an die ältere volkstümlichere 'þulirkunst' anknüpfen.

Die einleitung zur eigentlichen skaldendichtung erörtert in eingehnder weise das äufsere leben der skalden, vor allem ihre stellung zu den fürsten, ferner die auffassung, die sie selbst und ihre zeitgenossen von ihrer kunst hatten, endlich die gründe, warum diese dichtungsart gerade in Island zu so hoher blüte kam. die ausführliche und klare darstellung der skaldensprache mit all ihren finessen ist eine erweiterung von J.s vortrefflichem aufsatz Ark. 6, 12 ff[1].

Vor allem aber sind es drei probleme, für die J. in der einleitung eine lösung versucht. was zunächst die überlieferung der lieder anlangt, so vertritt er gegenüber Sievers, der auf einer stelle der Egilssage fufsend frühzeitige schriftliche fixierung durch einritzen von runen auf stäben annahm, den standpunct,

[1] von beachtenswerten etymologien erwähne ich die erklärung von *skáld, drápa* und vor allem *dróttkvætt*, wo J. gegen die Mogksche ansicht polemisiert (Ark. 5, 108 f).



dass die tradition, zum mindesten bis c. 1100, ausschliefslich mündlich gewesen sei. ausdrückliche zeugnisse der quellen von einem derartigen auswendiglernen und die erwägung, dass das künstliche metrum der lieder dem memorieren zu hilfe kam und verderbnisse verhütete, geben dieser hypothese grofse wahrscheinlichkeit. — in ebenso überzeugender weise wird die frage nach der echtheit der lieder beantwortet. J. führt im gegensatz zu Bugge und Jessen aus, wie nicht nur die alten fürstenlieder, bei denen inhalt wie form unzweifelhaft ihre echtheit erweisen, sondern auch die andern ältern skaldengedichte, einschliefslich der sogenannten 'lausar vísur', fast durchweg als alt und ursprünglich zu betrachten seien: für das letztere spricht insbesondere die tatsache, dass so gut wie gar keine verwechslungen sich nachweisen lassen und, wo sie stattfinden, nur bei zeitgenossen. — der historische wert der lieder ist bekanntlich mehrfach angezweifelt. mit recht macht J. dagegen geltend, dass das zeugnis der Isländer selbst, vor allem Snorris, durchweg zu gunsten ihrer glaubwürdigkeit spreche, und weist an einem eclatanten beispiel nach, wie angeblich unrichtige angaben der skalden sich gewöhnlich aus einer auf der anlage des liedes beruhenden ungenauigkeit der darstellung erklären. daher sind sie, wenn auch, wie in mythologischer hinsicht, mit vorsicht zu benutzen, doch an sich historisch zuverlässig.

Die nun folgende besprechung der einzelnen norwegischen skalden gibt J. gelegenheit, diese seine ansicht noch weiter zu rechtfertigen. hier sei besonders auf die behandlung der beiden grofsen skalden Harald Harfagris, Thorbiörn und Thioðolf, hingewiesen: des ersteren Hrafnsmal, welche J. andern gegenüber als einheitliches gedicht nachweist, bezeichnet er als eine culturhistorische quelle von unschätzbarem wert. die eingehnde untersuchung des Ynglingatal aber nach inhalt und form, welche die ursprüngliche anlage des liedes in geistreicher weise aufzudecken sucht, lässt seinen dichter als selbständigen historischen sammler sowie kritischen bearbeiter und beurteiler des gesammelten erscheinen. abgesehen von der eindringlichen würdigung Bragis des alten erweckt hier noch J.s urteil über Eyvind Skaldaspilli besonderes interesse. wenn er auch die tüchtigkeit desselben anerkennt und insbesondere seine selbständigkeit und feinheit bei der nachahmung der Eiriksmal rühmt, so sieht er doch die hauptbedeutung des dichters in seiner sympathischen persönlichkeit und warnt vor überschätzung, ja er äufsert sogar: 'vi vilde sikkert beundre Eyvind som skjald meget mere, hvis Ynglingatal og Eiriksmal aldrig havde eksisteret'.

Weiter geht J. zu den isländischen skalden über, die er, zum grofsen teil auf bekannten eignen forschungen fufsend, eingehend bis zur blütezeit behandelt. für keinen teil des buches trifft es so wie für diesen zu, wenn er in dem vorwort 'aus-

führlichkeit' und 'objectivität' als hauptziel seiner arbeit bezeichnet. die grofse fülle der skaldenüberreste, die oft nur aus einer einzigen strophe oder halbstrophe bestehn, wird aufs sorgfältigste untersucht. dabei bekommt die darstellung nie etwas trocknes, weil J. überall, oft nach den allergeringsten andeutungen in den gedichten selbst, ein bild des dichters zu entwerfen sucht. insbesondere waltet das bestreben vor, wo die quellen der sögur fehlen oder spärlicher fliefsen, zu ergänzen und das verständnis zu erleichtern. ganz vortrefflich ist vor allem die schilderung der beiden grofsen skalden, die am anfang und ende dieser periode stehn, des Egil Skallagrimsson (s. 481—503) und des Sighvat (s. 590—612): hier wird beidemal auf grund des reichlich vorliegenden gedichtmaterials nicht nur der dichter, sondern auch die charakteristische persönlichkeit anschaulich geschildert.

Die erwähnte auffassung J.s von dem verhältnis zwischen skalden- und Eddadichtung hat nun auch für seine behandlung der Eddalieder besondere bedeutung: nach zwei richtungen hin weist sie gegenüber früheren untersuchungen einen bedeutenden fortschritt auf. einmal sucht J. überall für die datierung und herkunftsbestimmung der lieder einen historischen anhaltspunct zu finden; ich verweise zb. auf die besprechung der Rigsþula und Völuspa, und ich wüste nicht, was gegen das hauptergebnis, zu dem diese betrachtungsweise führt, dass nämlich das gros der Eddalieder nicht auf Island entstanden sein kann, vielmehr in die norwegischen friedensepochen 875—935 (Harald) und 925—950 (Hakon) fallen muss, einzuwenden wäre. sodann ist J. bestrebt jedes gedicht in seiner totalität als subjectives kunstwerk zu fassen und in die dichterindividualität einzudringen, eine forderung, die von Sijmons in einer bekannten abhandlung mit grofsem nachdruck gestellt wurde: die darstellung der Þrymskviða und Skirnisför sind geradezu musterleistungen einer derartigen psychologisch - ästhetischen analyse.

Neben diesen, wenn ich so sagen darf, subjectiven vorzügen ergeben sich die mehr objectiven aus dem fortschritte, den die altnordische wissenschaft gerade in den letzten jahrzehnten auf dem gebiete der sprache, der metrik und der höheren kritik gemacht hat. die vortreffliche einleitung nimmt auf alle diese fragen gebührende rücksicht. besonders hervorgehoben sei die bekämpfung der Buggeschen ansicht von dem weitgehnden einfluss des Keltentums, die eine wertvolle ergänzung zu Müllenhoffs ausführungen in der Altertumskunde bietet.

Interessant und von der üblichen auffassung abweichend sind auch die ansichten J.s über den abschluss der liedersammlung und das anordnungsprincip der gedichte in den hss. überraschen wird endlich die hypothese von der grönländischen herkunft eines teiles der lieder, die J. zwar nicht erwiesen, aber durch eine

reihe sehr beachtenswerter kriterien durchaus wahrscheinlich gemacht hat.

Nach dieser kurzen inhaltsskizze komme ich zu ein paar einzelheiten der Eddakritik. ich kann mich im allgemeinen der undankbaren aufgabe, bei einem so ausgezeichneten werke auf so beschränktem raume im detail ausstellungen zu machen, hier entziehen, da ich in meiner programmabhandlung (Friedrichsgymnasium Berlin 1896) und einem voraussichtlich ende des jahres in der Zs. erscheinenden aufsatze ausführlich meinen abweichenden standpunct verteidigt habe. indem ich auf diese arbeiten des nähern verweise, begnüge ich mich hier drei fälle zu erörtern, wo die ergebnisse von Müllenhoffs grundlegenden untersuchungen (im v bande der Deutschen altertumskunde) nach meiner ansicht von J. nicht genügend gewürdigt und ohne zureichende begründung verworfen worden sind.

In den Havamal nimmt J. sowol für die Loddfafnismal wie für das Liodatal ausdrücklich gegen Müllenhoff Odin als redenden in anspruch, und er hat mit dieser ansicht auch sonst beifall gefunden. soweit ich sehe, hat er seine annahme aber für die Loddfafnismal in keiner weise glaubhaft gemacht. abgesehen davon, dass der name Loddfafnismal ausdrücklich, wenn auch in papierhss., überliefert ist, also jedesfalls in älterer zeit das gedicht schon im Müllenhoffschen sinne verstanden wurde, schwinden die von J. vorgebrachten bedenken, wenn man in Loddfafni mit Müllenhoff einen zu flunkerei aufgelegten spielmann sieht, vollkommen. was das Liodatal anlangt, so ist eine entscheidung schwer. sicher aber hat weder der umstand, dass ein teil der künste, deren sich das erzählende ich rühmt, sonst Odin eigentümlich ist, noch der, dass die Ynglingasage die lieder Odin zuschrieb, eine beweisende kraft, da jenes sich widerum aus der flunkerei eines spielmanns erklärt, dieses für einen späteren bearbeiter an sich nahe lag. die frage, ob das Liodatal von Odin gesprochen zu denken ist, hängt im wesentlichen von dem verhältnis ab, in dem es zum Runatal gedacht wird. der, der v. 140 dichtete und dadurch, wie ich an anderer stelle ausführte, Runatal und Liodatal nachträglich zu einem neuen künstlerischen ganzen verband, hat allerdings die sprüche ebenfalls Odin in den mund gelegt: ob aber in dem ursprünglichen Liodatal dieser der sprechende gewesen, wird sich kaum jemals entscheiden lassen. jedesfalls würde, wenn dies der fall wäre, die tilgung der v. 163 durch Müllenhoff, die J. verwirft, um so mehr berechtigung haben, da es ganz unverständlich bleibt, was Odin mit seiner mitteilung an seine gattin und schwester gemeint haben sollte. überhaupt wird die wolbegründete ansicht Müllenhoffs, dass das Liodatal mit v. 160 schliefse, durch J.s gegenbemerkungen ebensowenig erschüttert wie der nachweis, dass v. 164 ursprünglich nur zu den Loddfafnismal, den eigentlichen Havamal, gehörte.

In der beurteilung der trilogie Reginsmal-Fafnismal-Sigrdrifumal greift J. Müllenhoff ebenfalls widerholt an. beide forscher stehn hier in einem principiellen gegensatz. während M. in dem wechsel der strophenform, mit prosa gemischt, die alte form epischer erzählung erblickt, aufserdem in der bekannten schönen stelle der Fafnismal nach Grundtvigs vorgange ihn als contrastierendes kunstmittel auffasst, verwirft J. ihn als durchaus unkünstlerisch und unstatthaft. ich gebe zu, dass die entscheidung der frage sehr schwer ist, auf keinen fall aber glaube ich, dass ein herausgeber, wie dies J. tut, berechtigt ist, im texte der Reginsmal eine fassung A und B nebeneinander aufzuführen : auch im falle der contamination zeigt die jetzige strophenordnung in den drei liedern eine so bewuste künstlerische hand, dass sie zunächst als ganzes nicht zu trennen sind. die sache liegt ähnlich in den Harbarđsliođ, wo die liodahattstrophen nicht ohne schwere schädigung des zusammenhangs zu tilgen und keineswegs, wie J. annimmt, überflüssig sind; da in den eddischen liedern nahestehnden Hakonarmal und Eiriksmal, die einheitliche gedichte sind, eine ähnliche mischung der strophenform widerkehrt, so neige ich eher der ansicht zu, dass auch diese drei lieder wie Harbarđsliođ mit absicht im doppelten versmafs gedichtet sind. hob doch Müllenhoff schon hervor, dass auch dieselbe neigung zu gnomischem ausdruck beiden strophenformen eigen ist. dass diese dann zu gröfseren zusätzen gnomischer art führte, hat M. besonders an den Sigrdrifumal gezeigt. befremden muss es, wenn ihm hier von J. übereilung vorgeworfen wird. J. hat zwar mit grofsem scharfsinn gezeigt, dass die dem Sigurđ von Brynhild erteilten ratschläge im engsten anschluss an die darauf folgenden ereignisse, mit genauester beziehung auf die ihn erwartenden schicksale gedichtet sind. aber die planvoll angelegte zudichtung, die vermutlich durch ein misverständnis von *ástrǫþ* veranlasst wurde, kann doch ein bestandteil der alten Sigrdrifumal niemals gewesen sein. mit recht äufsert Sijmons (Zs. f. d. phil. 24, 19): 'wozu soll die vielversprechende einleitung dienen? damit Sigrdrifa runenlehren und sprüche der weisheit auskramen könne, um dann spurlos zu verschwinden?' sodann verrät die ausführung im einzelnen den interpolator, der, ohne den charakter der Brynhild sich klar vor augen gestellt zu haben, sie dinge sagen lässt, die ähnlich verletzend würken müssen, wie die von Müllenhoff (DA v 161 f) angeführten ungereimtheiten. die altkluge art, wie Sigurđ hier gewarnt wird, nicht mit frauen und mädchen zu buhlen, ist wol im munde eines spielmanns wie Loddfafni verständlich, nicht aber in dem der keuschen spröden jungfrau, und geradezu komisch würkt, von ihr gesprochen, die lebensweisheit : 'manchem stiehlt wein den witz'. auch J.s einwand, dass es wunderlich wäre, wenn nur so wenig verse von dem alten liede erhalten seien und alles übrige zugesetzt wäre,

fällt in sich zusammen, wenn man die Sigrdrifumal eben als abschluss eines gröfseren Sigurdliedes ansieht, wofür die hs.liche überlieferung des cod. reg. spricht.

Am unglücklichsten erscheint mir J. in seiner kritik und auffassung des dritten Sigurdsliedes, wo Müllenhoffs eingehnde und anregende kritik mit der kurzen notiz abgefertigt wird: 'Müllenhoffs antagelse af temmelig vidtløftige interpolationer må afvises'. der name 'Sigurdarkvida en skamma' freilich darf für die frage nicht als beweis angeführt werden, da er sich auch auf andere weise erklärt. schon aber die bedenken, die gegen gewisse partien des liedes, wie die eingangsvisur (vv. 1—5), die mittelpartie (vv. 34—41), die prophezeiung der Brynhild (vv. 53—64) von jeher erhoben worden sind, zeugen nicht für einheitlichen charakter. am meisten dagegen aber sprechen die sachlichen ungereimtheiten, die unerwartete schilderung der Brynhild als eifersüchtiger frau nach v. 5, die ganz unglaublich klägliche rolle, die Gunnar in dieser episode spielt, vor allem die völlige ignorierung Högnis, der erst um seinen rat befragt, dann aber ganz bei seite geschoben wird, was sich auch J. nur durch annahme irgend eines misverständnisses erklären kann. er selbst gibt zu, dass das gedicht an andern stellen eine gewisse kraft und hoheit zeige, nimmt aber in diesem falle stets entlehnungen an. dem gegenüber muss hervorgehoben werden, dass die von ihm s. 290 angeführten nachbildungen sich einmal sehr ungleich über das lied verteilen, dann aber teilweise gar keine entlehnungen sind.

Wir haben vielmehr auch in diesem gedicht den vorgang, der in der Liederedda so häufig widerkehrt. fragmente älterer lieder sind mit grofsem geschick zu einem neuen ganzen verbunden: so auch in der Völundarkvida, vor allem aber in dem zweiten liede vom Hundingstöter.

Inwieweit die späteren interpolationen auf einen grönländischen ursprung schliefsen lassen — der ältere kern ist bei diesem liede entschieden norwegisch —, mag hier dahingestellt bleiben. hervorheben möchte ich nur, dass die worte v. 8: *Opt gengr innan ills of fyld ísa ok jǫkla aptan hverjan* nichts beweisen. auch wenn man sie nicht im Buggeschen sinne fasst, was man bei der sonstigen groben geschmacklosigkeit des interpolators m. e. unbedenklich tun könnte, deutet die strophe durch die erwähnung der gletscher nicht notwendig auf Grönland: im gegenteil, war dort die Giukungenburg, wie J. annimmt, von eis und gletschern umgeben, so würde der prägnante sinn, dass die Brynhild mit absicht wüste eisige stätten aufsucht, was doch auch in Norwegen möglich war, wegfallen.

März 1896. FELIX NIEDNER.

The first nine books of the Danish history of Saxo Grammaticus translated by OLIVER ELTON B. A.; with some considerations on Saxos sources, historical methods and folk-lore by FREDERICK YORK POWELL M. A. London, David Nutt, 1894. CXXVIII und 436 ss. 8°.

Schon der verf. des 'Compendium Historiae Danicae ab initio ad Waldemarum IV' [das sog. Gheysmersche Compendium] hat die nützlichkeit seines auszuges aus Saxo mit den schwierigkeiten, die Saxos dunkler und schwerer stil dem leser macht, begründet: *quia opus diffusum est in pluribus locis, multaque dicuntur magis propter ornatum, quam propter veritatem historiae prosequentem, insuper et stilus suus nimium obscurus est propter plurima vocabula et poemata diversa, moderno tempore inconsueta, ideo hoc opusculum, excerptum de illo, ponit planis verbis notabiliora gesta ibi descripta.* aus diesem grunde hat sich auch das bedürfnis nach übersetzungen früh geltend gemacht, und es liegt in der natur der sache, dass die Dänen hierin vorangiengen: Christiern Pedersen, dessen werk leider nie gedruckt ward und verloren ist, ASVedel (1575), Schousbølle (1752), NFSGrundtvig (1818/19 uö.) haben jeder zu seiner zeit und nach seiner art, mehr oder minder frei, sich bemüht, das grofse dänische nationalwerk in Saxos muttersprache zu übertragen. es wäre überflüssig, ein wort über die bedeutung von Saxos werk auch für die deutsche geschichte, für die germanische sage, mythologie, culturgeschichte und allgemeine volkskunde zu verlieren, und man muss sich nur wundern, dass die deutsche übersetzungslitteratur, die umfangreichste aller nationen, nicht längst schon wie von den Edden, der Thidrekssaga und andern germanischen sagendenkmälern so auch von Saxo eine übertragung aufzuweisen hat, deren existenzberechtigung keiner begründung bedarf. das Compendium [Gheysmers] ist zu ende des 15 jhs. ins niederdeutsche übersetzt und gedruckt worden, doch der echte Saxo bis heute nicht in deutschem gewande erschienen; am nächsten hätte der antrieb dazu gelegen bei der veranstaltung des grofsen übersetzungsunternehmens 'Die geschichtschreiber der deutschen vorzeit', wäre nicht Saxo als historiker Dänemarks von dem plane des werkes ausgeschlossen gewesen. doch der mangel einer deutschen übersetzung ist ja nur ein untergeordnetes symptom der langjährigen vernachlässigung der Saxoforschung überhaupt, die Axel Olrik in seinem neuesten buche 'Sakses oldhistorie' s. VIII beklagt hat. mit AHolders neuer ausgabe (1886), VRydbergs Undersökningar i germanisk mythologi (1886—89), AOlriks Forsøg på en tvedeling af kilderne til Sakses oldhistorie (1892) und Sakses oldhistorie : norrøne sagaer og danske sagn (1894) hat die umfassende forschung wider voll eingesetzt, und als zeichen des neuerwachten interesses darf auch die englische übersetzung betrachtet werden, die fast gleichzeitig mit Olriks zweitem buche erschienen ist.

Das buch ist als publication der Folklore-society erschienen. das interesse an der volkstümlichen seite von Saxos werk ist demgemäfs in plan und ausführung mafsgebend gewesen; daher die beschränkung der übersetzung auf die ersten 9 bücher. es hiefse gemeinplätze widerholen, sollte hier hervorgehoben werden, inwieweit eine übersetzung das original nicht ersetzen kann; für die kritik kann nur die frage in betracht kommen, ob die übersetzung den erreichbaren zielen und zwecken genüge leistet, in vorliegendem falle also, ob sie dem forscher vergleichender volkskunde, der nicht den philologischen wortlaut, sondern die erzählungsmotive und realien, welche uns Saxo überliefert hat, kennen lernen will, das original ersetzen kann. die frage darf bejahend beantwortet werden.

Der übersetzer Saxos hat eine schwere aufgabe zu lösen. hält er sich streng an die geschraubten constructionen des originals, soweit überhaupt die syntax einer modernen sprache dies gestattet, so wird seine übersetzung steif und unlesbar; und hart an dieser Skylla liegt die Charybdis, das zu freie umspringen mit dem wortlaute, wozu die fast bei jedem satze sich ergebende notwendigkeit, die construction von grund aus zu ändern, nur zu leicht verleiten kann, wie auch der trotz allem rhetorischen wortaufwand oft unbestimmte und mehrdeutige sinn die gefahr für den übersetzer in sich birgt, durch die mitunter unvermeidliche substitution eines bestimmteren ausdruckes dem original einen sinn unterzulegen, den es gehabt haben kann, aber nicht muss, und derart mehr oder anderes auszusagen als die urschrift. einen guten beleg zu dieser schwierigkeit bietet zb. die stelle der praefatio, Holder s. 4, 30: *Ex his Jutia granditatis inchoamentique racione Danici regni principium tenet; que sicut posicione prior, ita situ porreccior Teutonie finibus admouetur.* der übersetzer hat hier zu entscheiden, ob er *inchoamentum* als örtlichen oder zeitlichen begriff zu nehmen hat, ja es ist sprachlich die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Saxo das zweideutige wort eben seines doppelsinnes wegen gewählt haben könne. die älteren übersetzungen haben: 'Jutland er den ypperste deel aff Riget, baade i størelse oc lengelse, thi det er en begyndelse oc hoffuit for Riget ..' (Vedel); 'Jylland er deraf den fornemmeste province, baade i henseende til dens størrelse og ælde, som Rigets første begyndelse . . .' (Schousbølle); 'af disse . . . . . er nu igien Jylland baade den største, og naar vi komme sønderfra, den næste . . .' (Grundtvig). der neueste übersetzer schliefst sich Schousbølle in der auffassung als zeitliche bestimmung an und schreibt: 'of all these, Jutland, being the largest and first settled, holds the chief place in the danish kingdom . . .' die scheinbar harmlose stelle macht einem übersetzer die grösten schwierigkeiten, denn hinter ihr steht eine über die philologische interpretation hinausgehnde frage der historischen realerklärung. vor-

sichtigerweise fügt E. eine anmerkung bei, er habe sich in der zeitlichen auffassung von Schousbølle leiten lassen, doch deute der correspondierende ausdruck *sicut posicione prior* eher auf locale bestimmung hin. derartige hinweise auf verschiedene mögliche auffassungen können aber nicht immer angebracht werden, und die stelle zeigt instar omnium, wie vorsichtig der übersetzer oft zwischen fallstricken seinen pfad suchen muss.

Oliver Elton hat sich seiner schweren aufgabe mit umsicht und sorgfalt unterzogen, sie geschickt und geschmackvoll gelöst; nicht nur list sich seine übertragung fliefsend und leicht, er ist auch höheren stilistischen anforderungen gerecht geworden, indem er unter vermeidung banaler modernität seiner sprache einen altertümlichen schimmer zu verleihen gesucht hat. muss auch das urteil über diese sphäre seiner tätigkeit seinen landsmännischen kritikern überlassen bleiben, so wage ich doch auszusprechen, dass E. nach meinem gefühle in vorzüglicher weise erreicht hat, was er als sein ziel im vorwort, s. XXII, ausspricht: 'we shall be well content, if our version also gives some inkling of his [Saxos] qualities; not only of what Erasmus called his 'wonderful vocabulary, his many pithy sayings, and the excellent variety of his images'; but also of his feeling for grouping, his barbaric sense of colour, and his stateliness.'

Was die genauigkeit der übersetzung betrifft, so muss jeder übersetzer von einer widergabe der satzconstruction absehen; die vielen gerundial- und participialconstructionen, accusative c. inf., absoluten ablative usw. müssen meist aufgelöst werden und verlangen ein neues satzgefüge oder trennung in mehrere sätze; man muss sich damit begnügen, vollständige sinneswidergabe zu verlangen. auch hierin bedeutet E.s werk einen grofsen fortschritt über seine dänischen vorgänger hinaus, die alle mehr oder minder frei mit dem urtexte umspringen. allen klippen freilich ist auch E. nicht entgangen; sieht man auch ab von allen stellen, an denen man subjectiv abweichender meinung sein kann, so bleiben doch auch objectiv mancherlei mängel; mir sind bei umfänglichen und zahlreichen stichproben manche unnötige freiheiten, manche ungenauigkeiten, sogar einige fehler gegen die richtigkeit aufgestofsen, die bei der gröfse und schwierigkeit der arbeit gewis nicht allzustreng zu beurteilen sind, aber doch auch nicht unerwähnt bleiben können. auf einiges der art sei hier (ohne scheidung nach den oben genannten kategorien) näher eingegangen [1].

[1] citate nach Holder (H.), dessen text der übersetzer zu grunde gelegt hat; MV. = Müller-Velschows ausgabe; V. = Vedels übersetzung; Sch. = Schousbølles übersetzung; Gr. = Grundtvigs übs. (in der ausgabe von 1818—22). — die gelegenheit sei hier benutzt, eine kleine ungenauigkeit in Holders bibliographie (s. XXIV) zu berichtigen; der titel der übersetzung von Schousbølle ist bei H. infolge kürzender zusammenziehung ungenau widergegeben; namentlich fehlt im originale der bei Holder in die titelangabe gesetzte ver-

H. 12, 11—12 *siquidem impias leges abrogauit, salutares tulit, et quidquid ad emendandum patrie statum attinuit, summa diligencia prestitit.* E.: 'for he annulled unrighteous laws, and most heedfully executed whatsoever made for the amendment of his country's condition'. die gesperrten worte sind also unübersetzt geblieben; die dänischen übersetzungen haben alle das richtige. — H. 12, 14 *primus rescindendarum manumissionum legem edidit* wird trotz der anmerkung bei MV. s. 24 ['*rescindere* = irritas facere .... non autem hoc loco sermo est de omni libertatis donatione penitus abolenda, ut perperam existimavit Stephanius'] mit 'he was the first to proclaim the law abolishing manumissions' widergegeben, und auch in der einleitung (von Powell) s. XL wird die stelle so gedeutet, dass Saxo sage 'he revoked all manumissions'. nach der bei MV. beigebrachten stelle aus Valerius Maximus kann über die bedeutung von *rescindere* kaum ein zweifel herschen, und der sinn ist: 'Skioldum concessisse dominis, ut libertos suos, si quid deliquissent, rursus in servitutem retraherent' (MV.)[1]. — H. 23, 35 *cuiusdam pocionis benificio recreatum uegeciori corporis firmitate constaturum predixit* [sc. Odin dem Hadding]. der ausdruck 'that he would find himself quite brisk and sound in body' ermangelt der comparativen verstärkung *uegeciori*[2]. — H. 48, 24 *qui fortem Britannorum gentem fuge prior adegerit.* E. lässt sich das epitheton ornans entgehn, das im munde des britannischen königs so charakteristisch ist und übersetzt 'who had first forced the Britons to fly'. die dän. überss. [V. kürzt] haben

fassername, ein umstand, der beim aufsuchen des buches in bibliotheken zu lästigen zweifeln anlass geben kann. ich lasse darum hier den vollständigen titel folgen: 'Saxonis Grammatici | Historia Danica, | paa Dansk. | Eller den | Danske Historie, | Som | Saxo Grammaticus | Efter | Den store Erke-Biskop Absalons Ordre, | Udi Kong Waldemar den Andens Tid, | Paa Latin haver sammenskrevet, | Indeholdende det Danske Folkes Bedrifter og Kongernes Beskrivelse fra | Kong Dan I indtil Kong Knud, Waldemars Søn. | Og | Nu med Flid paa ny udi det Danske Sprog er oversat, | Samt | Med Anmærkninger af andre Historiske Skrifter oplyst og forklaret. | Med Hans Kongelig Majestæts Allernaadigste Privilegio. | Kiøbenhavn, 1752. | Trykt og bekostet af AHGodiche, som første Forlægger, boende i Skinder-Gaden | næst ved vor Frue Skole, og findes hos hannem til Kiøbs'. — der name des übersetzers ist erst s. 9 der vorrede des verlegers genannt. — oder gibt es exemplare mit abweichenden titeln? mir steht hier nur ein der kgl. bibl. zu Berlin entliehenes exemplar zu gebote.

[1] die engl. übs. ist übrigens entschuldbar, denn der zweideutige ausdruck hätte einer paraphrastischen erweiterung bedurft, zu der sich E. wol nicht befugt hielt. eine anmerkung wäre hier am platze gewesen. die älteren übss. teilen natürlich Stephanius auffassung und übertragen: 'han har først forbudet at give trælle fri' (Sch.); 'befalede han at alle frigivne skulde være trælle igien' (Gr.); V. entstellt den passus ganz.

[2] der alte Vedel paraphrasiert darum ganz richtig 'saa skalt du faa større styrcke oc krafft end du nogen tid hafde tilforne'. Sch. verwischt wie E. den comparativ: 'at han derefter skulle faae store og stærke legems kræfter'; Gr. aber spricht wenigstens von 'et nyt tillæg baade af saft og kraft'.

das richtige. — H. 50, 14 *post hec celeberrimum insule oppidum Lundoniam petit*; E. 'then he attacked London, the most populous city of the island'[1]. *celeberrimum oppidum* ist wol in diesem falle zugleich 'the most populous', aber die directe substitution ist eine unerlaubte und überflüssige abweichung. — H. 70, 32—34 *Cui* [sc. *Hothero*] *quam libentissime se fauturum* [sc. ihm Nanna zum weibe zu geben] *subiunxit, ni Balderi iram repulsa contracturum metueret, priorem illum sibi consentaneas preces porrexisse testatus*; E. 'Gewar answered .... for Balder, he said, had proferred him a like request'. der nachdruck, den Gewar auf die priorität Balders legt[2], verlangte hier auch eine entsprechende ausdrückliche betonung, die man ungern vermisst. — sehr matt und ungenau ist auch H. 78, 30 *mirificeque cladis auctor pariter ac nuncius rediit* übersetzt: 'and returned, at once the messenger and the dooer of the deed'[3]. — überflüssig ist bei der übersetzung des satzes H. 80, 40 *at dii, quibus precipua apud Bizantium sedes habebatur* eine temporale bestimmung eingesetzt: 'but the gods, whose chief seat was then at Byzantium', wie umgekehrt H. 265, 8f *duodecim duces, siue patrie calamitatibus moti siue Oloni ob aliam olim causam infesti* eine solche unübersetzt geblieben ist: '.... or hating Ole for some other reason'[4]. — ebensowenig ist die temporale bestimmung von E. ausgedrückt worden H. 268, 27 *adeo quondam rei bellice deditis morbo oppetere probrosum existimatum est* = 'so shamful was it thought that .....'[5], wenn auch hier die auslassung weniger anstöfsig ist als an der vorerwähnten stelle. — ein wunderliches misverständnis ist dem übersetzer bei der stelle H. 83, 18—22 untergelaufen: *reliqua Sclauorum manus, ignorata sociorum strage, super Rorici mora multa anceps ammiratione pendebat. quem inter egras mencium fluctuationes diutule expectatum, cum prestolacio in dies molestior fieret, classe tandem petendum ducebat.* der wortlaut der ausgehobenen stelle gibt zu zweifeln keinen anlass, und so übersetzen auch die vorgänger richtig[6]. E. aber hat: 'and after waiting long for him as the months wearily rolled by, and finding delay every day more burdensome, they at last thought' etc. offenbar hat der übersetzer

[1] 'den ypperste stad' V., 'den fornemmeste stad' Sch., 'øens hovedstad' Gr.

[2] alle dän. übss. heben das auch durch 'først' hervor.

[3] 'dette forunderlige nederlag' Sch.; Gr. freier 'fiendens nederlag — sin egen hielte-gierning'.

[4] Sch. gibt den sinn gut wider mit 'eller og de maaske for en eller anden tings skyld havde et gammelt had til Oluf'; V. und Gr. beachten gleich E. diese feine nuance nicht.

[5] 'saa haanligt vaar det fordoms krigsmend, at ...' V.; 's. h. v. d. fordum for kr.' Sch.; som efter tidens tænkemaade var den største ulykke, der .....' Gr.

[6] V. kürzt; 'da de nu længe havde med megen vankelmodighed ventet hannem' Sch.; 'og da de saa enstund under megen tvivlraadighed og mange bekymringer havde ventet hannem forgiæves' Gr.

mencium (*mentium*) als *mensium* verlesen; die varr. H.s bieten keine solche lesart. oder ist es als [unstatthafte] conjectur gemeint? dann hätte dies bemerkt werden müssen. — ein ebenso schwer begreiflicher fehler ist mir s. 333 (H. 276, 40. 277, 1) aufgestofsen: *deinde priuatum regis erarium demolitus*, *egestam inde pecuniam notis sibi tantum recondidit locis* (sc. *Jarmericus*). kein früherer übersetzer ist an dieser klaren stelle gestrauchelt; E. misversteht sie sonderbar dahin, dass Erm. sich selbst versteckt habe, und übersetzt: 'then he broke into the private treasury of the king, took out the money, and hid himself in places, of which he alone knew'. — ebenso gedankenlos ist s. 115 (H. 94 unten) *matrem eius*, dh. der königin, mit 'the kings mother' übersetzt. — für den ausdruck fester entschlossenheit *elegimus speciose defungi quam infecta legacione reuerti* (H. 124, 22) ist die übersetzung mit 'we would rather . . . . than' zu farblos; die dän. übss. drücken das auch schärfer aus[1]. — H. 150, 31 *uadosis ac minus altis gurgitibus* ist durch 'some shallows' fast allzubündig übersetzt, doch kann man sich mit dieser sinneswidergabe zufrieden geben; schlimmer ist der ein paar zeilen später begegnende grobe fehler (H. 151, 3ff), *regem deinde manum spargere hortatus* (sc. *Ericus*) mit umkehrung des verhältnisses zu übertragen 'then the king counselled him to scatter his force'; die vorgänger richtig[2]. — H. 250, 7 heifst es von Harald Hildetand, er habe nicht nur die könige gezwungen, von kämpfen untereinander abzustehn, *sed nec quisquam maris dominacionem absque eius nutu usurpare presumpsit. quippe quondam in Danorum republica diuiduum terre et pelagi imperium fuit.* der sinn der stelle kann kaum zweifelhaft sein, und bei MV. s. 367, anm. 2 wird er richtig paraphrasiert: 'haud dubie mens Saxonis haec est, olim inter Danos exstitisse regulos marinos, qui piraticam exercentes regi, cujus terra esset, obsequium praestare noluerint, tales autem omnes coactos fuisse, ut Haraldi imperio parerent'. gleichwol ist von den übersetzern die stelle verschieden aufgefasst worden. Gr. versteht *dividuum* richtig als ausdruck gegensätzlicher spaltung und paraphrasiert demgemäfs 'skiøndt det var ældgammel skik, at paa de danske strømme raadte en egen drot saa frank og frie, som Dannerkongen paa marken'; V. und noch deutlicher Sch. ('thi de Danske havde i gamle dage baade landet og havet under deres regiering') kehren den sinn um und machen daraus eine doppelte macht, und auch E. sagt gerade das gegenteil von Saxos meinung mit der übertragung 'for of old the state of the Danes had the joint [*dividuum*!] lordship of land and sea'. — H. 286, 16 *sed in iuuenili animo*

[1] 'wi ere saa bleffuen til sinds' V., 'vi have sat os for' Sch., 'vi har fuldt og fast besluttet' Gr.

[2] 'hand gaff kongen for raad' V.; 'derpaa raadede han kongen' Sch.; 'desaarsag raadte han Frode' Gr.

circunstantis periculi metum .... cupido calcabat; die feine psychologische motivierung, die in der betonung des jugendlichen wagemutes liegt, geht bei E. ganz verloren: 'but the warrior trampled down in his soul all fear of the dangers' etc.[1] — s. 392 wird anhangsweise die bekannte anspielung auf die Nibelungensage, lib. xii, p. 427 (H.), mitgeteilt; *notissimam Grimilde erga fratres perfidiam* wird übersetzt mit 'the treachery of Grimild towards her brethren' und somit gerade das wort, dessen bedeutung als zeugnis für die (örtlich und zeitlich begrenzte) allgemeine kenntnis der sage jedem germanisten geläufig und bekannt ist, nachlässigerweise ausgelassen. —

Je nachdem man seine forderungen an die genauigkeit der übersetzung einer quellenschrift, wo der wortlaut doch eine andere rolle spielt als bei übersetzungen anderer werke, anspannen will, könnten der stellen, an denen man genaueren anschluss wünschen möchte, mehr oder weniger noch angeführt werden; doch damit betritt man das feld subjectiver kritik oder auch krittelei, von dem ich mich fernhalten möchte. zweifellos hat sich E. mit seiner mühsamen arbeit ein verdienst erworben, das durch die mängel und versehen, die in der übertragung vorkommen, nicht aufgehoben wird; eine 2 aufl., die bei der geringen zahl der in den buchhandel gebrachten exemplare (390) zu erwarten steht, wird dem übers. hoffentlich gelegenheit geben, die unebenheiten vollständig auszugleichen.

Der begrenzte umfang einer anzeige verbietet, hier mit gleicher ausführlichkeit auf eine wertvolle zugabe des werkes, die umfangreiche einleitung, einzugehn, die aufser einigen kurzen orientierenden paragraphen über Saxos werk, seine litterarische und textgeschichte (vom übersetzer) einen Folklore-index und zwei abschnitte über Saxos material und methode und Saxos mythologie aus der feder F. York Powells enthält. der Folklore-index classificiert das material nach den gesichtspuncten: Political institutions, Custom-law, Statute-laws, War, Social life and manners, Supernatural beings, Funeral rites and eschatology, Magic and folk-science, Saws and proverbs, Folk-history, Folk-tales. der nutzen so eingehnder übersicht der realien ist so grofs, dass man nur wünschen kann, das beispiel möge nachahmung finden und die zeit nicht mehr ferne sein, wo man von dem herausgeber eines sagengeschichtlichen werkes einen derartigen realindex ebenso zu erwarten gewohnt sein wird, wie heute ein namenregister. P.s praktisch und einsichtsvoll gearbeiteter index gibt mehr als sein titel sagt; denn lehnt auch der verf. die aufgabe ab, anderes material vergleichsweise heranzuziehen, so fehlt es doch nicht an treffenden parallelhinweisen, die weite ausblicke

[1] sehr gut übersetzt hier Gr. 'kunde frygten dog ikke i unger-svendens bryst opveie' etc.; auch Sch. hat mit dem ausdruck 'denne unge og uforsagte herre' Saxos accentuierung widerzugeben versucht.

andeutungsweise eröffnen. wo P. principiell parallelen- und litteraturangaben ablehnt, hat der kritiker nicht das recht, sie im einzelnen zu fordern oder nachzutragen. ich muss mir darum alle digressionen, zu denen das thema lockt, versagen und möchte nur im vorbeigehn ein paar bemerkungen, die sich eng an das gebotene anschliefsen, machen. zu XLVII 'a red shield is a signal of peace' hätte doch wol ein hinweis auf die ungewöhnlichkeit dieser farbensymbolik (als friedenszeichen galt sonst meist ein weifser schild) gemacht werden sollen[1]. es wäre leicht gewesen, derartige hinweise, die unentbehrlich sind gerade für das mit dem an. material nicht so vertraute publicum, an dessen bedürfnisse P. denkt (s. XXII), kurz und bündig durch citieren bekannter werke wie Weinholds Altnord. leben principiell durchzuführen. — wenn s. L gesagt wird: 'heads [getöteter feinde] seem to have been taken in some cases, but not as a regular teutonic usage, and the practice . . . . must have already been considered savage by Saxo', so wird diese behauptung zwar nicht widerlegt, aber doch modificiert durch spätere litterarische belege; Thidrek hängt das haupt des erschlagenen Thidrek Valdimarsson an die sattelriemen und wirft es Erca vor die füfse (Thidrs. c. 305. 307); Hilugi in der shetländischen ballade vom Orkneyjarl schleudert das haupt des geliebten in Hildinas schoofs. — zu s. LVI und LXXXIII, anm. 3 (stellung der mimen und spielleute, gegensatz zum hofdichter) vermisst man ungern den hinweis auf AOlriks gründliche und scharfsinnige abhandlung: 'Middelalderens vandrende spillemænd i Norden og deres visesang' [Mindre afhandlinger, udg. af det phil.-hist. Samfund i København 1887, s. 74 ff]. bei dem hinweise auf VII 222 (H.): 'a giants fury is so great, that it takes twelve champions to control him, when the rage is on him' durfte der charakteristische beisatz 'with the aid of bonds'[2] nicht fehlen. — zu LXVIII (Haddings reise in die unterwelt und der fluss voll schneiden) lag ein hinweis auf Müllenhoff DA V 113 ff so nahe, dass man verwundert ist, ihn nicht zu finden. auch s. LXXII (verbot, bei Gudmund speisen zu berühren) gab es näher liegende und instructivere skandin. parallelen als die gegebene altenglische. — störend sind in den nordischen citaten s. LXXXV ff die zahlreichen druckfehler: *einkavin* (l. *vin*), *fuglin* (l. *fuglinn*), *in* (l? l. *i*), *ulf* (l. *ulfr*) [LXXXVIII, z. 6 v. u.] uä. in dem abschnitte Folk-history vermisst man einige stellen: 'the Jutlanders, a presumptuous race' (364, H. 301), 'Saxons and other unmanly people' (315, H. 261); zur trunkenheit der Dänen vgl. noch H. 49 (Elt. 59). doch genug der meist arbiträren wünsche und ausstellungen, die den grofsen wert von P.s arbeit nicht schmälern wollen. minder gelungen dagegen ist der auf Rydbergs bahnen

[1] Olrik in Sakses Oldhistorie (später erschienen) s. 26 vermutet hier einen unterschied dänischen und isländischen brauches.

[2] vgl. den gefesselten riesen in der Thidrekssaga und König Rother.

wandelnde und allzu constructive abschnitt 'The mythology in Saxo', der ganz in luftigen combinationen aufgeht. von den vier beigaben der appendix sei hier nur noch kurz auf den lesenswerten und besonnenen excurs Eltons über Saxos Hamlet (gegen Detters Brutushypothese) hingewiesen. vergleichende regententabellen, genealogische tafeln und indices (CVIII ff. 414 ff. 422 ff) erhöhen die brauchbarkeit des praktisch und übersichtlich angelegten und schön ausgestatteten stattlichen buches, mit dessen herausgabe die Folklore-society sich ein nicht geringes verdienst erworben hat.

Breslau, im april 1895. O. L. Jiriczek.

Die neuentdeckte deutsche bibeldichtung des neunten jahrhunderts. mit dem text und der übersetzung der neuaufgefundenen vaticanischen bruchstücke. ein beitrag zur litteratur- und kirchengeschichte von Ferdinand Vetter. Basel, BSchwabe, 1895. 8°. 47 ss. — 1,50 m.

Die neuaufgefundenen altsächsischen Genesisbruchstücke. zum gebrauche für vorlesungen herausgegeben von Ferdinand Vetter. Basel, BSchwabe, 1895. 8°. 12 ss. — 0,50 m.

Die ersten 27 ss. des an erster stelle genannten büchleins geben einen vortrag wider, den Vetter in Bern gehalten hat. er bespricht darin alle litterarhistorischen fragen, die sich an den Heliand und die as. Genesis knüpfen und orientiert über den inhalt der neugefundenen bruchstücke sowol als auch der ags. Gen. B. sein publicum zu belehren und zu fesseln ist V. gewis gelungen; der vortrag ist klar und voll von wärme für den gegenstand, nur erhebt er sich — nach meinem geschmack wenigstens — mitunter zu allzu hohem poetischen schwung. die ansichten V.s über unsere gedichte sind folgende: Gen. und Hel. sind werke desselben verfassers. wahrscheinlich wurde Gen. später verfasst. der dichter schrieb sein werk in Werden a. d. Ruhr. die Praefatio bezieht sich auf die uns erhaltenen dichtungen, sie irrt vermutlich nur darin, dass sie den dichter mit der weltschöpfung beginnen lässt. der irrtum erklärt sich aus der reihenfolge der gedichte in der hs. eine solche hs., die Praefatio, A. T. und Hel. enthielt, war im 16 jh. noch vorhanden, sie hat dem Flacius vorgelegen. verfasst wurde die bibeldichtung im auftrage kaiser Ludwigs, der diesen auftrag auf dem reichstag zu Paderborn 815 gegeben hat, wenn auch der dichter das werk 'nach Kögel' erst gegen 830 zu ende geführt haben mag.

Meine abweichenden ansichten darzulegen habe ich um so weniger anlass, da ich dies vor nicht allzu langer zeit in diesem Anz. XXI 204 ff getan habe. gegen V.s datierung will ich nur daran erinnern, dass, wenn man die abfassung des Hel. um 830 ansetzt, dabei von der voraussetzung ausgegangen wird, dass der dichter den Matthäuscommentar Hrabans benutzt hat, der, wie Windisch gezeigt hat, 821 oder 822 vollendet wurde. dann kann man aber nicht den auftrag zu dem werke 815 erteilt sein lassen,

weil man sonst annehmen müste, dass der dichter sechs jahre lang gar nicht an seinem werk gearbeitet, oder was er gearbeitet, nach dem erscheinen des commentars wider zerstört habe. glaubt man aber nicht an die benutzung Hrabans oder bezweifelt man die datierung Windischs, so entfällt wider jeder grund für die ansetzung des jahres 830. — dass die darstellung der Gen. knapper ist als die des Hel., muss ich bestreiten, die reden in Gen. B sind weitschweifig genug.

Es folgt der text der neugefundenen bruchstücke mit gegenüberstehnder nhd. übersetzung. der text ohne übersetzung ist auch in einer besonderen ausgabe erschienen, deren titel oben an zweiter stelle steht. ich muss bestreiten, dass dazu irgend ein bedürfnis vorlag. Braunes ausgabe ist jedem zugänglich, und V. beschränkt sich auf orthographische änderungen. von diesen halte ich die ersetzung von *uu* durch *w* und von cons. *u* und *i* durch *v* und *j* für unnötig[1], die schreibung *b̕ d̕* für irreführend. auf textverbesserungen hat V. verzichtet; dass er Sijmons vortreffliche bemerkungen in den Verslagen en mededeelingen der k. akad. v. wetensch. reeks III, deel **11**, s. 149—154 nicht gekannt hat, gereicht dem text zum schaden, kann aber V. nicht sonderlich zum vorwurf gemacht werden, da sie an einem schwer zugänglichen orte erschienen waren. vgl. jetzt Zs. f. d. ph. 28, 145 ff.

Mit V.s übersetzung kann ich mich nicht befreunden. sie ist voll von archaismen, findet oft nicht das richtige wort und vermeidet nicht immer vulgäre ausdrücke. so gebraucht sie öfters 'würken' statt 'machen', 'reich' statt 'mächtig', 'harm' nicht nur für 'leid'[2] sondern auch für 'frevel', 'mittelkreis' statt 'welt', 'degen und dirnen' statt 'knaben und mädchen' usw. v. 27 heifst es von Kain 'er wandelte zur wohnung'. 'wandeln' wird doch nur vom gemächlichen einherschreiten gebraucht, das man dem Kain in seiner lage wol nicht zutraut. v. 30 f von Abel : 'zur lagerstatt hatte den sand der geselle'. wenn man 'geselle' ohne beziehung auf eine zweite person und nicht in der eingeschränkten bedeutung 'handwerkergeselle' gebraucht, hat es eine etwas verächtliche nebenbedeutung, kann jedesfalls nicht schlechtweg für 'mann' (as. *gumo*) gesetzt werden. ausdrücke wie 'vertuschen' und 'rasse' passen nicht in eine bibeldichtung.

Der sinn des originals scheint mir nicht durchweg richtig widergegeben. v. 9 f 'nun mögen wir harmvoll ersorgen sein kommen'. das heifst doch wol 'sehnlich auf sein kommen harren'. das as. bedeutet aber das gegenteil. — v. 28 *liet ina undar baka liggian* wird mit Kögel übersetzt 'er liefs ihn am boden liegen'. *undar bac* aber heifst in dem von Kögel herangezogenen verse Hel. 4851, wie überall wo es vorkommt, 'rückwärts, nach hinten'.

[1] zt. ebenfalls für irreführend. so schreibt V. v. 9 *hriwig*.
[2] auch hier zt. in ungewöhnlicher form 'vor der harme gröstem'.

wenn der dichter da die Juden rücklings niederfallen lässt, so wurde er veranlasst durch den bibeltext *abierunt retrorsum et ceciderunt in terram.* schon Ries Zs. 39, 301 und Martin GGA 1895,573 verstehn *undar baka* an unsrer stelle richtig 'auf dem rücken'. — v. 173 *ik libbio bi thinum lehene* heifst nicht 'ich lebe in deiner lehenschaft', sondern 'ich habe mein leben von dir zu lehen'. — v. 202 ist mit 'wenn du mir drob nicht gram sein willst' nicht gut übersetzt. der sinn ist 'ohne dass du mir deshalb zürnst', oder poetischer 'doch sei mir drob nicht gram'. — es liefse sich noch einiges anführen, doch will ich nur éine stelle hinweisen, die mir überhaupt noch nicht richtig verstanden zu sein scheint, nämlich v. 75. wenn man, wie das bisher geschehen ist, *thoh* mit 'jedoch' übersetzt, kann man allerdings mit einigem rechte dem dichter inconsequenz vorwerfen, wie das Siebs Zs. f. d. phil. 28, 140 getan hat. aber *thoh* ist hier begründend wie Hel. 4001. auch ahd. lässt sich diese bedeutung belegen, vgl. MSD 56, 93. der dichter hat an die alte deutung des Kainszeichens gedacht, nach der es eben in Kains unstetem umherziehen bestanden hätte; vgl. Alcuin Interrogationes in Genesim 89 (Migne 100, 525): *quod est signum Cain, quod posuit ei Deus, ut non occideretur?* resp. *ipsum videlicet signum, quod tremens et gemens, vagus et profugus semper viveret, nec audere eum uspiam orbis terrarum sedes habere quietas.* ebenso Hraban zur stelle (Migne 107, 506f).

Wien, 31 october 1895. M. H. Jellinek.

Garel von dem blüenden tal, ein höfischer roman aus dem Artussagenkreise von dem Pleier, mit den Fresken des Garelsaales auf Runkelstein herausgegeben von dr M. Walz. Freiburg i. B., FWagner, 1892. xvi und 346 ss. gr. 8°. — 8 m.

Ästhetischen wert haben die gedichte des Pleier, die mit Walz ausg. des Garel vollständig vorliegen, wol nicht; aber sie sind geeignet, litterarisches und philologisches interesse zu erregen. sie arrangierten die bereits episch behandelten motive disparatesten genres zu neuen ritterromanen und trafen dabei den geschmack des publicums vollständig. durch arrangement und verquickung gewannen sie nicht nur die hauptzüge der handlung, sondern auch alles, selbst das geringste beiwerk von der episode bis herab zu jedem einzelnen reimpaar [1]. der Pleier erfindet nichts

[1] dass dies durchaus nicht zu viel gesagt sei, möge folgende zahlenzusammenstellung beweisen. sie gelänge zu jedem beliebigen hundert Pleierscher verse so gut wie zu diesem. dabei sind die schon von Steinmeyer in seiner Tandareis- und Garelrecension erwiesenen zahlreichen entlehnungen aus Wolfram, Hartmann und Wirnt natürlich mit aufgenommen. St. selbst ist sich der relativen unvollständigkeit des beigebrachten bewust (s. GGA 1893 s. 101); aber man kann wol sagen, dass aus Wolfram und Hartmann es möglich wäre, die dreifache anzahl heranzuziehen. im folgenden bekommt manches (zum beweis directer entlehnung meist nicht geeignet) nur dadurch seine volle bedeutung, dass die parallelstelle der gleichen situation entsprungen ist, anderes weil es den an dieser stelle besonders nachgebildeten empfängen Parzivals bei Gurnemanz und in Pelrapeire, Iweins bei dem von Harpin bedrängten schwager

und erfindet doch alles, indem er anders wie seine vorbilder nicht ehrlich einer einheitlichen und eingestandenen quelle folgt. er

Gaweins und Gaweins im lande des ritters mit dem zaubergürtel (Wig.) entnommen wurde. 743 f vgl. 753 f] Er. 2. Wh. 395, 5. Pz. 383, 5. 586, 25 uö., *degen balt : walt* Pz. 339, 15. 435, 3. 534, 11. Wolfd. B 489, 1. 537, 2. D v 183, 13 uö. (fehlt Hartm. natürlich), *grüener walt* Wolfd. B 395, 3. 537, 2. D v 183, 1 uö.; — 745 f] *was geriten : mit ... siten* Pz. 516, 17. 796, 29; — 747 f] Lanz. 5075. Nib. 66, 1. Ortn. 192, 1. Wolfd. A 519, 1. Virg. 180, 1 usf. vgl. auch Iw. 5777, fehlt bei Wolfr. ganz; — 749 u. 760] Wolfd. B 715, 3. Pz. 442, 23 und andere ähnliche; — 750] Karabin geht schneller als man reitet wie Ecke, Rennewart usf.; — 751 f] Wh. 315, 17. Pz. 142, 11; — 755 ff] Greg. 1669. 1829. Iw. 5841. formel fehlt bei Wolfr. ganz. zur situat. vgl. Ortn. 521. Iw. 4368 f uam.; — 760] Pz. 121, 15. Dan. 1026. 2370 uö.; — 761 f] *naht (âbent) vertribe : tac belibe* Wig. 6140 uö. Dan. 5377. Wh. 208, 23. fehlt Hartm.; — 759. 763]?; — 764] Iw. 3827. 277 uö. bes. bei Hartm.; — 765] Pz. 180, 20; — 766 f] Dan. 2388. Iw. 6080. Wig. 661; — 767] Pz. 180, 19 (s. zu 765!); — 767 f] Pz. 399, 21 (vgl. Gar. 769), vor allem aber: Virg. 19, 4. 187, 9. 448, 4. 859, 4. Wolfd. D VII 114, 4 (s. Meyer Zs. 12, 511); — 769 f] Pz. 181, 5; — 770 ff] Pz. 226, 20. 564, 30; — 772] Pz. 162, 15; — 773 f]?, vgl. etwa Wh. 278, 27. Iw. 3886 f. Greg. 2877; — 775 f] Iw. 4361. Wig. 662; — 779] immer 'trägt' strafse und pferd den helden zur burg, Iw. 274. 5781. Wig. 4807 usw.; — 779 f] Pz. 658, 19; — 781 f] Pz. 162, 12; — 783 f] Iw. 281. Wig. 666. 680. 4747 uö. (daher der reim), Pz. 162, 8 (daher sit. und 2 vers); — 785 f] Iw. 572 ff (zum 1 vers : Wh. 393, 26), vgl. auch Pz. 162, 21; — 788—91] Pz. 162, 13 f; — 789 f] Pz. 240, 27; — 791 f] Iw. 283 uö.; — 792 f] Pz. 544, 2. 605, 4. Er. 1965. 2032 (l. *von sehs müzen*) uö.; — 794 f]?, vgl. etwa Wig. 11038 uä.; — 797 f] Pz. 683, 13 (uz. nach hs. G!). Wh. 353, 19; — 799 f] zum reim : Wig. 704; — 801 f] Pz. 722, 3. 581, 8; — 802 f] zur sit.: Iw. 4376. Wig. 680 uam.; — 803 f] Pz. 493, 17. Wh. 278, 17; — 805] Pz. 401, 5; — 806] Pz. 442, 24. Wh. 198, 14. Er. 2654. 4104. 4206 (fehlt Iw.), zur sit. : Iw. 288; — 807 f] Pz. 227, 19; — 809] Wig. 684 (sit.); — 810] Lanz. 1384. 2385. Wig. 687 (sit.); Wig. 1914 (wortlaut); — 811 (l. *sus* mit Steinm.)] Pz. 227, 23; — 813] Er. 179 f; *als ir gezam* (vgl. 853) Pz. 807, 29. Wh. 167, 26. 292, 1, bei Hartm. nie als flickreim, nur über die ganze zeile; — 815 f] zum reim : Er. 4898 (einziges beispiel bei Hartm.). Pz. 194, 9 uö. Wh. 273, 19 uö.; — 817 f] Wh. 231, 29, überhaupt formel der bewirtung (*vergaz : az!*) s. Gar. 908. Pz. 277, 13. 279, 15. 699, 20 uö.; — 820] Pz. 163, 17. Wolfd. B 387, 3. 471, 3 uö.; — 821 f] formel : Er. 8174. Iw. 3791. 5599. 5941. Wig. 4065. Pz. 800, 9 usf.; — 823 f] formel für empfang : Iw. 2761. Greg. 417. Pz. 641, 20 (umkehrung : Wh. 131, 15), der 2 vers aber wörtlich aus Wig. 4602, beachte die mischung! — 825] Lanz. 5377. Er. 10016. und so geht es weiter! bem. zb. die art wie 856—65 in wortlaut und detail aus den gleichen schilderungen im Pz. 227. 228. 306, 9 ff. 169 gemischt ist, und dabei doch noch 860 wörtlich zu Pz. 605, 14, 862 zu Pz. 589, 24, der reim 861 f zu Wig. 7408 stimmt. bei der obligaten kussscene 866—76 ist zu 867 f zu vgl. Pz. 395, 7. 621, 7. I Büchl. 419 usf., zu 869 f etwa Pz. 426, 29 ff und viel ähnliches, zum reim aber Pz. 550, 23, zu 871 der wortfügung nach Pz. 166, 13. 300, 13 udgl., zu 873 f direct Pz. 765, 19, zu 875 f *wart genigen (neic) : grüezen (danc etc.) niht verswigen (versweic)* die gleiche formel Pz. 196, 3. 375, 25. 604, 24. 667, 2. 505, 17. 636, 14. Wh. 131, 20. 158, 28. 135, 24. 213, 29. ferner zu 881 f vgl. aufser Wig. 9388 auch Pz. 169, 5 und die gleiche formel Iw. 79. 2371. Er. 1373. 1744. 2942. 9732 usf. endlich 885 f stammt zunächst ab von Pz. 794, 13 (vgl. Wh. 244, 11), das epitheton *semftez* aber verdankt *pfli̇mît* dem Pz. 627, 27. Wh. 323, 29 und das reimepitheton *lanc und wît* zu *golter* stammt vielleicht aus Pz. 234, 5, wobei der *samît* hier und der *samît* an der ursprgl. stelle Pz. 794, 23 das psychologische bindeglied war. — die noch zahlreicheren parallelen aus Pleierschen

verdeckt seine würklichen quellen, indem er das erzählte auf neue personen überträgt, ein abenteuer mit einem andern zu einem neuen verbindet, ein detail aus Wolfr. mit versen Hartm.s erzählt usw. selbst für diese seine art zu dichten fehlt es ihm nicht an einem muster. an des Strickers Daniel, von dem er das durcheinanderwürfeln der motive zunächst erlernt hat, lehnt er auch in seinem erstlingswerk (dafür darf ja der Garel nun gelten) den namen seines helden, die grundzüge der haupthandlung und einige der vornehmsten abenteuer an (s. Rosenhagen Unters. über Dan. s. 117 ff). jetzt, wo der Dan. gedruckt vorliegt, wäre es möglich, jedem kleinsten detail seine herkunft nachzuweisen. dies könnte ein commentar zur ausgabe eines der Pleierschen gedichte (eines sind sie alle drei) in lehrreicher weise leisten. dabei brauchte man, wenigstens für den Gar., auf romanische quellen kaum stark überzugreifen, und es würde die deutsche überlieferung: höfisches epos, heldensage und gelehrte sage (Metam. Physiol. Dar. Ernst usw.) wol ohne rest genügen. darin ist des Pleiers belesenheit freilich staunenerregend. die kenntnis Gottfrieds, die EHMeyer Zs. 12, 490 in frage zieht, wird uns da wahrscheinlicher vorkommen als die eines unbekannten roman. Trist., in dem Gilan um den preis Petitcrius durch Tristan von einem riesen befreit wird [1]. und wenn Lanzelet (nicht Lanzilôt wie Wolfr. reimt) im Gar. könig zweier lande, Gamvis [2] und Todone, ist und am schluss des gedichts (20201) zu Ibilis zurückkehrt, so wird auch hier wol Ulrich selbst und nicht seine uns verlorene quelle des Pleiers gewährsmann gewesen sein [3].

Die dichter dieser zeit, die ihre aventiure selbst erfinden, knüpfen mit vorliebe nicht an die hauptpersonen der grofsen Artusromane, sondern an die träger der unbedeutendsten episoden an. von diesen konnte man ja an und für sich unerhörte dinge kühner erzählen als von den durch sage und dichtung bereits ganz occupierten helden. aber man folgte auch hierin nur den spuren Wolframs. wie dieser eine reihe von personen, die im Parz. nur vorübergehend gestreift wurden, nun plötzlich in den mittelpunct grofser

versen selbst konnten füglich unbeachtet bleiben, vgl. aber bes. Tand. 8400 ff zum ritt und Mel. 5245 ff zum empfang Garels. hier ist nicht ort und raum näher auf diese citate einzugehn, aber es wäre jetzt würklich zeit, dass man die parallelstellen nicht immer wider blofs häufte, sondern auch einmal sprechen liefse. sie würden oft eine ganz deutliche sprache reden.

[1] zu Gar. 2470 ff ist übrigens aufser Trist. 15860 ff auch noch Trist. 16399 ff und zu Gar. 2466 f. Trist. 15812 f zu vergleichen. auch Meleranz ankunft bei seinem oheim Artus und seine erkennung (Mel. 1920—2400) ist teilw. deutlich Tristans ankunft bei seinem oheim Marke (Tr. 2757—4543) nachgebildet.

[2] 20195 list die hs. *ganwis*, ebenso H im Tand. *ganwes* 17400; vgl. Hahns laa. zu Lanz. 45. — Lanz. 9380 hat der held vier königreiche: *Genewis*, sein erbland, und Iwerets drei länder, di. eben *Dodone*. vielleicht haben aber Parzivals bekannte *zwei lant* (128, 7) eingewürkt.

[3] zu Lanz. 1944 vgl. aufser Tand. 6666 ff (s. Meyer aao. 489) auch Gar. 5654 ff.

ereignisse stellte, so machte man es nun auch. an den Gilan des Trist. wird eine episode angeschlossen, an den Ehkunaver des Tit. (148 ff)[1] aber ein teil der haupthandlung. dabei sind alle beziehungen dieses zu Clauditte, Florie, Ilinot (Elinot), den ländern Kanadic und Salvaschflorie (s. bes. 17194 ff u. 14177 ff), und der hauptstadt Borteramunt (Beufremunt im Tit.)[2] ganz richtig nach Wolfr. widergegeben. dass aber Utepandragun Ehkunavern (resp. Ekunavern) den vater erschlagen hat, wie der riese als grund der fehdeansage an Artus angibt, wird bei Wolfr. nicht erzählt. der Pleier wird es kaum irgendwo überliefert gefunden haben, sondern er erfand dieses motiv nach dem muster der episode Kingrisin-Gawan im Parz. dies lässt sich vollkommen deutlich machen. der situation im Daniel (408 ff) entspricht es, wenn ein riese als abgesanter eines fernen landes Artus feindschaft ankündigt. aber diese situation ist im Gar. (220 ff) mit andern zügen versetzt: gerade hat an Artus hoflager ein böses ereignis stattgefunden: Meljacanz hat die königin entführt (Iw. 4525 f) und Gawein und Lanzelet sind ihm nachgeritten. noch herscht trauer. da reitet zunächst Garel heran (auftreten Daniels!), *dô sach er wîp unde man gebâren trûreclîche* 120 f, gleich nach ihm aber kommt (*dô daz geschach, dô sach man sâ von dem walde gâhen* 220 f)[3] ein *unkunder gast* (273), ein vollständig gewaffneter riese: helm, rüstung, schild, schwert und die stange statt des speers (im Dan. wird hervorgehoben, dass der riese mit ausnahme der stange ganz unbewaffnet ist 412 f. 426 f), das volk drängt heran, *von schouwen wart dô grôz gedranc* 228. als er nahe ist, wird er vom gesinde empfangen (260 ff) und fragt, *wâ er den künic funde.* man zeigt ihm diesen, welcher unter einer schaar von rittern sitzt (269 ff). bevor er zu ihm kommt, legt er helm, stange, schild und schwert ab (277), *sus kom der unkunde gast . . . an des küneges rinc gegân* (273 f), *für den künec kniet er dô vil gezogenlîch und sprach alsô* (287 f). nun sagt er Artus fehde an *von hiute über ein jâr* (314) von seiten Ekunavers, seines herrn, des königs von Kanadic, denn auf Artus rat habe Artus vater den vater Ekunavers getötet; Artus (*der künec was unvrô, doch antwurt er der rede alsô . . . daran hân ich schulden niht* 327 f) leugnet, nimmt aber die fehde auf und der bote geht wider fort, ohne, da er sich weigert, eine gabe empfangen zu haben (443 ff). — im Parz. 319, 20 ff nun herscht auch betrübnis an Artus hof, gerade hat Cundrie Parzival verflucht. kaum ist sie weg, so erscheint ein ganz unbekannter (320, 9. 324, 2) ritter (*diu reit enwec, nû reit dort her ein rîter* 319, 20 f. *nû vander magt man unde wîp trûric ame ringe hie* 319, 28 f), auch er ist vollkommen gewaffnet (319, 23 ff),

[1] im Pz. sind darüber nicht alle dem Pleier bekannten details angegeben: Pz. 585, 29 ff.
[2] *bonra mund* L 479. 21100, *boiteramunt* L 16609. 19792.
[3] *gâhen*, natürlich zu fufs, denn er ist ja ein riese!

das volk drängt (320, 6). als er herantritt, wird er vom gesinde empfangen (320, 8), er bindet nun seinen helm nicht ab [1], seine hand trägt das schwert in der scheide; *dô vrâgter nâch in beiden: wa ist Artûs unt Gâwân? juncherren zeigten im die sân. sus gienger durch den rinc wît ... für den wirt des ringes schar stuont er unde sprach alsus* (320, 14 ff). er behauptet, Gawan habe treulos seines herrn, des königs von Ascalun, vater getötet und fordert ihn zum kampfe auf Schampfanzun *von hiute den vierzegisten tac* (321, 18); er selbst ist Kingrimursel, des getöteten Kingrisin neffe (324, 13. 21). Artus (*der künec swigt und was unvrô, doch antwurte er der rede alsô* 322, 13) tritt für Gawan ein, Gawan nimmt den kampf auf, Kingrimursel reitet fort, ohne, weil alles in verwirrung ist, bewirtet worden zu sein. dies doppelabenteuer wird nun im Parz. und Gar. anlass, dass sowol Parzival als Gawan, sowol Gawan und Lanzelet als Garel ihre grofsen ritterfahrten antreten. Gawan ist unschuldig, nicht er ist der mörder von Vergulahts vater, sondern Ehkunaht (413, 12 ff). Ehkunaht aber wird im Tit. 152, 4 zu Ehkunaver 'verdeutscht'! das ist der anknüpfungspunct in der erinnerung des Pleier. wol hat noch die episode Gramoflanz-Gawan (Pz. 601 ff) mit hineingespielt, wo Gawan von Gramoflanz zum kampf bestellt wird, weil Gawans vater den vater Gramoflanz getötet habe. die anführung der grofsen macht, der bundesgenossen und riesen des königs von Kanadic, der umstand, dass ein heereszug (kein einzelkampf) entsteht usf., stammen natürlich samt dem riesen als boten und Artus als direct befehdeten aus dem Dan.

Gar. und Tit. nun berichten, dass Florie, Clauditten schwester, aus gram über den tod des in ihrem dienst gefallenen Ilinot, des sohnes Artus, starb. Clauditte erbt Kanadic, und durch sie wird, als ihre landesherren ihr zur ehe raten, Ekunaver von Salvaschflorie, ihr erwählter, könig von Kanadic. nun wird Pz. 91, 16 ff erzählt, dass Galoes im dienste der königin von Averre fiel. diese heifst in den hss. der classe D 91, 16 Fole, jedoch Anfole in G; 346, 16 aber wird sie übereinstimmend Annore genannt, und wir hören, dass auch sie wie Florie aus gram gestorben sei. der Pleier erzählt nun das alles auch (7363 ff), nennt die königin Anfole wie 91, 16 Ggg [2], gibt ihr aber (sowie Florie-Clauditte) eine schwester Laudamie, die das land Anferre (Averre an Anfole angeglichen!) erbt und es nun Garel vom blühenden tal

[1] gerade dass dies im Pz. ausdrücklich bemerkt wird, veranlasst den auf formen haltenden Pleier e contrario zu erzählen, dass der bote, bevor er vor den könig tritt, sich entwaffnet, wobei ihm aber die art vorschwebte, wie sich der fremde ritter an Artus hof der königin im Wig. (vgl. Gar. 273 f mit Wig. 390; 278 mit 409; 282 mit 412; 277 ff mit 413) und Erec der frau des Mabonagrin Er. 8961 f (vielleicht ist auch Gar. 277 *leint* f. *leit* zu schreiben) nähert. dem wortlaut nach steht nun zu alle dem noch Gar. 278 f am nächsten zu Wh. 127, 12 f, wie Steinm. schon bemerkte.

[2] vgl. *Sabins bî der Kortha* im Tand. GGA 1887 s. 790.

mitbringt (sowie Kanadic-Ekunaver von den blumen aus der wilde!)[1]. Anfoles vater heifst im Garel Avenis, wie der könig von Spanien in Rudolfs Wilh. (Pz. 91, 16 reimt *Anfôle* : *Spanôle*!?), und auch die namen Duzabel und Ammilot sind Rud. Wh. und dem Gar. gemein.

Auch für die anspielung auf die entführung der frau des Utepandragun Gar. 186 ff brauchen wir nicht mit W. in der anm. auf die abseits liegende sage von Gorlas und Igerne zu verweisen. Pleier entnimmt dieses detail lediglich dem Pz. 66, 1 ff erzählten.

Nur die andeutung über Garel selbst (Pz. 583, 12 ff) wird nicht ausgenützt. denn das dem Dan. entlehnte löwenabenteuer (13619 ff), worauf Rosenhagen aao. s. 118 wider verweist, findet nicht zu Nantes statt, vor allem aber besteht es nicht Garel sondern Eskilabon! der Pleier entlehnt aus Wolfr. ua. (s. auch Steinmeyer Anz. xvi 298) nicht nur personen, sondern auch namen allein. so ist mit Garel wol der Garel des Pz. (ein bruder des Gaherjet, s. Bartsch Germ. stud. ii 118, nach Chrestien auch bruder Gawans) oder gar der Garel von Mirmidone des Wig. ebensowenig gemeint als mit Eskilabon und seiner geliebten Klaritschanze (3837 ff) der held des Wh. (106, 24) und die graljungfrau des Pz. (232, 25. 806, 24) oder mit Klarine, der mutter des Klaris (6186), etwa Klarine, die mutter des Lanzelet (Lanz. 76 uö.). Garel nennt sich nun 4191 f den sohn der Lammire von Stire (wie Gandin trägt er auch den steirischen panther im wappen) und des Meleranz, *der prîs mit wirdicheit ist ganz* (nach Wh. 23, 18 Steinm., s. Meler. 163 uö.). Lammire kommt nirgends als Pz. 499, 7 vor. Trevrezent nennt sie des Parzivals 'base', weshalb Pleier mit recht von ihr als der schwester Galoes und Gahmurets spricht[2]. aber an der

[1] kann man es Wolfr. zutrauen, die königin von Averre einmal Fole (Anfole der classe G ist gewis eine compromissform), ein ander mal Annore zu nennen (Bartsch fasst mit Simrock 91, 16 freilich *fôle* als adj.), so ist es durchaus abzuweisen, wenn W. den namen *Meliun* überall in *Imilot* ändert. in den schutz des greisen Meliun stellt Garel, als er gegen Ekunaver zu felde zieht, frau und land von Anferre. es heifst da in L und M übereinstimmend stets *Meliun* : 10730. 10760. 10789 usf. als die erzählung zu Anferre zurückkehrt, wird derselbe mann 17425 in L *Ammilot*, in M *Imilot* (vgl. Roth.) genannt und eine solche form 17489 durch den reim sicher gestellt. lesen wir mit L, das die namen immer besser überliefert, *Ammilot*, so ist das versehen des dichters erklärlich. denn kurz bevor auf Meliun-Ammilot, dem Anferre anvertraut war, zurückgegriffen wird, stellt Ekunaver sein land Kanadic, bevor er zu Artus fährt, in den schutz seines öfter genannten neffen Ammilot (16888 ff)! es ist dabei auch zu tadeln, dass W. Meliun nicht einmal in sein namenregister aufnimmt. dieses nimmt überhaupt keine notiz von den, bei der unsicherheit der überlieferung, nicht unwichtigen laa. der namen. es heifst *Tjofabier* zb. ebenso oft *Lyofabier* in M, und *Retan* in M und L ebenso oft *Behan* und *Reyan*. auch ist das reg. nicht frei von fehlern. so ist die schöne wilde nicht Ekunavers stammland (dieses, von den blumen aus der wilde, Salvaschflorie, fehlt im reg.), sondern das land Eskilabons und identisch mit Belsalvasch!

[2] sie sollte in Bartsches stammtafel von Parzivals familie nicht fehlen! ganz consequent nennt dann im Tand. Anditonie (di. die Antikonie des Pz.) den Garel *mîner muomen sun* (s. Meyer aao. s. 482), denn sie ist die tochter Flurdamurs, der schwester Gahmurets und Lammirens.

bezeichneten stelle des Pz. ist Lammire von Steier die geliebte des Ither von Gaheviez, *der rehten werdekeit geniez* (Pz. 475, 28, s. auch Mel. 132), und im Mel. weifs der Pleier nichts von einer beziehung des helden zu Lammire. sollte die dem namen angehängte ähnliche reimformel über die *werdekeit* das tertium confusionis gewesen sein? das wäre eher möglich, wenn der Mel., in dem dieser reim dem Pleier geläufig wurde, dem Gar. vorangegangen wäre.

Ich gebe noch ein anschauliches beispiel für die vermengung mehrerer ähnlicher erzählungen verschiedener dichter. Garels abenteuer im blumengarten des Eskilabon (3129 ff) stimmt zt. mit Gawans abenteuer mit Gramoflanz (Pz. 602 ff). es ist zu vergleichen, dass Orgeluse, die Gawan begleitet (wie Gilan Garel), den helden zum kampfe antreibt, weil ihr Gramoflanz *freude nam* (601, 26), uzw. durch sein verhalten gegen eine ihr nahestehnde person, das *heien* des stammes (s. Gar. 3241 uö.), das brechen des kranzes als herausforderung und das bekränzen des helms (Pz. 604, 7. 611, 10. Gar. 3380 uö.), samt dem ermüdend oft widerholten reim *kranz* : *glanz* (Pz. 600, 19. 603, 23 uö. Gar. 3247. 3263. 3343. 3379 usw.). endlich muss hier Eskilabon (freilich gefahrlos auf einer barke 3507 ff), dort Gawan zu pferde (602, 9 f) über das wasser auf den kampfplatz kommen. die worte Wolfr.s *swie Orgelûse gleste ich wolte ir minne alsô niht nemn*: *ich weiz wol wes mich sol gezemn* Pz. 604, 4 ff wurden dabei anlass zu des Pleiers ausführung : *ich het ir dâ gebrochen niht* usw. 3656 ff. aber der kranz des Gramoflanz wurde im Gar. nur attrahiert von dem baumgarten des roten Mabonagrin, der dem *wurzgarte* (3193) des wilden Eskilabon genau entspricht. es liefse sich dies bis ins kleinste detail auf das deutlichste ausführen[1]. hier will ich nur diejenigen züge hervorheben, die

[1] im Er. und Gar. wird der ritter zb. von einem von ihm bezwungenen helden zuerst auf dem schloss seiner schwester (zwei im Er.) bewirtet und mit dem im vorigen abenteuer verlorenen (speer und schild im Gar., Enitens pferd im Er.) neu ausgestattet. aufserdem hört er von dem abenteuer zuerst durch diesen. im Gar. heifst er Gilan. er hat dem bezwinger Morolts von Irland den wunderbaren hund Peticriu geschenkt. im Er. ist es Guivreiz li pitiz von Irlant, der Eniten das wunderbare pferd schenkt!? — die wunderbare umzäunung des gartens durch eine wolke (nicht durch eine mauer, so wird im Er. ausdrücklich hervorgehoben 8469. 8702) ist im Gar. ebenso ausdrücklich (3183. 3869) durch eine prosaische mauer ersetzt. es ist das wider gleichsam eine reminiscenz e contrario. übrigens liebt der Pleier das extreme und wunderbare durchaus nicht. wie zahm ist der 'wilde' Eskilabon im vergleich zu seinem original Mabonagrin (Er. 8991 ff)! auch die wunder des landes Cluse im Dan. (di. Kanadic im Gar.) sind zt. ganz ausgemerzt worden. und so darf Eskilabon die besiegten ritter auch nicht töten, sondern er hält sie nur gefangen. da kann er freilich seine 50 (Er. 81) stecken im garten (Er. 8769. Gar. 3280 ff) nur zu speeren benützen! und doch wollte der Pleier auf dieses nach seiner fassung gegenstandslos gewordene detail aus dem Er. nicht verzichten! — den rosengarten der heldensage brauchen wir für Eskilabons wundergarten nicht heranzuziehen, wie dies EHMeyer aao. s. 510 tut.

aufser durch den Er. auch noch von anderen seiten beeinflusst sind. der sperber, der das brechen des kranzes in die burg meldet (3189), tritt für das horn ein, dass im Er. (8775. 8800) den sieg des helden anzeigt. es ist der sperber Gurnemanz Pz. 163, 7. für die ursache seines wunderlichen aufenthaltes im garten[1] und der gefangenhaltung (tötung im Er.) der besiegten ritter gibt Eskilabon-Mabonagrin nach seiner niederlage, und nachdem ihm der sieger sich und seine abkunft genannt hat (Gar. 4171 ff. Er. 9371 ff), in einer längeren rede die erklärung. diese (ein besiegter hat Eskilabon die sicherheit gebrochen) ist, obwol hier und dort die geliebte und ihre unbilligkeit eine hauptrolle spielen, im Gar. und Er. doch verschieden. das motiv des Gar. stammt vielleicht aus der moralisation Wirnts über halten und brechen ritterlicher sicherheit (Wig. 2146 ff). diese treulosigkeit aber wurde nun auf den aus Pz. 524 ff bekannten frauenschänder und pferdedieb (s. GGA 1887 s. 799), der auch Gawan die treue bricht, übertragen. er ward so zum prügelknaben unter den Artusrittern für ruchlose taten, wie Keii es war für schmähung und prahlerei, Segremors für trägheit usw. — Mabonagrin endlich tötet die besiegten ritter, und ihre frauen bleiben gefangen auf Brandigan (Er. 8330), es sind ihrer 80, und sie werden immer zusammen erwähnt. als sie durch Erecs sieg frei werden, ziehen sie alle 80 mit ihm zu Artus, alle in schwarz gleich gekleidet zum zeichen ihrer trauer, s. Er. 9850 ff; und schon früher (bei der ersten begegnung mit Er.) heifst es: *ez wâren ahzic frouwen, alle glîche gekleit. si hâten an sich geleit eine wât rîche . . . wol nâch kostlîchem site. hie erzeigten si vil lihte mite daz in daz herze wære in etelîcher swære* Er. 8228 ff. im Gar. hält Eskilabon die besiegten ritter selbst auf Belmunt gefangen, es sind ihrer eine bestimmte zahl, jedoch 400 und nicht 80, und sie werden im laufe der erzählung immer zusammen erwähnt. nach ihrer befreiung durch Garel verlassen sie zusammen Belmunt; unter gleichen schwarzen bannern kommen sie später Garel zu hilfe: *ir vancnusse erzeigten si dâ mit: nâch vil ritterlîchem sit fuorten die vil milten ûf wâpenkleiden und ûf schilten boijen alle gelîche* 9786 ff, und schon früher beim empfange Garels heifst es: *des* (schildes) *varwe diu gap swarzen schîn. dar ûf boijen guldîn wârn geslagen rîche. den fuortens alle gelîche niwan von den mæren daz si gevangen wæren* 4409 ff. die beziehung zum Er. ist klar. und doch haben auch Wirnt und Wolfr. bei diesem unbedeutenden detail noch gevatter stehn müssen. im Wig. führt der von Roaz gefangene Adan, den Wigalois befreit und der ihm,

[1] im Er. und Gar. ist auch dem gartenritter seine besiegung als termin für sein verharren im garten gesetzt (G. 4119 f. Er. 9556 ff), weshalb hier und dort seine eigenen leute seine niederlage herbeisehnen und mit freude begrüfsen (s. zb. Gar. 3308. 3421 f), denn bis dahin ist *Ioie de la curt gänzlîchen nider gelegen* Er. 9600 f, vgl. Er. 9670 usw.

wie die vierhundert, später hilfe leistet, eine kette im schilde: *deist ein boie geslagen an von golde. den fuort der grâve Adan anders niht wan durch den list daz er ein gevangen ist* 8546 ff. daher also die goldene kette mit beziehung auf die gefangenschaft und der ausdruck in Gar. 4412—5. im Pz. nun ist die anzahl der von Clinschor gefangen gehaltenen frauen 400 (s. Pz. 600, 15 uö.). daher die zahl. und Pz. 18, 5 heifst es: *dô truoc der helt milte ûf einem hermîn schilte ine weiz wie manigen zobelbalc.* daher der reim des oben angeführten reimpaares Gar. 9788 f. — dies ist des Pleiers art zu arbeiten. man wird sie im Mel. und Tand. ganz ebenso beobachten können, im Mai und Beaflor aber wird man sie vergeblich suchen (s. OWächters diss. Erfurt 1889). im Gar. könnte man diese manier der quellenmischung bei jedem einzelabenteuer bis ins kleinste analysieren.

Über die vorliegende ausg. kann ich mich, da einige der bisher erschienenen recensionen[1] ziemlich eingehend sind, kurz fassen. was den text des gedichtes anlangt, so möchte ich nicht mit Behaghel die fragmente von M von allem anfang an vor L bevorzugen. die hs. M war zwar älter als L, gibt aber im grofsen und ganzen keinen bedeutend besseren text als dieses. sie hat zahlreiche fehler, wo L das richtige bewahrt hat: 4692. 6009. 6512. 6638. 6679. 8323. 8390. 8394. 8538. 10841 (*manich*). 10970. 12898. 13518. 13593 (s. Pz. 722, 3). 14822. 15050. 15065 usw., wenn sie auch ebenso oft die la. von L bessern hilft. bei gleichwertigen laa. aber möchte ich immer L bevorzugen, mehr noch als Walz dies tut, weil dadurch eine reihe von unzukömmlichkeiten und ungleichmäfsigkeiten des textes vermieden werden, wie sie immer entstehn, wenn wir durch die besondere güte einiger zufällig erhaltener fragmente gezwungen werden, diesen in allem und jedem durch eine kleine strecke zu folgen, während für den gröfseren teil des gedichtes nur éine hs. vorliegt. hier ist wie gesagt der vorzug von M nicht bedeutend genug. aber der text war, wo L und M in frage kam, überall gleichmäfsig zu behandeln. dort, wo L zb. *mîn her* gibt, schreibt M meist *her* allein; folgte W. 4563. 14831. 15028. 15499. 15680. 15764. 16202 der hs., so hätte er 15648. 16385. 16982. 17136. 17344 nicht den fragmenten folgen sollen. freilich, glaub ich, ist hier M im recht, denn 17490 ist doch wol die la. von M *swaz Garel her enbôt* die richtige; wenn nun L dafür schreibt *swaz mîn her Garel enbôt*, muss uns das possessivum auch in den anderen fällen verdächtig werden. ebenso durfte W. nicht *vil* vor *manigen* mit L gegen M 10971. 14810. 17089 beibehalten, aber 17227 mit M gegen L streichen. auch ist es mislich, das ein subst. an der spitze des verses wideraufnehmende pron. 15741. 6663 mit M zu streichen, aber 6682. 15786. 15842 uö.

[1] vgl. ESteinmeyer GGA 1893 s. 97 ff; FVogt Zs. f. d. phil. 26, 122 ff; KvBahder Alem. 20, 298 ff; OBehaghel Litbl. 1894 nr 6.

gegen M beizubehalten udglm. — die schwächste seite des textes ist die interpunction, und damit hängt es zusammen, wenn die von W. getroffene einteilung des textes in abschnitte und bücher vielfach willkürlich und unrichtig ist. ich gebe zu den von Bahder, Steinmeyer und Vogt beigebrachten textbesserungen noch ein paar nachträge. berichtigungen der interpunction muss man bei seite lassen: man wüste nicht wo anfangen und wo aufhören. 92 und 1088 l. wol *freud* st. *friunt*, vgl. zur zweiten stelle 1132. 1364 *ûf der wart*, vgl. 1421. 1749. 1446 *waz daz* in text und hs. ist nicht mit Steinm. in *waz ob*, sondern in *wan daz* zu bessern; auch 15956 geben L M *waz daz* f. *wan daz*. 1524 l. *wes*. 1667 l. *ritter wert erkant*. der herr von Merkanie schickt 1297 nur 500 *ritter wert erkant* Garel zu hilfe. *und tûsent sarjant* gibt einen unmöglichen vers und ist auch durch die schreibung der hs. als zusatz gekennzeichnet. in der vorlage war *wert erkant* ausgefallen. 2185 l. *von* f. *diu*. 2570 f *sol dâ unbilden sîn grôzer û.*? 3697 l. *wan ze* f. *von*? 5003. die lücke ist wol vor 5003 anzusetzen, und der ausgefallene vers lautete etwa: *zir lîbe gevangen*. es ist zu bemerken, dass die ergänzung fehlender verse sonst die lichtseite von W.s text ist. manches ist da sehr glücklich, und muss auch vieles unsicher bleiben, das reimwort ist von W. fast immer getroffen. 5867 ist gewis nicht *nâhe* einzuschieben, wie vBahder will! 6596 l. vielleicht *Garel mit umbekêre*, s. Mhd. wb. I 800ª, vgl. auch *dankêre*. 8674 l. *der vrouwen ritter*. 8770. warum nicht *hœren* mit L? 8888 *swem*. 9155. warum will Steinm. *liebe* in *lieber* bessern? 9969 *und ritterkleit*, vgl. 9982. 9996. 10028. 10033 usf. 10507. zur ergänzung vgl. 11057. 10716 l. *leint* f. *lant* hs., vgl. I Büchl. 1756? 12094 str. *ist geschehen oder*, die anknüpfung des richtigen an das falsche durch *oder*, *und* usw. ist eine geläufige unart der schreiber, die das radieren scheuen. 12636 l. *nû lâz*. 13025 doch wol mit L, s. 13191. 13176 natürlich *mich* mit der hs. 16759 *frouwen* mit L M, ohne komma nach *herte*. 17673 l. [*brâht*] *wol*, und komma nach *Norwæge* 17671, vgl. 17697 usw. 17907 *dar iuch*? 18225 (s. anm.) l. *dich* f. *dir*. 18254 l. *vor* f. *von*. 18583 l. *dâ* f. *dô*. 18797 l. *dâ saget im*. 19306 ist das reimwort vielleicht *alle sant* f. *alle gelîch* der hs., keinesfalls braucht *daz* in *dô* geändert zu werden.

Der hs.liche apparat der ausg. erweckt wenig vertrauen. wenn man Zingerles und Goldbachers abdruck von M (Wiener sitzungsber. 1865, 449 ff und Germ. 8, 89 ff) mit W.s laa. vergleicht, so wird dies deutlich. gegen Zingerle stellt sich W. hie und da in bewusten gegensatz (s. zu 4533. 4539. 16168), man weifs also nie, ob das schweigen des apparates ein versehen ist. aber Goldbachers bruchstücke hat er nach seiner eigenen angabe lediglich nach dem abdruck in der Germ. benützt (s. zu 15658). dennoch fehlen folgende laa.: 15829 *her* fehlt M; 15842 *den*

fehlt M; 15887 *Heten sich be* . . . M; 15930 *den* fehlt M; 15937 *den* . . . *den* fehlt M; 17089 *vil* fehlt M; 17117 *der er* M; 17218 *vermiten*] *erliten* M. ferner heifst es 15801 'zweimal geschrieben; das erste mal fehlt *dâ* M'; aber im text steht kein *dâ*. weil nun M nach Goldb. das zweite mal würklich *da* schreibt, so wird der fehler wol so zu bessern sein, dass man im texte *sach man dâ* schreibt und annimmt, dass auch L *da* hat. 17082 corr. *Doch*] *daz* M. dies das ergebnis für die laa.-angabe von ein paar hundert versen. man wird da nicht geneigt sein, bei den discrepanzen zwischen den laa. und Zingerles abdruck das richtige auf der seite von W. zu vermuten.

Nun noch eine bemerkung zur einleitung: s. IX werden bei der zusammenstellung über den lautstand der hs. fälle von *ei* für kurz *i* verzeichnet. es sind das aber alles fehler des schreibers und keine grammatische erscheinung. denn immer entspricht da dem worte mit kurzem *i* ein gleichlautendes mit langem *î*. für dieses hielt es der schreiber und brachte nun seinem dialekte gemäfs *ei*. es ist das nicht unwichtig, denn es zeigt uns, dass wol auch die *ei* für lang *î* vom schreiber noch nicht in seiner vorlage gefunden wurden. der Pleier selbst reimt nur *wît* mit *ei* (s. anm. zu 15065), im Tand. auch *zît* 10582[1]. war er würklich im östreichischen Innkreise zu hause, so mag er öfter *ei* gesprochen als gereimt haben. er war auch hierin von der reimgewohnheit seiner vorbilder Wolfram, Hartmann und Wirnt abhängig; diese reimten eben nie *ei* : *î*. dass er diesen nachtritt, auch wo sein dialekt widerspricht, zeigt zb. auch folgendes: er reimt das adverb stets in den formen: *-lich, -lîche, -lîchen*; einmal aber hat er das für den Iw. (sonst nur Greg. 3301 bei Hartm.) charakteristische kurze *-lichen*, Gar. *nâch gestrichen* : *sicherlichen* 83 f, und richtig ist die stelle aus Iw. 4723 f entlehnt. ebenso sind alle von W. zu 15065 namhaft gemachten reime von *suon* auf *tuon*, von *-uonden* auf *-unden* (nicht aber die von *-uont*: *-unt* und *-uorte* : *-urte*) in aus Wolfr. entlehnten stellen zu finden.

Graz, im märz 1895. K. Zwieržina.

Joh. Peter de Memels Lustige gesellschaft nebst einer übersicht über die schwanklitteratur des 17 jahrhunderts von Ferdinand Gerhard. Halle a. S., Max Niemeyer, 1893. — 2,80 m.

In einer sehr umfangreichen einleitung sucht uns der verf. zuerst für die bis jetzt nur in ihren hauptvertretern charakterisierte schwanklitteratur des 17 jhs. zu interessieren, die als übergangsperiode zur neueren anekdote, sowie culturhistorisch als illustration des zeitgeschmackes von wichtigkeit ist. um die gewaltige masse des stoffes zu ordnen, teilt G. ihn nach logischen gesichtspuncten ein und versucht nach analogie der naturwissenschaften

[1] das beispiel Tand. 3798 (3809 Khull), das Meyer aao. s. 489 für *-eiden* bringt, ist zu streichen. es ist daher formell nicht unbedenklich, mit Steinmeyer im Mel. 1114 *drein* f. *zwein* zu lesen (GGA 1887, 810).

reine gattungen und arten auszusondern. er scheidet 1) historien-, 2) novelletten-, 3) facetien-[1], 4) apophthegmen- und 5) eigentliche schwankbücher, wobei er freilich selbst zugeben muss, dass eine genaue trennung im einzelnen oft nicht möglich ist. im rahmen dieses schemas überschaut er s. 13—52 mit grofser belesenheit die schwanklitteratur des 17 jhs., berührt aber, wie er im vorwort eingesteht, die beziehungen zu den bekannten werken des 16 jhs. nur ganz flüchtig und lässt die vergleichung mit fremden mustern leider vollständig bei seite. ob eine derartige beschränkung fruchtbringend sein kann, lasse ich dahingestellt. die oft sehr kurze betrachtung der einzelnen bücher und die flüchtige andeutung ihrer beziehungen zu andern darf indessen gerade bei der behandelten litteraturgattung keinesfalls das endziel der behandlung bilden : die stoffe selbst musten durchaus zum einteilungsprincip gemacht werden; gerade das wandern von einer litteratur zur andern, das zusammenfliefsen so verschiedenartigen gutes hätte, wie es G. sporadisch s. 39 tut, verfolgt und beschrieben werden sollen. erst dann würde diese unbekanntere schwanklitteratur des 17 jhs. im rahmen der gesamtlitteratur den richtigen platz erhalten. vom einfachen zum complicierten fortschreitend kommt G. in seiner übersicht schliefslich auf werke wie die Lust. gesellschaft (L. G.), werke also, die anthologienartig alle formen der schwanklitteratur in sich vereinigen (s. 48). die behandlung der einzelnen stücke ergibt manches neue (s. 47 ff), so zb. die geschichte des buches von Clement Marot und das verhältnis von Joh. Cocays 'Teutschem labyrinth' (Cölln 1650) zum 'Lustigen Democritus' (Cölln 1650).

Der 2 abschnitt des buches ist der L. G. gewidmet. G. behandelt zuerst die elemente, aus denen sich die L. G. zusammensetzt, und untersucht dann eingehend, wie Memel seine stoffe ummodelt und ihnen durch einführung heimischen locales und dialektes, durch verwendung eines sehr flüssigen dialoges ein reizendes gewand umzuwerfen verstanden hat. die stoffe der anekdoten und schwänke selbst sind freilich auch hier ganz summarisch behandelt. über die gedichte und epigramme gibt G. fast zu genaue nachweise und quellen (s. 65—96): hervorzuheben sind von interessanten dingen zb. das prächtige lied vom Störtebecker (s. 66), für das der text der L. G. wichtige varianten bietet, ferner das lied von den Trömlingischen bauern (s. 67 ff), dem ein längerer excurs gewidmet ist. — s. 96 folgt ein genaues verzeichnis sämtlicher ausgaben, zu denen im weiteren sinne auch die unter B, C, D, E, F beschriebenen bücher gezählt werden musten, deren enge verwantschaft mit der L. G. von G. zuerst erkannt worden ist. die beschreibung des druckes A 1 passt auf das zuerst genannte Berliner exemplar durchaus nicht; G. hat

[1] der name facetienbücher ist von G. auf ernsthafte behandlungen komischer stoffe eingeschränkt worden.

jedesfalls das ex. vWaldbergs vor sich gehabt, das dann hätte vorangestellt werden müssen. — der unter A 6 genannte druck befindet sich auch in Berlin. — zu A 12 = 4 (1657) bemerke ich, dass sich nicht 3, sondern 4 herren auf dem titelbilde mit 3 damen unterhalten. — auch bei D 2 bezieht sich die angabe 54 bll. wie bei D 1. 3 und 4 nur auf den ersten teil.

Endlich die verfasserfrage. die anhaltspuncte, die sich aus dem texte selbst ergeben, werden s. 110 umsichtig zusammengestellt. nach Jellinghaus will dann G. den dialekt der ndd. stücke der Altmark zuweisen und schlägt Joh. Praetorius als verfasser vor. auf den ersten blick recht überzeugend: Joh. Petrus de Memel = Joh. Praetorius de Marchia! man braucht nur einen blick in die aufzählung von Praetorius schriften bei Goedeke oder Zarncke (ADB 26, 520 ff) zu tun, um dessen freude an anagrammen und pseudonymen zu erkennen, so dass ein derartiger versteckname dem für ndd. sprache und volkstum interessierten gelehrten recht wol anstünde. G. stützt seine hypothese durch leicht noch zu mehrende merkwürdige übereinstimmungen zwischen der L. G. und dem 'Spinnrocken' 1678, den er dem Praetorius sehr scharfsinnig aus inneren kriterien zuweist (s. 115 ff). diese hypothese ist freilich schon aus ganz andern gründen unzweifelhaft. der 'Spinnrocken' (Zippelzerbst 1678) stimmt nämlich buchstabengetreu mit der 'Philosophia colus . . . . . auffgesetzet durch M I c i P S a M, regem Numidiae' [di. Mag. Joh. Praetorius Sedlingo-Marchita] Leipzig-Arnstadt 1662, überein, ausgenommen den bogen A, auf dem der geänderte titel und druckort, die vorrede und die erste seite der abhandlung neu abgedruckt ist. den typen nach zu schliefsen, wurde 1678 sogar die alte auflage von 1662 verwant. das pseudonym auf dem titel des 'Spinnrockens' . . . . *gepanzerfeget . . durch Hoffmeister Spinn-Stuben* wird durch eine eintragung im zweiten Berliner ex. (Mv 2893) recht überzeugend als *Hans Schultze* [di. Praetorius] *Sedlingensis* gedeutet.

Gegen die voreilige identificierung des verfassers der L. G. und des 'Spinnrockens' führt G. selbst besonnene bedenken an (s. 117 f). jedesfalls werden wir erst nach einer genaueren untersuchung im stande sein, den dialekt der ndd. stücke zu localisieren. vielleicht könnte eine ausführlichere vergleichung mit den dialektworten im 'Spinnrocken' und in anderen werken des Praetorius festere resultate ergeben; wirft doch schon der umstand, dass nun das eine in 'Zippelzerbst' gedruckte werk einer bestimmten druckerei zugewiesen werden kann (Oehler, Leipzig und Freyschmied, Arnstadt), licht auch auf den druckort der L. G.

Eine kurze geschichte des einflusses der L. G. auf spätere schwankbücher, besonders den 'Leyer-Matz' macht den schluss des büchleins, das uns zum ersten male den blick in ein minder beachtetes tal der litteratur des 17 jhs. geöffnet hat.

Berlin. WILLY SCHEEL.



Beiträge zur litteraturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten jahrhunderts. von ADOLF STERN. Leipzig, RRichter, 1893. VI und 328 ss. gr. 8°. — 7,50 m.

Das letzte wort über sein buch spricht der autor gemeiniglich im vorwort aus; darum ist es gerecht und billig, dass man nach den dort kundgegebenen absichten das werk beurteile. aber voraus geht der titel, der doch auch dazu da ist, bestimmte vorstellungen und hoffnungen zu erwecken. wenn nun Stern in dem vorwort zu seiner sammlung von aufsätzen bescheiden genug äufsert, es sei ihm hauptsächlich um 'anschauliche und eindringliche plastische rundung der bilder' zu tun gewesen, so dürfen wir nach dem titelblatt fordern, dass diese bilder oder beiträge der litteraturgeschichte zu gute kommen. diese bemerkung schicke ich voraus, damit man mir nicht ungerechtigkeit vorwerfe, denn ich kann das buch nur mit einschränkung loben. S. schreibt nicht blendend aber gewant; daher durfte er auf die künstlerische abrundung seiner essays mit recht hinweisen. man list sie gern, erhält auch dort, wo sich S. um neues material bemüht hat, manche belehrung. aber die litteraturgeschichte gewinnt sehr wenig dabei. denn es ist auffällig, wie S. gerade litterarhistorischen fragen aus dem wege geht. er erzählt von den freuden und leiden irgend eines schriftstellers; sobald es dann aber darauf ankommt, die leistungen des mannes, die ihm doch erst das andenken der nachwelt sichern, zu charakterisieren, da versagt nicht nur S.s kunst, sondern auch sein interesse, seine belesenheit. ich muss es mit dürren worten sagen: S. kennt manche erzeugnisse der litteratur, über die er spricht, gar nicht. das ist eine schwere anklage, ich weifs es; aber ich kann sie vertreten und greife zum beweise einen der aufsätze heraus, um daran ausführlich die vorzüge und mängel von S.s forschung und darstellung zu zeigen. dann kann ich mich bei den übrigen abhandlungen kürzer fassen.

Nr 4 mit der überschrift 'Ein gekrönter dichter' handelt von Christoph Otto von Schönaich. es ist nicht angebracht, diesen mann blofs zu verspotten; und S. tut recht, die erfolge und miserfolge des dichters mit seinem leben in ursächliche verbindung zu bringen. wo Schönaich stolperte, da war er misleitet; wo er vorwärts kam, da hat er durch hindernisse sich den weg gebahnt. wer will es ermessen, ob nicht schon eine tapfere natur dazu gehörte, so geringe erfolge in drangvoller lage durchzusetzen? wie der gekrönte, vielberühmte in den engen verhältnissen des Lausitzer adels verkümmerte, wie er bis zu seinem 65 lebensjahre unter der drückenden bevormundung seiner knauserigen und verständnislosen eltern stand, wie er dann als erblindeter greis bis über Schillers tod hinaus lebte, das ist rührend zu lesen. aber S. hätte viel mehr bieten können, als er getan hat; ja, er lässt jetzt noch immer die lohnende aufgabe offen, das leben

Schönaichs mitsamt seiner litterarischen tätigkeit in einem abgerundeten aufsatz darzustellen. aus den kleinen dichtungen Schönaichs, zb. der satire 'Der edelmann', wären allerlei kleine züge zu gewinnen. ungerechtfertigt ist sodann S.s bedauern, dass aufser der einladungsschrift kein zeugnis über die pomphafte dichterkrönung zu finden sei. wir haben ja eine umständliche beschreibung; sie steht im 'Neuesten aus der anmutigen gelehrsamkeit' 1752, s. 627 ff. da hören wir, wie Gottsched als decan schon am sonntag vor der feier eine vorbereitende rede hielt, wie dann am 18 juli eine 'unglaubliche menge' menschen sich zusammenfand, von denen einige später 'vor grofser hitze fast in ohnmacht gesunken', wie man sich versammelte und zum zuge ordnete, wie der philosophische lehrsaal mit rotem tuch ausgeschlagen war und man den lorbeerkranz auf einer silbernen schüssel trug, wann man redete und declamierte, wann die trompeten und pauken ertönten und vieles mehr. das ist doch ein bild. — sobald wir den boden der biographischen lebensdaten verlassen und der schriftstellerischen tätigkeit Schönaichs näher treten, lässt uns S. im stich. was er über den 'Hermann' sagt, ist zwar bekannt, aber vielleicht ausreichend. von dem wichtigsten ruhmestitel jedoch, den der dichter durch dieses epos im stillen für sich in anspruch nahm, ist wider nicht die rede. und doch würde sich gerade daraus die ganze satirische schriftstellerei Schönaichs ableiten lassen. ihm galt als erzfeind der Gottschedianer von alters her noch immer Lohenstein. diesen Arminiussänger und seinen schildknappen Männling durch einen neuen 'Hermann' in vergessenheit zu bringen, war das ziel seiner wünsche. wie muste es ihn daher erbittern, dass in den schriften Klopstocks und der Schweizer nach seiner meinung all der verderbliche schwulst wider auflebte! hier gründlich aufzuräumen, betrachtete er als seine aufgabe. und daraus erklärt es sich, dass er die gegner lediglich von seiten ihres stils angreift; nur um ihrer Lohensteinschen bildersprache, ihres Phöbus willen galten sie ihm als feinde. es ist nun gewis nicht zu verlangen, dass in einem essay über Schönaich jede einzelne seiner streitschriften selbständig behandelt wird; wol aber darf man von einem schriftsteller, der diesen essay schreibt, erwarten, dass er die schriften studiert hat und ganz kurz, aber aus dem vollen und zwar aus erster quelle schöpfend uns orientiert, welche bedeutung sie haben. dass sie in irgend einer verbindung mit dem streit zwischen Zürich und Leipzig stehn, ist ja bekannt. aber was sie für diesen streit bedeuten, darauf kam es an. es ist doch auffällig, dass Schönaich mit seinen satiren erst zu einer zeit auftrat, als man hüben und drüben des langen haders müde war. als die Schweizer das kriegsbeil schon begraben glaubten, da hat er es noch einmal wider ausgescharrt. um das zu erkennen, muss man eine schrift heranziehen, über die ich ohnehin einige vermutungen

vorzutragen habe und die daher hier einen excurs wol rechtfertigt : 'Edward Grandisons geschichte in Görlitz. Berlin, bey Christian Friedrich Voss, 1755' (titelblatt und 124 ss. 8⁰).

Über dieses werk hat LHirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli s. 73 ff, ausführlich berichtet, aber doch nicht alle beziehungen aufgedeckt. besonders die verfasserfrage scheint dort nicht völlig erledigt zu sein. öffentlich bekannten sich Wieland und Gefsner, insgeheim Bodmer als urheber. Hirzel nun hält Bodmer für den alleinigen autor, gibt aber die möglichkeit zu, dass er Wielandische anregungen verwertet habe. ich glaube vielmehr, dass es sich um eine gemeinsame arbeit der Schweizer handelt. denn man beachte folgendes : es lag den Zürichern daran, dass der Grandison, der im herbst und winter 1754/5 entstanden war, in Deutschland gedruckt wurde, um äufserlich nicht sogleich als ein schweizerisches pamphlet zu erscheinen, in wahrheit aber um in der nähe des feindes mit doppelter stärke zu würken. so galt es denn, Gleim als vermittler zwischen den Schweizern und dem Berliner verleger Voss zu gewinnen; und diese unterhandlungen wurden von Wieland und Gefsner als den scheinbar unparteiischsten geführt. auf diese dinge spielt Bodmer 6 apr. 1755 in einem brief an Zellweger (Hirzel s. 90 f) an: *Hr. Gleim hat auf den Antrag, den Wieland und Gefsner ihm wegen eines Bündnisses wider den schlimmen Geschmack gethan, mit der grösten Bereitwilligkeit geantwortet. Er hat wirklich die Bogen, die sie ihm geschickt, in Berlin unter die Presse gegeben. Sie haben ihm gestern wieder neue Bogen gesandt und haben noch etliche Schriften im Vorrathe. Ich comparire nicht in diesem Bunde. Wenn ich etwas für ihn arbeite, so lasse ich mir es von den jüngeren Freunden adoptieren. Auch die Freunde in Winterthur haben ihr Symbolum beigetragen.* list man diese stelle ganz unbefangen, so muss man den eindruck gewinnen, dass der Grandison, von dem die rede ist, mehrere verfasser habe. immer ist von einem bund die rede, der *etliche Schriften* als gemeinsames eigentum betrachtet. Bodmer ist sicher beteiligt; eine tagebuchnotiz von ihm sagt klar und bündig : *Im November* (1754) *schrieb ich Grandisons Aufenthalt in Görlitz*; nur möchte er nicht genannt werden, er möchte mit dem bund nicht comparieren. will man aber die ganze nachricht von der schriftstellervereinigung und der mitwürkung der freunde in Winterthur nicht für eine absichtliche mystification halten (und die wäre doch Zellweger gegenüber nicht am platze gewesen!), will man ferner Wielands und Gefsners meldung an Gleim jan. 1755, dass der Grandison das gemeinsame litterarische product einer anzahl jüngerer zürcherischer freunde sei, nicht für eine offenbare lüge erklären, so kann man nicht Bodmer für den einzigen verfasser halten. ganz klar wird man den anteil jedes mitarbeiters nicht ausscheiden können, zumal da die ganze schrift wol auf gemein-

samen gesprächen beruht. aber weiter als Hirzel kann man doch vordringen.

Das buch zerfällt in 7 briefe, die von drei correspondenten herrühren. den hauptteil bilden 5 briefe, die der Schweizer Martin Kreuzner von Görlitz aus an Heinrich Fischer in Trogen richtet. da Bodmer auch sonst unter dem namen Kreuzner geschrieben hat (vgl. Hirzel s. 74f anm. 3), so wird diese hauptmasse wol von ihm herrühren. die 5 briefe bilden ein völlig abgerundetes ganzes von wolberechneter composition; recht aus der mitte der Zürich-Leipziger fehde heraus sind sie geschrieben, flott und voll köstlichen humors. — dann folgt ein einzelnes schreiben von Edward Grandison an einen englischen freund, der sich zur zeit in Italien aufhält. stammte dieser brief aus derselben feder wie die 5 Kreuzner-briefe, so müste man über das ungeschick des verfassers staunen, der allerlei motive aus dem hauptteil hier noch einmal, und zwar durchaus nicht in besserer form, widerholt. der briefschreiber gibt ein bild des ganzen kampfes zwischen den Schweizern und den Gottschedianern; viel lob fällt dabei für Bodmers biblische epopöen ab, inhaltlich übereinstimmend mit Sulzers schrift 'Gedanken von dem vorzüglichen werth der epischen gedichte des herrn Bodmers von J. G. S. Berlin 1754' und Wielands 'Abhandlung von den schönheiten des epischen gedichts : Der Noah. Zyrich 1753'. es wäre nun geschmacklos zu glauben, dass Bodmer eigenhändig all diesen weihrauch zu seiner ehre entzündet habe. nein, der verf. dieses briefes ist zwar ein freund des dichters der Noachide, aber nicht Bodmer selbst. ich vermute vielmehr, dass dieser Grandison, der stets betont, dass er als Nichtschweizer über die Schweizer urteile, aber aus tiefer überzeugung ihr parteigänger sei, — dass dieser Grandison Wieland ist. — endlich der 7 brief, die antwort Heinrich Fischers an Kreuzner, die in eine grofse glorificierung Bodmers unter mitteilung sicherlich echter Bodmerscher verse ausläuft. wenn irgendwo *die Freunde aus Winterthur ihr Symbolum beigetragen* haben, so ist es hier geschehen. schon dass dieser brief beinahe nichts mehr mit den übrigen 5+1 zu tun hat, weist ihm eine sonderstellung an. bei aller guten gesinnung ist hier die vortragsweise doch recht trocken; sicherlich ist die epistel ausgearbeitet worden auf grund vorhergegangener unterredungen. und so erscheint 'Grandisons geschichte in Görlitz' nach jeder richtung als ein sammelproduct.

Was hat nun das alles mit Schönaich zu tun? wir müssen einen blick auf den inhalt des Grandison werfen, über den Hirzels auszug doch noch nicht ausreichend unterrichtet. der ganze witz und die bosheit der ersten 5 briefe wird erst klar, wenn man die tatsächlichen voraussetzungen zu der erzählten fabel mit berücksichtigt. bekanntlich hatte Schönaich bei der famosen dichterkrönung in Leipzig nicht zugegen sein können,

weil ihm sein vater das geld zu der kostspieligen reise und zu einem staatskleid nicht hatte geben wollen. aber 1754 war zwischen ihm und Gottsched endlich ein persönliches zusammentreffen zu stande gekommen. dies glorwürdige factum verlegt Bodmer in 'Grandisons geschichte' von Dresden, wo es in wahrheit stattfand, nach Görlitz, das etwa gleich weit von der sächsischen hauptstadt wie von schloss Amtitz entfernt liegt. als gipfelpunct der ereignisse stellt er es dar und knüpft dann — wol mit beabsichtigter, aber bittrer ironie — einen besuch des geschmacksrichters auf dem freiherrlichen schlosse an. du lieber himmel! der arme dichter der Hermannias, der auf dem gut seines vaters selber nur geduldet wurde und kaum satt zu essen hatte, konnte keinen gast bewirten. grausam ist auch die schilderung des äufsern der beiden freunde. zu Gottscheds beschreibung hatte wol Künzli beigesteuert: *Es ist ein langer weitgespaltener Mann, von hohem Ansehen, wenn es die niaise Mine nicht verderbete, und diese scheint noch niaiser zu sein bey seiner silbernen Weste.* fraglich dagegen ist es, ob das bild des selbstzufriedenen freiherrn von Schönaich die carricatur eines würklichen porträts oder freie phantasie ist: *Der Herr von Schönaich ist kleiner Statur, hager von Leibe, sein Gesicht ist überall ausgefahren, und ziegelroth, vornehmlich die Stirne, die sich in etliche starke Runzeln faltet, welche uns zu erinnern scheinen, dass wir auf unsrer Hut stehen sollen.* man kann sich aus solcher schilderung die erbitterung Schönaichs und den gereizten ton seiner späteren satiren erklären. in den köstlichen reden, die Bodmer seine beiden opfer im 'Grandison' halten lässt, hat er wider für die gröste treue gesorgt. die verse, die der freiherr bei allen gelegenheiten zum besten gibt, sind seinen gedichten ('Die kleinigkeit' ua.) entnommen. und selbst die scene, in der der rhapsode Fridolin einen grofsen teil von Wielands sonnenhymnus vorträgt, ist nicht, wie man nach Hirzels auszug glauben möchte, eine huldigung für den jungen schwäbischen dichter, sondern wider eine ausgesuchte verhöhnung der Gottschedianer. denn das fragment samt den angeknüpften törichten bemerkungen hat Bodmer fast wörtlich aus dem 'Neuesten aus der anmutigen gelehrsamkeit' 1753, s. 923 ff herübergenommen; nur hat er boshaft das gedicht mit den verpönten lateinischen lettern drucken lassen.

Der hauptzweck der ganzen briefsammlung wird aber erst aus den angefügten beiden letzten briefen klar. nicht gerade Bodmer, wol aber die meisten übrigen Schweizer waren des langen federkrieges überdrüssig, sie wünschten ein ende. oft mag dies thema, besonders i. j. 1754, in gesprächen erörtert worden sein; ein widerhall ist der 7 brief. nur über die art des abschlusses war man nicht einig. die gemäfsigten, die alten riefen zur versöhnung; die jungen heifssporne stimmten für einen letzten entscheidenden sieg. deshalb ihr bund, deshalb die nochmalige

resümierende darstellung des ganzen streites im 6 brief des 'Grandison', deshalb die ganze plötzliche regsamkeit in den jahren 1754 und 1755. denn der moment schien ausnehmend günstig. in seinem freiherrlichen schützling hatte sich Gottsched unsterblich blamiert; nur noch ein letzter vernichtender schlag gegen Schönaich, dann lag nach der rechnung der jungen auch der dictator am boden. so erschien im frühjahr 1755 'Grandisons geschichte' und wurde am 29 mai von Lessing besprochen.

In diesem zusammenhang nehmen sich nun Schönaichs streitschriften ganz anders aus als bei S. Schönaich ist der störenfried, der den von der Schweiz gewünschten frieden nicht zu stande kommen liefs. vom anfang 1753 bis ins jahr 1754 hinein hatte er an seiner ersten streitschrift gearbeitet, auf die dann die Grandisonade die antwort war. und widerum gereizt durch die schilderung seiner Görlitzer abenteuer schrieb er die späteren kleinen satiren.

Von diesen verrät S. nun freilich so gut wie gar nichts; und zwar mit gutem grund, weil er sie nämlich kaum angesehen hat. wer die Schönaichschen satiren nur einmal flüchtig durchblättert, kann gar nicht (wie S. es ahnungslos tut) die misratene bibliographie aus Goedekes Grundriss abdrucken. ich will, so weit sich das in kürze tun lässt, das verzeichnis richtigstellen, indem ich die in frage kommenden nummern bei Goedeke durchgehe:

Nr 3. 'Die ganze ästhetik in einer nuss, oder neologisches wörterbuch ..... 1754. 12 bll. und 471 ss. 8°.' — zur charakteristik dieses lexikons des schwulstes, das zur zeit seiner entstehung trotz vielen witzigen wendungen durch seine breite ermüden muste, das heute aber gerade wegen seiner ausführlichkeit zu einem wissenschaftlichen hilfsmittel geworden ist, weifs S. wenig zu sagen; er schreibt in dem umständlichen titel des buches sogar Goedekes eigenmächtige verbesserung 'sehr affischen' statt 'sehraffischen' nach.

Nr 4. 'Die ganze ästhetik in einer nuss, in ein nüsschen gebracht; oder nachlese der neologie. Hail, hards triumphant! born in happier days: Immortal heirs of universal praise. Pope. o. O. 1755. 92 ss. 8°.' — dies werk, dessen verf. in der tat Schönaich ist, ist identisch mit Goedekes nr 12: 'Die nuss oder Gnifsel: ein heldengedicht; mit des verfassers eignen lesearten von ihm selber fleifsig vermehret: siebente auflage; dem grofsen Rellah zugeeignet'. (motto aus Horaz.) wenn Goedeke aus dieser schrift mit zwei titelblättern zwei gesonderte bücher macht, so erklärt sich das daraus, dass ihm auf der Gött. bibliothek der sammelband vorlag, welcher beginnt 'Critisches und scherzhaftes lehr-gebäude eines satyrs vom schönen geschmack der Teutschen, Sorau 1762' (Poet. 1616). hier hat allerdings inmitten des bandes 'Die nuss oder Gnifsel' nur éin titelblatt, keine ortsangabe, keine

jahreszahl, und beginnt mit s. 3. das abgerissene erste titelblatt findet sich aber ganz vorn als zweites blatt in denselben sammelband eingeklebt. es wird demnach auch S. nicht, wie er angibt, die Goedekeschen nummern 4 und 12 als zwei verschiedene schriften gelesen haben. — auf den inhalt ist hier nicht einzugehn; nur das éine zur chronologie: 'Gnifsel' s. 52 lesen wir '*Ein Ragout der neusten Mode trat mit Schimpfen auf die Nuss*', es ist daher nr 4 = 12 später entstanden als nr 7.

Nr 5. 'Der ganzen ästhetik in einer nuss; oder des neologischen wörterbuches erster anhang. Multa fero, ut placem genus irritabile vatum! 1755. 32 ss. 8°.' auch diese schrift ist, wie s. 7 beweist, später als nr 7 entstanden. der verf. bekennt sich s. 29 f zu der autorschaft der Bodmeriade; es ist also JGReichel, nicht Schönaich.

Nr 6. 'Erläuterungen über die ganze ästhetik in einer nuss, in einigen briefen den liebhabern der neuen ästhetischen schreib- und dichtungsart mitgetheilet, Frey-Singen 1755. 144 ss. 8°.' schon beim ersten lesen kann man nicht Schönaich für den verf. halten; vgl. s. 33 anm.; s. 36; s. 45 ff. EWolff hat vielmehr nachgewiesen (Festschrift zum 70 geburtstage RHildebrands, hg. von OLyon, s. 296 anm. 5), dass auch hier JGReichel der urheber ist. die schrift ist später verfasst als nr 5.

Nr 7. 'Ragoût à la mode oder des neologischen wörterbuchs erste zugabe von Mir Selbst. 1755. 40 ss. 8°.' auch dieses werk, das im tone grob und witzlos, in der gesinnung ziemlich mafsvoll und sogar unparteiisch ist, stammt nicht von Schönaich. EWolff aao. s. 295 anm. 2 hält GFMeier für den verf.; aber sein einziger beweis ist ein hs.licher eintrag in das exemplar, das hr dr Witkowski besitzt. dass man in Leipzig 1755 und 1756 das 'Ragoût' Meier zuschrieb, glaube ich gern; dafür spricht vielleicht nr 9 s. 32. aber gewichtige gründe widerstreiten seiner autorschaft. zunächst deutet das 'Mir Selbst' auf einen namen mit den initialen M. S.; ein Gottschedianer (magister Schwabe oä.) ist von vornherein ausgeschlossen. dann würde Meier, dem die gegner immer vorwarfen, er habe die wörter 'ästhetik' und 'ästhetisch' für sich gepachtet, kaum so mit dem worte 'antiästhetisch' spielen, wie es s. 31 geschieht. endlich behandelt Schönaich, der doch gut unterrichtet sein konnte, in nr 8 s. 11 f den verf. des Ragoûts und George Friedrich Unfried (di. Meier) als zwei verschiedene. ich glaube, dass bis heute der autor für uns ein anonymus ist.

Nr 8. 'Versuch einer gefallenden satire; oder Etwas zum lobe der ästhetiker. Man greife nur einmal dem narren an die schellen, So fangen Laff und Mops und Melac an zu bellen. Schlot. 8. s: 1755. 64 (nicht 46) ss. 8°.' das ist endlich wider eine schrift von Schönaich, er kämpft mit offnem visier. hatte nr 6 die zoten des Neologischen wörterbuchs misbilligt, so sagt

hier der lexikograph '*Kein Zug thut mir leid*'. er stellt s. 32 einen zweiten teil des wörterbuchs, eine nachlese in aussicht, schüttelt aber s. 58 diejenigen ab, die ihrerseits seine sammlung vermehren wollen. der titel der satire erklärt sich daraus, dass die Göttinger gelehrten anzeigen 7 nov. 1754 über das Neologische wörterbuch gesagt hatten, sein verf. verrate sich durch '*die gantze Schreib-Art, die in die Augen fallende muthwillige Begierde zu beleidigen ohne das Vermögen, eine gefallende und gemäſsigte Satyre zu schreiben*'. zur chronologie endlich : nr 8 ist später erschienen als nr 7 und auch später als nr 5; denn die in nr 5 citierten Hagedornschen briefe werden in nr 8 (s. 26) als bekannt vorausgesetzt.

Nr 9. 'Trostschreiben an den herrn prof. Meier über seine kriegserklärung an dem herrn prof. Gottsched abgelassen von der Gesellschaft der kleinen geister. 1756. titel und 34 ss. 8⁰.' ist nur ein teil von nr 10.

Nr 10. 'Ein mischmasch von allerley ernsthaften und lustigen possen; der berühmten königinn des herzens Dulcinäa von Toboso zugeeignet. Volez, tendres Amours! Amadis va revivre. 1756. 2 bll., 32 + 32 ss., 1 bl., 34 ss. 8⁰.' auch diese humorlose schutzschrift für Schönaichs satiren rührt nicht von ihm selbst her. keins der hier mitgeteilten sinngedichte hat er später in die sammlung seiner epigramme aufgenommen. Schönaich spricht nie, wie es hier geschieht, von sich in der dritten person; er sucht nie seine lausitzische grobheit zu verteidigen oder gar halb zurückzunehmen. s. 27 gibt sich denn auch der wahre verf. zu erkennen : '*Gesetzt : er schimpfe mich! Ich schreib' Erläuterungen*'. es ist der autor von nr 6, dh. wider JGReichel.

Nr 11. 'Der sieg des mischmasches : ein episches gedicht von dem verf. des Gniſsels. La! maître! mache mir en façon der Franzosen Für gut contentement ein paar geraumer hosen. Racheto (druckfehler für : Rachel). Trossberg, bei Heidegger und compagnie, 1755. 48 (verdruckt : 84) ss. 8⁰.' zu diesem hauptsächlich gegen Zachariä gerichteten alexandrinergedicht, das den mischmasch und seine tochter, die barbarey, verherlicht, meldet sich ja Schönaich selbst als urheber; es ist natürlich nach nr 4 = 12 entstanden. was den titel anlangt, so hatte Schönaich im Neologischen wörterbuch s. 100 gesagt : '*Es giebt in der neuen Dichtkunst eine Figur : der Mischmasch; im Antilongin,* 86 *S., heiſst sie das Kauderwälsche*'. vgl. dazu s. 152 und 358. der Hamburgische correspondent in seiner gänzlich verurteilenden recension v. 31 aug. 1754 griff den ausdruck auf : '*Wir gestehen, daſs wir in unserm Leben keinen erbärmlichern Mischmasch gelesen haben*'. und auch im 'Ragoût' s. 5 und in der 'Gefallenden satire' s. 36 spielt das wort eine rolle.

Nr 12. vgl. nr 4.

Nr 15. 'Critisches und scherzhaftes lehr-gebäude eines satyrs

vom schönen geschmack der Teutschen. Sorau, bey Gottlob Hebold, 1762.' was es mit diesem buch auf sich hat, weifs ich so wenig wie Goedeke; denn wir kennen beide nur das titelblatt, das sich in dem unter nr 4 genannten sammelband der Göttinger bibliothek befindet. die rückseite dieses blattes nennt unter dem inhalt des buches einige Schönaichsche schriften, daneben aber auch solche, die ich nicht nachzuweisen vermag.

Somit sind die satirischen schriften, die Goedeke Schönaich zuweist, chronologisch so zu ordnen: 3. 7. 4 = 12. 5. 6. 8. 11. 10 + 9. 15. von diesen hat aber Schönaich tatsächlich nur verfasst: 3. 4 = 12. 8. 11 und einiges in 15.

Das alles hätte S. in erwägung ziehen müssen, wenn sein aufsatz über den gekrönten dichter würklich ein beitrag zur litteraturgeschichte hätte werden sollen.

Mit den übrigen essays muss ich mich kürzer fassen, schon um widerholungen zu vermeiden. das thema des ersten ist 'Der untergang des altenglischen theaters'. S. sagt mit recht, der niedergang der theatralischen kunst in England während der ersten hälfte des 17 jhs. sei selbst ein grofses drama. er erweckt auch den eindruck eines dramatischen vorgangs: unaufhaltsam wird die preisgegebene kunst in die confessionellen kämpfe der zeit mit hineingerissen. alle äufseren ereignisse werden erzählt, die vielen angriffe und repressalien gegen die altenglische bühne. erst ganz am schluss tritt einmal kurz die bemerkung auf, dass der grund des niederganges doch wol auch in dem altenglischen drama selbst gelegen habe. kaum aber streift S. diese frage, so ist sein aufsatz auch schon zu ende. an den anfang seiner betrachtung hat er Shakespeare gestellt, an den schluss Davenant; eine darlegung, wie weitgehnde 'verbesserungen' an den stücken der Elisabethanischen zeit dem epigonen schon nach einem halben jahrhundert nötig erschienen, hätte klarer als alles andre den 'untergang des altengl. theaters' gezeigt.

Den zweiten aufsatz mit dem titel 'Der musenhof der königin Christine von Schweden in Rom' kann man als eine rettung ansehen. italienische litterarhistoriker, besonders der neueren zeit, de Sanctis ua., haben die bedeutung jener akademie, die die nordische königin ins leben rief, nicht hoch angeschlagen; als spielerei und müfsigen zeitvertreib haben sie das ganze unternehmen gern charakterisiert. dem gegenüber vertritt S. mit recht die ansicht, dass der feldzug, den Christine gegen den Marinismus organisierte, nachhaltige siege zur folge gehabt habe. in der tat lässt sich manches zum beweise anführen: aus der akademie der schwedischen königin ist die 'Arcadia' hervorgegangen; den Marinisten Alessandro Guidi hat die fürstin persönlich zu dem reinen neuen stil, den sie durchsetzen wollte, bekehrt. das und andres mehr wusten wir bereits. aber S. beruhigt sich hierbei nicht;

er glaubt den einfluss der königin noch tief im 18 jh. zu erkennen. 'die wenigen bessern italienischen autoren des 18 jhs. und selbst ein Metastasio wären ohne die bestrebungen der kreise, deren mittelpunct Christine zwei jahrzehnte hindurch war, nicht zu denken gewesen!' wenn diese tatsache sich bestätigte, dann müsten allerdings die italienischen geschichtschreiber ihre meinung wesentlich ändern. wir sind auf den beweis gespannt; da bricht S. seinen aufsatz ab. es scheint, als ob er, auch wenn ihm die bemühungen um den musenhof als das einzig bleibende von dem ganzen lebenswerk Christinens erscheinen, doch sein hauptinteresse auf ein andres thema gelenkt habe. den breitesten raum nimmt nämlich die discussion über die bekehrung der königin ein. im wesentlichen stimmt S. mit Rankes darlegung in den 'Römischen päpsten' überein; nur hier und da spürt er tieferen beweggründen nach. er möchte in die jugenderlebnisse Christinens einblick gewinnen, er misst darum ihrem religionslehrer Matthiä noch tiefere bedeutung bei als es Ranke tut. aber schliefslich ist doch ein non liquet das resultat, denn die quellen versagen. ich glaube, man muss bei dem entscheidenden schritt, der die tochter Gustav Adolfs in den schofs der katholischen kirche führte, nicht immer nur mit den grofsen religiösen oder politischen überzeugungen der königin rechnen, sondern wenn es irgend angeht, gerade bei ihr jede handlung aus rein persönlichen anlagen und stimmungen ableiten. denn so sehr sie sich gesträubt hat ein weib zu sein im landläufigen sinne, so sind doch alle ihre lebenstaten ausfluss weiblicher launenhaftigkeit und inconsequenz. kaum éin schritt, den sie nicht bei andrer gelegenheit gern wider zurück getan hätte; kaum éin bekenntnis, das sie nicht gelegentlich bereit war zu widerrufen. selbst in der politik, um die sie sich, so lange sie auf dem throne safs, mit eisernem fleifs bemüht hat, war ihr urteil nie sehr sicher; und auch in der litteratur, die sie scheinbar mit so scharfem blick betrachtete, hat sie die tiefsten schäden doch nicht gesehen.

Längst anerkannt nach seinem wert ist der dritte beitrag 'Der dichter der Insel Felsenburg'. S. ist bekanntlich der erste gewesen, der als den verf. dieses interessanten romans Joh. Gottfr. Schnabel nachwies (Hist. taschenb., 5 folge, bd 10, 1880). was seitdem über den autor und seine werke erschienen ist, hat S. bei der überarbeitung sorgfältig verwertet; es kommen in betracht der aufsatz von Strauch in der Deutschen rundschau 56, 379 und ein artikel von SKleemann im Beiblatt zur Magdeb. zeitung 16 nov. 1891, den noch Kippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1892), übersehen hatte. somit überblicken wir nun das leben des Stolberger hofbalbiers und späteren hofagenten wenigstens im grofsen vom 7 nov. 1692 bis z. j. 1739. von da ab sind wir auf unsichere vermutungen an-

gewiesen, denn selbst die vorrede zum 4 teile der Insel Felsenburg ('Raptim an der Wilde, d. 2 dec. 1742') gewährt keine klarheit. das hübscheste an dem essay S.s ist der bericht über die 'Stolbergische sammlung neuer und merckwürdiger weltgeschichte', ein interessanter beitrag zur geschichte des journalismus im 18 jh., der aber seitdem berichtigt und um viele (allzuviele!) einzelheiten vermehrt worden ist von Kleemann VLG 6, 337 ff. beachtenswert sind sodann S.s vermutungen über die verwertung persönlicher erlebnisse in der 'Insel Felsenburg', die schilderung nach würklich lebenden modellen usw. dazu nur die éine bemerkung: wenn S. hier und in vielen andern fällen nach gebühr dem pietismus, der auch am Stolberger hofe begünstigt wurde, eine wichtige rolle zuerkennt, wie konnte er dann in der abhandlung über die königin Christine die bedeutung dieser kleinen separatistischen gemeinden gar so gering schätzen? die bibliographie zur 'Insel Felsenburg' findet man bei Kippenberg ein wenig vollständiger als bei S.

Einer der relativ besten aufsätze ist der über JKAMusäus. zwar überwiegt auch hier das anekdotisch-biographische element; aber etwas öfter als sonst bei S. ist doch von der litteraturgeschichte die rede. unter den 40 ss. des aufsatzes handeln etwa 10 von dem schriftsteller Musäus. und noch éines ist zu rühmen: S. hat die handschriftlich auf der Weimarer bibliothek bewahrten 'Gartenjournale' (tagebücher) des Musäus sorgfältiger benutzt als seine vorgänger. — gleichfalls durch neues material beachtenswert ist die abhandlung über FRochlitz; ja, sie ist genau genommen nur ein dürftiger rahmen um die briefe, die S. auf der kgl. bibliothek in Dresden und in privatbesitz gefunden hat und mitteilt. anfangs dienen sie allerdings weniger zu Rochlitz als zu Böttigers charakteristik, dessen bekannte gemeingefährliche neugierde und geschwätzigkeit wider einmal recht zu tage tritt. interessant sind Rochlitz Weimarer briefe aus dem sommer nach Goethes tode. um aber noch zum letzten male S.s gänzliche unfähigkeit zu erkennen, eine schriftstellerische leistung irgend welcher art zu charakterisieren, braucht man nur sein zielloses gerede über den briefwechsel zwischen Goethe und Rochlitz neben die wenigen worte zu halten, mit denen vBiedermann in der ADB diese correspondenz kennzeichnet.

Den schluss des buches machen neue mitteilungen über den ältern Körner, deren inhalt ich in den Jahresb. f. neuere littgesch. 1893, IV 10 : 19 angegeben habe und hier nicht zu widerholen brauche, sowie ein widerabdruck von 5 recensionen aus den Grenzboten.

Marburg i. H., december 1895. ALBERT KÖSTER.

Zur neueren litteraturgeschichte von MICHAEL BERNAYS. [Schriften zur kritik und litteraturgeschichte bd I.] Stuttgart, GJGöschen, 1895. x und 454 ss. gr. 8°. — 9 m.

Nach einer langjährigen gesegneten lehrtätigkeit hat der gelehrteste litterarhistoriker unserer zeit sich zu wissenschaftlicher mufse zurückgezogen, und mit spannung erwartete man die reifen früchte einer mit unermüdlichem eifer aufgehäuften belesenheit. denn was Bernays bisher der gelehrten welt dargeboten, war mehr geeignet, die begehrlichkeit seines publicums zu reizen als zu befriedigen. in den schriften zur kritik und geschichte des Goethischen textes, der Vossischen Homer- und der Schlegelschen Shakespeare-übersetzung hatte er jenen durchdringenden bibliographischen blick beneidenswert erwiesen, der hinter jeder lesart gleich alle varianten andrer ausgaben, alle ungenauen citate, alle an die stelle geknüpften kritischen, panegyrischen, parodistischen bemerkungen wie in dem spiegel der enkel Banquos erblickte. aber auch andere arbeiten, die in höherem grade aufbauten, wie die einleitung zum Jungen Goethe und selbst die so überaus lehrreichen biographien Gottscheds und Goethes entbehrten nicht ganz jenes stempels, der den andern ihr eigenartiges gepräge verlieh : den des gelegentlichen, fast zufälligen. man fühlte sich an die gelehrten des altertums oder der renaissance erinnert, die, eine ungeheure bibliothek im kopfe, spazieren gehend bald an dem und bald an jenem baum ein problem oder auch eine antwort pflückten. nun aber erwartete man ein buch mehr vom zuschnitt moderner wissenschaftlicher technik : bestimmten zielen zustrebend auf methodisch notwendigen wegen. ein 'Homer in der weltlitteratur' war uns versprochen, und wer hätte ihn geben sollen wenn nicht Bernays? denn selbst Wilamowitz, wenn er auch vielleicht — die skizze des gleichen themas in den Homerischen untersuchungen lässt es glauben — alle schriften gelesen hat, die irgend den Homer angehn, kennt doch wol die meisten nur in je einer ausgabe. — als nun statt dessen mit dem obertitel 'Schriften zur kritik und litteraturgeschichte, bd I' eine sammlung von zwei ungedruckten und zwei schon gedruckten aufsätzen erschien, war ein gewisse entteuschung nicht wegzuläugnen. hatte man doch fast den eindruck, als habe die gabenselige natur in ihrer willkür dem grofsen gelehrten die eine gabe versagt, die fülle seiner kenntnisse zu einem straffen bündel zusammenzuschnüren. lose und locker liegt auch hier citat neben citat und gedanke neben anmerkung, als habe des besitzers gutmütigkeit keinen stein zum einbau in das haus behauen, als habe seine angeborene milde keine blume zum straufs beschneiden wollen. ja, fast noch mehr als an die eignen früheren schriften erinnert diese sammlung an die von nachlassschriften; es weht, möchte ich sagen, ein posthumer hauch über diesen bergen schätzenswertesten materials, als habe der geist ihres herrn

sie längst schon verlassen, um in lichter höhe über ihnen zu weilen. etwas unirdisches, verklärtes erfüllt diese atmosphäre, in der ein lautes wort nur ausnahmsweise gehört wird, wenn der name Goethekenner, Goetheforscher oder Goetheverehrer, den andere mit ruhe tragen, als 'läppisch' abgewehrt werden muss oder vielleicht auch nicht muss (s. 93). man hat bei der lectüre des merkwürdigen buches den eindruck, sich fern von dieser realen existenz in der reinen bücherwelt zu befinden. losgelöst von allem menschlichen zusammenhang führen die bücher ihr eigenes leben; ein buch zeugt das andere; sie haben ihre krankheiten wie wir, und der gelehrte arzt legt den finger in die wunde, weniger um zu heilen, als um des köstlichen falls eines merkwürdigen druckfehlers sich zu freuen; sie altern und sterben nach kurzem ruhm in vergessenheit, aber sie haben doch nicht umsonst gelebt, denn sie boten dem forscher stoff zu anregenden mitteilungen. so ganz umfängt uns dieser charakter des märchenhaften, dass es schier unheimlich würkt, wenn einmal plötzlich die concrete würklichkeit eines 'edeln jungen freundes' (s. 391 anm.) in dieses reich von lettern, die die welt bedeuten, eindringt. und märchenhaft würkt nicht minder die ungeheuere belesenheit des autors. wir stutzen an einer stelle — und was wir nur irgend wissen möchten, und was wir vielleicht nicht einmal wissen möchten, das reicht uns mit zauberhafter schnelligkeit, wie der graue mann in Chamissos Schlemihl, Michael Bernays nie versagendes gedächtnis zu. kaum glauben wir es ihm, dass er (s. 355) den Racine erst zur hand nehmen muss; wir lernen seinem gedächtnis unbedingt trauen. vielleicht gehört auch dieser griff nach dem Racine nur zu den anmutigen kleinen kunstmitteln des verf.s, mit denen er die philologische arbeit gelegentlich, wie Dumas so schön von Macaulays geschichte sagte, 'zu dem range des romans zu erheben' weifs: wie etwa jene vaticinatio ex post, die aus einer verderbnis unsern scharfsinn schritt für schritt etwas erreichen lässt, was einfacher durch nachschlagen einer ältern fassung zu erlangen war. doch auch hier ahmt die kunst die natur nach: weist B. doch nach, wie ein einem buch beigeheftetes facsimile die heilung von verderbnissen im text nicht bewerkstelligt (s. 431), die vielmehr unbemerkt bleiben — oder durch conjectur gebessert werden. derartige beiträge zur psychologie des lesens (und auch des wissenschaftlichen lesens) und des corrigierens bringt das buch in reicher fülle; so dass der leser sich über den druckfehler 'der weise Kentauer' (s. 345) fast freut in der hoffnung, in künftigen vergleichungen der ersten ausgabe von B.s werk mit späteren auch die geschichte dieses lapsus zu vernehmen.

Im 16 und 17 jh. pflegte man den reichtum der reichsten wol mit der formel auszudrücken: er kann auf der reise von Rom nach Paris jede nacht in einem eignen hause übernachten. so geht es B.: von wo er seinen ausgang, wohin er seinen weg

nehmen mag — fortwährend vermag er in eigenen collectaneen behaglich zu verweilen. die erste abhandlung hat die erste aufführung des Goetheschen Mahomet, die zweite Goethes beziehungen zu Walter Scott — man kann nicht eigentlich sagen : zum gegenstand, vielmehr zum ausgangspunct. wie die Wiener censur den typischen tyrannen Voltaires auf Napoleon deuten konnte, wie Goethe und Scott in Napoleon einen probierstein ihrer übereinstimmungen und verschiedenheiten fanden, das sind etwa die hauptergebnisse, wenn man nicht vielmehr die reiche ernte an einzelnen nachweisen als hauptergebnis ansehen will. es folgt der umfangreichste und bedeutsamste aufsatz : 'Der französische und der deutsche Mahomet'. von dem merkwürdigen umstand, dass Schopenhauer, Voltaires eifriger verehrer, den schlussvers des Mahomet nach Goethes nicht eigentlich getreuer widergabe citiert, nimmt er den anlass zu einer eingehenden würdigung aller schicksale, die Voltaires berühmtestes drama im ganzen und im einzelnen durchgemacht hat. die verbesserungsvorschläge der freunde, die specialkritik La Harpes, die änderungen Goethes werden ebenso eingehend erörtert wie ruhm und wert des ganzen dramas. nicht überall wird man B. zustimmen können, der in jeder umgestaltung Goethes eine besserung sieht (zb. s. 125. 134); wie er denn auch sonst allzu Goethetreu sogar Heinrich Meyer (s. 57) als 'trefflichen kunstberater' gelten lässt. aber dieser ungemein reichhaltige aufsatz ist übersät mit allgemeinen betrachtungen von wichtigkeit : über die französische tragödie überhaupt (s. 256) und über die Voltaires im besonderen (s. 318 f), über Voltaires verhältnis zu Racine (s. 288 f) werden bedeutsame worte gesprochen, über einzelheiten wie die tradition der poetischen strafreden (s. 130), die neologismen der revolution (s. 170), das wort 'sensible' (s. 217) wird aus unerschöpflicher litteraturkenntnis gehandelt. gerecht freilich scheint uns B. auch hier nicht zu sein, der Voltaire gar zu stark herabdrückt (bes. s. 348) und auf der andern seite einen J. de Maistre mit weitgehndem lob überhäuft, in das, auch so weit es den stil angeht, ein Flaubert zb., doch gewis kein geringer richter über französische prosa, keineswegs einstimmen würde. doch traut man sich kaum etwas zu sagen; fast beängstigt sitzt man an der tafel des reichen mannes, der mit beinahe rücksichtsloser freigebigkeit uns seine schatzkammern öffnet. ein citat ruft das andere, und in angenehmer wellenbewegung gleiten wir durch weite räume fort. fast plötzlich langen wir bei der Natürlichen tochter an, die, wie mir scheint, denn doch auf ein zu hohes piedestal gestellt wird. zwei anhänge weisen einen versuch Schillers, den Britannicus des Racine zu übersetzen, und glossen zu StSimon nach.

Die beiden letzten aufsätze waren schon bekannt. sie handeln über Schillers briefe an Dalberg und seinen briefwechsel mit Goethe. auch hier erweisen zahlreiche confrontierungen ur-

sprünglicher und späterer laa. B. als den meister der vergleichenden büchergeschichte, der, behaglich im garten der varianten wandelnd, bald hier bald dort eine kostbare nelke abbricht und uns mit sammlerstolz hinhält. doch endet auch hier die einzelbetrachtung mit gröfseren gesichtspuncten: über die bedeutung der briefe grofser autoren (s. 435 f), über fremdländische briefausgaben (s. 432) und besonders über die eigenart unserer grofsen schriftsteller in ihren briefen (s. 437) spricht B. wie nur ein solcher leser sprechen kann. wie viele themata werden auch sonst in diesem buch berührt und reich illustriert! wie Goethe las (s. 69) und wie Friedrich der Grofse citierte (s. 278 anm.), wie Thiers (s. 81) und wie de Quincey (s. 417 anm.) deutsche litteraturgeschichte treiben, das erfährt man so gut wie unbeachtete anspielungen bei Scott (s. 85) und Voltaire (s. 322), wie Ayrenhoffs (s. 250) und Geoffroys (s. 296) und Reichardts (s. 393) polemik gegen Schiller oder die quellen von Buckles urteil über Voltaire (s. 314).

Und dennoch — dennoch kann man der entteuschung des gelehrten publicums nicht ganz unrecht geben. reich genug sind die gaben, dass der autor sich geschmeichelt fühlen darf, wenn man von ihm noch mehr erwartete. man behält doch das gefühl, als lerne man zwar sehr viel — aber immer nur einzelnes; als würden mehr die worte commentiert als die ideen, und mehr die ausgaben als die werke. wenn B. (s. 431 f) die philologische litteraturbetrachtung eingehend rechtfertigt, bedarf es für uns gewis nicht so vieler worte; wenn er bei jeder auffallenden stelle varianten vergleicht, so werden sicher auch wir dies eine 'löbliche neugier' (s. 191) nennen. so grofs seine litteraturkenntnis ist, gebietet er zu fest über sie, als dass sein eigener tadel einer nach allen richtungen ausschweifenden belesenheit (s. 176) sie treffen könnte. er zeichnet sich selbst (und er wuste, dass er es tat), wenn er Schopenhauer rühmt: 'er verfügte eben noch, wie über ein selbsterworbenes besitztum, über jene gelehrsamkeit, die man nur dann sich aneignet, wenn man mit den schriftwerken alter und neuer zeit, mit den geistigen erzeugnissen der verschiedenen völker um ihrer selbst willen ruhig, anhaltend und in unbefangener hingebung verkehrt; er gebot noch über jene litterarische erudition, die seit einigen jahrzehnten bei unsern gelehrten und gebildeten in bedenkliche abnahme — fast möchte man sagen: in verruf gekommen ist' (s. 113). nur gilt hier wie auf nationalökonomischem gebiet, dass jenseits einer bestimmten grenze die anhäufung grofser capitalien leicht zu einer gewissen unfruchtbarkeit führt. der kleine ackermann, der mit geringem besitz sein gütchen pflegen muss, schafft vielleicht eine ernte, die im verhältnis viel reicher ist als die auf den weiten landflächen der toten hand. eine ungeheuere belesenheit, von einem unglaublichen gedächtnis unterstützt, das sind die betriebsmittel

unseres autors; und wenn es von Caesar hiefs, er vergesse nichts als kränkungen, so möchte man aus dem umstand, dass in dem an autornamen und lobesworten so reichen werk gewisse gelehrte nie genannt werden, fast schliefsen, dass B.s gedächtnis selbst dem des grofsen Römers noch überlegen ist. aber lähmt es nicht vielleicht doch die energie der arbeit, wenn jeder vers, den man list oder spricht, eine bibliothek zur bedienung verlangt? noch bleibt uns die hoffnung, B. habe mit diesem buch nur seinen schreibtisch von collectaneen und citaten räumen wollen und nun, da er tabula rasa gemacht, werde er der tatkraft des mannes folgen, dem er sein buch gewidmet, und ein opus magnum schreiben, das sonst vielleicht ewig ungeschrieben bleibt: 'Homer in der weltlitteratur'.

Berlin, 12 juli 1895. RICHARD M. MEYER.

Uhlands werke. herausgegeben von LUDWIG FRÄNKEL. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut [1893]. 2 bde. 52, 558. 423 ss. 8°. — 4 m.
Körners werke. herausgegeben von HANS ZIMMER. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut [1893]. 2 bde. 28, 398. 461 ss. 8°. — 4 m.

Im spätherbste 1892 ist Uhlands todestag zum dreifsigsten male widergekehrt. es war zu erwarten, dass den Cottaschen Uhlandausgaben eine lange reihe von concurrenten erstehn werde. die Cottasche buchhandlung warf die flinte nicht vorzeitig ins korn; sie nahm in glänzender und widerstandsfähiger rüstung den kampf auf. kein besserer konnte die nachfolge des greisen WLHolland als Cottascher Uhlandherausgeber antreten, als der intimste und feinsinnigste kenner schwäbischer dichtung Hermann Fischer. neben den von ihm besorgten sechs bänden Uhlandscher 'Gesammelter werke' eignet nur der auswahl LFränkels wissenschaftlicher wert. sie muss neben Fischers ausgabe und zum teil vor ihr berücksichtigt werden, weil sie andere, wissenschaftlichem gebrauche zum teile zweckdienlichere ziele verfolgt als Fischers edition. F. versuchte nämlich zum ersten male, die gedichte U.s in möglichster vollständigkeit zusammen zu bringen; Fischer beschränkt seine sammlung auf die in den Cottaschen originalausgaben enthaltenen stücke. F. rückt denn auch mit einer an 140 seiten starken 'nachlese' ins feld, während FBrandes seiner bei Reclam veröffentlichten Uhlandausgabe nur einige dreifsig gedichte als 'nachtrag' anfügen konnte. gleichwol war F. trotz emsiger nachforschung und vielem umfragen nicht gegönnt, ungedruckte gedichte in seiner ausgabe vorzulegen. er selbst ist nach 'mehrjähriger gründlicher suche' zu der überzeugung gekommen, dass 'abgesehen von kleinigkeiten in familienbesitz erhebliches neues nicht mehr zu erwarten sein dürfte' (I 327). merkwürdigerweise konnte kurz nach dem erscheinen von F.s ausgabe Nägele eine ganze reihe ungedruckter gedichte U.s mit-

teilen und noch ein paar andre nachweisen (Progr. d. k. gymnasiums Tübingen 1892/93). hoffentlich wird ein neuer abdruck der F.schen ausgabe diese nachweise Nägeles nützen können; aber auch jetzt schon macht die reiche nachlese F.s seine sammlung zur berufensten grundlage wissenschaftlicher studien. recht brauchbar ist auch die zusammenstellung 'Zur revision des textes'; sie gibt die ersten druckorte der gedichte an, ohne freilich wesentlich über Goedekes trefflichen Uhlandartikel (III 332—9) hinauszuführen. einige kleinere versehen Goedekes sind ausgebessert; anderseits hat F. vergessen, den ersten druckort des 'Kloster Hirschau' (Just. Kerners Beschreibung des Wildbades 1813 s. 91) und des 'Spruches' s. 461 (Hoffmanns Findlinge s. 147 aus RZeunes autographenalbum mit dem datum : 3 juli 1853) zu notieren. s. 519 z. 13 lis 'Morgenblatt' für 'ebenda'. lesarten sind nur hie und da ausgehoben, ohne dass ein princip der auswahl sich erkennen liefse. was F. als commentator unter den text der gedichte hingeschrieben hat, konnte zum grofsen teile ohne schaden wegbleiben; doch auch die hinten angefügten über mehr als 30 seiten sich erstreckenden anmerkungen werden nicht alle ansprüche befriedigen. sie zeugen mehr für den fleifsigen bibliographen als für den geschickten interpreten. eine menge halbwertiger und wertloser litteratur von schulausgaben und lesebüchern ist citiert, würklich förderliches selten beigebracht. zwecklos wäre darum auch, an dieser stelle ergänzungen und nachträge bieten zu wollen. allein wenn F. schon alle besprechungen und erwähnungen bucht, so hätte er bei dem liede 'Vorwärts' (s. 60) auch Heines (ed. Elster v 349) gedenken sollen. besser noch wäre freilich gewesen, wenn F. in diesem ersten versuche eines commentars zu allen gedichten U.s auch stofflichen und metrischen beobachtungen raum gegönnt, ferner den einfluss des volksliedes und volksliedartiger dichtung eindringlicher erwogen hätte. die stoffe der U.schen lyrik sind zum teil echt württembergisch. gewis haben ja auch andre noch trinklieder verfasst. doch wenn der nichts weniger als burschikose U. ein weinlied ums andre schreibt, wenn er seine ballade 'Von den sieben zechbrüdern' dichtet, so darf man billigerweise an die fülle der schwäbischen weingedichte, an Schillers freund Petersen, den geschichtschreiber deutscher trunkliebe, und an die verse von Schillers anthologie denken : '*Der Name Wirtemberg Schreibt sich von Wirt am Berg — Ein Wirtemberger ohne Wein Kann der ein Wirtemberger seyn?*' lieder, von gefangenen gesungen, lagen dem landsmanne Schubarts nahe. die nonnenlieder, deren tendenz von F. mit recht als 'nicht positiv-kirchlich' bezeichnet wird (s. 497 zu s. 120), finden ihr vorbild schon bei Matthisson, der mit vorliebe die entsagende nonne beklagt[1]. das thema freilich

[1] überhaupt ist Matthissons starker einfluss, der sich besonders bei den Schwaben geltend machte, noch lange nicht genügend erforscht.

war der protestantischen lyrik des 18 jhs. nicht fremd; hat doch selbst vater Gleim es zu seiner halbburlesken romanze Philaïdilis verwendet. U.s gedicht 'Unstern' führt in den kreis der Schlemihlgestalten : vgl. die einleitung meiner Chamissoausgabe s. LIII. U.s cyklus 'Wanderlieder' wurde insbesondere von Chamisso nachgebildet, ich meine die gedichte 'Auf der wanderschaft'. situation und gefühlsäufserung decken sich bis ins kleinste. über den formalen einfluss des volksliedes auf Uhland wurde bisher nur wenig gehandelt; man betrachte doch nur einmal die volksliedartigen eingänge : '*Wohl vor der Burg zu Garten Stund eine Linde grün*' oder '*Wohl blühet jedem Jahre Sein Frühling mild und licht*'. gern drängt sich im volksliede das ich des sängers in den vordergrund : '*Ich bin vom Berg der Hirtenknab*', '*Ich bin der alte Schattenwirt*', '*Ich weifs mir einen Schatten*', '*Ich weifs mir eine Grotte*'. die beispiele wären leicht zu vermehren. auch über U.s metrik wäre noch manches zu sagen. schon die vielgestaltige verwertung der assonanz bei U. zu untersuchen, stellte ein dankbares problem.

Leider konnte F. den dramatiker U. nicht in gleicher vollständigkeit zur erscheinung bringen. aufser den beiden vollendeten stücken sind nur einige wenige fragmente aus Kellers sammlung aufgenommen, während Fischer gerade nach dieser richtung eine gewisse vollständigkeit erreicht. F. selbst stellt die fragmente sehr hoch. er meint, jedes urteil über den dramatiker U., das sich nur auf den herzog Ernst und auf Ludwig den Baier stütze, müsse unzulänglich sein. F. bekämpft auf grund der fragmente das abfällige urteil, das Vischer über den dramatiker U. gesprochen hat. ich kann ihm nicht zustimmen und möchte mich auch nicht vor der autorität Boxbergers beugen, die F. ins feld führt. von U.scher prosa wird recht wenig geboten : ein paar seiten wissenschaftlicher aufsätze, dann aber eine ganze reihe politischer aufsätze und reden. F. interessiert sich lebhaft für den politiker U., und seiner betrachtung ist auch zum überwiegenden teile die biographische einleitung gewidmet. diese einleitung zeichnet bei verhältnismäfsig geringem umfange ein ansprechendes und sympathisches bild U.s; freilich reicht sie nicht an das meisterhafte miniaturbild heran, das Fischer an die spitze seiner ausgabe gestellt hat, und entbehrt, gewohnte geleise glücklich beschreitend, der geistreichen aperçüs, mit denen das vorwort von Bölsches ausgabe arbeitet. F. hütet sich, auf U.s porträt hellere und blendendere farben zu wenden, als ihm geziemen. ja er protestiert sogar, um jedem anschein unbegründeter verherlichung zu meiden, gegen Vischers allzugünstiges urteil über U.s antlitz. endlich kommt in F.s ausgabe auch noch der briefschreiber U. zur geltung; 20 briefe sind im anhang abgedruckt, unter andern der briefwechsel mit AvHumboldt vom jahre 1853, die ablehnung des ordens pour le mérite betreffend.

drei briefe, zwei an Varnhagen, einer an GReimer erscheinen zum ersten male. mit einer in facsimile widergegebenen älteren bisher unbekannten fassung des gedichtes 'Zur schmiede gieng ein junger held' bezeichnen sie die bereicherung des U.-textes, die wir F. zu danken haben. besonderen wert leihen der F.schen ausgabe endlich noch die zusammenstellungen der compositionen U.scher gedichte, die ein genauer kenner, Max Friedländer, in anhangsform anfügt.

Weit weniger förderlich und brauchbar als Fränkels Uhland ist Zimmers Körner. vor wenigen jahren hat uns Adolf Stern eine treffliche Körnerausgabe geschenkt. Z. gibt in zwei bänden eine auswahl; er selbst betont, dass er alles biete, 'was von des dichters arbeiten bedeutend und noch von würklichem interesse erscheint'. gewis wird man dem epitomator nur zustimmen, wenn er meint, das bild des jungen dichters könne nur gewinnen, wenn es sich ungetrübt von minderwertigen erzeugnissen darstelle. doch viel enger müste wol der rahmen sein, wollte man würklich alles minderwertige ausscheiden. und wollte eine solche anthologie auf wissenschaftliche beachtung anspruch erheben, dann müste einleitung und commentar wenigstens ein oder das andere beachtenswerte wort enthalten und sich nicht begnügen, oft gesagtes zu widerholen. Z. fühlt sich noch immer gedrungen, den dramatischen dichter K. zu retten. wenn er indes selbst an K.s dramen das und jenes tadelt, so verrät er ein auffallendes kritisches ungeschick. sein erstes drama 'Toni' ist abzulehnen, nicht weil es uns 'in stofflicher hinsicht ein wenig fern liegt' und 'für unsere tage schon ohne tieferes geschichtliches interesse' ist, sondern weil es eine meisternovelle Kleists verballhornt. was sollen zur kritischen würdigung des 'Zriny' hohltönende phrasen, wie: 'in tönen der edelsten, begeistertsten und zugleich zielbewustesten vaterlandsliebe riss er sich los vom banne des fatalismus, der in der Sühne geherscht'. man beantworte lieber die frage, ob K. an Napoleon gedacht hat und an den sieger von Aspern, als er seinem Soliman die worte in den mund legte: *Die Welt, die flammende, hätt' ich bezwungen, Wär' ich der einz'ge Held in meiner Zeit; Doch grofse Helden standen wider mich .... Was hat die Welt den Römern unterworfen? Kein Kaiser Karl stand ihnen gegenüber, Kein La Valette wehrte ihren Sieg. Karl! Karl! Du hättest jetzt nicht leben sollen!* ... überhaupt hätte Z. den sänger und helden der befreiungskriege in noch engeren zusammenhang mit dem Oesterreich jener tage bringen müssen (I 14). ohne zweifel hat der anblick und das aufmunternde wort erzherzog Karls auf K. stark gewürkt. nicht umsonst sind ihm lieder von 'Leyer und schwert' gewidmet. andres kommt hinzu: im hause eines der ersten freiheitsänger verkehrt K. viel und gern. ich meine Friedrich Schlegel, dem wir das lied danken 'Es sei mein herz und blut geweiht Dich vaterland zu retten', und dessen

sange 'Freiheit' Schenckendorf sein lied 'Freiheit, die ich meine' nachempfunden hat. unvergessen war in Wien, im hause Schlegels und in den Wiener theaterkreisen, das andenken HvCollins, des schöpfers der 'Wehrmannslieder'. dankenswert ist immerhin, dass Z. sich die mühe genommen hat, dem k. u. k. kriegsarchive in Wien die historische grundlage des österreichischen soldatenstückes 'Joseph Heiderich' abzufragen (II 363ff).

Die umfangreiche Körnerlitteratur, auch die neueren erscheinungen des jubiläumsjahres 1891 sind berücksichtigt worden. leider wurde Welsmanns gute abhandlung über 'Leyer und schwert' (Leipzig 1891) übersehen. zur charakteristik und commentirung des genannten cyklus wäre da manches zu holen gewesen. doch auch ohne Welsmann muste Z. bemerken, dass nicht nur K.s erste lyrische sammlung 'Knospen' stark 'schillert', dass auch in 'Leyer und schwert' Schillers formaler einfluss nicht zu verkennen sei. die strophengebäude 'Die eichen' und 'Auf dem schlachtfelde von Aspern' gemahnen an Schillersche dichtungen, deren metrum sie mit leisen änderungen verwerten. ja das berühmte lied 'Lützows wilde jagd' 'Was glänzt dort vom walde im sonnenschein' bedient sich der strophe des Schillerschen Bergliedes, von der es sich nur durch die widerholung des dritten verses unterscheidet. die refrainartig widerkehrenden schlussverse : '*Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt : Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd*' schliefsen sich sogar in ihrem syntaktischen baue an die schlussverse der ersten strophe des Berglieds : '*Und willst Du die schlafende Löwin nicht wecken, So wandle still durch die Strafse der Schrecken*'. beidemal derselbe, ganz eigene abschlusseffect.

Ich verweise noch zu dem gedichte 'Der teufel in Salamanca' (I 173) auf die einleitung meiner Chamissoausgabe s. XLVII und auf Kochs Zs. f. vgl. littgesch. n. f. 7, 93. bei dem gedichte 'Mein hohes lied von der einzigen' wäre wol Bürgers name zu nennen gewesen. endlich sei noch erwähnt, dass Z. vier ziemlich unbedeutende gedichte K.s zum ersten male zum abdruck bringt.

Wien, 10 september 1895. OSKAR F. WALZEL.

Die ortsnamen des herzogtums Meiningen. von dr G. JACOB. Hildburghausen, Kesselring, 1894. 149 ss. gr. 8°. — 5 m.

Trotz aller mühe, die von berufenen und leider meist von unberufenen auf die erklärung der deutschen ortsnamen verwendet worden ist, hat die wissenschaft bisher einen unverhältnismäfsig geringen ertrag zu verzeichnen, und jeder versuch dieser art, der mit der nötigen umsicht und genauigkeit, gemäfs den gesteigerten anforderungen der heutigen sprachwissenschaft, unternommen wird, ist daher dankbar zu begrüfsen. J. wagt sich an die ortsnamen des herzogtums Meiningen. ob es wolgetan war, sich auf ein so zersprengtes und unzusammenhängendes gebiet

zu beschränken, statt ein in sich einheitliches und abgerundetes zu wählen, das lässt sich billig bezweifeln. doch will ich mit dem verf. nicht über umfang und begrenzung seiner arbeit rechten, sondern untersuchen, ob sie innerhalb der gesteckten grenzen ihrem zweck genügt.

J. behandelt nach einer allgemeinen einleitung die deutschen und slavischen ortsnamen gesondert. in jedem teil sind die namen alphabetisch geordnet und unter jedem ältere urkundliche namensformen und etymologische deutung gegeben. die einleitung handelt nicht sonderlich geschickt und recht unübersichtlich über die bedeutung der ortsnamen, alter und perioden der ortsgründung, mittel der zeitbestimmung, ursprung, arten und erklärungsweisen der namen usw., alles natürlich nach Arnold (Ansiedelungen und wanderungen deutscher stämme. Marburg 1875); sie entwickelt für die deutung verständige grundsätze, denen niemand seine zustimmung versagen wird. 'von diesen erörterten gesichtspuncten, nämlich von der ältesten urkundlichen namensform, von einer genauen ortskenntnis und gestützt auf localgeschichtliche, culturhistorische und sprachwissenschaftliche vorkenntnisse muss eine gewissenhafte namensforschung ausgehn, wenn sie zu brauchbaren ergebnissen gelangen will, was ganz besonders für die deutung rein deutscher ortsnamen von belang ist. bei vordeutschen ortsnamen bleibt nur übrig, dieselben unter rücksichtnahme auf die wanderungen und die wohnsitze der Kelten keltisch zu erklären, wobei jedoch immer nur mit grofser vorsicht zu verfahren ist'.

Leider wird J. diesem schönen, wenn auch nicht schön ausgedrückten programm nur sehr teilweise gerecht. das éine ist freilich anzuerkennen: in allen sachlichen fragen, über lage der orte, bodenbeschaffenheit, siedlungsgeschichte, bewohner, auch über sagen ist er reich orientiert, und da ich hier seine angaben nicht nachprüfen kann, will ich ihre zuverlässigkeit nicht in zweifel ziehen. welch grofser vorzug eine ausgedehnte und solide localkenntnis für den namenforscher ist, liegt auf der hand; und wenn J. vielleicht manchmal allzu geneigt ist, überall altgermanische cultstätten und vorhistorische bewohner anzunehmen, so fällt das nicht schwer ins gewicht. dagegen in sprachlicher hinsicht sieht es bei J. bedenklich aus. so macht es gleich einen vielversprechenden eindruck, wenn wir in der einleitung s. 9 lesen: '*hûsân, hûsôn, hûsin, hûsen* dative pluralendung von *hûs*'. dafür steht s. 15: '*hûsyn, hûsin, hûsen* dat. plur. = zu den häusern, von ahd. *hûs*, plur. *hûsin* (soll wol heifsen: *hûsir*), dat. sing. *hûsa*, dat. plur. *hûsirûm, hûsûm, hûsôn, hûsan, hûsen, hûsyn, hûsin*'; weitere formen s. s. 66; endlich s. 114: 'haus ahd. mhd. *das* (!) *hûs*, plur. *hûs*, *hûsir* und *hiusir* [belegt sind *hiuser*, d. pl. *hiuseren* bei Notker] . . . dat. plur. (*zi den*) *hûsum, hûsun, hûson*, mhd. *hûsen*, nhd. *hausen*'. es widerstrebt J. offenbar, an verschiedenen stellen dieselben formen zu schreiben:

variatio delectat. während dies in dem zweiten worte der sammlung (*Adelhausen*) begegnet, finden wir zum ersten (*Achelstädt*) die nicht minder schöne erklärung: 'ursprünglich einzelhof, wie aus dem dat. sing. *stete* = zu der wohnstätte hervorgeht, von ahd. *stâti, stâte*, mhd. *staete*, md. *stède* feststehend, *stabilis*' usw. (vgl. noch s. 37. 112). das wilde umspringen mit der quantität liebt J. überhaupt; fast scheint es, als ob er die circumflexe nur für orthographischen zierrat ansieht[1]. s. 32 kennt J. ahd. *avèthi, owiti* 'die versammelten schafe, eine schafheerde', anstatt got. *aveþi*, ahd. *euuit*; s. 98 ein got. [!] *rigisa* 'finsternis' für *riqis*. als letzte probe für seine germanistische bildung: 'die *owa*, ahd. *awa, auwa, ouwa*, mhd. *ouwe, owe* eigentlich wasser, entstanden aus und dasselbe wie got. *ahva*, ahd. *aha*, latein. *aqua*' usw. (s. 55); vgl. dazu s. 15 (*a* eine mundartliche nebenform zu *au*) und s. 61: '*affa*, ein wort, das längst ausgestorben ist und 'wasser, bach' bedeutet, von got. *ahva*, lat. *aqua*, fränk. *affa*, *afa*, *apha*'. also *aha*, *a*, *ouwa*, *affa*, alles dasselbe!

Nach diesen proben wird man bei den etymologien selbst auf das schlimmste gefasst sein, und diese erwartung erfüllt sich nur zu oft. vorweg bemerke ich, dass die widergabe der urkundlichen namensformen nach meinen stichproben im ganzen genau scheint; vollständig ist die sammlung allerdings wol nicht. und natürlich wird die identification der orte oft zweifeln unterliegen, die nur der localforscher entscheiden kann[2]. ich verzichte also darauf, solche fragen aufzuwerfen, und begnüge mich hier, probeweise einige aufstellungen J.s sprachlich zu beleuchten.

Achelstädt wird auf einen ahd. personennamen *Agilo, Achilo*, kürzung von *Egilolf*, zurückgeführt, als ob *g* und *ch* ohne weiteres gleichgesetzt werden könnten. freilich vermutete Förstemann (II² 29) in seinem *Ahhilinstat* entstellung aus *Agilinstat*; aber, wenn man die form *Achi(l)stede* 3mal urkundlich bezeugt hat, ist das nicht mehr statthaft. — *Ammersbach* wird erklärt 'am Mersbach'. das erinnert lebhaft an die famose auslegung des namens America 'weil es am meere liegt'. natürlich zu ahd. *amar* 'spelt'. ebda wird '*Anspann*' als 'ess-bann' erklärt, von got. *atjan*

[1] s. 86 wird Bernburg abgeleitet 'von ahd. *pěr*, mhd. ahd. *běr*, gen. *bern*, lat. *aper*, eber'. mit vorliebe wird das *-a* des nom. sg. der ahd. fem. mit einem dach verziert, so zb. *ôstarâ* s. 93 f, 'ahd. *die tûpâ*, mhd. *toup, toub, dûbâ*, mhd. *die tûbe* taube' s. 117; vgl. auch das ahd. *mâgîn* 'grofs', das sich in *main, mein* verkürzt (s. 80).

[2] so ist es doch sonderbar, dass das heutige *Aftewind* in den urkunden erst *Affewin*, später *Ottowinde* heifsen soll. und wenn eine wüstung bald als *Atterode*, bald als *Arterode*, bald als *Ottin-*, *Otterode*, bald als *Atzin-*, *Atzen-*, *Azenrode* erscheint, so darf man wol auch da einige bedenken gegen die identität hegen. zu *Allenbach* gibt J. an: 933 *Aldaha*, 1183 *Allenbach*. ich finde in nr 22 bei Schöppach (Hennebergisches urkundenbuch I, Meiningen 1842), die doch wol gemeint ist, *Allenbach* und *Haldaha*, letzteres in derselben verbindung wie *Aldaha* in nr 1 (von 933); sollte das würklich dasselbe sein?



usw. ‘zu essen geben’. — danach kann es nicht befremden, wenn J. oft die einfachsten sachen verfehlt oder bei den klärsten bedenken hat. *Berkach* wird zerlegt in ‘berc’ (burg) + ‘höhe’ (haug); sollte es nicht einfach das ‘birkicht’ sein? — bei *Bibra* ist weder die erklärung als ‘biberwasser’ noch die etymologie ‘biber’ = *babhrú* zu beanstanden. — der berg *Dissburg* mit einem vorhistorischen ringwall muss natürlich den namen des schlachtenlenkers *Týr*, ahd. *Zio*, enthalten! — bei *Henneberg* wird die ableitung von ‘henne’ (besser wol von *hano*, gen. *henin*) verworfen und dafür ‘hainberg’ behauptet, obwol die ältesten belege *Heninberc* usw. haben (1037, s. Förstemann II² 731; J. schreibt: *Hennenberg*). und diese contraction aus *hagan* findet J. nicht nur in dem namen *Hennegau* (nach ihm 779 *Haginao*, also richtig), sondern ‘die endung *henne, enne*’ taucht bereits auf in der *silva Argoenna*, *saltus Arguenna*[1] und dem *Baduhennae lucus* in Friesland (bei Tac.): warum nicht auch in der *silva Arduenna* bei Caes.? — *Hildburghausen* (1279 *Hilteburghusen*) darf nicht von *Hiltiburc* kommen; denn ‘dann müste es *Hiltiburg(is, in)hus* heifsen’. — *Meiningen* wird allen urkundlichen zeugnissen zum trotze (*Meiningen* 933 und sehr oft) auf ein *Mimininga* (8—9 jh.) und dies auf den personennamen *Mîmo* zurückgeführt. — *Mafsfeld* (*Oberm.* und *Unterm.*) ist ‘das feld, auf dem speise und mahlzeit, ahd. *maz*, gen. *mats* gehalten wird’; daneben wird auch die ableitung von *mâz* ‘maafs’ acceptiert; anderseits soll Untermafsfeld (837 *Mahesfeld* usw.) zu einem ahd. personennamen ‘*Maho* (*Macho*), starker gen. *Mahes*’ gehören. — endlich macht es J. gar nichts aus, die beiden glieder eines compositums zu vertauschen. gegen die erklärung *Wichmar* ‘berühmtes heiligtum’ hat er grammatisch nichts einzuwenden, und ‘*Hagenowe* ist nicht aue an einem heiligen hain, sondern ein umzäunter weiderasen in der aue’.

Mit den wenigen etymologien aus dem keltischen gerät J. trotz den besten vorsätzen in das geleise der schlimmsten Keltomanen. natürlich wird nie von urkeltischen oder altgallischen formen ausgegangen, sondern die form irgend eines modernen dialektes genügt als grundlage durchaus. aufser vielen fällen, wo einfach fremde erklärungen als möglich weitergegeben werden, handelt es sich hier um drei orte, die alle ein leidlich germanisches aussehen haben. zu *Dolmarsdorf* wird zuerst an ahd. *dola* (loch und höhle), mhd. *tol* (abzugsgraben), poln. *dol* (l. *dół* grube?), an *dolde*, *θόλος* und alles mögliche sonst erinnert; da der berg aber alte gräber aus der zeit von 1500—2000 v. Chr. enthält, wird keltische ableitung vorgezogen und zwar von breton. *daul*, *dol*, lat. *tabula* (viell. bret. *taul*, *taol* = **taballá*, Fick Vergl. wb. II 122?) und ir. *mor*, wäl. *mawr* grofs, also: der grofse tafel-

[1] Argonnerwald, germ. *Arguna*, s. Förstemann II² 110; das wort bedeutet einfach ‘wald’ und ist wol nur die keltische entsprechung von got. *fairguni*, die sonst als *arkunia* auftritt.

berg. 'aber der übergang von wäl. *mawr* in *mari* ist nicht nachzuweisen'; es sind also wol die urkeltischen formen aus den neuwälischen entstanden? denn urkelt. heifst das wort *mâros* (aao. s. 201). — *Gleichenwiesen*, älter *Glychen auf der wysen* 1316, enthält wäl. *clwg*, felsen. — bei *Jüchsen* endlich (760 *Gohhusa*, 827 *Juchisa* usw.) wird die etymologie in dubio gelassen. dagegen hat J. die würklich keltischen elemente, vor allem die wörter *lar* 'flur' und *apa*, nicht erkannt.

Bei den slavischen namen muss ich mich des urteils enthalten. doch fällt es hier noch mehr auf als im deutschen teil, dass J. geneigt ist, überall personennamen zu sehen, auch in den einfachsten appellativen. sollten würklich so viele der wendischen besiedler namen geführt haben wie herr Kraut, Aehre, Ahorn, Eiermann usw.? unmethodisch ist es auch, hier mit allen möglichen alten und neuen slav. sprachen zu operieren, anstatt zunächst die zu befragen, die jene besiedler redeten, die wendische, die doch noch fortlebt und lexikalisch gut bearbeitet ist; vgl. JGZwahr Niederlausitz-wendisch-deutsches handwörterbuch, Spremberg 1847; Pfuhl Lausitzisch-wendisches wörterbuch, Budissin 1866. gerade diese lexika sind im quellenverzeichnis nicht genannt; im text sind allerdings zuweilen wend. formen angeführt, die regel aber sind kirchenslavische und czechische. im allgemeinen scheinen die erklärungen hier durchsichtiger und überzeugender zu sein; doch werden uns auch hier wunderliche lautübergänge zugemutet, zb. *Geisitz* aus *chyška* 'hütte' oder *Jehmichen* (1414 *Jehnichin*, daneben *Gamig*) von *kamy* 'stein'; daneben zur auswahl von *jama* 'grube' und eine erklärung aus dem deutschen (*gdhi*+bach). ebenso werden *Jüdewein* und *Pippelsdorf* in beiden teilen behandelt. ich will nur noch bemerken, dass eine anzahl namen von entschieden undeutschem aussehen vielleicht eher zu den slavischen zu stellen wären, wenn ich auch keine sichern ableitungen vorschlagen kann: so *Crock* (1152 *Cracte*), *Graba* (wend. *grab* 'rotbuche'), *Käfslitz* (1158 *Chadisulze*), *Lauscha* (*łuža* 'sumpf'), *Mausendorf* (etwa *muž* 'mann'?), *Milz* (etwa nlw. *milki* neben *mělki* 'seicht, untief'? oder olw. *mjelč* 'stille'?), *Mogger* (1314 *Mocker*, *mokry* 'nass').

Natürlich enthält das buch neben dem vielen verkehrten auch manche richtige erklärung, manche richtige polemik gegen frühere erklärungen. aber alles nur zufällig, nicht als sicheres ergebnis einer soliden methode; einen fortschritt über Förstemann bedeutet es in keiner weise. und so muss ich bei aller anerkennung für den fleifs, den guten willen und die sehr schätzenswerten geographischen und historischen kenntnisse des verf. das buch der hauptsache nach als verfehlt bezeichnen; den forderungen, die man daran stellen muss und die J. selbst stellt, genügt es nicht.

Göttingen, 22 märz 1895. HEINR. MEYER.

LITTERATURNOTIZEN.

Beiträge zur kenntnis der deutschen Zigeuner von RICHARD PISCHEL. [abdruck aus der Festschrift zur zweihundertjährigen jubelfeier der universität Halle.] Halle a. S., Max Niemeyer, 1894. 50 ss. 4°. 2 m. — nur beiträge sind es, die Pischel, gegenwärtig einer der besten kenner der Zigeunersprache, hier aus dem reichen schatze seines wissens spendet, nachträge und berichtigungen im einzelnen zu dem, was wir seit Bischoff, Graffunder, Pott, vSowa ua. über die Zigeuner Deutschlands wissen. ist auch der zuwachs von neuem material nicht bedeutend, und könnte es beinahe scheinen, als stünde das resultat nicht im rechten verhältnis zu der imposanten gelehrsamkeit, die aufgeboten ist, so soll das unsern dank nicht schmälern, zumal da P. aus vollster beherschung des materials schreibt und seine aufstellungen mit gröster umsicht und akribie begründet, was auf einem so unsichern, meist von dilettanten bearbeiteten gebiete doppelt dankenswert ist. aufserdem ist ja auch hier gefahr im verzuge und daher jede gabe an sich willkommen. die neuern arbeiter auf dem gebiete der Zigeuner-philologie — ich nenne Miklosich, Wlislocki, Ješina, erzherzog Josef, Constantinescu, Kalina, vSowa — haben sich meist die Zigeuner Ungarns und der benachbarten länder zum vorwurf genommen, was bei dem reichern und reinern material, das diese gegenden liefern, nur natürlich ist. wohnen ja doch nach Ješina (Romáňi Čib. 3 aufl. Lz. 1886 s. 2) von sämtlichen Zigeunern Europas, die er auf ungefähr 600 000 schätzt, $^5/_6$ in Rumänien, Ungarn und der Türkei und nur $^1/_6$ in den andern ländern.

Ich fühle mich nicht berufen, hier den gewinn abzuschätzen, den die Zigeuner-philologie aus P.s schrift ziehen kann oder gar daran kritik zu üben; vielmehr beschränke ich mich auf eine kurze inhaltsangabe, aus der der leser dieses Anz. sehe, was er darin finden kann. zunächst wird gegenüber neuern zweifeln 1417 als jahr der ersten einwanderung der Zigeuner in Deutschland aufrecht erhalten (s. 5 f). da sie aus Böhmen kamen, so wären sie zuerst in Schlesien zu erwarten; doch haben wir die ersten nachrichten aus den Hansestädten. s. 6 ff bringt P. reiches, sittengeschichtlich interessantes material aus urkunden für das auftreten der Zigeuner in Schlesien von 1560—1727. überall machen sich die eindringlinge durch diebstahl, überfälle und gewalttaten verhasst und gefürchtet; überall geht die polizei mit drakonischer strenge gegen sie vor; aber die grausamste behandlung, ja wahre vernichtungskriege, vermögen sie weder auszurotten noch abzuschrecken. ebensowenig ist mit güte bei ihnen auszurichten. der bedeutendste versuch, sie durch freundliche fürsorge und belehrung zu ordentlichen christenmenschen zu machen, ist die vom 'Evangelischen missionshilfsverein in Naumburg und umgegend' gegründete colonie in Friedrichslohra, deren geschichte (von 1830—1837) ausführlich erzählt wird. anfangs

schien die anstalt dank der hingabe und besonnenheit ihres leiters WBlankenburg früchte zu tragen, besonders an den kindern, auf deren erziehung man sich bald beschränken muste; doch scheiterte sie endlich teils an dem übelwollen der einwohner und der katholischen pfarrer, an unverständigen eingriffen der behörden, teils und hauptsächlich an der unausrottbaren arbeitsscheu und lust zum vagabundieren, die bei den kindern, nachdem sie sich oft jahre lang gut geführt hatten, immer wider durchbrach. diese erfahrungen gemahnen lebhaft an AGarborgs roman 'Fred'.

Die wissenschaft verdankt jenem versuche die einzige grammatik der deutschen Zigeunersprache von Graffunder (Erfurt 1835), ferner einiges von Pott benutzte material und ein von Blankenburg zusammengestelltes wortverzeichnis, das Pott ebenfalls besafs, aber nicht benutzt hat. seitdem von P. erworben, gab es den anlass und den hauptbestandteil der vorliegenden veröffentlichung her. s. 19—23 enthält einen genauen abdruck, s. 23—47 einen sehr reichhaltigen commentar des glossars, das im ganzen 15 kleine sätze und 235 wörter enthält, darunter freilich nur 2—3 bisher unbekannte. unter den excursen gilt der gröste dem igel (s. 26—30), der alten nationaldelicatesse der Zigeuner, für die merkwürdigerweise ein einheimisches, gemeinsames wort fehlt: die verschiedenen benennungen (wol alle lehnworte) und zubereitungsarten werden besprochen, die verbreitung des igels in Indien untersucht und daraus ein (bei der unbestimmtheit und leichten übertragbarkeit solcher namen kaum zwingender) schluss auf die urheimat der Zigeuner im nordwesten von Indien hergeleitet, worauf auch andre indicien führen. andre mitteilungen beziehen sich auf den sonderbaren keuschheitsgürtel (s. 32 f), auf die geheimhaltung und den geheimgebrauch der Zigeunersprache (s. 41 f), auf die zahlen (s. 44—46), von denen nur 1—6. 10. 20. 100 altererbt, dagegen 7—9 und 30 aus dem griech. entlehnt sind.

Der germanist wird hauptsächlich nach lehnworten aus dem deutschen fragen; doch ist aus ihnen nicht viel zu lernen. da die Zigeuner überall unbedenklich wörter aus der sprache des volkes aufnehmen, unter dem sie gerade leben (s. 23) und diese blofs durch anhängung der zigeunerischen endung (masc. *-o*, fem. meist *-e*) verändern, so findet sich auch in Blankenburgs verzeichnis eine ganze anzahl deutscher wörter (s. 23): namen von tieren (*tuba* 'taube', *kalbo*, *katza* ua.), pflanzen (*linse, bohne, blumen*), esswaaren (*schmalzo*, *schmentana* 'schmand'), wohnungsteile und möbel (*kamari, stubo, kücho* ua.), kleidungsstücke (*roka*, *huba* 'haube', *überzugo* ua.), allerlei gerätschaften (*gablo, dellari, schachtlo* ua.), farben (*weiso* und *weis, bruno,* dazu *blauto* durch slav. vermittlung), verwantschaftsnamen (*gatto, gatti, mama*), dazu *winto*. auch *scherbo* 'shawl' ('schärpe') und *bema* 'guter groschen' (schles. 'behm') werden als deutschen ursprungs nachgewiesen. dazu mit zigeunerischer ableitung *wolackra* 'schaf' (zu 'wolle'),

kermaskri 'kehrbesen', *flisabasgri* 'spinnrad' (zu 'vliefs', s. s. 25), ferner das sonst bei deutschen Zigeunern vorkommende *stáchlèngro* oder *štachĕlèngero* 'igel' (Blankenburg: *iklo*). wol alle diese wörter sind auf die deutschen Zigeuner beschränkt; einen tiefergehnden einfluss wie etwa das persische oder griechische hat das deutsche auf die Zigeunersprache nicht ausgeübt; dazu fand die berührung zu spät statt. noch weniger können uns diese entlehnungen über unsre sprache lehren. von den angeführten wörtern könnte *bema* aus Schlesien stammen; dagegen sind *huba, tuba*, wol auch *dellari* augenscheinlich erst in Thüringen aufgenommen.

Göttingen, märz 1895. Heinr. Meyer.

Das mitteldeutsche in Ostpreufsen i (mit 1 karte) von Johann Stuhrmann. abhandlung zum 40 jahresberichte des kgl. gymnasiums zu Deutsch-Krone, 1895. 25 ss. 4°. — endlich einmal wider ein beitrag zur geographie der deutschen mdaa., wie er sein soll. rein empirisch werden die resultate persönlicher langjähriger beobachtungen und erkundigungen mitgeteilt, ohne gefährliche folgerungen, ohne verallgemeinerungen udgl., obwol bei dem bearbeiter eines so zuverlässigen und umfassenden materials diese gefahr begreiflicher erschienen wäre als bei dutzenden von localen mundartenforschern und dialektgeographen, die ihm vorangegangen. das gebiet des hochpreufsischen (vgl. Anz. xxi 261. xviii 308. Zs. 39, 260) wird genau ort für ort abgegrenzt: in vorzüglichster übereinstimmung mit den angaben in Wenkers Sprachatlas, den der verf. nur vom hörensagen kennt und von dem seine karte daher völlig unabhängig ist. die ganze nordgrenze des bezirks von Elbing bis ostwärts ins polnische hinein deckt sich mit der unsrigen ort für ort. mit dem unruhigen und zackigen verlauf unserer westgrenze, besonders im kreise Rosenberg, stimmen vortrefflich die angaben des verf.s s. 13f über unsicherheit des dialekts, mischung von hd. und nd. usw. wir sehen der versprochenen fortsetzung dieser ebenso gediegenen wie anspruchslos auftretenden studie, die auch auf die besiedlungsgeschichte ihres gebietes rücksicht nimmt, mit zuversichtlicher freude entgegen: ist doch die übereinstimmung ihrer ergebnisse mit denen des Sprachatlas ein weiterer schöner beweis auch für seine zuverlässigkeit.

Marburg i. H. Ferd. Wrede.

Albert Fécamp, Le poème de Gudrun, ses origines, sa formation et son histoire. thèse présentée à la faculté des lettres de Paris. Paris, EBouillon, 1892. xxxvii und 288 ss. — die anzeige dieses buches kommt etwas spät; aber dieses selbst war nach der angabe in der vorrede zum grösten teil schon 1883 fertig und es ist dem verf. nicht ganz gelungen, die bibliographisch sorgfältig nachgetragene spätere forschung völlig mit seinen früheren ergebnissen zu verschmelzen. F. fasst die bisherigen untersuchungen über gedicht und sage von Gudrun zusammen, meist mit einsichtigem, schliefslich aber doch allzu vorsichtigem urteil. völlig

recht wird man ihm geben, wenn er mancherlei mythologische ausschweifungen abweist; aber wie er (vorrede p. xxxvi) behaupten kann, dass Müllenhoffs kritik durch Kettners aufsatz in der Zs. f. d. phil. 23, 145—217 beseitigt worden, ist unverständlich. Kettner stellt die übereinstimmungen im ausdruck zwischen Nibelungen und Kudrun zusammen, ganz unbekümmert darum, ob der zusammenhang auch nur die möglichkeit einer entlehnung gestatte. K. 315, 3 *ez ensi daz mir gebreste alsô gar des mînen* soll entnommen sein aus Nib. 2284, 3 *ez ensi daz mir zebreste daz Nibelunges swert* (s. 164). s. 171 sagt er '*daz ich iu versmâhe durch mîn lîhtez künne* . . . ist jedesfalls veranlasst durch Rüdegers worte *Sone lât iu niht versmâhen mîn ellendes solt*' Nib. C 1620, 1. konnte der Kudrundichter das wort *versmâhen* nicht auch ohne vorgang des Nibelungenliedes gebrauchen? so ist auch der vergleich von K. 1011, 1. 2 mit Nib. 1046, 1. 2 ohne beweiskraft. sowol der reim *wâr* : *jâr* als die frist *vierdehalbez jâr* sind ganz formelhaft und haben in manchen andern, ganz fernliegenden quellen aufgezeigt werden können : mit diesem nachweis hat freilich Kettner ebensowenig wie mit anderen gegengründen sich irgendwie auseinander gesetzt. er hätte unterscheiden sollen zwischen den fällen, in denen allgemein epischer gebrauch vorliegt, und solchen, wo sicher oder doch wahrscheinlich entlehnung stattgefunden hat. auch Kettners annahme, dass der Kudrunbearbeiter das Nibelungenlied aufgeschlagen neben sich hatte und, von vorn herein gut orientiert, alles nötige leicht auffand, setzt eine allzu künstliche arbeitsweise des mittelalterlichen dichters voraus. immerhin, so unsicher auch Kettners grundlage ist, sein schlussergebnis weicht keineswegs völlig ab von dem der Müllenhoffschen kritik. er findet die meisten entlehnungen gerade in den strophen, welche nach Müllenhoff zusatzdichtungen sind, insbesondere in str. 1—203; vgl. auch s. 206 anm. 6. und so hat F. selbst manches von Müllenhoff einfach herübergenommen : s. 206 meint er, dass Kudrun mit schlägen nur bedroht, nicht gezüchtigt worden ist; dann müssen str. 1024. 1239 unecht sein. — in bezug auf die sage schliefst sich F. s. 203 einer vermutung von Widmann an, welche er s. 91 nur in einer gewissen beschränkung hatte gelten lassen : dass nämlich für das schicksal der gefangenen Kudrun die erlebnisse der kaiserin Adelheid vor ihrer vermählung mit Otto dem Grofsen zu grunde liegen möchten. es ist wol möglich, dass darüber auch deutsche volkslieder berichteten, die dem Kudrundichter noch bekannt waren. aber mit der zurückführung von sagenhaften zügen auf historische verhältnisse muss man sehr vorsichtig sein. möchte wol jemand den streitbaren mönch des Chronicon Novalicense (Walther), der Thidreksage (Heimi), des Rosengartens (Ilsan) und anderer quellen daraus ableiten, dass nach Giesebrecht III 1, 488 (1876) der burggraf Maginfred von Magdeburg erst in ein kloster getreten war, dann

aber 1080 aufs neue die waffen gegen Heinrich IV ergriff? die Gudrunsage dürfte, wie der ref. mehr und mehr geneigt ist zu glauben, aus der Schwanenrittersage hervorgegangen sein. vielleicht dass hier selbst der name des helden in den französischen quellen, *Helyas*, auf *Heluis* und dies auf *Hervis* = *Herwig* zurückweist. das bild der alten sage war gewis schattenhaft genug: zeichnung und farbe erhielt es erst durch die oft gegensätzlich ausgestaltende beziehung zur Hildensage, wie Scherer in der Litteraturgeschichte schön ausgeführt hat.

Strafsburg, mai 1895. E. MARTIN.

Grimmelshausens Dietwald und Amelinde. ein beitrag zur litteraturgeschichte des 17 jhs. von EDWARD STILGEBAUER, dr phil. Gera, GLeutzsch, 1893. 54 ss. 8°. 1,20 m. — St. untersucht den von der litterargeschichtlichen forschung bisher wenig beachteten roman 'Dietwald und Amelinde' von Grimmelshausen (Nürnberg 1670) auf seine quellen und vorbilder. die arbeit geht naturgemäfs von dem verzeichnis der quellenschriftsteller aus, das der dichter am anfang seines werkes selbst zusammengestellt hat. es sind samt und sonders gelehrte autoren, mittelalterliche chronisten und historiker, verfasser von politisch-geographischen handbüchern aus der zeit des humanismus. St. zählt alle ausgaben ihrer schriften vor 1670 auf und hebt sowol die von ihm benutzten wie die in der Karlsruher bibliothek vorhandenen ausgaben durch fetten oder gesperrten druck hervor: eine ziemlich unfruchtbare mühe! denn daraus, dass Grimmelshausen zur zeit, da er seinen roman schrieb, schon im jetzigen Baden weilte, und dass die Karlsruher bibliothek im laufe der jahre viele bücher aus den kloster- und privatbibliotheken der benachbarten orte in sich aufnahm, möchte ich noch nicht so zuversichtlich wie St. schliefsen, dass die jetzt in Karlsruhe befindlichen ausgaben vor allem grofse wahrscheinlichkeit für sich haben, die von Grimmelshausen benutzten zu sein. schliefst man aber einmal so, wozu dann die aufzählung auch der übrigen ausgaben? ganz sinnlos wird dies verfahren in einem bestimmten falle, bei der 'Historia Francorum' des Aimoin von Fleury. ausdrücklich und wol mit recht bezeichnet St. hier die (in Karlsruhe nicht vorhandene) ausg. Paris 1514 als diejenige, die dem dichter vorlag; gleichwol gibt er auch noch fünf andre drucke desselben werkes an und forscht selbst hier nach der herkunft der exemplare, die die Karlsruher bibliothek von einigen dieser doch gewis von Gr. nicht benutzten ausgaben besitzt.

Eine genaue inhaltsübersicht von 'Dietwald und Amelinde' (ausführlicher und klarer als bei Bobertag Geschichte des romans II 2, 40—47) ergibt aber, dass der dichter aus diesen von ihm selbst genannten quellen äufserlich nur etwa die hälfte seines werkes schöpfte, die historische umrahmung der eigentlichen liebes- und leidensgeschichte, die er auf dem titelblatte versprach. von der letztern fand er in den historischen quellen kein wort,

nicht einmal die namen seiner helden. vielmehr entnahm er diesen, also den specifisch novellistischen teil der erzählung, wie schon Tittmann gesehen hat, einem meisterliede 'Von dem grafen von Safoi'. den so gewonnenen grundstock des romans suchte er an die fränkisch-burgundisch-gotische geschichte des 5 jhs. anzuknüpfen, was freilich ohne verschiebungen der chronologie und sonstige freiheiten in der behandlung historischer personen, verhältnisse und begebenheiten nicht angieng. aufserdem entlehnte er aus der geschichte von der schönen Magelone und andern volksbüchern, ebenso aus der von Martinus Montanus übersetzten novelle des Boccaccio von Tedaldo und Ermilina, der er vermutlich auch die namen seiner titelhelden nachbildete, eine anzahl von einzelzügen und lieblingsmotiven der volksmäfsigen litteratur (turnierkämpfe, verteidigung gegen angriffe durch scharen von mördern, entführung auf einem schiffe, auftreten von einsiedlern, krankheit infolge von heimlicher liebe, angriffe auf die keuschheit einer frau, ringe als widererkennungszeichen udgl.) und schmückte dadurch erweiternd und stellenweise auch vertiefend den aus dem meisterlied überkommenen stoff aus.

Den nachweis dieser quellen und vorbilder führt St. erschöpfend und in der hauptsache überzeugend. im einzelnen geht er hie und da vielleicht zu weit, so wenn er s. 42 in der bezeichnung Dietrichs von Bern als schwiegervater Chlodwigs eine reminiscenz Gr.s an die alte reckengestalt Dietrichs in der heldensage erblickt. hier liegt vielmehr gewis nur ein übersetzungsfehler des im lateinischen nicht ganz sattelfesten dichters vor. Gr. fand bei Rhenanus den Dietrich '*gener Ludovichi*' genannt und verwechselte die bedeutung von *gener* und *socer*.

Auffallend erscheint es, dass St. die gleichzeitigen gelehrten romane der deutschen wie der ausländischen litteratur so wenig in seine untersuchung hereinzieht. er verweist mit recht nachdrücklich auf die deutsche übersetzung der 'Stratonica' des Assarino (1663), gelegentlich auch auf Zesens 'Adriatische Rosemund', nicht aber auf die werke von Bucholtz, auf herzog Anton Ulrichs 'Aramena', die doch schon vor Grimmelshausen 'den ersten schritt zu einem historischen roman im modernen sinn des wortes' taten (s. 31), auch nicht auf die übrigen, meist aus fremden sprachen übersetzten erzählungen ähnlicher art, die vor 1670 bei uns auftauchten. statt mit ihnen, vergleicht St. 'Dietwald und Amelinde' in der behandlung des historischen nur mit Hagelganfs 'Arminius' (1640). eine weitere ausdehnung der untersuchung wäre hier unbedingt zu wünschen; die jetzt schon verdienstliche und erspriefsliche studie würde dadurch zweifellos bedeutsam bereichert werden. die äufserliche ähnlichkeit übrigens, die St. zwischen den beiden werken von Grimmelshausen und Hagelganfs festzustellen sucht, besteht zum teil nur in seiner phantasie. so stimmen zb. die titelblätter beider werke keineswegs auffallend

überein, wie er meint (s. 6). gemeinsam ist beiden nur die doch auch sonst nicht ungewöhnliche voranstellung des genitivs: 'Dietwalds und Amelinden anmutige liebs- und leidsbeschreibung' und 'Des teuren fürsten und beschirmers teutscher freiheit Arminii glorwürdige taten'; ferner sind beide bücher zu Nürnberg, aber bei verschiedenen verlegern erschienen. in allem übrigen sind beide titelblätter ganz ungleich.

München, 23 märz 1895. FRANZ MUNCKER.

Lucianstudien von dr JOHANNES RENTSCH, gymnasialoberlehrer. wissenschaftliche beilage zu dem programme des königlichen gymnasiums zu Plauen i. V., ostern 1895. Plauen i. V., MWieprecht, 1895. 44 ss. 4°. — Rentsch legt unter dem titel Lucianstudien zwei angenehm geschriebene essays vor, denen drei weitere folgen sollen. der erste vergleicht Lucian und Voltaire. R. geht von der ansicht aus, die ähnlichkeit der zeitalter habe ähnliche schriftsteller hervorgerufen, gibt charakteristiken beider personen, kennzeichnet ihre stellung zu religion und aberglauben, zur philosophie und zu den socialen verhältnissen, sowie ihre humanen tendenzen und ihr geschichtliches interesse. er betrachtet auch die ähnlichkeit der formen ihrer schriftstellerei: die neigung zu dialogischer einkleidung, zum märchenartigen, und manche stilistische eigenheit, worin die verwantschaft um so auffallender erscheint, als bei Voltaire eine andauernde beschäftigung mit Lucian nicht vorauszusetzen ist. neben den ähnlichkeiten kommen aber beim vergleiche auch verschiedenheiten der ziele und manieren heraus, und auch sie hat R. gut gezeigt.

Der zweite essay s. 15ff verfolgt das totengespräch von Homer bis in die gegenwart, verweilt am längsten bei Lucian und streift dann durch die modernen litteraturen, wobei natürlich erschöpfende vollständigkeit nicht beabsichtigt sein kann. R. sucht diese form von satire stets in verbindung zu setzen mit den anforderungen der zeitlage und stellt eine entwicklungsreihe her, indem er personen und erscheinungen auf grund von charakteristiken zusammenordnet. auch die an Faſsmann sich anschlieſsende historisch-politische litteratur von totengesprächen hat er in gruppen zu scheiden unternommen. er bemerkt s. 34, dass während des 7jährigen krieges eine art nachblüte des historischen totengesprächs sich zeige und führt in der anm. 44 einige werke an. dazu gehört auch eine aus einzelgesprächen mit der datierung 'Frankfurth und Leipzig 1757 ff' zusammengefügte sammlung: 'Die geschichte des jetzigen kriegs zu unpartheyischer erkenntnis seines anfangs und fortgangs in gesprächen im reiche der todten vorgestellt .... nebst einer vorrede von dem gebrauche und der absicht dieses buchs'. der verlagsort ist am titel des mir vorliegenden exemplars gröstenteils abgerissen, wird aber: Frankfurth und Leipzig und wol auch: Raspische buchhandlung in Nürnberg 1758 zu ergänzen sein. ich rede von dieser sammlung, weil

sie eine fortlaufende erzählung der kriegsgeschichte zu ersetzen beabsichtigt und der mir unbekannte verf. sich über die gesprächsform auslässt. im vorwort zum 1 gespräch von 1757 heifst es: die art, eine sache in gesprächen abzuhandeln, sei nicht mehr nach dem geschmacke der welt. hierfür möchte der verf. in der vorrede zum gesamtwerke, von dem ich 4 bis 1762 reichende quartbände kenne, das aber auf 5 bände angelegt war, hauptsächlich den fehlerreichen und geschmacklosen Fafsmann verantwortlich machen: '*man verfiel darauf,* sagt er, *dass diese schreibart widersinnig und unnatürlich wäre, und verabscheuete sie überhaupts, sowohl, weil sie Fafsmann geschrieben hatte, als auch, weil man sahe, dass sich die historie der vergangenen zeit schicklicher in einer gesetzten fortlaufenden schreibart vortragen liefse. würde ein author über diese arbeit gekommen seyn, der einen reichern und besser eingerichteten vorrath von hülfsmitteln gehabt hätte: so würde sich der geschmack der welt noch nicht verlohren haben. da man aber einmal die gespräche im reiche der todten verworfen; so ist der name davon, den ein buch trägt, bey den mehrsten schon verächtlich, und man lässt es liegen, ohne es prüfen zu wollen. die büchermode hat ihre schicksale. man siehet solche gespräche als eine alte tracht an, die sich bey der art des heutigen putzes nicht sehen lassen soll; und doch bewundert man noch des Lucians und des Fontenelle gespräche im reiche der todten, als werke vom besten geschmack, die ebenfalls eine historie in sich enthalten. es ist wahr, der endzweck derselben ist, den gemüthscharacter der redenden, oder eine von ihnen ehemals behauptete meynung daraus zu erklären, oder das lächerliche in ihren lebensumständen zu zeigen. mithin wird eigentlich dadurch keine allgemeine historie in einem zusammenhang vorgestellet, sondern es sind solche gespräche mehrenteils nur saillies d'esprit. wie kan ich aber die urtheile über eine sache, die verschieden sind, und die art, wie einerley sache auf zweyerley weise betrachtet wird, besser darlegen, als wenn ich in einem gespräche zween reden, und jeden seine meynung verfechten lasse? ..... dass man lieber todte und nicht lebendige personen reden lässet, hat seinen guten grund*'. aufser dem handwerksvorteil, dass der tote sich beim verf. über unrichtige unterschiebungen nicht beschweren könne, komme in betracht, dass der tote über allen zwang hinaus sei und also freier reden könne als jeder lebende. '*dass die todten miteinander reden, ist eine erdichtung zu einer einrichtung einer guten methode. sie hat doch mehrern grund in der mythologie und dem wahrscheinlichen, als die art der gespräche zwischen leblosen geschöpfen.*' so also sucht der verf. zu verteidigen, dass er gegen die geschmacksrichtung ankämpft; von besonderem werte scheint mir dabei die berufung auf die beliebtheit Lucians und Fontenelles. — gegen ende des essays wird R. etwas eilig; es ist doch nicht persönliche vorliebe, wenn ich meine, Wieland, den Goethe

einen wahrhaften geistesverwanten Lucians genannt hat, sollte nicht knapper behandelt sein als zb. JECSchlegel; auch kommen aufser den allein erwähnten Gesprächen im Elysium noch die Lustreise im Elysium und wol auch das zweite der Göttergespräche in betracht. — die ganze übersicht ist geschickt angestellt und gibt frische beobachtungen. manche urteile halte ich freilich nicht für zutreffend, so zb. das, die litterarische technik sei im 17 jh. verroht. am wenigsten glücklich scheint mir der schluss geraten zu sein, der versuch, zu begründen, warum in neuerer zeit das totengespräch fast nicht mehr gepflegt werde.

Graz, october 1895. B. Seuffert.

Kleine mitteilungen.

Zwei briefe der brüder Grimm an Frommann. *die folgenden beiden briefe, welche ich vor einiger zeit aus catalog* x *nr* 97. 98 *der antiquarbuchhandlung GHess & cie zu München erwarb — vorher haben sie die nrn* 213 *und* 214 *einer autographensammlung gebildet —, beweisen, dass Frommann die an ihn gerichteten schreiben der brüder Grimm nicht mehr lückenlos besafs, als er sie FPfeiffer zur publication in der Germania* (12, 118*ff*. 370*ff*) *überliefs. offenbar hatte er damals das eine oder andere bereits an liebhaber verschenkt: denn hr gymnasialprof. dr KFrommann in Nürnberg bestätigt mir, dass seit dem tode seines vaters kein stück aus dessen bibliothek oder correspondenz veräufsert worden sei.* St.

Cassel 29 august 1839.

Sie können sich denken, mein lieber freund, in welchen weitläuftigen briefwechsel mich das unternommne wb., bei meinen übrigen arbeiten, verflicht und warum ich erst heute dazu gelange, auf Ihren brief vom 15 jul. zu antworten und Ihnen den empfang Ihrer ersten sendung von auszügen anzuzeigen. ich wollte sie auch erst näher betrachten und mit Klopstock selbst vergleichen. So viel ich es gethan habe, finde ich, dafs Sie durchaus zweckmäfsig verfahren sind; das beseitigen einzelner ausdrücke wird bei der redaction viel leichter werden, als es sein würde nachzuholen. Freilich bei Wieland, an den ich nunmehr Ihre kräfte zu setzen bitte, wird es weit mehr zu excerpieren geben, als bei Klopst., welcher zu selbstgenügend war, um unsrer sprache vollkommen mächtig zu sein. Mir ist ein tüchtiges simplex, alter art, mehr werth als zehn neugebackner composita. Auch achten Sie bei Wieland vorzüglich auf redensarten und syntactische wendungen.

Im äufseren wünsche ich noch die kleine verbesserung, dafs oben am blättchen erst das gemeinte wort hingeschrieben, und dann die phrase worin es steht, mitgetheilt wird. es erleichtert die ordnung.

Sollten Ihnen sämtliche Wielandina zu viel sein, so überschlagen Sie, bis zu welchem bande Sie vorzuschreiten denken; damit ich mich wegen der übrigen sonst bei zeiten vorsehe.

Wir zählen bereits einige 50 mitarbeiter; umsomehr spornen wir alle an, damit keine bedeutende quelle zurückbleibe

(*s.* 2) Den überbringer Ihres pakets, herrn Albrecht habe ich nicht zu gesicht bekommen. als ich abends vom spaziergang heimkehrte hiefs es, er sei dagewesen. Den andern morgen sandte ich in allen gasthäusern nach ihm herum und vernahm, er sei bereits wieder fort.

Mein bruder hat Ihnen eben geschrieben bei übersendung seines niederrh. Wernhers [1] (durch buchhändlergelegenheit.) Der druck meiner weisthümer rückt rasch vor, langsamer als ich wünsche der der grammatik, die wie ich hoffe aus dieser neuen umschmelzung ihren vortheil ziehen soll.

Haupts Erec wird bald ausgedruckt sein; dann gibt er Rudolfs neu aufgefundnen Gerhart. Fügt Vilmar dessen weltchronik hinzu, so wird der dichter besser zu ehren gebracht werden, als durch Roths abenteuerliche behauptung, dafs er die Nib. abgefafst.

Säumen Sie nicht den von Bergmann in Wien herausgegebnen Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenære [2] zu lesen, ein sehr tüchtiges werk, das uns auch in so mittelmäfsiger ausgabe willkommen ist.

In Ph. Blommaerts oudvlaemsche gedichten Gent 1838 steht auch ein troj. krieg [3], der Sie interessieren mufs.

ich lasse noch zwei andere büchlein d r u c k e n [4], die mir doch zu schaffen machen.

Sein Sie bestens gegrüfst
Jac. Grimm.

adresse s. 4: Herrn Dr. Ge. Carl Frommann
Wolgeb.
fr. Coburg.

mit den poststempeln Cassel 29. 8 *und* Coburg 1 Sep. 1839.

Hochgeschätzter freund,

nur mit ein paar worten will ich Ihnen den empfang von dem neusten heft Ihrer zeitschrift anzeigen und Ihnen dafür meinen dank sagen. ich sehe mit vergnügen dafs sie auf guter bahn fortschreitet.

Ich freue mich auf den Münchner Freidank [5] umsomehr als ich dann alle hss. beisammen habe und hoffen kann abzuschliefsen, wiewol durch das wörterb. meine zeit allzusehr in anspruch genommen wird. in dem neusten band von Haupts zeitschrift lasse ich die Marienlieder der hanöv. hs., die noch in das 12te jh. gehören, abdrucken; sie sind für die altniederrheinische sprache von wichtigkeit. als gegengeschenk werde ich Ihnen nächstens eine academ. schrift zusenden.

Mit den freundschaftlichsten grüfsen
der Ihrige
Wilhelm Grimm.

Berlin 28^{n} März 1855.

Zu Tacitus Germ. cap. 28 (Zs. 38, 22 ff. Anz. xx 207). sowol Möller als Wölfflin ist entgangen, dass die conjectur *Helvetii ⟨citeriora⟩, ulteriora Boii* bereits am rande des cod. Roman. Vatic. Urb. 655 steht (Mafsmann Germ. s. 16). sollen wir aber, Mafs-

[1] *abdruck dieses briefes Germ.* 12, 370 *nr* 2. [2] *Wiener jbb.* 85. [3] *von Dieregodgaf.* [4] *Sendschreiben und Andreas.* [5] *Germ.* 12, 372. 373.

manns schlussweise folgend, aus dem *citeriora* nun auch entnehmen, dass Möller und Wölfflin Italiener sind? Max Roediger.

Rote erde. die bezeichnung Westfalens als 'rote erde' hat mehrere deutungen erfahren. während die einen sie von der farbe des bodens herleiteten, die stellenweise eine rötliche sei, dachten andere an 'rauhe', noch andere an 'gerodete' erde. als sicher ist bisher keine deutung anerkannt worden. es ist nun klar und allseitig zugegeben, dass die benennung mit dem vehmgericht zusammenhängt, welches nur auf 'roter erde' stattfinden sollte. dass die vehme ursprünglich nur das altheimische gericht im gegensatze zu dem fremden war, wird jetzt wol allgemein anerkannt. das altdeutsche gericht aber wurde vielfach an gerodeten stellen im walde abgehalten. wahrscheinlich waren dabei rein praktische gründe mafsgebend; einmal war dort die beste akustik, und dann liefsen sich auch die reitpferde bequem in der nähe anbinden. in der Vita Lebuini wird die stätte an der Weser, an der die sächsische landsgemeinde tagte, 'Marklo' genannt. der name deutet darauf hin, dass wir es hier mit einer derartigen rodung im markenwalde zu tun haben, ebenso wie beim Laerbrok, auf dem seit den ältesten bis in die neuere zeit der münsterische landtag stattfand, und der seinen alten charakter bis in die gegenwart unversehrt erhalten hat. dass derartige plätze 'rote erde' hiefsen, sehen wir aus den Lammspringer glossen (Gallée As. denkm. 216), die '*in saltu*' mit '*an theru rother stidiu*' widergeben und damit das letzte bedenken gegen diese deutung beseitigen. Fr. Jostes.

Ein zeugnis für die deutsche heldensage. ein Marienlied des 16 jhs. mit dem titel 'Kampf vnd arbeit vmb Maria', das in Phil. Wackernagels Kirchenlied II nr 1307 abgedruckt ist, enthält eine anspielung auf den helden Siegfried, die auch in der 2 und 3 aufl. von JGrimms heldensage keine erwähnung gefunden hat:

2, 9 Die mir ewigef leid verdrib,
der ich mich gancz zw aigen gib,
wol durch ir krafft ein rifen ich trawt fellen
3 Vnd wer er hürnen alf fewfrit:
wan mir ir krafft wolt wanen mit,
ich wolt mit allen meifterfingern kempffen.

Aachen. E. Teichmann.

Berichtigung. o. s. 191 z. 14 v. o. l. '**zweisilbige form**' st. '**kürzere form**'.

Am 28 april starb zu Berlin im 62 lebensjahre Heinrich von Treitschke, ein meister deutscher sprache, ein grofser geschichtsschreiber, dem politische geschichte und geistiges leben nie sich trennten und der die entwicklung der deutschen litteratur des 19 jhs. tiefer erfasst, schärfer charakterisiert hat als irgend ein litterarhistoriker.

In Marburg habilitierte sich dr Franz Nik. Finck für vergleichende sprachwissenschaft.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.